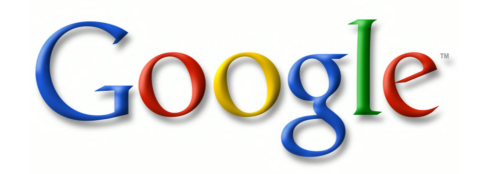
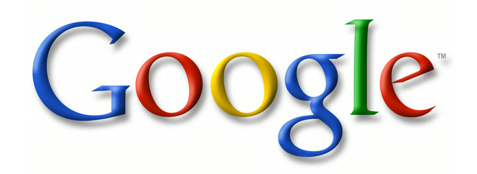







STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES









Lebenserinnerungen

von

Ludwig Meyer von Knonau

1769—1841

Herausgegeben

von

Gerold Meyer von Knonau

Frauenfeld
Verlag von J. Huber
1883



Lebenserinnerungen

von

Ludwig Meyer von Knonau

1769—1841.



Herausgegeben

von

Gerold Meyer von Knonau.

Frauenfeld,
Verlag von J. Huber.
1883



Zu den erwünschtesten kleineren Arbeiten, welche der Herausgeber dieser „Lebenserinnerungen“ im Laufe der letzten Jahre ausführte, zählte für ihn die für die Neujahrsblätter zum Besten des Waisenhauses auf die Jahre 1875 und 1876 im Auftrage der oben genannten Gesellschaft übernommene Erzählung: „Aus einer zürcherischen Familienchronik.“

Die Darstellung wurde damals, weil die dort in das Auge gefaßte Aufgabe es gebot, mit dem Jahre 1798 abgebrochen; aber schon zu jener Zeit war es meine bestimmte Absicht, gewissermaßen als Fortsetzung jener Schilderung, das der Veröffentlichung harrende letzte Werk meines 1841 gestorbenen Großvaters, das er selbst sichtlich für weitere Kreise bestimmt hatte, eben diese hier gebotene Autobiographie, nicht mehr zu lange zurückzuhalten.

Bekanntlich hat schon mein 1858 verstorbener Vater die Anfänge der Lebenserinnerungen im „Zürcher Taschenbuch“ für das Jahr 1858 mitgetheilt, und nachher, 1859 und 1862, erschienen weitere die Schilderung bis zum Jahre 1800 führende Abschnitte. Damit wurde die Veröffentlichung abgebrochen. Die abgedruckten Stücke fanden Theilnahme in Zürich und außerhalb unserer Mauern. Ein so urtheilsfähiger Leser z. B., wie Johann Friedrich Böhmer gewesen ist, schrieb an meinen Vater über die Jugendgeschichte: „Das ehrwürdige Bild Ihres seligen Herrn Vaters, der mich auf Ihre Vermittlung mehrmals so freundlich

empfangen hat, steht unauslöschlich in meiner Erin
hat denn dieses Stück seiner Lebensschilderung mi
durch sich selbst, sondern auch aus persönlichen Bezie
Lebhafteste angesprochen. Ich finde Inhalt wie Dars
anziehend und anmuthig, begreife daher vollkommen
Theilnahme, mit der diese Gabe aufgenommen worde
das Wohlwollen, das überall zwischen den Zeilen
Vertrauen erweckt, so versetzt die damit verbundene H
Leser auch noch in gute Laune und findet sich diese
Herrn zuletzt wahrhaft verpflichtet."

Aber jene Veröffentlichung war doch noch keine
gewesen. Da und dort wird eine aufmerksame Verg
Textes der Taschenbücher mit dem hier vorliegenden B
daß die Söhne einzelne Worte, Sätze, auch Abschnitt
welche nun nach abermals mehr als zwanzig Jahre
ruhig nachholen kann. Doch überhaupt steht ja jetzt,
Buche genannten Personen — bis auf eine einzige —
am Leben sind, wo an vielen Orten auch schon
Generation abgetreten ist, kein Bedenken einer vollstän
legung, auch der Darstellung der näher liegenden Zeiten
Auch ein solches Ereigniß, wie der 6. September
ist den jetzt Lebenden, mögen auch die Aelteren in ihr
Jahren selbst noch jene Dinge mitangesehen haben, ei
Factum, welches zumal eine so leidenschaftslose Würd
sie hier geboten wird, wohl aushält.

Erst in den Dreißigerjahren, hauptsächlich nach
aus dem Staatsdienste zurückgezogen, also kurz vor se
hat mein Großvater diese Erzählung seines Lebens abg

des Augenlichtes fast ganz verlustig gewordene Greis war dabei von seinem außerordentlich glücklichen Gedächtnisse unterstützt, so daß er sich an Personen und Erlebnisse noch nach Jahrzehnten in treuester, sicherster Weise erinnern konnte. Wie sehr er dabei stets von Neuem hinzufügte, abänderte, zeigt ein Blick auf die Blätter der nach dem Dictate angefertigten Handschrift, und daß er bis unmittelbar vor dem Tode mit diesen Dingen sich beschäftigte, beweist eine Eintragung von der Hand der älteren Schwiegertochter. Meine Mutter schrieb zu einer nun auch hier im Abdrucke ausgelassenen etwas schärferen Aeußerung des hier auf S. 193 abgedruckten Zusammenhanges: „Diese Phrase ließ der liebe Vater streichen, am Freitag den 17. September 1841“ (also am vierten Tage vor seinem Tode).

Daß ich im Jahre 1883 diese Autobiographie weiteren Kreisen zugänglich mache, hat seinen Grund in dem gleichen Umstande, um dessen willen ich der „Gelehrten Gesellschaft“ dieses Buch darbringen will.

Wir feiern in diesem Jahre das fünfzigjährige Bestehen einer der Schöpfungen der fruchtreichen Jahre, in denen auch mein Großvater noch auf dem Boden des öffentlichen Lebens wirkte. Allerdings hatte er damals schon, weil in höheren Jahren stehend, seine Wirksamkeit etwas eingeschränkt und gehörte insbesondere nicht mehr dem Erziehungsrathe an, in welchem er in früheren Jahren eifrig gearbeitet hatte, wenn auch, zu seinem eigenen großen Bedauern, bei den vor 1830 unüberwindlichen Hindernissen, ohne großen Erfolg. So zählte er nach der Veränderung von 1830 nicht unmittelbar zu jenen Kreisen, welche 1833 die zürcherische Hochschule in das Leben riefen. Aber bei seiner ganzen Denkungsart

freute er sich dieser Verjüngung und Erweiterung
zürcherischen Lehranstalt, und es war wohl verdient, d
nach drei Jahren die philosophische Facultät die Ausz
Ehren=Promotion entgegenbrachte.

Andererseits aber hatte die „Gesellschaft auf der
stube", als deren Fortsetzung die „zum Besten des W
wirkende Gesellschaft nach den Umgestaltungen der D
eintrat, zu der älteren Form der höchsten zürcheris
anstalten die allerengste Beziehung gehabt. Allerdings
wie dies ja auch aus Andeutungen dieser Lebenserinnerun
geht, die Neugestaltung, wie sie vor fünfzig Jahren ge
Vorgängern der jetzigen „Gelehrten Gesellschaft" vielfach
und unbequem. Um so mehr darf sich die in das g
der „Gesellschaft auf der Chorherrenstube" eingetretene
wie dieselbe jetzt sich unmittelbar oder mittelbar an d
jährigen Feier betheiligt, dessen rühmen, daß sie einer
von der Art, wie sie hier noch auf S. 201 an je
Gliederung zu tadeln war, gänzlich ledig geworden sei.
doch jetzt an ihrer Spitze den verehrten Mann, dessen
die Ausarbeitung der Geschichte der fünfzig ersten Jahre
samkeit der Zürcher Hochschule übertragen worden ist,
größere Zahl von Lehrern der Universität zählt zu
gehörigen. Frohen Muthes, in wahrer Theilnahme
Mitglieder auf diese Gedächtnißtage von 1883.

So glaubte ich diesem Kreise, in welchem ich scho
der Abfassung meiner Neujahrsblätter die Aufforderung,
vorliegende Buch später zu veröffentlichen, vernahm,
widmen zu sollen. Und wenn vor bald zweiundvierzi

gleich nach dem Tode von Ludwig Meyer von Knonau, öffentlich gesagt wurde: „Des Sterbenden Geist blieb klar, immer und schmerzlich mit dem theuren Vaterlande beschäftigt. Bleibt nur dieses bestehen; es wird ihn niemals vergessen" —, so mag seines Namens in diesen Zeiten öfterer dankbarer Jubelerinnerungen auch gedacht sein.

In den Tagen vor der Feier der fünfzigjährigen Wirksamkeit der zürcherischen Hochschule, 1883.

G. Meyer von Knonau.

Inhaltsübersicht.



Zu den erwünschtesten kleineren Arbeiten, welche der Herausgeber dieser „Lebenserinnerungen“ im Laufe der letzten Jahre ausführte, zählte für ihn die für die Neujahrsblätter zum Besten des Waisenhauses auf die Jahre 1875 und 1876 im Auftrage der oben genannten Gesellschaft übernommene Erzählung: „Aus einer zürcherischen Familienchronik.“

Die Darstellung wurde damals, weil die dort in das Auge gefaßte Aufgabe es gebot, mit dem Jahre 1798 abgebrochen; aber schon zu jener Zeit war es meine bestimmte Absicht, gewissermaßen als Fortsetzung jener Schilderung, das der Veröffentlichung harrende letzte Werk meines 1841 gestorbenen Großvaters, das er selbst sichtlich für weitere Kreise bestimmt hatte, eben diese hier gebotene Autobiographie, nicht mehr zu lange zurückzuhalten.

Bekanntlich hat schon mein 1858 verstorbener Vater die Anfänge der Lebenserinnerungen im „Zürcher Taschenbuch“ für das Jahr 1858 mitgetheilt, und nachher, 1859 und 1862, erschienen weitere die Schilderung bis zum Jahre 1800 führende Abschnitte. Damit wurde die Veröffentlichung abgebrochen. Die abgedruckten Stücke fanden Theilnahme in Zürich und außerhalb unserer Mauern. Ein so urtheilsfähiger Leser z. B., wie Johann Friedrich Böhmer gewesen ist, schrieb an meinen Vater über die Jugendgeschichte: „Das ehrwürdige Bild Ihres seligen Herrn Vaters, der mich auf Ihre Vermittlung mehrmals so freundlich

als ein Familiensitz betrachtet, so daß im Jahr 167
Besitzer, nachdem er einige Verbesserungen in den
genommen hatte, in dem treuherzigen Geiste der Zeit in
buch schrieb: „Gott erhalte selbigen Nachkommende l
daß Sy diesere Behausung noch weiters und bis an de
ererben und besitzen könnend". — Auch hier dachte der M
Höherer lenkte. Denn als 1775 der jüngere Zweig unserer
auf wenigen Gliedern beruhenden Familie mit meiner
Junker Rathsherr im Meyershof — so nannte man ih
erlosch, fielen diese Gebäude, von denen schon früher
Andere vererbt worden war, auf zahlreiche entfernte
Dieser letzte Repräsentant seiner Linie hatte ein ansehn
trat nach der Weise seiner Zeit und als Rathsherr feierl
Gattin, eine geistreiche Frau, die frühe starb, war
meines väterlichen Großvaters gewesen, und es ist diese G
die innerhalb unserer Familie war geschlossen worden.

Uebersiedelung in das landvögtliche Schloß Eglisau.

Im Frühling 1771 trat mein Vater, Kaspar Meye
die sechsjährige Verwaltung der Landvogtei Eglisau a
nun abgetragenen Schlosse, das am linken Rheinufer
Brücke erhob, aus verschiedenen, mit einander verbund
und einem uralten, aus Tufstein erbauten, schwarzen,
aussehenden Thurme bestand, richteten sich meine ersten,
sein verbundenen Blicke auf die belebte und leblose
könnte ich den Riß der durch eine schöne Wendel- u
Treppen, die von einander unabhängig waren, verbu
Theile genau entwerfen. Lebhaft schweben der grüne
das gegenüberliegende Städtchen, das auf der linken S
waldig aus dem Flusse emporsteigende, und zur Rechten
aber zu niedrigen Bergen sich emporhebende Ufer, ferner
der hohe Irchel, abwärts der Kaltwangen, welche bei
Aussicht begrenzen, auf eine anziehende Weise mir vo
noch bleibenden Eindruck machten auf mich die Wirkungen
von 1771 und die daraus hervorgegangenen Scenen, w
einer Dämmerung, noch kenntliche Bilder übrig sind: vo

Menschen, noch mehr aber von Kindern, die man speiste, von Austheilungen, von Erzählungen, daß ältere Personen, vornehmlich aber Kinder, Kleien gegessen, daß sie halb und ganz faule Aepfel aus den Bütten heraus geholt haben, in denen die Landleute Nahrung für die Schweine aufbehalten. Gleich Schatten schweben mir noch ausgehungerte Gesichter aus einem Besuche zu Hüntwangen und Wasterkingen vor. Diese Dörfer, welche damals zu den ärmlichsten des Kantons gehörten, haben sich seither gleich den übrigen des sogeheißenen Rafzer-Feldes durch den Anbau von Klee und Kartoffeln sehr gehoben. Durch den Kleebau wurde die vormals sehr schwache Viehzucht verbessert und gekräftigt, durch den Anbau der Kartoffeln ein reichliches Nahrungsmittel gewonnen, so daß diese Gegend die große Theurung von 1817 kaum verspürte und den inneren Theilen des Kantons Nahrungsmittel zuführen konnte.

Das erste Ereigniß, dessen ich mich deutlich entsinne, ist der Tod eines Brüderchens, das im April 1772 starb. Ich erinnere mich seines Hinscheidens und aus welcher Stelle des Zimmers ich demselben aufmerksam zusah; aber nun schließt sich dieses Bild unmittelbar an dasjenige des Leichenbegängnisses, so daß es mir vorkömmt, ich sei sogleich in den Vorsaal getreten, um das letztere zu betrachten. Solche Wahrnehmungen zeigen, wie vorsichtig man in der Beurtheilung älterer Erinnerungen, insbesondere solcher sein muß, die in die frühere Kindheit fallen. — Ein anderes Ereigniß, das im nachfolgenden Spätjahre sich zutrug, machte auf mich einen so tiefen, auf meine ganze Lebenszeit wirkenden Eindruck, daß ich seiner umständlich gedenken muß. An einem dunkeln Winterabend, als meine Eltern beisammen saßen, mein Vater las, meine Mutter strickte, und ich an ihrer Seite ein Bilderbuch beschaute, stürzte eine der Hausmägde in das Zimmer mit den Worten: „Draußen im Hofe ist ein alter Herr, der einen bloßen Degen unter dem Arme trägt. Er hat sein Pferd vor dem Schloßthor angebunden, und frägt nach dem Landvogte". Kaum hatte sie dies ausgesprochen, als der Angekündigte in das Zimmer trat. Noch sehe ich den mir damals sehr alt scheinenden Mann in einem grauen Rocke, mit großen Stiefeln und Stiefelmanschetten, die weit über die Knie hinaufreichten; vor allem aus überraschte mich der bloße Degen. Sogleich stand mein Vater auf, bewillkommte den Eingetretenen als Junker Landvogt, stellte ihm einen Stuhl hin, mit der Einladung,

es sich bequem zu machen und seinen Degen in die näch
zu lassen. Der Mann setzte sich, behielt aber seinen
gezogen und gürtete auch die Scheide nicht los. Mi
haftigkeit begann er von Gewaltthaten gegen seine Pe
losen Freunden, von ungerechten Regierungen u. dgl. zu s
als von irgend etwas anderm wurde ich aber dadurch
er meinen Vater, den ich von allen andern Personen
behandeln und tituliren hörte, wiederholt „Du" nann
Vater immer mit „Sie" antwortete; am meisten aber, als
der Faust auf den Tisch schlug und meinem Vater zuri
Du noch ein ehrlicher Kerl; aber wenn Du einmal
kommst, so wirst Du ein . . . . *) werden, wie alle, d
es stehe Niemand über ihnen". Ich wurde nun bald zu
und vernahm des Morgens, während der Nacht seien
geschickten eingetroffen und hätten den verrückten Mar
Morgen wieder nach Zürich zurückgeführt. Es war d
rechtschaffenen, nachherigen Statthalters und Obergeri
Wyß. Er hatte von 1762 bis 1768 die Landvogtstelle
waltet, während der letzten Jahre seines dortigen Aufent
von Geisteszerrüttung bemerken lassen, die bald nach se
nach Zürich in Wahnsinn überging, der nach lichten Z
sich erneuerte und bisweilen in solche Tollheiten ausar
Wohl der Familie und die Sicherheit der Umgebunge
Aufsicht unerläßlich machten. Wie die meisten Verrück
neben tollem und grundlosem Zeuge auch treffende Wa
wovon ich 18 Jahre später, während einer halb hellen
seines Greisenalters, Zeuge war. Jene bedenkliche Sen
als dreijähriges Kind angehört hatte, schrieb sich mit
Schrift in meine Seele, und wenn ich an die edelsten
Griechenlands und Rom's, oder an ihre Lehren und Sen
so stellte sich in jedem wichtigen Momente meines Geschäf
mein Junker Landvogt neben sie, vornehmlich wenn es um i
oder selbstsüchtigen Mißbrauch amtlicher Stellungen, um d
der Augen gegen zweideutige oder unlautere Dinge, Be
u. dgl. zu thun war, oder wenn man anfing zu vergesse
nicht aus eigener Autorität am Platze stehe.

*) Ein sehr derber Provincialismus, der einen unzuverläßigen Men

Meine Kindheit war sehr abgeschlossen; ich lebte beinahe nur unter erwachsenen Personen, mit denen ich gerne umging, indeß ich gegen Kinder, die ich nur selten sah, bei einer ersten Annäherung eine gewisse Schüchternheit empfand, die gegen Knaben in Furchtsamkeit überging, während ich gegenüber Mädchen weniger verlegen war. Der Grund dieser Abgeschlossenheit lag zum Theil darin, daß gerade vor dem Thore des Schloßhofes die stark befahrene, steile Straße damals sehr enge war, so daß Kinder nicht ohne Gefahr vor das Thor gelassen werden konnten.

In den Sommer des Jahres 1773 oder 1774 fällt ein Ereigniß, das nicht nur von Folgen für mich war, sondern auch für Andere physiologisch belehrend sein kann. Meine Mutter besuchte die Bäder zu Schinznach, und ich war mit ihr. Bis auf jene Zeit soll sich bei mir keine Spur von Stottern gezeigt haben und ich galt für ein sprachfertiges Kind. An diesem Badeort war ein Mädchen von meinem Alter, das stark stotterte und dieses Gebrechen zeitlebens beibehalten hat, meine Gesellschafterin. Ich nahm seine Sprechweise an. Zuerst lachte man darüber; dann verfuhr man ernsthaft gegen mich; allein die Angewöhnung blieb. Oft wenn ich zu sprechen anfangen wollte, bisweilen im Laufe der Worte, doch vornehmlich, wenn ich etwas auswendig Gelerntes hersagen sollte, war die Sprache mir gleichsam abgeschnitten. Das Zudrücken der Augen, das Zusammenpressen der Lippen, die Bewegungen der Gesichtsmuskeln sollen an mir bemerkbar gewesen sein, wie bei solchen, die von den ersten Jahren an stottern. Durch Zureden und durch eigene Anstrengung verminderte sich das Uebel nach einigen Jahren, wurde aber wieder bemerkbarer, als ich im eilften Jahre in eine Schule eintrat, insbesondere wenn Furcht oder Schüchternheit mich befielen. Allmälig lernte ich meine Unart bemeistern. Sobald ich den Anfall fühlte, räusperte ich oder zog ein Schnupftuch hervor, um Zeit zu gewinnen, begann dann mit einem andern Worte oder einer andern Phrase, als denjenigen, an denen ich stecken geblieben war, und vermied dadurch, daß Andere mich beobachten und meine Verlegenheit vermehren konnten. So verlor sich diese Angewöhnung immer mehr, äußerte sich aber nach langen Zwischenräumen wieder, und bis ungefähr in mein vierzigstes Lebensjahr zeigten sich kleine Anwandlungen.

Erster Unterricht, Lesereien und Kinderpredigten.

Frühe lernte ich Lesen und Schreiben, die Anfangs
erstern beinahe spielend mit gedruckten Buchstaben, die mi
schenkt worden, und meistens durch eigene Uebung, das S
daß mein Vater mit rother Tinte mir Buchstaben und
vorschrieb und ich sie mit schwarzer Tinte überzog. Dan
einen Lehrer, der nur neun Jahre älter als ich, doch
Gehülfe seines der Schule in Eglisau vorstehenden Vaters,
Diakons, war, auch in den Elementen des Jugendunter
ziemliche Fertigkeit besaß. Die Einsamkeit, in der ich lebt
Folge, daß ich sehr frühe Bücher zu lesen begann, und mi
wechsel mit ältern Knaben und Erwachsenen einließ. T
schriften kannte ich eine Zeitlang nichts, als Weiße's (des
Leipziger Kinderfreundes) A.-B.-C.-Buch, das ich verschla
nahe ganz auswendig lernte. Meine Leselust mußte ich n
befriedigen, welche für Erwachsene geschrieben waren: T
in Bertuch's Uebersetzung, Shakspeare von Eschenburg,
Merkur, Götz von Berlichingen, Humphry Klinker, die i
und siebenjähriger Knabe wohl nur durch häufiges Wiederles
lernte. Shakspeare nahm mich ganz ein, vornehmlich in
rischen Schauspielen. Ich war ein eifriger Anhänger der w
Macbeth versöhnte mich durch seinen Muth und voraus
die Worte: „Macbeth ist nicht da, um des Knaben Mal
zu küssen". Mit Brutus und Cassius verband ich mich g
Cäsar und zog mit ihnen zu Felde. Mit Lear und Corde
ich. U. s. f. Coriolan hätte ich bisweilen nicht ungerne sie
und seine Kränkung drang damals tiefer in mein Inn
Stimme Rom's. Bald fiel mir die alte deutsche Ueber
englischen Robinson Crusoe in die Hände, die ich zu vi
las und wieder las und durch welche ich eine große Neig
vielen Nachahmungen dieses Originalwerkes erhielt, die
Bibliothek meines mütterlichen Großvaters befanden, mi
einige Jahre später zugänglich wurden, wie Robert Pie
Robert, die Insel Felsenburg, Nilsamelan's Reisen und
mehr; denn vor bald hundert Jahren waren die Robin
Curs, wie gegen das Ende des Jahrhunderts die Ritterroma

Gulliver zog in Lilliput und Brobdignac das Kind an, da hingegen der Greis sich gegenwärtig bisweilen in desselben Verfassers Laputa wieder zu finden glaubt. Zur nämlichen Zeit wurde ich auch mit dem damals von Vielen gelesenen Siegwart bekannt, welcher mich mächtig rührte und der erste alltägliche Roman war, der in meine Hände fiel. Daß indeß diese profanen Lesereien den frommen Sinn des Kindes nicht störten, daß ich neben mehreren sehr altväterischen Gebeten viele von Gellert, einige von Lavater, bald auch das allgemeine Gebet nach Pope von Sulzer auswendig wußte, ergiebt sich daraus, daß ich sehr begierig war, an Winterabenden den zahlreichen Dienstboten, die man in dem Schlosse zu halten pflegte, zu predigen. Oft stellten die um einen großen Tisch sitzenden, arbeitenden Mägde mich auf denselben, und ich hielt ihnen improvisirte, so scharfe Bußpredigten, daß einige derselben häufig bitterlich weinten. Einige Musenalmanache, Lavater's Schweizerlieder und eine Sammlung von Gedichten besserer deutscher Dichter, die unter dem Namen: „Lieder der Deutschen" herausgekommen waren, später auch Herder's Volkslieder, wurden größtentheils auswendig gelernt und flößten mir Liebe für Poesie ein. Verschiedenes ließ man mich neben den gewöhnlichen Aufgaben auswendig lernen, so z. B. das lateinische, griechische, französische und italienische Unser Vater, die ich 1776 an der Jubelfeier des tausendjährigen Bestandes des Klosters Rheinau unter dem Beifalle eines sehr zahlreichen Publicums, zwischen einige Prälaten auf die gedeckte Tafel hingestellt, hersagte und durch meine Gelehrsamkeit Beifall einerntete. Eine große Vorliebe hatte ich für die Geographie, und mit sehr geringer Beihülfe prägte ich mir den Hommannischen Atlas auf 36 Blättern so ein, daß im Alter noch mir die Farben jedes einzelnen Landestheiles und die Namen jedes bedeutenden Ortes vorschweben. Die besser in das Auge fallenden Karten, wie z. B. Spanien und Portugal, Italien, die vereinigten Niederlande, Belgien, Obersachsen, Schwaben, Griechenland u. s. f., wurden mir so bekannt, daß man mich beinahe nach jedem einzelnen Namen fragen konnte. Die damalige Manier, viele geographische Namen in der Landessprache in die Karten aufzunehmen, war mir zugleich ein Reiz, mich mit diesen Sprachen bekannt zu machen, und so unterließ ich nichts, bis ich von Stato-della-Chiesa und Terra-di-Lavoro bis auf Tras-os-Montes, Rio-de-la-Plata, Frith-of-Clyde und Het-Y die Bedeutung aller fremden Ausdrücke herausgebracht hatte.

Jagdvergnügen.

Bei dieser Lebensweise war es mir sehr zuträglich,
auf die Jagd mitgenommen wurde, die sich wohl vor
schweizerischen Jagdrevieren auszeichnete. Als Zürich die
über die vier Dörfer des Rafzer=Feldes — Rafz, Wil,
und Wasterkingen — von den Landgrafen zu Sulz 1651 k
diese nach alter deutscher Ritterart nichts angelegeneres al
bringen, daß ihre angrenzenden Jagdreviere nicht geschäd
stört werden. Zürich behandelte daher die Jagd auf dem
anders als im übrigen Kanton, und verordnete, daß nu
vogt zu Eglisau in diesem Bezirke jagen sollte. So gesc
bis auf die Staatsumwälzung von 1798 auf den Bergen u
die an das dem fürstlichen Hause Schwarzenberg zugefalle
grenzten, Rehe zahlreich und Hirsche beinahe immer vorha
während aber in dem übrigen Kanton Hirsche sehr selten un
oft sich zeigten, weil, mit Ausnahme von zwei abgeschloss
revieren, die Bürger von Zürich aller Orten, die Landb
ihren Gemeindsbezirken die Jagd ausüben konnten. U
Umständen waren die Jagdbelustigungen meiner Kindheit se
und stärkend; denn oft traf, während man eben einen Has
Reh jagte, die Nachricht ein, eine Stunde weit oder noc
stehe in einer andern Waldung ein Hirsch. Schnell wurde
gebrochen und bergan und bergunter dem Angekündigten zug
bildete mich frühzeitig zum guten Fußgänger und bewahr
den Nachtheilen einer andauernden Zimmerluft.

Kaiser Joseph, das Schwyzergeschäft und die Nordamerikane

Frühe an die Unterhaltung mit Erwachsenen gewöhnt
was diese lebhaft besprachen, ebenso lebhaft auf. Nach der
Siebenzigerjahre beschäftigten zwei sehr verschiedene Geger
Kaiser Joseph und die Zwistigkeiten des Kantons Zürid
Kanton Schwyz, im nämlichen Maße die Bewohner mei
Vaterlandes. Man erzählte sich Vieles von der Thätigke
Planen des Kaisers. Gerüchte, die aus den damals vo
bis nahe an Basel vielfach angrenzenden österreichischen St

nicht weniger aus dem übrigen Deutschland, in die Schweiz hinübergingen, und von Zeit zu Zeit durch mysteriöse Zeitungsartikel noch mehr Ansehen erhielten, kündigten Plane gegen die Schweiz, zunächst die Zurückforderung der Landschaften an, die das Haus Oesterreich in seinem Titel beibehalten hatte (Habsburg und Kiburg). Als vollends die ungewöhnliche Erscheinung eines reisenden Monarchen sich durch Joseph's Gegenwart in der Schweiz verwirklichte, erhöheten die Einfachheit, mit der er reiste, die Aufmerksamkeit, welche er auf vieles richtete, seine einläßlichen Unterhaltungen mit Leuten aus dem Volke, vor allem aber der Umstand, daß er einen Stein aus den Mauern der alten Veste Habsburg als Andenken mit sich forttrug, die Bedenklichkeiten. Viele konnten den Gedanken nicht unterdrücken, der unruhige Fürst habe vorher noch den Gegenstand seiner Plane selbst erforschen wollen und es sei höchst wahrscheinlich, daß er denselben Folge geben werde.

Die für jeden Nichtschweizer unbedeutende Streitigkeit zwischen Zürich und Schwyz war wegen der Landesherrlichkeit über den Zürichsee entstanden. Kaiser Karl IV. hatte der Stadt Zürich 1362 den See durch eine Urkunde bis nach Hurden hinauf, mit den Fischereien und allen Rechten, zugesichert und durch die Worte in dem Zusatz: „wie ihre Vordern bisher gewöhnlich gethan haben" zu erkennen gegeben, daß Zürich schon früher im Besitze desselben war. Ueber die Deutung, welche den Worten älterer Verkommnisse: „So weit die Wellen schlagen" und anderen Ausdrücken gegeben werden müsse, über die Befugniß der Anlegung von Schiffstellen, sogenannter Haaben, und über anderes war man schon lange uneinig, bis der Streit endlich zu dieser Zeit in große Erbitterung überging. Der Statthalter und nachherige Bürgermeister Heinrich Ott von Zürich und der Landammann Joseph Victor Laurenz Hedlinger von Schwyz wetteiferten mit einander, um sich in diesem Geschäfte ihren Mitbürgern wichtig zu machen. Die Theilnahme erfüllte alle Gemüther, und obgleich die Besorgnisse, welche der Kaiser einflößte, die wenig wichtige Grenzfrage hätten zur Ausgleichung bringen sollen, glaubte man von beiden Seiten, sein Recht auf das Aeußerste behaupten zu müssen. Durch alle Classen des Volkes hörte man um die Mitte der Siebenzigerjahre häufig von der Nähe eines Krieges mit Schwyz sprechen, obgleich man nicht zweifelte, daß die Länder (Uri, Unterwalden und Zug), wahrscheinlich auch

Luzern, die Partei von Schwyz nehmen werden. Diese
ich oft. Man redete zwar von der Sache nicht ohne
schien aber allgemein zu glauben, im äußersten Falle
übrig bleiben, als die Entscheidung durch die Waffen.
Stimmen und andere politische Ereignisse kühlten de
etwas ab; doch gährte derselbe mehr und weniger fo
1796 die französischen Eroberungsplane sich immer droh
verstanden sich die beiden streitenden Kantone durch eidge
mittelung. — Diese Aussichten bekümmerten mich öft
mich aber zur nämlichen Zeit ganz verschiedene Gegenst
griffen, so vereinigte ich in einem Gebete, das ich selbst ve
und oft im Stillen hersagte, die sehr ungleichen Bitte
Krieg in das Land kommen sollte, worunter ich mir vor
österreichisches Heer dachte, ich vorher sterben möchte,
auch, daß, wenn der Friede fortdaure, noch bei meinem L
bekannten Länder (unter diesen dachte ich mir große Fort
damals bereits bekannten Australländer) entdeckt werden mö
daß bei einem allfälligen Eintreten des Weltgerichtes,
einige zur Mystik geneigte Personen damals oft sprachen, e
Lieblingsbücher verschont bleiben möchten.

Das wichtigste historische Ereigniß während mein
war die Losreißung der nordamerikanischen Kolonien (der
Staaten) von dem Mutterlande Großbritannien, für welch
Joseph und der Kanton Schwyz meinen Umgebungen
übrig ließen, um ihre Aufmerksamkeit auf sie wenden zu k
erinnere ich mich deutlich, daß die nordamerikanische Sach
Washington und andere Männer, die sich hervorthaten,
für sich erregten, und daß ich das Verfahren des britische
mißbilligen hörte; allein auf mein kindisches Gemüth h
sonderer Umstand einen entscheidenden Einfluß, der auf ein
hin mich ganz an Großbritannien's Sache fesselte. Ein s
Schreibpapier von meinen Eltern geschenkt zu bekomme
mich eine große Freude. Als nun die Nachricht eintraf
habe zu Boston das Stempelpapier verbrannt, und vollen
Kupferstich anschaulich darstellte, wie ganze Ballen dieses P
öffentlichem Platze verbrannt und mit Gabeln und Feuers
rüttelt wurden, so daß die brennenden Bogen in die L

war meine Stimmung entschieden; Leute, die solche Massen des von mir geliebten Papieres frohlockend zerstörten, hatten mich zum erklärten Gegner, und ich blieb ein solcher, bis allmälig der Ruf, den sich die Amerikaner erwarben, das Interesse, welches Franklin, ebenso Lafayette und seine Mitstreiter erregten, vornehmlich aber die Rührung, welche die dem englischen Golde geopferten und auf den amerikanischen Kriegsschauplatz hingeführten Hessen und andere Deutsche hervorbrachten und dadurch die britische Sache gehässig machten, mich allmälig umstimmten. Lange hatte mich auch die Abneigung gegen die englische Opposition auf die königliche Seite hingezogen. In der Opposition dachte ich mir eine Masse höchst boshafter Menschen, weil sie Allem, was von der königlichen Seite herkam, widersprach. Sie schien mir nicht aus Ueberzeugung zu handeln, sondern nur hindern und stören zu wollen. Bereits las ich die Zeitungen, und konnte mich in dem Begriffe eines Widerspruches, nur um zu widersprechen, durchaus nicht zurecht finden.

Rückkehr von Eglisau nach Zürich. Lebensweise.

Im Mai 1777 hörte mein Landleben auf. Die Verwaltungszeit meines Vaters war beendigt. Er kehrte nach Zürich zurück, wo ich wieder in dem Hause wohnte, wo ich war geboren worden, doch aber zu meinem Glücke freien Ausflug in einen Hof und einen ziemlich großen Garten hatte. Hier dauerte meine beinahe gänzliche Absonderung von allen Kindern und der häusliche Unterricht noch einige Jahre fort. Mein erster Lehrer in Zürich war nicht ohne Talente, gutmüthig, aber ein überspannter, romanhafter Kopf, sein Nachfolger, der durch die kurze Geschichte der Schweiz und einige andere Schriften bekannt gewordene Präceptor und nachherige Pfarrer Rudolf Maurer, ein tüchtiger, verständiger, selbstdenkender Schulmann, ohne Pedanterie. Beinahe noch mehr, als in Eglisau, war ich auf den Umgang Erwachsener beschränkt. Mehrere Male nahm im Sommer 1777 mein Vater mich mit sich, wenn er den Bürgermeister Heidegger auf seinem Gute, der hinteren Brandschenke, besuchte und aufmerksam hörte ich den Gesprächen zu, die sie über die sogeheißenen Bürgerunruhen führten, an deren Spitze sichtbar der Stetrichter Johannes Bürkli und der Professor Leonhard Meister standen. Diese Bewegung war durch die Unterhandlungen über ein Bündniß der Eidgenossenschaft und Frank-

reich veranlaßt worden, indem ein Theil der Bürgersch
Zürich sollte an diesem Bündnisse keinen Antheil nehm
Große Rath habe die Bürgerschaft des Hauptortes bei
handlungen zu Rathe zu ziehen.

Der 11. April 1779 war der große Tag, an welc
man zu reden pflegte, Cameraden erhielt, d. h. mit
Knaben in eine Gesellschaft trat, die sich je am Sonntag
wechselnd bei einem Mitgliede versammelte, im Hause un
Jugendspiele machte u. dgl. m. Unter diesen zog mich s
in spätern Jahren durch verschiedene Druckschriften bekan
David Heß vorzüglich an, und das ausgedehnte, eine Vier
der Stadt entfernte Gut seines Vaters, der Beckenhof,
Frühling bis zum Einbruche des Winters wöchentlich ein
bei ihm zubrachte, gewährte uns einen weiten Spielra
gewöhnlichen Knabenbelustigungen wurden Gedichte, vorneh
Romanzen u. s. f., gelesen und selbst poetische Versuche ge
Theil seines Gutes, wo nach altfranzösischem und hollä
schmacke viele Buchs- und Taxuswände, Nischen, Bosquets
häuschen sich befanden, hatte für uns seinen besonderen N
war Madrid, dort Versailles, Hamburg, u. a. m. Robi
blieb nicht vergessen. Auf dem damals noch beinahe öde
fand sich die Sierra Morena. Dort und in einem nahen
Hause, das auch Heßens Vater zugehörte, wurden viele
Don Quixote's Wirksamkeit durchgeführt.

Ganz verschieden von der gegenwärtigen Kinderkleid
damalige. Das Feierkleidchen, welches ausreichen mußte
enge und klein wurde, bestand meistens aus einem gute
fachen Stoffe. Wir trugen Röckchen, wie die der Männer z
Westen mit herabhängenden Schößen und kurze Beinklei
Köpfchen waren mit einem sogeheißenen Toupet, auf jede
einer Locke geziert, alle drei durch Haarnadeln geheftet,
beschmiert und gepudert, die Hinterhaare in einen Zopf o
Cadogan zusammengebunden, die bei Feierlichkeiten einem
weichen mußten. Würden heut zu Tage zu gleicher Zei
putzter Knabe und ein Affe der schaulustigen Jugend vo
Bude des erstern müßte nothwendig den weit größern Gew
Nach der Mitte der Siebenzigerjahre fiel der Kopfputz

Kinder durch eine glückliche Anwendung der Scheere, deren wohlthätige Wirkung auch mir auf einige Jahre zu statten kam; bei den größern hingegen dauerte er noch lange fort. Die Werktagskleider waren sehr einfach. Die Röcke, welche der Vater und der Großvater abgelegt hatten, mußten ohne Rücksicht auf die älteren Stoffe oder Farben dabei zu Hülfe kommen. Die Hosen waren in der Regel aus einem leichten, schwarzen, wollenen Zeuge gemacht. Oft kaufte man lederne, die ganz fertig in der Messe verkauft wurden. Von Ueberröcken oder Mäntelchen der Knaben wußte man durchaus nichts, und wir schneeballten uns und gingen aufs Eis oder schlitten, ohne zu glauben, daß wir etwas dergleichen bedürfen.

Bereits hatte ich mir viele historische und geographische Notizen angeeignet und ein wenig Latein gelernt; aber mit fünf oder sechs wöchentlichen Unterrichtsstunden hätte ich zurückbleiben müssen und die mit dem häuslichen Unterricht verbundene Einseitigkeit wäre hinzugekommen. Ich versuchte mich zwar in mancherlei Dingen, in historischen Schauspielen eigener Erfindung, die aber schon in den ersten Aufzügen stecken blieben, in Geschichten, Geographien und Statistiken, sogar von Ländern und Staaten, die ich erdachte und nach eigener Phantasie zeichnete, mit Städten besetzte und in Provinzen eintheilte. In der Geschichte, mit welcher ich sie beschenkte, kamen blutige Kriege vor. Die Kirchen- und Litteraturgeschichte wurden dabei nicht vergessen, u. s. f. Leicht hätte mein Thätigkeitstrieb in Tändeleien ausarten können; glücklicher Weise war aber mein Vater einer der Vorsteher der Kunstschule.

Eintritt in die Kunstschule.

Viele Knaben angesehener Familien besuchten diese noch neue Anstalt, und er hielt sich verpflichtet, seine Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit durch einen in die Augen fallenden Beweis darthun zu sollen. Mir war der Gedanke höchst unwillkommen; er riß mich aus meiner häuslichen Behaglichkeit, brachte mich in unmittelbare Berührung mit vielen Knaben, die ich scheute, und meine Mutter, die noch einmal das böse Beispiel und die Umwandlung des Mutterkindes in ein Weltkind fürchtete, war meine Gehülfin. Ein kleiner Familienkampf begann; der weibliche Widerstand war beharrlich, und schon war die Aufnahme der neu eintretenden Classe in die Kunstschule ohne mich

vorgegangen, als mein Vater sich noch einmal ermannte
Großeltern unterstützt, einen entschiedenen, für das Glück
wohlthätigen Sieg erfocht, in dessen Folge ich am näch
Anfang des December 1780, ganz einzeln geprüft und
wurde. Muth und Freude waren für mich verloren.
trank nicht, begab mich traurig in die furchtbare Schul
am dritten Tage gefiel mir das neue Leben und noch
der Woche würde ich mich sehr unglücklich gefühlt hab
mich wieder entlassen hätte. In mehreren Fächern u
auf Mannigfaltigkeit des Wissens war ich meiner Mi
legen. In Rücksicht auf Gewandtheit und die Weise, s
frohen Schuljugend zu benehmen, blieb ich eine Zeit la
meisten zurück. In der Geschichte und Geographie th
andern weit vor. Mathematik war mir zuerst ganz n
stand ich in derselben und ebenso im Rechnen und im
in der ersten Reihe. Für das Zeichnen, wozu mein Va
Vater viele Anlagen besaßen, waren diese nur wenig a
gegangen; auch das Schönschreiben kam mich schwer an, n
vier bis fünf Male meine Schrift hatte ändern müssen.

Schon in diesen Jahren der Kindheit machte i
Fehlers schuldig, der mich durch meine ganze Studien
durch immer begleitete; ich trieb immer nebenbei noch a
(aliena). Ich las gerne mancherlei Bücher und lernte
Prosaikern, vornehmlich aber Gedichte, die mich anzogen
was mich oft hinderte, mich auf meine Pensen vollständig
Auch verleitete mich eine große natürliche Lebhaftigkeit r
Zerstreuungen, während welchen ich den Vorträgen der
zusammenhängend meine Aufmerksamkeit widmete, vorz
diese schleppend oder wenig anziehend waren. Mit der gr
lichkeit erfüllte ich dagegen die Hauptpflichten und währen
ersten Schulcurse versäumte ich keine Stunde; während
hingegen im Sommer von 1782 hielt mich eine damals we
Kinderkrankheit, die man die russische Krankheit nannt
durch Fieber, häufiges Nasenbluten und Schlafsucht äußerte
großen Leidwesen drei Tage lang von der Schule zurück.
besaß ich die Zufriedenheit meiner Lehrer, obgleich dies
Charakter und Lehrfähigkeit sehr verschieden waren. Zu

Schülern gehörend, behauptete ich doch bei jeder öffentlichen Prüfung den ersten Platz, und 54 Jahre nach meinem Austritte aus dieser Schule machte ein Lehrer, Professor Johannes Schultheß, mich mit den noch vorhandenen Zeugnissen über mein Individuum bekannt, welche mich erfreuen durften.

Obgleich die Menge der Gegenstände, die in dieser Schule getrieben wurden, bei der Kürze der Zeit keine großen Fortschritte in den einzelnen Fächern gestatteten, blieb diese Anstalt mir immer in angenehmem Angedenken, weil sie mich mit vielen Dingen bekannt machte, die im Geschäfts- und praktischen Leben nicht leicht entbehrt werden können, wie angewandte Mathematik, Mechanik, Architektur, das Zeichnen von Rissen, practisches Rechnen, Naturgeschichte, u. a. m.

Die Professoren David Breitinger und Leonhard Meister.

Unter den angestellten Lehrern zeichnete sich derjenige der Mathematik, Professor David Breitinger, aus, und ungeachtet der großen Vervollkommnungen, welche die Pädagogik materiell und formell seither gemacht hat, mögen einige Worte über diesen Mann nach einem halben Jahrhundert noch ihren Werth haben. Obgleich er kein großer Mathematiker war, hielten wir Schüler ihn für einen zweiten Euklides; denn was er lehrte, hatte er durchaus inne und trug dasselbe mit seltener Bestimmtheit vor. Diese Klarheit und Sicherheit dehnte sich über alle seine Fächer aus, auch auf physikalische Experimente, die ihm nicht nur in der Schule, sondern auch in größern Privatcollegien und in der naturforschenden Gesellschaft sehr selten mißlangen, was oft den größten Naturforschern und ausgezeichneten Universitätslehrern weit weniger gelingt. Sein von Pedanterie und Schulschnitt ganz freies, zwischen Ernst und Heiterkeit wechselndes Benehmen, wobei man eher einen gebildeten Militär als einen Schulmann vor sich zu sehen glaubte, flößte den Schülern, die oft in einer nächsten Stunde sich gegen andere Lehrer die schlimmsten Schulstreiche erlaubten, nicht nur Achtung, sondern das Gefühl der Pflicht und des Gehorsams ein. So bedurfte er weder des Keifens, noch des Schimpfens und noch weniger ernsterer Executionen oder der damals noch gewöhnlichen Schläge und Züchtigungen; dennoch sah ich zweimal diesen von mir gepriesenen Mann solche mit dem besten exemplarischen Erfolge anwenden. Ein Mal, als er eine geometrische

Aufgabe faßlich erklärt, auch an der Tafel vorgezeichne
drei oder vier Schüler der Reihe nach vergeblich zu ihre
gefordert hatte, rief er seinen eigenen Sohn hervor, mit
„N. sag' du es"; allein auch dieser hatte, wie jene ande
gemerkt. Eine leichte Dachtel von den Worten begleit
der Meinige bist" — machte auf die ganze zahlreiche Claſſ
Eindruck, sowohl wegen der Schuld des Bestraften als w
parteilichkeit des strafenden Vaters. Neuere Pädagoger
hierüber ereifern, und noch anstößiger möchte das folg
scheinen. Ein großer, durch seine Rohheit bekannter Ju
der Eröffnung der Schule einen weit kleineren zu Bo
und sich eben angeschickt, ihn zu zerbläuen, als die Thür
Breitinger hineintrat, nach drei schnellen Schritten den
der ihn nicht bemerkt hatte, mit starker Hand am Rock
hob, ihm mit dem dünnen Stöckchen, das er in der ande
oder drei kleine Erinnerungen auf den Rücken zumaß u
mit den Worten: „Pfui, willst du dich raufen, so thu' e
der sich wehren kann" — in eine Ecke wies, wo er, ohne d
Strafpredigten erfolgten, die Stunde hindurch zu sitzen
diese Scene machte auf die Zuschauer und selbst auf d
den andern Classen den besten Eindruck. — Gerade das G
einer seiner Collegen, Professor Leonhard Meister, der oft
öfterer nachläßig, bald scherzte, bald in Zorn gerieth, mit lä
übertriebenen Verweisen und Schimpfworten um sich warf
auch wenig Achtung und noch weniger Gehorsam fand. Im g
Pensum pflegte er oft, nachdem er eine halbe Stunde lang
erklärt hatte, zu sagen: „Vertheilt euch, und sucht auf den K
wöhnlich setzte er sich dann hin, schrieb etwas oder las für s
nun die Schüler thaten, ist leicht zu errathen. Weckte ihn
Geräusch aus seinem Tiefsinn oder seiner Zerstreuung auf,
einer Gruppe der Suchenden hin, rief: „Wo ist diese ode
oder Provinz", drückte sich dann, als sehr kurzsichtig, mit v
Augenglase dicht an die Karte und mittlerweile lenkte
schicktern den Ellbogen des aufgerufenen Schülers, bis
streckter Zeigefinger in der Nähe des von dem Lehrer genann
sich befand. „Gut so", sprach nun dieser, kehrte an seinen
und die Schuljugend erneuerte ihre Schäkereien.

Kinderkrankheiten. Gespensterfurcht. Abhärtung.

Die häusliche Abgeschiedenheit, in welcher ich nach meiner Versetzung von Eglisau nach Zürich größtentheils lebte, mag auf meine Gesundheit und meinen Körper schwächend gewirkt haben. In den Jahren 1777 bis 1779 war ich oft krank und ein paar Male nahmen diese Krankheiten den Charakter einer Abzehrung an. Ohnmachten, die ich früher nicht gekannt hatte, überfielen mich mehrmals, so daß ich vom Stuhle herabsank. Nach Unterbrechungen von zwei und drei Jahren, als mein Körper bereits stärker geworden war, erneuerten sich solche Anfälle, wenn ich aus der Kälte in ein warmes Zimmer trat. Später fühlte ich vor dem Anfalle einen eintretenden Schwindel und es gelang mir, diesen durch einen schnellen Gegenreiz, durch Kneipen oder Beißen in die Hand zu überwältigen. Dies geschah zum letzten Male in meinem zwanzigsten Lebensjahre zu Leipzig im Theater. Nie habe ich seither etwas Aehnliches empfunden. Den gewöhnlichen Schwindel verspürte ich nie weder auf Thürmen, noch auf Felswänden. Auch in Beziehung auf meine Gesundheit war der Eintritt in die Schule für mich eine Wohlthat gewesen. Ich nahm an den Spielen meiner Mitschüler Antheil, im Winter durch das Besuchen der Schlittbahnen, in der bessern Jahreszeit durch die Theilnahme an den gewöhnlichen Jugendspielen, bisweilen auch an den Balgereien zwischen den Genossen der lateinischen und der Kunstschule.

Zu den physischen Nachtheilen der Abgeschlossenheit waren noch geistige hinzugekommen. Eine thörichte Gespensterfurcht übte, wie jeder Aberglaube dies thut, eine lähmende Wirkung auf mich aus. Obgleich man zu Hause das Erzählen von Gespenstergeschichten verboten hatte, unterhielt Hans Georg (so hieß ein Bedienter, der Soldat gewesen war) mich nur zu häufig mit den abenteuerlichsten Geschichten. Von den schauerlichsten Gespenstergestalten bis zu den anziehendsten, aber nicht weniger die Einbildungskraft eines Kindes überreizenden Erscheinungen Verstorbener oder guter und böser Geister, von Verpfändungen der Seele an den Teufel, von aus dem Himmel gefallenen Blutstropfen, unbekannten Stimmen u. dgl. wurde mir viel erzählt, und obendrein konnte ich noch einige Bücher erhaschen, die voll der abenteuerlichsten Gespenstergeschichten waren, von Drachen erzählten, u. s. f. Auch meine Mutter glaubte an Ahnungen und an Erscheinungen

Sterbender („Abgnaden") und Aehnliches mehr, und s
von solchen Wahrnehmungen, welche, wenn sie auch
doch die Einbildungskraft des Kindes irre leiteten. Eine i
sagte mir zwar, meine Befürchtungen seien grundlos, 1
schauerte ich bei Tage, wenn ich in einem entfernten
allein befand, und noch mehr des Nachts, insbesondere we
Treppe, ein offenes Nebenzimmer u. dgl. mich besorgen lu
Hände, Krallen u. dgl., von denen ich gehört und gelesen
von dorther nach mir greifen. Nachdenken und bessere L
ungefähr in meinem vier= bis fünfzehnten Jahre eine h
herbei, die mich gegen Weichlichkeit und Epikuräimus m
erfüllte und ebenso über die Gespenster lachen lehrte.
Furcht im Freien bezwungen; aber in Gebäuden, Hallen 1
sie noch fort und verschwand nicht, bis ich es über mi
dem von meinen Eltern bewohnten Hause, welches dama
böden über einander hatte, einzeln und ohne Licht bis
hinanzusteigen. Dies hatte die glückliche Folge, daß
Jahren durch Wälder und über Berge bei finsterer Na
fangenheit meinen Weg nahm, daß ich bei öftern nächt
rungen am Himmel manche nicht unmerkwürdige Erscheinu
und auf dem Erdboden Vieles wahrnahm, das, wenn ich
darauf losgegangen wäre oder, wo dies nicht ganz mögl
darüber erkundigt hätte, leicht zum Gespenste hätte w
Von den Wirkungen des Leuchtens faulen Holzes, des matt
der Augen irgend einer großen Eule, den sonderbaren
eines Rauches, der cylinderförmig aus einem Kohlenhau
Orte, der vorher nicht zu diesem Zwecke diente, empor
einem leichten Winde seltsam getrieben wurde, von dem
eines Kindes, das in einen eingeschlossenen Raum sich be
bahnen können, von dem seltsamen nächtlichen Röcheln eines
großen Vogels, der ein paar Dörfer in Schrecken setzt
possierliche Geschichtchen zu erzählen.

Ungeachtet meiner Abneigung gegen jeden Aberglaub
Erscheinungen, Gespenster u. dgl. vorzugsweise zähle, ver
es nie, daß keine menschliche Erkenntniß fähig sei, ihre
unbedingt zu behaupten; aber ich bin ebenso überzeugt, i
nunft des Menschen wenn nicht verpflichtet, doch berechti

Alles, was von dem gewöhnlichen Gange der Natur und der Dinge abweicht, mißtrauisch zu sein und nichts dergleichen anzunehmen, wenn es nicht durch Thatsachen oder andere Gründe dargethan wird, daß man dabei immer Täuschungen voraussetzen und sich vor solchen hüten muß, und daß zwischen Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit genau unterschieden werden, daß man aber, wenn es ohne Nachtheil geschehen kann, Alles, selbst dasjenige, was man verwirft, prüfen solle.

So geschah es, daß, als ich einst um das Jahr 1794 mit einem durch Genialität ausgezeichneten Jugendfreunde, Paul Usteri, einem jüngern Bruder meines spätern Collegen im Rathe, des bekannten Martin Usteri, und andern Altersgenossen beisammen war und wir auf Erscheinungen zu sprechen kamen, einer von uns bemerkte, die einfachste Probe würde darin bestehen, daß einige Freunde sich verabredeten, der zuerst Sterbende solle dem andern erscheinen, wenn er es könne. Sogleich sprach Usteri zu mir: „Wenn ich zuerst sterbe, will ich Dir erscheinen und Dich bei Deiner großen Nase anfassen". Niemand dachte, daß sein Tod so nahe sei, als er es war. Usteri starb im folgenden Jahre an der Ruhr zu großem Bedauern seiner Freunde. Ich hatte noch am Tage vorher Erkundigungen über seinen Gesundheitszustand eingezogen und vernommen, daß er wenig Hoffnung gewähre. Während der folgenden schönen Sternennacht war ich oft wach und dachte an meinen kranken Freund. Er starb, ohne mir zu erscheinen, oder meine Nase zu berühren, obgleich er ganz der Mann war, um sein Wort zu halten.

Zur nämlichen Zeit, wo ich die Gespensterfurcht bekämpfte, überzeugte ich mich auch von dem Bedürfnisse, mich abzuhärten und nicht zu glauben, daß ich weniger ertragen könne als andere. Ich übte das sudavit et alsit praktisch ein. Meine Gesundheit stärkte sich von Jahr zu Jahr und noch im Alter konnte ich den ganzen Tag hindurch, wenn ich im Winter des Morgens in mein Gut ging und an den Füßen naß geworden war, ohne nachtheilige Folgen meine Geschäfte verrichten. Wenn ich jetzt Knaben sehe, die man immer in Mäntel einhüllt und ängstlich Schuhe und Strümpfe wechseln läßt, wenn sie ein wenig naß geworden sind, so muß ich mich fragen, was soll aus ihnen werden, wenn sie einmal in die Nässe gerathen, ohne trockene Kleider mit sich zu führen, oder vollends, wenn sie zu Felde ziehen sollten. Rousseau's Erziehungssystem brachte, nachdem es gegährt und

verbraust hatte, viel Gutes in die bürgerliche Gesellschaf
der sich Herr nannte, war mehr zu Fuß gegangen;
Siebenziger= und Achtzigerjahren wurde das Fußgehe
kräftigern und tüchtigern jungen Leuten so allgemein, d
Ehrensache ward. Als die Revolution in eine Umkehrun
lichen Verhältnisse überzugehen begann, begriff ein gro
jüngern Welt, daß es wohlgethan sei, sich auf alle
mancherlei Entbehrungen zu gewöhnen, sich selbst helfen u
Dienste thun zu lernen, wozu man gewöhnlich sich and
bedient. Solche Angewöhnungen haben mir bis in mein
großen Vortheil gebracht, und ich habe oft der Vorse
daß sie mich in einer Zeit hat geboren werden und aufw
wo nicht nur die großen Perrücken, die Reifröcke, die De
Zierde unsrer Hüften, wie Albrecht Haller sie nannte), d
die Pomade, die großen Manchetten, die Stickereien, steif
und noch manches Schwerfällige nicht nur im Körperli
auch im Geistigen außer Mode gekommen waren und
Freiheiten genossen habe. Ich glaube zwar keineswegs,
Schaukel des Zeitlaufes manches und vielleicht noch m
wieder bringen könne, und verberge mir nicht, daß die
bisweilen zu weit ausgedehnt wurden.

Beobachtungen, welche ich in mehreren Häusern über
der Ungenügsamkeit und der Leckernheit zu machen den
hatten für mich einen andern Vortheil. Ich war nä
Menschen, die dadurch, daß selten eine Speise ihnen genü
zum Schauplatze des Haders und des Mißmuths mac
gerade der Tisch der Ort ist, wo gute Eltern sehr au
wirken können und wo auch der in mühseliger Lage
Mensch sich seines Lebens in einem größeren Grade
können. Ich war mit Wehmuth erfüllt, wenn ein solch
und ungenügsamer Mensch Andern das Beisammensei
Dadurch lernte ich mit Lust und Zufriedenheit jede gewö
genießen und bildete mir eine praktische Lebensregel, daß
zu wissen, welche Person in einem Hause die ungenügsa
verträglichste sei, man oft nur fragen müsse, wer auf de
den meisten Einfluß ausübe.

Das elterliche Haus.

Oeftere ökonomische Verlegenheiten, die in dem väterlichen Hause eintraten, und die damit verbundenen Mißstimmungen weckten in mir früh den Sinn für Oekonomie. Weder mein Vater, noch meine Mutter machten sich der Verschwendung schuldig; aber ohne die Mittel dazu zu besitzen, folgten sie dem Gemeinspruche, man müsse thun, wie Andere, seinem Stande gemäß leben, danach sich einrichten. Man hatte es unterlassen, sich schon frühe auf den Fuß eines berechneten Haushaltes zu setzen, hielt mehrere Dienstboten und lebte auf einem höheren Fuße, als es die Einkünfte gestatteten. Man rechnete auf Glücksfälle und Auskünfte, vertiefte sich in Schulden, so daß, als Erbschaften erfolgten, ein großer Theil davon zur Bezahlung des vorher gegessenen Brodes verwandt werden mußte. Einer in solcher Lage seltenen Tugend soll ich zur Ehre meiner Eltern erwähnen, daß man nämlich nie Zinse oder Rechnungen schuldig blieb, sondern immer pünktlich zahlte, und eher etwas veräußerte, um zahlen zu können, wenn kein anderes Mittel vorhanden war. Triste remedium, sed non inhonestum. Schon im Alter von dreizehn und vierzehn Jahren begriff ich dieses Mißverhältniß, und ehe ich von Voranschlägen sprechen gehört hatte, entwarf ich solche für den elterlichen Haushalt. Man betrachtete sie und legte sie wieder beiseite, mit den Worten: „Thörichtes Kind! das ist gut gemeint; aber man kann es nicht so machen". Große Staaten und Millionen von Privaten haben das Nämliche gethan. — Ich überzeugte mich seither, je länger, je mehr, es verhalte sich mit der Oekonomie beinahe, wie mit den Sinnen; wo sie nicht angeboren sei, halte es schwer, sie einzuprägen oder auszubilden; zugleich aber auch, daß das Lebensglück, und ein gewisser Grad von Rechtlichkeit für die meisten Menschen durch verständige Oekonomie bedingt werden, daß man ein erstes Deficit nicht verachten und nicht so wohl den Stand, als seinen Beutel zum Maßstabe seines Aufwandes machen müsse.

Ungeachtet solche und noch andere Ausblicke mich in den Jahren, wo viele Kinder nichts von Kummer wissen, mit demselben vertraut machten, blieben mir dennoch die Vortheile des Familienlebens nicht fremd. Ich war zwar nicht das Lieblingskind der Mutter, eine Auszeichnung, um welche Niemand zu beneiden ist; allein sie wußte dem

Knaben, der beinahe immer zu Hause war, Anhänglichkeit
so einzuflößen, daß er bisweilen zum Mutterkinde wurde.
diese Anhänglichkeit viel dazu beigetragen haben, daß fi
ihrem Alter das Zeugniß ertheilte: „Ich habe Dich nie
mich gefunden". Mein Vater, der Selbstdenker war, mac
auf die Grundpfeiler einer beglückenden religiösen Ansi
und dessen über Alles waltende Vorsehung, aufmerksam
damit die aus der schönsten Mystik hergenommene Lehre,
fachste Mensch, der seine Pflicht treu erfülle, bei Got
als der die Schätze des Wissens erschöpft oder zum P
hoben hat.

Mütterliche und väterliche Großeltern.

Eine wohlthätige Wirkung auf meine Geistesbildu
der achtjährige Aufenthalt in der Nähe sehr achtungswerth
mit deren Wohnung die meiner Eltern verbunden war,
täglich einen Theil meiner Zeit zubrachte und je am
speiste. Mein mütterlicher Großvater, der Bürgermeister
Orelli, verband mit gesundem Verstande ein praktisches
hatte keine gelehrte Bildung, doch aber einen tüchtigen Ju
genossen, verstand auch im Greisenalter sein Latein noch g
das Griechische nicht ganz vergessen. Beides kann ich a
nahme beurtheilen, die er von Zeit zu Zeit an meinen
äußerte. Das Französische und Italienische hatte er g
las er in der Regel die bessern neuern Bücher. Ein h
unerschütterliche Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und e
keit, die nicht in Schmeichelei oder gemeine Populari
hatten ihm die allgemeine Liebe erworben, so daß er bei
meisterwahl 1778 weit mehr Stimmen auf seine Pers
als drei andere Candidaten zusammen erhielten, ungeac
ihnen in einzelnen Rücksichten ihm überlegen waren und
Collegen wurden. Drei Male stiegen während nicht r
fünfzig Jahren Männer, die nicht dem Staatsdienste gew
aus dem Kaufmannsstande schnell zu den ersten Staatswü
empor, mein Großvater schon in seinem 44. Jahre zu der
stelle, einer der ersten im Staate, und der Große Ra

zwar nicht ohne Verdienst, doch mit einer gewissen Vorliebe, denjenigen vorzuziehen, die er den langen Weg von unten herauf hatte einherschreiten sehen. — Ungemein groß waren die Liebe und die Hochachtung der sämmtlichen Enkel für diesen Großvater, dessen beinahe immer mit Lächeln gegebene Lehren und Ermahnungen einen tiefen und bleibenden Eindruck machten. Auch die Großmutter war eine rechtschaffene Frau, nach älterem Schnitte, eine liebende, keineswegs aber verhätschelnde Großmutter, daher sie bisweilen, wenn sie bestrafte, zu uns sprach: „Ihr glaubt jetzt eine böse (strenge) Großmutter zu haben; aber es kommt eine Zeit, wo Ihr mir noch danken werdet". Als Kinder zweifelten wir an der Erfüllung dieser Vorhersagung; sie hat sich indeß bewährt.

Meinen väterlichen Großvater, der auf dem herrschaftlichen Schlosse zu Weiningen wohnte, und vier und sechszig Jahre älter war als ich, sah ich nur in seinem hohen Alter und selten. Er ist der, nicht nur von den schweizerischen Kunstrichtern Bodmer und Breitinger, sondern auch von den bessern Köpfen Deutschlands, namentlich von Wieland und Klopstock, geachtete Fabeldichter Ludwig Meyer von Knonau, dessen Fabeln sich neben anderm dadurch auszeichnen, daß die Thiere, welche in denselben sprechen und handeln, ganz nach ihren Eigenthümlichkeiten aufgeführt sind, was mehrere neue Fabeldichter nicht zu thun vermochten. Er war erklärter Feind jeder Schmeichelei, und bot allen Anmaßungen Trotz, oft bis zu seinem Nachtheil; denn, obgleich die bessern Köpfe Zürich's ihn schätzten und achteten, verdarb er es nur zu oft mit der Mittelmäßigkeit. Er war kein Nimrod oder roher Landjunker; denn er vereinigte in sich mancherlei Kenntnisse. Er malte Landschaften, Thiere, auch kenntliche Carricaturen in Oel ziemlich gut, zeichnete und radirte auf ähnliche Weise, war rationeller Landwirth, der im Kanton Zürich den Kartoffelbau einführte und andere Verbesserungen zu Stande brachte. Er las Vieles, war aber nicht frei von Träumereien, die ihn bis zu einigen alchemistischen Versuchen und auf eigenthümliche religiöse Ansichten hinführten, so daß während einer längern Zeit die Berlenburger-Bibel, Bunyan, die Frau von La Mothe Guyon und andere ähnliche Schriften ihn sehr anzogen. Abneigung gegen die Geistlichkeit aller Confessionen, insbesondere gegen die gut dotirte, war damit verbunden. Den Capitelscongreß der Geistlichen nannte er: „Confreß". Dem Decan des Regensberger-Capitels schrieb er in dessen Pfründenbuch,

das er von ihm geliehen hatte, nach einer Berechnung der regelmäßigen Einkünfte der zürcherischen Geistlichkei langen Verzeichniß der verschiedenartigen Geschenke, welch von ihren Kirchgenossen zu erhalten pflegten, einen derbe der beginnt:

> Ich glaube, es sei keine Fabel,
> Was man dort liest vom Beel zu Babel,
> Daß man ihm jeden Tag u. s. f.

Der Decan wandte sich zürnend an den zürcherischen ! klüger, ihm rieth, es gut sein zu lassen, weil sonst die Hände kommen würden, und in Gegenwart des Klägers davon machte. Viele Bizarrerien waren meinem Gro thümlich. Seine Wohnzimmer waren von der Decke bis zu mit den seltsamsten Gegenständen, meistens mit solchen man entfernt, wenn man ein Zimmer in Ordnung halte weilen wann er Besuch erwartete, bemalte er ein Feld de Gegenständen, die zur Satire des Besuchenden wurden. Propst des Klosters Fahr, der ihn durch Unduldsamkeit bei seinem nächsten Besuche an der Wand des Zimmer aus Wirzen's Romae animale exemplum gemalt. Diese keiten dehnten sich auf seine Lebensweise, die ungemein ha selbst war, und auf seine Kleidung aus, welche so geri sie zu possierlichen Verwechslungen den Anlaß gab. Unge als Herrschaftsherr und als Junker fühlte, haßte er da und alles Vornehmthun. Immer ging er zu Fuß. Weil Oberbeamten die Acten mit ihren Familienwappen besiegelt häufig große Familiensiegel. Schon waren die Schildhc der Schweiz üblich geworden. Einige Beamten wählten und einen Adler. Bald nachher soll, wie mir der ältere Z K. Escher erzählte, mein Großvater das schöne Familie großem Format gemalt und demselben einen Esel und ei Schildhalter beigegeben haben mit den die ganze neue ! auch sich selbst als deren scheinbaren Nachahmer verspotten Aquilis leonibusque asinum et vaccam praefero; ceter monumento sese aliosque venturos nobilitare voluit L. M Ernster und folgenreicher waren andere sonderbare Ansi daß die Kinder nach einer kurzen allgemeinen Einführ

Lebensverhältnisse sich selbst durchhelfen sollten; so kam es, daß sein ältester Sohn ganz ausartete, zum Glück aber nicht alt wurde — er starb in holländischen Kriegsdiensten —, und daß er auch an der ältesten Tochter unangenehme Erfahrungen machen mußte. Meinem Vater, welcher der zweite Sohn war, kamen vorzügliche Geistesgaben, Lernbegierde und ein damals bei meinem Großvater lebender Oheim wohl zu statten, der classische und noch andere Kenntnisse besaß und den Neffen in seinen Bestrebungen nach wissenschaftlicher Ausbildung unterstützte.

Dieser mein väterlicher Großvater ist der Herr von K., dessen Wieland in seiner Euthanasia gleich im Anfang des dritten Gespräches erwähnt, und seine Gattin die Dame, von der daselbst mit großer Hochachtung gesprochen wird*). Der berühmte Verfasser liefert hier einen Beitrag zu dem Erfahrungssatze, daß Alles, was man auf unbestimmte Erzählungen hin und erst nach vielen Jahren aus dem Gedächtniß wieder berichtet, sehr mangelhaft und unzuverläßig ist. Ich mache mir daher eine Pflicht daraus, dies auf das Genaueste nachzuweisen, und man wird daraus sehen, wie sehr das Wunderbare und Außerordentliche sich vermindert. Meine Großmutter, eine geborene Hirzel, hatte eine Engländerin Alice Heath aus Shrewsbury zur Mutter. Sie selbst war, wie ihr Bildniß beweist, schön und zart gebaut. Noch nicht siebenzehn Jahre alt, als sie sich mit meinem Großvater verheiratete, binnen sieben Jahren Mutter von fünf Kindern, befand sie sich bald in einem überreizten körperlichen Zustande, mit dem sich auch eine geistige Ueberspannung verband. Sie war, wie Wieland sagt, eine Geistesverwandte der Frau von Guyon, auch sehr menschenfreundlich, und sie hatte sich theils als Tochter eines geschickten Arztes, theils durch meinen Großvater, der sich in allen Fächern versuchte, Kenntniß von einigen guten unschuldigen innerlichen und äußerlichen Heilmitteln verschafft, die sie gerne denjenigen verabreichte, denen sie nützlich sein konnten. Es ist richtig, daß sie oft gebeten wurde, schwierigen Niederkünften beizuwohnen, daß sie dies in den nahen Dörfern bei Weiningen

*) Anm. des Herausgebers. Eine Schwester des Fabeldichters war die Frau Verena Grebel, Gattin des Constanzer Amtmanns Grebel, mit der Wieland 1754 in Verbindung steht. Vergleiche: Wieland und Meyer von Knonau, von Scherer und G. Meyer von Knonau, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur, Bd. XX (1876), p. 355 ff.

oft that, weder Nacht, noch schlechtes Wetter scheuend, un
Rath, vielleicht auch einige Hülfe leistete. Daß sie aber
gegangen und vollständige Geburtshülfe geleistet habe,
erfahren. In Hinsicht auf die einzige Tochter irrt sich A
sie hatte deren zwei, und die jüngere gutartige war n
ältere dagegen zu flüchtig, um eine so sorgsame Pfle
wie Wieland sie schildert. Mein Vater war von der
geliebt, ihr ungemein zugethan, und sehr oft ihr Wärter;
mich, kaum ein oder zwei Mal habe sie sich als Nacht
zeigt, oft aber von Visionen gesprochen oder sich in eine
Zustande befunden. — Ferner hieß der Beichtiger des r
Fahr, über welches die Herren von Weiningen die Vogl
herrlichkeit besaßen, den Wieland in jenen Zusammenha
und Cajetan nennt, vielmehr Bonifacius d'Anethan;
Trier gebürtig. Ich selbst habe ihn mehrere Male ge
als einen unterrichteten, keineswegs finstern, sondern aufge
gekannt, der aber eine Neigung für das Geheimthun u
wöhnliche hatte. Er war guter Bekannter im nahe gelegen
lichen Hause, doch ohne sehr oft dahin zu kommen. I
daß er aus dem Kloster Fahr nach der Propstei Bellenz v
allein von einer dortigen Erscheinung meiner Großmutter, d
gedenkt, soll P. Bonifaz weder gegen meinen Vater, noch
Personen, die ich nach der Herausgabe der Euthanasia dar
je etwas erwähnt, wohl aber erzählt haben, jener von Wi
Resonanzboden sei in denjenigen Tagen gesprungen, wo
mutter starb. Die letzte Krankheit meiner Großmutter
etwa als ungefährlich betrachtet; sondern man sah ihrem T
Die angebliche Tochter war wieder mein Vater, dem die
die Stunde des Todes, sondern das Gefühl von dessen Näh
was er weder seinem Vater, noch andern Personen verschwie
der letzten Monate ihrer Lebenszeit beschäftigten Visionen u
sie oft; die meisten sollen unbestimmt oder erfolglos gewese
zwei Angaben könnten Aufmerksamkeit verdienen. Die
die Aeußerung, eine Nachbarin, von deren Krankheitsz
meine Großmutter täglich mehrere Male unterrichtete,
wenigen Stunden sterben, was wirklich erfolgte. Das an
besteht darin, daß sie die Hand aus dem Bette nach der

ausstreckte, und auf die Frage, was sie suche, antwortete: „Das Goldstückchen neben dem Vortheil (so nannte man gehauene Steine von etwa anderthalb Fuß Höhe, von denen die Frauenzimmer zu Pferde stiegen), das der Arme nicht findet!“ Man ging hinunter und fand zwischen dem Kies in dessen Nähe ein Goldstückchen, das sie wahrscheinlich einige Zeit vorher einem Armen heruntergeworfen hatte, der es nicht fand, und dessen sie sich nun wieder erinnerte. Diese meine väterliche Großmutter war schon 1754, lange vor meiner Geburt, gestorben. Dagegen verlor ich beide Großväter und die mütterliche Großmutter 1785, binnen zehn Monaten.

Lectüre und Geistesbildung.

Vor den Schuljahren hatte ich beinahe alle meine Zeit, auch während derselben einen großen Theil davon und ganze Abende mit Lesen zugebracht. Vieles war von keinem Nutzen. Nicht nur jene Robinsone, sondern auch der größte Theil der bändereichen Werke des längst verschollenen Happel, der nur noch einzelnen Bibliographen bekannt sein mag, mich jedoch mit dem Geiste, der Geschichte und dem Standpunkte der Kenntnisse des siebenzehnten Jahrhunderts vertraut machte, Erasmus Franciscus, die viele Quartanten füllenden Gespräche im Reiche der Todten u. dgl., Iselin's historisch-geographisches Lexikon wurden durchgelesen, aus letztem Werke und aus einigen andern Hülfsmitteln Schlachtenkalender verfertigt, d. i. bei jedem Tage eine kurze Notiz der Schlachten gegeben, die an demselben waren geliefert worden. Hübner's kurze Fragen lernte ich beinahe auswendig und erhielt dadurch neben brauchbaren Thatsachen chronologisches Material, in das ich historische Ereignisse einreihen konnte. Auch heute noch möchte eine ähnliche, aber mit mehr Kritik und Geschmack, ohne Steifigkeit, nicht in Fragen und Antworten abgefaßte Geschichte für die Jugend nützlich sein. Viele andere historische, auch geographische und naturhistorische Schriften und Reisebeschreibungen wechselten mit poetischen und theatralischen ab. Die Schweizergeschichte zog mich damals noch wenig an, theils weil ich in derselben das nicht fand, was der große Schauplatz der römischen, griechischen und der allgemeinen Weltgeschichte darbot, theils weil der Styl der alten Chroniken und ihre Beschränktheit auf den engen Gesichtspunkt der Heimat mir nicht behagten. Johannes

von Müller schreckte durch seine Schreibart mich noch zur
ich Maurer's kurze Geschichte wiederholt las und selbst
mannischen mich erfreute. Die fortschreitenden Jahre k
bessere Einsicht; ich lernte Müller achten und selbst durch d
Lauffer schlug ich mich durch. Rollin's griechische und :
schichte und Crevier's Fortsetzung, die ich zu wiederholten
verbunden mit der Lesung der römischen Geschichtschreil
Jornandes machten mich nicht nur mit der französischen und
Sprache, sondern auch mit der alten Geschichte vertraut.
Großvaters Bibliothek lernte ich die französischen Memo
Voltaire las ich vom siebenzehnten bis neunzehnten Jah
geschichtlichen und die bessern poetischen Arbeiten zu wiederh
durch. In Rousseau's Romanen blieb ich stecken, und no
ging es mir mit Grandison und Pamela, die mir schon i
Seiten aus den Händen fielen, obgleich man sie damal
hielt, während ich der tiefen Menschenkenntniß und
Fielding's, Smollet's und ihrer trefflichen Sprache beinal
werden konnte. Diese regellosen Lesereien eines Knaben un
dürften manchem Erzieher mißfallen; allein ich bin übe
wenn die geistige Nahrung mir von fremder Hand zugeme
wäre, meine Wiß- und Forschbegierde weniger geweckt wor
mit vielem Merkwürdigen unbekannt geblieben wäre.

Kaum giebt es einen Menschen, dessen Geistesrichtu
gesetzt daß er eine solche zu behaupten wisse, nicht von
äußern Eindrücken bestimmt und modificirt würde. Ol
bildete sich auch die meinige durch Erfahrungen, Beobachtu
weniger aber auch durch sinnige Aussprüche und große Ge
ich gelesen und die wie erhellende Fackeln in das Inn
Seele leuchteten. Nicht nur dem Guten, das anziehend wir
auch manchem Bösen, dessen Anblick, Anhörung, oder L
zurückstieß, verdanke ich Belehrung. Was mich kräftig an
ich meinem Gedächtnisse ein; nicht nur eine Menge von
oder Bruchstücken aus solchen, sondern auch hohe Gedanken,
Prosaikern fand, vorzüglich eine Menge von gediegenen
aus Classikern. Je stärker sie mit meiner Ueberzeugung
trafen, desto mehr wurden sie mir zu Anhaltspunkten u
regeln. Als Kind schon ergriffen Denksprüche, wie die folge

im innersten Gemüthe. Solche waren: „Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter dem Menschen die Zufriedenheit" — oder: „Genieße, was dir Gott beschieden, entbehre gerne, was du nicht hast" — oder: „Lebe, wie du, wann du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben" —, dann die lateinischen Sentenzen: ‹Animum rege, qui, nisi paret, imperat› — ‹Impavidum ferient ruinae› — ‹Tu ne cede malis, sed contra audentior ito›, in welch letzterer ich mir nicht nur mala, sondern auch mali dachte; dann die wahr oder falsch dem König Joh. Sobieski in den Mund gelegten Worte: ‹Point de bassesses, Palatin›, die er nach dem Entsatze von Wien einem seiner Begleiter zugerufen haben soll, der den Stiefel des Kaisers Leopold habe küssen wollen.

Possierlich war es mir in meiner frühen Kindheit mit einer meiner aufgefaßten Sentenzen gegangen. Die Worte der Cordelia zu ihrem Vater, dem König Lear: „Ich werde die Kindespflicht nicht brechen", und ihre nachherige Treue, als Lear vom Throne gestoßen wurde und sie ihn in seiner Armuth begleitete, während doch die treulosen Schwestern Goneril und Regan, die dem Vater Großes versprochen hatten, ihn verließen, hatten mich mächtig angesprochen. Um dieselbe Zeit sagte meine Mutter, die zärtliche Aeußerungen liebte, einst zu mir: „Bin ich Dir nicht lieb?" „Ich werde die Kindespflicht nicht brechen", war meine etwas furchtsame Antwort. „Wer hat Dich dergleichen gelehrt?" sprach die Mutter. Ich gab meinen Gewährsmann an, empfing einen kleinen Verweis, hielt aber meine Cordelia nicht weniger hoch.

Politische Anschauungsweise.

Im Politischen lebte ich ganz zu Rom und Lakedämon, die Spartaner hoch ehrend, die Athenienser, mit Ausnahme ihrer größern Männer, tief verachtend. Junius und Marcus Brutus waren Gegenstände meiner Bewunderung. Ich bedauerte den ersten innig, als er über seine Söhne aussprach: ‹I lictor, ad palum alliga›, aber ich war mit hoher Bewunderung seines Pflichtgefühls und seiner Vaterlandsliebe erfüllt, als er seiner Söhne nicht schonte. Bei den innern Reibungen der Römer war ich Patricier. Mucius Scävola, Horatius Cocles, die Decier, Curius, Cincinnatus, die Scipionen u. s. f. waren meine Lieblinge, die Catone meine Ideale; doch mißfiel mir immer des ältern beharrliches Fordern der Zerstörung Carthago's. Die

Schönheit des Gedankens: „Was Drusus thut, darf jeder R
entzückte mich. Nicht nur zu Rom, sondern auch zu Z
Patricier. Mißfielen in der Regel mir die Tribunen und di
so gefiel mir doch Manches, was sie gethan hatten. J
eines Bürgermeisters lebend und als Sohn eines an de
Angelegenheiten theilnehmenden Vaters, war ich auf A
die Politik meines Vaterlandes einschlug, sehr aufm
Jahre 1777 war ich entschiedener Gegner der Bürger, wel
der Große Rath solle das französische Bundesgeschäft a
bringen, und in meinem Tagebuche ist unter dem 27.
zu lesen: „Heute wurde der Landesverräther Waser enth
ich vertheidigte nichts desto weniger seinen älteren Knc
bald nachher kennen lernte, gegen Kränkungen roher S
oft absichtlich mit ihm durch die Straßen und begleitete
Wohnung.

Meinem Vaterlandssinne schmeichelte in den Oratu
bestimmten Zeiten von den Lehrern am Gymnasium und
predigern der Reihe nach gehalten werden mußten, die
Latein, ganz römisch, zwar mit großer Ausgedehntheit al
rede an die Staatsbehörden, wo die Consules, Patres
Proconsules, die Quaestores, die Viri senatoriae dignitati
tiae potestatis, die ab actis tabulisque reipublicae, die Dı
dann der Venerabilis sacrorum Antistes etc. alle nac
Würde, mit mehreren Worten bezeichnet wurden und mi
Rom versetzten. Man kann hierüber lächeln; aber der Va
der Jugend wurde dadurch eben so gehoben und veredelt, als
durch die rohen und pöbelhaften Ausfälle mancher unserer v
der Selbständigkeit buhlenden Zeitungsblätter nicht gesch
weilen war ich ganz kleinmüthig, wenn ich in den
monatlichen Nachrichten Nekrologe von Rathsherren, Zu
Theologen, Professoren und andern las, die als ausgezeichn
geschildert waren, und ich mit Beschämung mir eingeste
von den meisten der hier geschilderten großen Eigensc
Leistungen hast du an diesem oder jenem nur sehr
gar nichts wahrgenommen. Aus mir wird nichts werden,
strengte auf's neue mich an, fand aber doch bei weiterm
und im Laufe der Zeit beruhigenden Trost.

An unsere republikanischen Staatsverhältnisse war man sich so gewöhnt, daß man sie nicht fühlte. Mein Großvater wurde von mehrern Seiten getadelt, daß er 1781 die Abgeordneten der Landschaft Freiburg, die über die dortige Regierung Beschwerden führten, vorgelassen und mit ihnen in eine Unterredung eingetreten war, obgleich er ihnen keine Hoffnungen machte. Als der bernische Landvogt Wagner zu Baden, ein Apotheker, sich in seinen gedruckten Kundmachungen „Wir Samuel von Wagner u. s. f." nannte, fiel dies wenig auf, insbesondere weil er Berner war. Schon hatte ich die Knabenjahre hinter mir, als meine streng aristokratischen Grundsätze neben sich höhere republikanische gedeihen ließen, und ich zu fragen begann: „Sind denn auch unsere Landbewohner freie Leute und freie Schweizer?" „Freilich sind sie es" — antwortete man von vielen Seiten: „Sie haben keine Fürsten, bezahlen keine Auflagen, müssen keine Soldatendienste verrichten", und was anderes mehr war. Erwiderte dann der Fragende: „Aber sie haben ja gar nichts zu den öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen, dürfen weder Handelsverkehr, noch andere als die alltäglichsten Handwerke treiben, sind von allen geistlichen und von allen staatlichen Beamtungen ausgeschlossen" —, so war die gewöhnliche Auskunft: „Sie haben kein Recht dazu; sie waren Leibeigene, als man sie ankaufte. Etwas Anderes wäre nicht gut für sie, und sie sind ja glücklich, indem Viele aus ihnen reich und den Gefahren des Großhandels nicht ausgesetzt sind. Vor Predigern vom Lande würden die Bauern keinen Respect haben; das Regieren würden sie nicht verstehen, oder es würde eine Regierung nach der Art der Länder, — der Demokratie der Urkantone —, welche die schlechteste ist, daraus werden". Als die Landschulen verbessert wurden, hörte man hin und wieder sagen, daß jetzt auf dem Lande nicht mehr werde gearbeitet werden wollen, daß nun die Gefahr vorliege, daß falsche Briefe über Schuldverschreibungen und Verträge gemacht würden, u. a. m. Sehr frühe ärgerte mich der häufig gebrauchte Ausdruck „Stadt und Land", welcher auch in öffentlichen Gebeten und Predigten gehört wurde. Ich fragte, ob man auch sage: „Berlin und die Provinzen", „Wien und der Kaiserstaat", und es schien mir fast anmaßend gegen den lieben Gott gesprochen, wenn man fürchtete, er möchte die Stadt oder das Land vergessen. Bald fiel es mir ein, wo dann auch Winterthur bleibe. Wenn ich in der Kirche beten hörte: „Wir empfehlen Dir Stadt und Land",

pflegte ich oft leise hinzuzusetzen: „und Winterthur“ oder
Kanton.“ Ich wußte noch nicht, daß unsere Formel
des römischen Urbs und des griechischen Ἄστυ war.

Von Kindheit her war mir eingeprägt worden, ni
oder stolz zu sein. Ich hatte viel unter und mit Lan
Nach dem Tode meines Großvaters in Weiningen 17
Herrschaft und das Gut meinem Vater zu, und ich ka
vermehrte Berührung und nähere Bekanntschaft mit manch
für die ich mit Liebe erfüllt war und von denen ich hin
Liebe behandelt wurde. Ich lernte beobachten, wie v
kennt und kennen muß, wie er die Welt, in der er lebt
richtiger, als der Städter die seinige, zu beurtheilen
mußte oft erstaunen, wie weit es solche Leute bei bein
Mangel an Unterricht in vielen Beziehungen brachten.
auf Beurtheilung der Rechtsverhältnisse, die aus dem b
stande hervorgehen, lernte ich von einzelnen Unterbeam
ständigen Bauern Vieles, das kein Buch und kein Lehr
hat; wenn ich dann gleichwohl bei Männern aus di
auch Vorurtheile, Aberglauben u. dgl. tief wurzeln sah, f
dies desto besser einsehen lehren, wie sehr die Ansichten un
der Menschen von dem abhängen, was in ihrer Jugend
oder unterlassen wird, und welche Bildungsmittel ih
werden.

Wie sehr die Menschen geneigt seien, Andere nach vo
Gewohnheiten zu beurtheilen und zu verurtheilen, beweist
spiel. Oft hörte ich in meiner Jugend sagen, daß zu de
Bauersleute und der üblen Behandlung, welche deren alt
selten erfahren müßten, das Duzen der Eltern und Großel
trage, und man nannte diese Gewohnheit eine thierische.
Jahren aber ging sie in die vornehmere Welt hinüber. Hi
mögen Frauenzimmer, deren Schönheit zu welken begann
tragen haben, weil sie dachten, daß das trauliche Du v
der Besuchenden ihren Mädchen und Bübchen gegenübe
ältern Schwesterchen sie hinstelle.

Unterricht nach der Kunstschule.

Im December 1783 vollendete ich die Laufbahn in der Kunstschule, setzte noch bei Privatlehrern das Studium der Mathematik und des Französischen und bei meinem geliebten und geachteten Maurer dasjenige der lateinischen Sprache fort. Cäsar, Terenz, Cornelius Nepos, Ovid's Metamorphosen, Livius und Cicero waren die Schriftsteller, die er vorzüglich mit mir las. Durch das Beispiel einiger meiner Altersgenossen geweckt, erwachte die Begierde, mich auch mit dem Griechischen bekannt zu machen; allein eine oder zwei wöchentliche Stunden, die Maurer dazu erübrigen konnte, führten mich nicht weit vorwärts. Gemeinschaftlich mit meinem vormaligen Mitschüler und nachherigen vertrauten Freunde Salomon Wyß begann ich 1786 das Italienische zu lernen, was mich sehr ansprach. Weit schwerer kam mich das mit einigen andern Freunden bei dem talentvollen und gelehrten Corrodi, Verfasser des Chiliasmus, begonnene Studium der Logik und der Metaphysik an. Schon hatte ich manches über philosophische Gegenstände gelesen; aber mein Geist war so lebhaft, mein Kopf so sehr von Poesie, Philologie und andern Gegenständen erfüllt, daß die ernste und trockene Wolf'sche Philosophie mich schwer ankam. Der etwas gedehnte und äußerlich matte Vortrag des Lehrers fesselte meine Aufmerksamkeit nicht genug, so daß ich oft am Ende der Stunde nur wenig mehr von dem wußte, was vorgetragen worden war, und daher in der Beantwortung der schriftlich vorgelegten Fragen stecken blieb. Die Logik kam mir pedantisch vor, und ich verwirrte mich immer, weil ich nicht aufmerksam gemacht wurde, die für die Bezeichnung der Begriffe eingeführten Worte seien nur als Kunstausdrücke, als ein dem Begriffe zum Zwecke seiner Erkennung und Unterscheidung aufgedrücktes Stempelzeichen zu betrachten. Ich glaubte diese Benennungen in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche wieder finden zu sollen und verwirrte mich oft dadurch gar sehr; doch allmälig überwand ich auch diese Schwierigkeiten, und lernte mein asserit A, negat E etc. und ebenso das celarent, Darii u. s. f., doch ohne mich um deßwillen schon als einen Philosophen anzusehen. Im Frühling 1786 wurde ich als Auditor in das obere Gymnasium zugelassen, wodurch ich, alle Verhältnisse meiner Mitstudirenden theilend, nur von den jährlichen öffentlichen Prüfungen ausgenommen war. Steinbrüchel und Hottinger

wurden hier meine ausgezeichneten Lehrer, und nach eini
hatte ich das Glück, von dem ersten liebgewonnen zu wei
stand, der auf mein ganzes Leben einen großen Einfluß

Steinbrüchel.

Dieser um Zürich's Lehranstalten hochverdiente Mai
geboren, wurde als ein Knabe ohne Vermögen in da
Alumnat aufgenommen, zeichnete sich durch sehr gute
züglich im Fache der Philologie, aus, war aber zugl
Jüngling, der es wenig darauf anlegte, sich Gönner
Dies hatte die Folge, daß er nicht berücksichtigt wur
Theil seiner besten Jugend als Pfarrer in dem entfern
bergischen reformirten Dorfe Pinache, einer Waldensercolo
Endlich wurde sein Werth in der Heimat erkannt. Die
Zeit nachher geschlossene Heirath mit der Tochter des gelehrt
Hagenbuch, welcher durch seine antiquarischen Kenntnisse
Welt bekannt wurde, erwarb ihm den Besitz einer sehr
Bibliothek, machte ihn aber auch mit den Bitterkeiten
glückten ehelichen Verbindung bekannt, die er, obgleich kräft
schiedener Mann, mit ungemeiner Geduld, Schonung und
trug. Seine Gattin litt an Geistesverirrungen, die Steinbr
den Augen des Publicums zu entziehen wußte. Er erhie
Kanonikat und die Professur der griechischen Sprache. K
ökonomisch unabhängig machte er sich ein Vergnügen da
Leuten, die ihm einiger Aufmerksamkeit werth schienen,
Theil seiner Zeit zu widmen. J. J. Hottinger und H. C
ganz seine Zöglinge, vorzüglich der erste. Nachher rich
auf Heinrich Bremi, Jakob Ochsner und Andere, die i
unter Zürich's gelehrten Männern auftraten, seine Au
Sobald er bemerkte, daß ein Schüler sich dem classisch
mit Liebe hingebe, kam er ihm wohlwollend entgegen.
Wege hatte auch ich das Glück, seine Zuneigung mir zu e
in ihm einen ausgezeichneten Lehrer zu erhalten. Seine A
dient näher geschildert zu werden.

Ganz im Geiste jener großen Männer, die vor dr
vierhundert Jahren ihre Zeitgenossen mit den ausgezeichn

stellern Griechenland's und des alten Italien wieder bekannt machten, führte er seine Schüler sogleich in medias res, mitten in die Schätze des Alterthums hinein. Als ich seinen Unterricht zu genießen anfing, war ich im Griechischen noch so schwach, daß ich selten eine Zeile ohne Beihülfe zu verstehen fähig war. Zuerst wurden Xenophon's Denkwürdigkeiten des Sokrates durchgelesen; dann ging er zu Homer über, den er als den Einführer in die griechische Litteratur betrachtete und durch und durch inne hatte. Nach einander wurden zuerst die Odyssee, dann die Ilias in ungefähr fünf Wintermonaten gelesen, wo oft nach einem anderthalb- und bisweilen zweistündigen Unterrichte eine halbe Stunde lang ein munteres, aber immer belehrendes Gespräch geführt wurde, nach welchem man auf eine Stunde oder noch länger zu dem alten Sänger zurückkehrte. Im Prosaischen folgten wieder Xenophon, dann Plato, Lucian, Aristoteles, aus den Dichtern der einfache Askräer, dann Pindar, die Tragiker, Aristophanes, u. a. m. Auf das Lateinische richtete er nur eine Art von Oberaufsicht, ermahnte mich aber, ebenso zu verfahren, wie er es im Griechischen that. So z. B. sagte er: „Während dieser Ferienzeit leset Ihr die Annalen, während einer folgenden die übrigen Bücher des Tacitus, dann einen Theil der rednerischen Werke Cicero's, den ganzen Livius, u. s. f." Nur den tiefdenkenden Dichter, der, wenn nämlich die Ode nicht auf Leistungen eines andern sich bezieht, ein einziges Mal die Bescheidenheit zu vergessen schien, als ein inneres Gefühl ihn aussprechen hieß: «exegi monumentum aere perennius», behielt er für sich und las die meisten Satiren, Episteln, viele Oden und die kleine Handbibel der Dichter erklärend mit mir durch. Er sah es gerne, wenn der Schüler sich vorbereitete, forderte dies aber nicht und vertrat vollständig die Stelle des Wörterbuches und der Scholiasten. Stundenlang wurde lebendig fortgelesen, schnell übersetzt und nur das Nothwendige erläutert. Von dem Langweiligen, Breiten und Spitzfindigen, von dem Anatomiren, Parallelisiren u. dgl., wodurch so viele philologische Pedanten das schöne Studium ihren Zuhörern zum Ekel machen, war wenig zu hören; wenn aber dergleichen geschah, so war es wohlberechnet und willkommen. Nur wenn das Erklärte in einer der nächsten Stunden vergessen schien, schlug er das früher Behandelte wieder auf und machte freundlich auf das, was man hätte wissen sollen, aufmerksam, aber so, daß sein Lächeln mehr wirkte, als ein langer Sermon. Nichtsdestoweniger machte

er seine Schüler immer auf das Einprägen der Gram
wichtigern Sprachregeln aufmerksam. Für das eigene
er zwar den Gebrauch des Wörterbuchs, doch so, daß man
Stellen sich nicht allzulange aufhalte, sondern sie anzeichn
in die Sprache und den Geist des Autors sich hineinde
bei einem zweiten Lesen das, was im ersten Male n
geworden sei, ganz zu verstehen trachte. Daß er selbst in
studien nichts im Dunkeln gelassen habe, bewiesen mir die
welche er noch im jugendlichen Alter über Herodot gem
mir schenkte, als er mir anrieth, diesen Geschichtschre
Ueber Privatarbeiten zu Rathe gezogen zu werden, war
gnügen, und wenn ich dies auch nach meinem Eintritt i
dienst bisweilen noch that, war ich willkommen. W
Gymnasium besuchte, wachte in mir die Begierde auf, auch
zu lernen; allein damals war in Zürich Niemand t
welchem Rath zu finden gewesen wäre. Der bestellte P
kaum die Anfangsgründe. Auch meinen Steinbrüchel ha
lüftet, aus dem schönen Hellas und seinen Colonien i
von Asien tief einzubringen.

Jugendfreunde und Jugendbelustigungen.

Auf das Heil und auf das Verderben der Juge
Genossen in hohem Grade. Ein Glück für mich war es,
in der Kunstschule an meinem Mitschüler Salomon Wyß
guten, geistreichen Bekannten, und zugleich einen treuen
Wir waren innig vertraut, übten uns in vielen Fächern
lich, lernten mit einander italienisch und englisch, wurd
Universitätsgenossen und blieben auch nachher theilnehm
obgleich wir verschiedene Laufbahnen einschlugen und er
Spitze eines großen Wechselhauses trat, bis an seinen am
1827 erfolgten Tod, der eine achtungswerthe Familie
Freunde mit tiefer Trauer erfüllte. David Heß war in di
Garde getreten; doch sahen wir uns von Zeit zu Zeit w

Nicht weniger glücklich war ich, unter meinen Alters
mehrere andere, durch Fähigkeiten, Fleiß und Sittlichl
zeichnende Jünglinge anzutreffen, die mir theils als Vo

theils mit mir in denjenigen Fächern sich übten, die Freund Wyß nicht cultivirte, namentlich in den alten Sprachen. Der Besuch von Wein- und Kaffeehäusern, Billard u. dgl. waren unter uns gleichsam verpönt. Bei schönem Wetter wurde während einiger Abendstunden spaziert, im Sommer gebadet oder auch ein naher Berg oder Hügel bestiegen. Man muß nicht glauben, daß die Leibesübungen damals vergessen gewesen seien. Das Turnen in seiner gegenwärtigen systematischen Form war zwar noch unbekannt; aber aus einer geläuterten Rousseau'schen Schule ging eine Neigung zu körperlichen Uebungen hervor, die den Vortheilen des Turnens nicht nachstanden. Schwimmen, Fußreisen, Springen über Graben, sich mit aufgelegter Hand über Einzäunungen wegschwingen (eine oft sehr nützliche Fertigkeit), Klettern, Wettlaufen, Fangspiele, in denen sich die Behendigkeit übt, waren damals als Dinge angesehen, die ein tüchtiger Jüngling nicht vernachläßigen sollte. Im Winter versammelte man sich und unterhielt sich mit Gesprächen und Singen. Großes Vergnügen machte eine Tanzgesellschaft, die, einzelne außerordentliche Festlichkeiten ausgenommen, nicht in die tiefe Nacht hineindauerte, sondern um halb fünf bis fünf Uhr begann und mit neun Uhr sich endigte, ohne die häusliche Ordnung zu stören. So erhielten sich die Gemüther heiter und froh.

Neigung zu höherer Bildung und Ansicht über fremden Kriegsdienst.

Meine Bestimmung zum Dienste des Staates und das Bedürfniß höherer Bildung wurden von mir als etwas betrachtet, das zu meinem Wesen gehöre. Hiezu kam noch, daß die zwei Herrschaften Weiningen und Oetwil, welche meine Familie besaß, die Erwerbung von Kenntnissen in der einheimischen Verwaltungs- und Rechtspraxis ebenfalls geboten, weil man in der Schweiz von Gerichtshaltern nichts wußte, sondern der Herrschaftsherr, wie im Alterthume, und wie jetzt noch bei vielen außereuropäischen Völkern der Häuptling, der geborene Richter seiner Untergebenen war. Mein Vater billigte zwar mein ganzes wissenschaftliches Treiben, weil er der classischen Litteratur keineswegs fremd, auch mit der ältern und neuern Weltgeschichte vertraut war; dennoch neigte er sich zu einer Ansicht hin, die in Zürich, vorzüglich aber in den Aristokratien von Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, auch in den kleinen Kantonen u. s. f. zahlreiche Freunde

hatte. Man glaubte, eine Anzahl von Jahren in einem d
Schweizerregimenter zugebracht, sei eine Laufbahn, die
Mann den Eintritt in die Welt und selbst in die S
bereiten sich eigne. Einzelne Männer, die, aus dieser La
gekehrt, ihrem Vaterland in untern und selbst in obern
Dienste geleistet hatten, sollten dieses Erziehungssystem a
fertigen, ungeachtet die meisten Erfahrungen von ganz e
Art waren. In einigen Kantonen (doch nicht in Z
Regierungssystem geworden, Männer, die zehn bis zwa
Jahre in Kriegsdiensten zugebracht hatten, nach ihrem E
Staatsdienst vorzugsweise zu begünstigen. Freiburg u
kannten wenig anderes, und selbst in Bern war man no
den Landvogt, der seine Jugend in den Sphären des
holländischen, sardinischen Uniformlebens zugebracht ha
sogeheißenen Göttinger genau beobachtet wurden.

Auch meinem Vater gefiel diese militärische Laufbal
damals bereits verstorbene französische General Lochmann
wandter, hatte zu dieser Stimmung beigetragen. Er
letzten Lebensjahre meistens in Zürich zu und bilde
Mann aus den Officieren seines Regiments während il
oder Urlaubszeit eine kleine Hofhaltung um sich her,
drücklich von ihnen einen guten Ton und äußern Anstan
Beifall erhielt und noch andere Männer in seine Kreise
zu der Zeit, wo ich mich dem Jünglingsalter näherte,
unter den Bekannten meines Vaters mehrere, die in
Kriegsdiensten gestanden waren oder noch standen und l
anpriesen. Es mag der Anführung nicht unwerth sein,
der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts, bis auf d
von etwas mehr als zweitausend Bürgern der Stadt Z
hundert und dreißig und hundert und vierzig, ungefähr
Mann, in französischen oder holländischen Diensten als Off
während auch noch einige andere in nicht capitulirten
Kriegsdiensten ihre Anstellung fanden. In mehreren
man die capitulirten Regimenter als einen der Hauptzweck
verwaltung an; man unterstützte sie, wo sie es bedur
man wußte, daß die im Auslande stehenden Officiere
über die heimatlichen Behörden spotteten und sich o

Befehle hinwegsetzten, wenn der Fürst, dem man diente, Leistungen forderte, die den Capitulationen entgegen waren, z. B. als Ludwig XIV. die Schweizer nach Holland, Ludwig XV. sie nach Deutschland führte. In Zürich war ein bedeutender Theil der Bürger dieser Laufbahn abgeneigt. Weit günstiger war die sogeheißene obere Classe für dieselbe gestimmt. So kam es nun, daß mein Vater lange die Absicht hegte, auch mich auf eine Reihe von Jahren in das französische Regiment eintreten zu lassen, für welches der Kanton Zürich 1752 capitulirt hatte. Der Dienst selbst hatte einigen Reiz für mich; aber die vielen Blicke, die ich schon als Knabe in das Leben und Treiben und auf die Geschäftslosigkeit der Meisten, die diesem Stande sich widmeten, zu werfen fähig war, brachten mir eine Abneigung gegen die militärische Laufbahn bei. Ob ich lieber ein Student werden wolle, als ein Mann, den Uniform und Degen zieren, wurde ich von verschiedenen Seiten und von Leuten, die mir nahe standen, gefragt, als ich in das Gymnasium eintrat; aber diese Ausschmückungen lockten mich nur vorübergehend, und mein Vater war zu gutmüthig, um meine Wünsche und Neigungen zu durchkreuzen. Oft geben bei jugendlichen Gemüthern kleine, scheinbar unbedeutende Ereignisse für die wichtigsten Entschlüsse den Ausschlag. Auf der großen Brücke spazierte einst eine Anzahl französischer und holländischer Officiere, als ich gerade vorüberging, und in diesem Augenblicke rief ein munterer Knabe, den ich kannte, in einiger Entfernung aus: „Holländische und französische Munni!" Da war mein Entschluß gefaßt, niemals einen rothen Rock anzuziehen, welcher seinen Träger in Gefahr bringe, einem Bullen verglichen zu werden. Mein Steinbrüchel, obgleich nicht des Vaters Gegenstreiter, unterstützte mich, als nach meinem Eintritt in das Gymnasium der Kriegsdienst noch einmal angeregt wurde, und so verschafften er und seine Griechen mir einen vollkommenen Sieg über die Waffen Frankreichs.

Schweizerreise.

Während dieser ganzen Jugendzeit war ich, einige kleine Ausflüge ausgenommen, nie weit vom Hause gekommen. Von jährlichen Reisen ganz junger Leute wußte man damals nichts; wohl aber war es seit geraumer Zeit Sitte geworden, daß ein zürcherischer Jüngling ein oder zwei Jahre, ehe er in's Ausland ging, eine Bergreise machte, die man

die Schweizerreise nannte. Escher von der Linth erzählte
Jahre vor seinem Tode, als er im Sommer nach seiner erste
reise wieder von einer solchen zu sprechen angefangen h
Vater betroffen gewesen und habe ihm geantwortet: „Du h
Schweizerreise schon gemacht". Die meinige geschah im So
in Begleitung von drei Jugendgenossen, aus denen einer je
ist, ein anderer als Pflanzer in Ostindien lebt. Wir
ihnen die Abfassung des Reiseplanes anvertraut. Dama
die Scheuchzer'sche Karte und einige sehr unvollkommene
beschränkt, suchte ich Bergpässe, die sich als schwierig dar
zu diesen wurden diejenigen von Altorf über die Surenen
berg und von da über Engstlen nach Oberhasli gezählt.
des erstern belohnte sich dadurch, daß, als wir kaum
feld an der Ostseite der Surenen überstiegen und den zu
gehenden Fels betreten hatten, in welchen einst ein jung
Kampfe mit dem bösen Feind einen Hinterfuß eingedrückt
wir durch ein dem Donner ähnliches Getöse aufmerksam gem
Es war eine Lawine, die, weit größer und stärker als k
auf spätern Bergreisen zu sehen bekam, von der Höhe de
majestätischem Sturze bis in die Tiefe herabfiel und mehre
hindurch ihre mannigfachen Wirkungen beobachten ließ.
Reise waren die vier Berggänger nach damaliger Gewol
mit einem langen Hirschfänger umgürtet. Wir trafen
Bewaffnete an, unter diesen einen Walliser, der nach Ein
fahrtete und einen gewaltigen Reitersäbel mit sich trug.
Gewohnheit konnte in jener Zeit um so viel weniger befr
alle Männer von einigem Ansehen noch den Degen an der S
und ihn nicht ablegten, wenn sie in einige Entfernung aus d
auf das Land spazierten. — Noch will ich anführen, daß
der uns zu Luzern beherbergte, uns zugleich erzählte, der
den Thurm der Peterskirche zu Zürich getroffen und ein
Daches sei vom Feuer verzehrt worden, mit dem Zusatze: „
Gott sucht die Seinigen heim". Diese Feuersbrunst ver
einen Genuß, den ich den merkwürdigsten Ausblicken be
mir zu Theil geworden sind. Am Abend vor dem Tag
Wetterfahne aufgesteckt werden sollte, bestieg ich mit einig
bekannten das höchste Schwebgerüste, das höher stand als di

in welche die Fahnenstange eingesteckt werden sollte. Die optische Täuschung war so, daß man hätte glauben sollen, man könnte einen Apfel in den Rennweg hinunterwerfen, und die Brücke habe man unter seinen Füßen.

Bürgerliche und militärische Verhältnisse.

Eine kurze Darstellung der damals auf eine seltsame Weise sich durchkreuzenden staatsrechtlichen Verhältnisse und der stadtbürgerlichen Stellung scheint jetzt noch einiger Aufmerksamkeit werth zu sein. Ich hatte durch meine Verwandtschaften und als Sohn eines Rathsherrn Aussicht auf Anstellung und Beförderung; allein die Junker waren durch die Verfassung auf zwölf Stellen im Großen und drei oder vier im Kleinen Rathe beschränkt, wozu noch eine sehr entfernte Aussicht auf eine fünfte kam. Von langem her unterlagen sie einer gewissen Eifersucht des größern Theiles der Bürgerschaft, an welcher sie aber bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts selbst Schuld trugen. Nicht nur wohnten sie in den sogeheißenen obern und untern Zäunen und in den an dieselben grenzenden Straßen größtentheils beisammen; sondern sie beschränkten ihren Umgang meistens auf ihren Kreis, heirateten in der Regel unter sich und ihre Frauen trugen eine besondere Kirchenkleidung, wie sie auch im Herrliberger'schen Ceremonienwerke dargestellt ist. Manche Junker beschäftigten sich mit wenig anderen Dingen, als mit der Jagd und ihren Hunden, und ich hörte meine Großmutter und andere ältere Personen mehrere Male von einem Reime erzählen, der gelautet haben soll: „Hinder de obere und undere Züne ghört me d'Hünd und Junkere hüne!" Es sind Spuren vorhanden, daß tüchtige Männer, die unter den Junkern gefunden wurden, nicht zu höhern Stellen emporsteigen konnten, während ein Konrad Grebel, dessen Ahnherr von der Constafel auf die Meisenzunft hinübergegangen war, 1669 zum Bürgermeister gewählt wurde. Der ausgezeichnete Blaarer mußte 1742 dem schwachen Fries in der Bürgermeisterwahl nachstehen. Solche Stimmungen mildern sich in Republiken lange nicht. Mehrere Male sagten während meiner Schülerjahre andere Knaben, selbst diejenigen des klugen Statthalters Schinz, zu mir: „Du sollst wissen, daß kein Junker zum Bürgermeister erwählt werden wird."

Mit Recht wurden Anmaßungen von Personen aus der Herrenclasse von selbständigen ältern und jüngern Glie nannten Bürgerclasse derb zurückgewiesen. Der Ausdruck und Bürger" (man sprach aus Burger) und: „Ich bin Burger" war ein Machtwort, das man in Collisionsfäll höher Glaubende und ebenso gegen Landleute und Auslän hörte. Der geringste zürcherische Bürger hatte als re das tiefe Gefühl, mehr zu sein, als irgend ein Landm Bürger von Winterthur und Stein, ungefähr wie der gerin Edelmann mit Stolz auf einen Kaufmann oder angesel von Warschau und Krakau hinabsah. Der Bäcker, von Eltern das Brod kauften, Irminger, war ein talentvoller, kundiger Mann, zur Zeit meines Eintretens in die bürg hältnisse ein sehr angesehener Zunftmeister (Mitglied des man näherte sich ihm in ehrerbietiger Haltung. So ve noch mit mehreren andern, und eine große Zahl von war berechtigt, als Glieder des Großen Rathes, Ehrerbietun Die höchst aristokratische Wahl der Glieder des Großen von den Rathsgliedern und Großräthen jeder Zunft gew hätten ein vollständiges Patriciat herbeiführen müssen, w Zunftmeister, die beiden ersten Vorsteher, von der ganz wählt und dadurch von den Bürgern abhängig gewesen meisten behaupteten die Fleischer das Zunftsystem, und bis der eine Zunftmeister und sechs aus den Zwölfern ausschließ Ihnen näherte sich die Bäcker= und Müllerzunft, indeß bei machern uud bei den Schneidern nur noch Ein Handwerker Rathe saß, u. dgl. m. Am fühlbarsten war eine Art v in gewissen gesellschaftlichen Kreisen und bei den Fra Unsichtbare Mächte entschieden hier über Hoffähigkeit und keit. Keiner, der nicht zu der guten Gesellschaft gehörte Zutritt und noch weniger ein Frauenzimmer aus dieser war ein wichtiger Fortschritt, als man am Ende der der Familie . . . . . das Concertcircular zugehen ließ, Jahre später stand sie in der ersten Linie. Noch lang das Frauenzimmer seine Prärogative. Am meisten bewah heißene Bürgerclasse ihr Recht in Militärverhältnissen. Quartier (Regiment), in welchem ich Dienste leistete, waren

ein Buchbinder, ein Küfer (Böttcher) Hauptleute, und in der Compagnie, wo ich zuerst eintrat, war mein Hauptmann ein Landmann, Wirth und Weibel (erster Gerichtsdiener der Landvogtei), dabei aber ein kluger Mann, der den Dienst sehr gut verstand.

Herrschaft Weiningen.

Seltsam contrastirte meine Stellung in Zürich mit derjenigen in der Herrschaft. So oft ich diese betrat oder Gerichtsangehörige in die Wohnung meines Vaters nach Zürich kamen, wurde ich als eine angesehene Person betrachtet und behandelt. Dies ging so weit, daß, als ich kurz vorher, ehe ich auf Reisen ging, einst zu Weiningen die damals noch übliche altschweizerische Bauernkleidung anzog, einer jener ländlichen Mentoren, von denen ich oben gesprochen habe, mir ernsthaft zuredete, ich hätte dies nicht thun sollen und ich möchte wenigstens nicht außer das Haus gehen.

Die Verhältnisse der beiden Familienherrschaften bilden ein so merkwürdiges Bruchstück aus dem vormaligen schweizerischen Feudalwesen, daß sie hier eine Erwähnung verdienen. Die Herrschaft Weiningen war 1435 durch Kauf an die Familie Meyer von Knonau gekommen. Sie bestand aus dem Pfarrdorfe Weiningen und den Nebenortschaften Ober- und Unterengstringen, Geroldswil und dem Rütihof. Sie war früher Eigenthum der Freiherren von Regensberg. Als Freiherr Lütold 1130 das bei Niederengstringen, nahe an der Limmat liegende Frauenkloster Fahr stiftete und mit seinem Gut Vare ausstattete, behielt er sich und seinen Nachfolgern die Advocatie oder Schutzherrlichkeit vor und nahm diese von dem Abt zu Einsideln, der durch die Stiftung zu Aufstellung des Frauenklosters verpflichtet war, so zu Lehen, daß dasselbe zunächst ein Mannslehen sei, nach Erlöschung der männlichen Linie aber auch auf die weibliche hinübergehe. Das älteste Statut (die Offnung) der Herrschaft räumte den Vogtherren das Recht ein, zu richten über Alles, „was in den Zilen der Vogty beschicht und ge- „freffelt wird, on allein, das den Lüthen den Lyb und das Leben „angat, über Ehr und Eid und umb Ueberhörige (Ungehorsame, dicto „non audientes) des Gottshauses“. Durch spätere Verträge gestaltete sich dies nun so, daß die Strafgerichtsbarkeit, die ganze Polizei, Gebote und Verbote, die Annahme neuer Angehörigen, die Oberaufsicht

über die Gemeindsangelegenheiten, Alles was auf Ehre u
bezog, die Besiegelung der Schuldverschreibungen, die B
der Concurse, die Aufsicht über das Notariatswesen, der Abzu
das Jagdrecht dem Vogtherrn zustand, dem Kloster hingeg
richtsbarkeit über Erb und Eigen, Weg und Steg, d. i. ü
rechtliche Streitigkeiten. Ein Gericht, das aus einem An
zwölf Richtern bestand, die alle Herrschaftsgenossen waren, beur
Civilstreitigkeiten mit Vorbehalt der Appellation an den A
rath zu Einsideln und nicht weiter. Straffälle, die als Hau
angesehen werden mußten, hatte der Vogtherr nach vorhe
Präcognition an das Landvogteiamt Baden zu überliefern.
ruhte auf dem nachfolgenden Artikel der Offnung: „Wann e
„Man begriffen wurde inn der Vogtye, so soll denselben
„er gefangen ist, ein Vogt und die Synen antworten gen
„dem langen Birrboum. Nimpt man dan dem Vogt oder
„den Gefangnen nit ab, so soll man dan' den Gefangne
„wagenden Stüben (zu dem Hochgericht oder Galgen) gen
„uff Wydhub und soll mann denn den Gefangenen da l
„oder gemach, weders ein Vogt will, und soll mann denn
„der Gefangenen wegen mit nieman nützit zu schaffen habe

Die Herrschaftsgenossen huldigten Niemand als dem
Einsideln und dem Vogtherrn, jedem absönderlich; doch n
auch für den Abt, wenn ihm gehuldigt werden mußte, den H
eid auf. Militärdienstpflichtig waren die Herrschaftsgen
Stande Zürich. Das Reislaufen (Eintreten in auswärtig
laubte Kriegsdienste) hatte der Vogtherr zu bestrafen. D
huldigte dem Fürsten nicht, und stand ausschließlich unter
und Gerichtsherrn. Das weiningische Amtsrecht fand au
Anwendung. Die Herrschaft Oetwil war ursprünglich ein
und wurde 1432 von meiner Familie erkauft. Sie bestan
zwei Dörfern Ober= und Unterötwil. Die Einwohner
huldigten nur dem Gerichtsherrn und wurden, wie der Rü
zürcherischen Rechten beurtheilt. Auch sie waren Zürich die
Die Unterötwiler huldigten auch dem Landvogt zu Baden
langen Controversen mußte in den Achtzigerjahren die Appell
Baden zugegeben werden; auch wurde von jener Zeit an d
recht (die badischen Statuten) auf diesen Ort angewandt.

So bestanden in einem Bezirke, der gegenwärtig ungefähr zweitausend Menschen zählt, viererlei Rechtsverhältnisse; man muß indeß nicht glauben, daß die Einwohner sich benachtheiligt fanden. Sie waren es keineswegs; denn die vielen Beschränkungen der Angehörigen des Kantons Zürich dehnten auf sie sich nicht aus. Die Herrschaftsgenossen von Weiningen und Oetwil konnten jeden Beruf und jedes Handwerk betreiben. Man sah da Bleicher, Kupferschmiede, Gerber, Sattler u. s. f.

Mit der herrschaftlichen Stellung waren manche Unannehmlichkeiten verbunden. Gegen die Untergebenen war sie angenehm und ehrenvoll; auch im Frauenkloster Fahr war man geehrt und als Schutzherr berechtigt, Zellen und Chor zu besuchen; aber schon lange war das herrschaftliche Verhältniß, wie in den meisten Ländern, der Staatsgewalt anstößig. Der Zeitgeist kam hinzu und die Regierungen, die noch an keine Erschütterung ihrer eigenen Gewalt dachten, beschränkten gerne die der Gerichtsherren. An den zürcherischen Behörden, vorzüglich aber an dem Landvogte zu Baden, hatte man aufmerksame Beobachter. Mein Vater, dessen Vater und Oheime erfuhren einige Mal, daß der leichteste Mißgriff zu Einbußen und Beschränkungen von herrschaftlichen Rechten führe. Dies machte meinen Vater so mißmuthig, daß, während er seine Amtsgeschäfte als zürcherischer Staatsmann beibehielt, er mir, bald nachdem ich von Reisen nach Hause gekommen war, die Verwaltung der Herrschaften beinahe ganz übertrug. Die Collisionen in schwerern Straffällen, die Behauptung der Inappellabilität in Civilsachen und einer unabhängigen Polizei waren so schwierig, daß die kleine Administration mit großen Regierungssorgen verbunden war; denn jede benachbarte Beamtung war auf die Beschneidung der herrschaftlichen Rechte lüstern und meistens der Unterstützung der Hoheit sicher. Im Kanton Zürich zogen einige Herrschaftsherren, die ihren Gerichtsstab höher zu tragen versuchten, gerade zu jener Zeit den Kürzern. Für Weiningen und Oetwil war Baden der drohendste Punkt, und jeder Brief, der das landvögtliche Siegel trug, machte auf uns ungefähr den Eindruck, den eine Depesche mit dem Siegel Napoleon's auf die Fürsten des Rheinbundes mag gemacht haben. Man mußte gegen viele Leute Rücksichten beobachten, sah einem langsamen politischen Hinsterben entgegen, durch welches man am Ende der erhebenden Kraft, Gutes für die Untergebenen zu be-

wirken, beraubt, nur noch Inhaber leerer Ehrenberecht
Bezieher von Einkünften gewesen wäre, und so kam es,
der Staatsumwälzung, ungeachtet des empfindlichen ökon
luftes, mich oft erst jetzt als freier Mann fühlte, d
schlafen könne, nicht mehr ein Dutzend Außenwerke zu
habe, auch nicht täglich befürchten müsse, ein Angehörig
da oder dorther ermuntert, irgend eine Rechtsfrage an di
oder Baden'sche Landeshoheit zu bringen.

Zweiter Abschnitt.

Universitätszeit und Reise im Auslande.
1789 — 1790.

Reise nach Halle.

Es war am 5. April 1789, als ich mit meinem Freunde Wyß nach der Universität Halle verreiste. Ueber den Aufenthalt im Auslande nur Einzelnes, wovon gerade die ersten Bemerkungen zeigen werden, wie sehr die in jener Zeit noch stark in sich abgeschlossene Heimat mit demjenigen contrastirte, was der Schweizer im Auslande zu sehen und zu hören bekam.

Als wir jenseits des Bötzberges bei Hornussen das österreichische Gebiet betraten, zu welchem damals das Frickthal gehörte, befiel uns eine Art von Schauer bei dem Anblicke der Nummern an den Häusern, die uns ein Symbol der unentweglich über die Besitzung des Privatmannes sich ausdehnenden Hand des Herrschers schienen. Einen ähnlichen Eindruck machten in Rheinfelden die österreichischen Soldaten einiger Compagnien des Regimentes Bender, welche daselbst die Besatzung bildeten. Zu Basel athmeten wir zwar wieder etwas freier; dennoch fühlten wir uns auf dieser zwischen Deutschland und Frankreich liegenden Landzunge bereits von ausländischer Herrschaft umgeben. Von hier gingen wir in den Bereich des schon erschütterten französischen Thrones hinüber.

Nicht sehr anziehend wirkte auf uns auf dem flachen Wege nach Straßburg die weite Ebene des Elsasses; nur die entfernten Vogesen zur Linken und die Berge des Schwarzwaldes zur Rechten stellten

sich als größere Gegenstände dar, bis schon einige Stund
Straßburg die hohe Pyramide des Münsters vorzugswei
auf sich heftete und immer mehr, wie wir uns näher
trat. Zu Straßburg war die Stimmung nur theilweis
Ideen günstig, die über Frankreich sich zu verbreiten an
die Anhänger der Revolution waren bei den kürzlich
Wahlen durchgefallen. Vergleichungen der geringen Bev
Gegend unterhalb Straßburg mit dem weit volkreichern
beschäftigten uns auf der Durchreise. Das Geklapper der
Charfreitage und die auf unsere Frage erfolgte Antwort,
seien zu Rom, überraschten uns in der Gegend von C
Ganz neu war für uns bei Mannheim die zahlreiche Schaa
und Hirschen, welche als sorglose Beobachter unserer Du
ihrem Jagdreviere zusahen.

Vor allem aus fiel dagegen der Mangel gebahnt
in Ländern, in denen der Straßenbau doch so leicht is
nächst im Darmstädtischen, dem jetzigen Großherzogthum
die Geleise an verschiedenen Stellen sich mehr als zweih
in die Breite ausdehnten, und der Fuhrmann, wenn er d
Bahn allzu ausgefahren oder grundlos fand, eine neu
Unter den Merkwürdigkeiten Frankfurt's war die Durc
der abgeschlossenen, damals noch die ganze hebräische Bevöl
fassenden Judengasse und das ununterbrochene Gequieke de
begierigen für uns auffallend. Gelnhausen, wo die Häu
Mauern der Reichsstadt durch eine Menge zerbrochener
auszeichneten, mußte nothwendig die Vorstellung der ver
höheren Bedeutung hervorrufen, wenn man sich der Zeiten
in welchen hier zahlreiche Reichsversammlungen abgehalt

Gleich hinter Gelnhausen hätte uns der Uebergang
Berg verderblich werden können, weil gerade da, wo der A
in die Tiefe herabfiel, ein Stoß der holperigen Straße d
nagel unseres Reisewagens aushob. Nur die schnelle Wa
und das ebenso schnelle Hinausspringen konnten das Zurü
zwei hintern Räder und unser Hinabstürzen in die Tiefe
Ganz klar wurde uns auf dieser und noch auf späteren R
Deutschland der Inhalt der alten Kirchengebete, in denen
drücklich die Reisenden der göttlichen Obhut empfahl; de

nichts Seltenes, Posten und andere Wagen anzutreffen, in denen die Reisenden die Köpfe in Binden, die Arme in Schlingen trugen, weil sie umgeworfen und beschädigt worden waren. Prellereien kamen hinzu. In der Gegend von Vacha an der Werra kündigte uns der Postillon an, hier könne die gewöhnliche Straße nicht befahren werden: man müsse quer feldein seine Richtung nehmen. Schon nach wenigen Minuten war auch diese Fahrt so mißlich, daß wir beide aussteigen und die Kalesche halten mußten, wenn sie nicht jeden Augenblick umschlagen sollte. Plötzlich sprang ein wahrscheinlich mit dem Postillon einverstandener Bauer hinter einer Hecke hervor, schrie über Beschädigungen, sprach von Pfändung unseres Wagens, und weil wir die Zeit nicht verlieren wollten, kauften wir uns lieber durch eine kleine Ranzion los.

Zu Weimar machten wir einen Besuch bei Wieland, der einige und dreißig Jahre früher als Privatlehrer und Hausfreund geraume Zeit in Zürich zugebracht hatte. Er befand sich damals auf der Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes, den er später, noch bei seinem Leben, angetastet sehen mußte. Weniger hoch stand zu jener Zeit Göthe, und Schiller's Ruf war erst im Entstehen. Obgleich ein mächtiger litterarischer Heros, empfing Wieland die jungen Ankömmlinge ohne irgend eine gelehrte Anmaßung. Ob er von den Schwächen der Berühmtheit so frei gewesen sei, um vorauszusehen, daß die Verehrung, welche die Zeitgenossen ihren Idolen schenken, und sie dadurch auf einige Jahrzehende mehr oder weniger denjenigen zugesellen, deren Ruhm durch Jahrtausende nicht geschwächt wird, auch für ihn schwinden werde, kann ich nicht wissen; aber behaupten darf ich, daß er weniger Ansprüche machte als mancher gewöhnliche Gelehrte oder Schriftsteller, und eben so anspruchlos sah ich ihn in der Mitte der Neunzigerjahre während seines Aufenthaltes in Zürich. Jetzt, da der Sturm, der sich gegen ihn erhob, vorüber ist, bezweifelt man nicht mehr, daß Wieland bei unbefangener Prüfung zu den vorzüglichern Denkern, Dichtern und Prosaikern Deutschlands gezählt werden dürfte. Wenn Wieland's Schriften auch Gebrechen des Zeitalters, des damaligen französischen Geschmackes und seiner italienischen Vorbilder, an sich tragen, sind diese Gebrechen jedenfalls nicht gefährlicher als die des weit höher gestellten Göthe. Mißleitungen der Einbildungskraft sind vorübergehend; die Untergrabung von Grundsätzen ist eingreifender und von

bleibenderen Folgen. Ferne sei von mir die Anmaßung, ein entscheidendes Urtheil oder eine Verurtheilung aussprechen Sobald die Abgötterei*), deren sich die Zeitgenossen gegen a Männer gern schuldig machen, gebrochen ist, werden auch weniger gefährlich, und der Vorwurf der Befangenheit trif unbedingten Bewunderer, als diejenigen, welche nicht alles haben.

Weder auf dieser Reise, noch später, ging ich je daran lehrte aufzusuchen. Gern traf ich berühmte Männer an; ab ihnen nicht nach, theils weil ich glaube, tüchtigen Männ wenn nicht eine kleine Eitelkeit ihnen die Aufopferung v bloßen Anstauner, die den Namen des Besuchten auf ihrer oft beschwerlich fallen, theils weil ich die meisten Schri Blumenzwiebeln ansah, die ihre Blumen und Sträuße getr deren Wirksamkeit aber man weit besser außer ihnen, al selbst erkennen kann.

Am siebzehnten Tage der Reise blickten uns endlich die span gefärbten Thurmdächer der Stadt Halle entgegen. Stä unsere Herzen, zum Theil wohl weil junge Leute gla achte auf sie und wende ihnen seine Aufmerksamkeit wurde man an dieser preußischen Grenze, doch nur wegen nicht aus politischen Gründen, in Untersuchung gezogen. war zwangloser als die gegenwärtige. Von Zürich bis später von dort bis Berlin und bis an die holländische G uns nur einmal der Reisepaß abgefordert.

Studien in Halle.

Wir waren an Professor Eberhard, den Apologeten de empfohlen und wurden mit einem Grafen Schwerin und des Justizministers von Carmer Genossen seines Mittagstisc Wohnung fanden wir in der Nähe, in der kleinen Steinstraß als für manchen Andern, gestaltete sich für mich das Unive Wenige meiner Landsleute hatten mehr als zwei oder drei h

*) Was geschah gegen Voltaire, Rousseau, Byron und sogar gegen

auf einer hohen Schule zugebracht, und ich durfte die ökonomischen Kräfte meiner Eltern für mehr nicht, als für ein Jahr, in Anspruch nehmen. Statt dasselbe als das letzte der Freiheit und eines zwanglosen Lebens zu betrachten, sah ich es als das letzte an, welches ich ungetheilt den Studien widmen könne, und mein Wyß stimmte mit mir zusammen. Wir lebten in Halle zwar nicht wie Anachoreten, doch ziemlich abgeschlossen, besuchten selten Gesellschaften und beschränkten unsern Umgang auf wenige Studenten.

Meine Liebe zum classischen Studium führte mich zunächst zu Friedrich August Wolf, der sich dreißig Jahre später, als er durch Zürich reiste, meiner noch freundlich erinnerte. Einfach, sehr arbeitsam, sittlich, unterschied sich die Lebensweise des Hallenser Professors, der damals sehr hager war, wesentlich von derjenigen, die er später in Berlin führte. Etwas studentisch war sein Benehmen, und man sah ihn oft in die Kuchenbäckerbuden gehen, um seine Eßlust mit Pflaumenkuchen u. dgl. zu stillen. Im Rechtsfache stand der alte Nettelblatt an der Spitze, und außer ihm hörte ich eine Vorlesung bei König, einem gutmüthigen Manne, der sich jedes Zuhörers erfreute, aber nicht viel leistete. Eberhard's Hauptcollegien mußte ich nothwendig besuchen und glaube es bei seiner Geschichte der Philosophie und bei der Aesthetik nicht ohne Nutzen gethan zu haben. Sprengel, der Geschichte und Statistik lehrte, war seines verworenen Vortrages wegen nur für den belehrend, der ein ordentliches Maß von Kenntnissen in seine Stunden brachte. Aehnlich verhielt es sich mit dem sehr gelehrten Mathematiker Klügel. Green zeigte sich auch im Hörsaale als tüchtiger Naturkundiger.

Eberhard's Mittagstisch war unterhaltend und der gute Ton, den man etwas theuer bezahlen mußte, mochte eine nicht überflüssige Gegenwirkung gegen den Einfluß des Studentenlebens sein. Zuerst war uns der Aufenthalt in der ziemlich großen, aber ärmlichen und einförmigen Stadt unbehaglich. Vor Allem aus ärgerte uns das schlechte Trinkwasser; allein wir sahen in der Folge, daß dasselbe in allen flächern Ländern, wenn schon frei von salzigen Theilen, doch schwer ist. Die traurige Pulverweide, ohne Anlagen und ansprechende Umgebungen, von zwei schleichenden trüben Gewässern gerade so eingeschlossen, wie es der herrliche Schützenplatz in Zürich von zwei vorübereilenden, der blauen Limmat und dem veränderlichen Waldstrome

Sihl, ist, lehrte uns den Werth des schönen Vaterlandes !
Allmälig sprachen uns Halle und seine Umgebung mehr
Alter denke ich gerne an unsere rothbemalte Wohnung i
Steinstraße, an die zerfallene Morizburg, die merkwürdi
steinerfelsen*), den öftern Abendspaziergang nach der Ha
an die eben nicht romantische Rabeninsel. Noch klinge
Ohren die Formel und das Horn des Nachtwächters m
Ton der alten Unterofficiere, die Nachts um 10 und M
Uhr, gleichviel ob Donner, Platzregen oder Wintersturm
wegten, den uns gegenüber wohnenden Soldaten, der v
seiner Wohnung hatte, bei seinem Namen: „Seger" aufrie
für seine Hausbursche gewährleistend, aus dem Bette mit
wortete. Nicht unerwähnt bleiben darf der ungefähr zwei
fernte Petersberg, auf welchem man einer weiten Aus
obgleich er in der Schweiz nur auf den Namen eines mä
Anspruch machen dürfte. Ein Spaziergang dahin, den
eines schönen Sommermorgens machten und von dem wi
wieder zu Hause waren, galt bei unsern Bekannten für eine
Zwei Ausflüge nach Leipzig und eine Reise nach Dresd
Königstein waren die Erholungen des Studienjahres.

Berlin und Sanssouci.

Unsere Eltern hatten Wyß und mir volle Freiheit
während des nächsten Sommers in der Welt umzusehen. I
von dem Merkwürdigsten, was Europa in Absicht auf
Menschen darbietet, wenigstens einige Haupteindrücke
uns in etlichen Sprachen zu üben und das Leben und
mit unserm Vaterland am meisten in Verkehr stehend
weit zu beobachten, als ein halbes Jahr dies gestatten
Halle durfte bei einem solchen Plane unser Weg nicht
gehen, als nach Berlin, auf welches, als auf einen Si
einem Menschenalter die Blicke Europa's gerichtet waren.

---

*) Seit der Landgraf Ludwig von Thüringen sich den Beinamen
erwarb, muß die Saale sich bedeutend vom Fels entfernt haben, wose
wirklich in ihre Fluthen sprang.

Hatten wir auch noch so viel von des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse erzählen gehört, so war dennoch auf der Reise durch die Mark der Anblick stundenweit ausgedehnter Sandwüsten, aus denen sich einzelne Tännchen kränkelnd erhoben, für uns überraschend. Noch war keine Chaussee vorhanden, und der Postillon pries sich glücklich, als es heftig geregnet hatte, weil jetzt der Sand stehe, wie er sich ausdrückte. Die Wüste reichte, weil wir, um Potsdam nicht zwei Male zu sehen, den Weg von Belitz über Sarmund nahmen, bis nahe an Berlin und hätten wir nicht bereits die Thürme der Hauptstadt erblickt, wir würden uns noch Stunden weit davon entfernt geglaubt haben*). Jener Regen hatte uns bewogen, aus Schonung für den Mietkutscher in einem Dorfe anzuhalten. Doch konnten wir nur einige Eier erhalten, und in dem Hause herrschte eine so abscheuliche Unreinlichkeit, daß wir, obschon bereits abgehärtet, dennoch unser einfaches Gericht im Freien genossen.

Schon damals zogen neben der Regelmäßigkeit der meisten Straßen Berlin's seine schönen Gebäude die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich, und namentlich überraschten uns die Linden und die fast eine Stunde lange Friedrichsstraße. — Wir sahen viele vorzügliche Männer jenes Zeitalters. Von Nicolai empfingen wir Gefälligkeiten und gesellschaftliche Annehmlichkeiten; auch sprachen wir Bister, Teller, Formey, den Director Merian, u. a. m. Mit Autoreifersucht gegen die arme Karschin behaftet zeigte sich der Dichter Ramler. Chodowiecki trafen wir mitten unter seinen Gehülfen in einem großen Zimmer, das einer Werkstätte glich, wegen eines Gichtanfalles im Bette, halb angezogen sitzend und arbeitend, doch munter. Bei einem Abendessen kamen wir auch mit dem Minister Herzberg zusammen, dessen Aeußeres indeß nichts Merkwürdiges oder Anziehendes hatte. In den meisten Cirkeln wurde vom Hofe und von der Weise gesprochen, in welcher damals die Geschäfte geführt wurden.

---

*) Auch in der Schweiz giebt es Gegenden, wo die Pflugschaar den Sand, und noch mehrere, wo sie den Fels erreichen kann. Aber durch die Aufmerksamkeit, die man seit Jahrhunderten auf die Gewinnung des trocknen und flüssigen Düngers gewendet, hat eine fruchtbare Erdkrume die Wüste verschwinden gemacht, und die dadurch vergrößerte Bevölkerung und Viehzucht vermehrt hinwiederum die Düngungsmittel. Läge Berlin in der Schweiz, so würden wenigstens die nächsten Umgebungen grün sein.

Hoch stand noch zur Zeit unseres Aufenthaltes in de[n]
Staaten das Ansehen des schon vor drei Jahren verstorb[enen]
Friedrich II. Durch seinen Tod und durch das, was n[ach]
erfolgte, waren die einzelnen Spuren von Unzufriedenheit [v]
die sich bei seinem Leben kund gegeben hatten. Jeder
vor den Augen, wie er ungebeugt aus dem siebenjährige[n]
vorgegangen war, wo er lange aussichtslos*), mehrere [M]
ohne Land, auf die mit Kriegsgefangenen überfüllte Fest[ung]
burg und auf ein Heer beschränkt gewesen war, das zu[m]
fremden oder gezwungenen Soldaten bestand. Man [w]
wohlthätig er seit dem Frieden für sein Reich gewirkt; u[nd]
vor seinem Tode hatte er durch den deutschen Fürstenb[und]
seiner Staatsklugheit vermehrt. Der Spielraum, der [d]
Presse und dem Wort, insbesondere dem letztern, gestattet
hatte zwar die Folge gehabt, daß er in seinen eigenen [S]
geschont wurde; aber seine Preußen sahen ihr Politisir[en]
nicht als für Kannengießern an. Man hatte den Dr[uck]
Staatseinrichtungen hervorbrachten, als ein unvermeidlich
trachtet und ruhig auf das Walten der höhern Einsicht d[es]
in Sanssouci vertraut, der von 4 Uhr Morgens an seinen
Berufe lebte, seine Erholung in den Wissenschaften fand
keine Verschwendung kannte. Bei dem Bürger, dem Baue[r]
Soldaten herrschte über ihn beinahe nur eine Stimme,
in der Formel aussprach: „Wir hatten eine kleine Late[rne]
großes Licht drinnen; jetzt haben wir eine große Later[ne]
kleines Licht". Kritik und einzelnen Tadel hörte man
aus dem Munde der Vornehmen.

Ungeachtet dieser Geist, der die preußische Monarchie
gewichen war, und Dunkelmänner, wie Wöllner, Glüc[k]
Maitressen auf die Staatsmaschine schon vielfach verderb[lich]
befolgte dieselbe doch in Manchem noch den früher erhalt[enen]
Antrieb. Die vielen aus des alten Königs Regierungszeit
Staatsbeamten handelten in seinem Geiste, mit aufrichti[gem]
für das Wohl des Staates fort, und es gelang ihnen oft,

*) Dieser Charakter lag nicht in Napoleon, der zweimal den
Schicksalsschlägen sogleich wich, obgleich sein Rücken weit freier und sei[ne]
stärker waren, als diejenigen Friedrich's während dessen großem Miß[geschick]

Schatten die unreinen Geister der Gegenwart zurückzuscheuchen. Die Entsetzung und Verhaftung des Doctor Bahrdt in Halle gab ein beunruhigendes Merkmal der gegenwärtigen Verwaltung, und wenn auch die Fehler und Schwächen dieses Mannes zu seinem Loos beigetragen und einige Entschuldigungen in die Maßregel gelegt hatten, ahnten doch die Weitersehenden schon manches Nachtheilige. Die höhern Landesangelegenheiten waren so ziemlich noch im alten Gange; aber im Cabinet und vorzüglich in Geldsachen zeigte sich ein abgesondertes Treiben. Aus der Feder gemeiner und unwissender Leute, des Kammerdieners Ritz u. dgl., sollen viele Cabinetsordren hervorgegangen sein, für Beförderungen, Beschenkungen, Pensionen u. s. f., wobei mit solcher Unwissenheit verfahren wurde, daß die Aufträge nicht selten an ganz unrechte Behörden gingen. Theils dadurch, theils durch die Biederkeit und Festigkeit mancher Beamten blieben viele Befehle dieser Art ohne Wirkung und wurden bei Seite gelegt: ein Beweis, daß der König Friedrich Wilhelm II. selbst oft getäuscht war, und daß man es nicht leicht wagte, ihn über ganz verwerfliche Dinge zum zweiten Male zu mißbrauchen, nachdem der erschlichene Erlaß mißlungen war. Ein Abenteurer, der unser Landsmann war, den wir mehrere Male sahen und sprachen, lieferte ein Beispiel davon. Er versicherte uns, ihm sei die Untergouverneurstelle bei einem der jüngern Prinzen verheißen; allein er erhielt sie nie. Sehr fühlbar war hingegen der Einfluß Wöllner's und seiner Partei. Nicht weniger war es bekannt, daß Verschwendung an die Stelle der Sparsamkeit des großen Friedrich's getreten war. Die Bezahlung der Schulden, die Friedrich Wilhelm noch als Kronprinz gemacht hatte, brachten die erste Lücke in die Ersparnisse seines Vorgängers, und diejenigen, welche als Mäkler gedient hatten, wurden mit Geld und mit Auszeichnungen belohnt. Ein solcher, der die Grille gefaßt hatte, für einen Gelehrten zu gelten, bekam die Kanzlerwürde bei der Universität Halle; doch nur ein Theil der Professoren machte sich zu Trabanten des neuen Gestirns, die andern blieben ihm ferne. Forster, der Weltumsegler, den man scherzweise wegen seiner Derbheit den Bootsmann zu nennen pflegte, beantwortete während unserer Anwesenheit in Halle die Einladung des Kanzlers zu dessen Assemblée kurzweg mit den Worten: „Des Kanzlers Bürstenrath kommt nie mehr über Forster's Schwelle".

Pünktlich hielt Friedrich Wilhelm II. auf die Erfüllung der militärischen Pflichten, deren er sich auch selbst auferlegt hatte. Schön,

nach der damaligen Weise vortrefflich geübt und disciplin
Militär. Bei der bedeutenden Zahl ausländischer Soldat
Zwang und die Beschränkung, um das durch die Nähe
erleichterte Ausreißen zu verhindern, ungemein groß. So
z. B. in Halle die Thore immer von Unterofficieren b
und sehr viele Soldaten dieselben nie anders als zum Exe
schreiten durften. Um ihr Auskommen zu erleichtern,
neben der Zeit, die der Dienst forderte, auch anderer Erwe
Sie beschäftigten sich als Holzhacker, Waschhelfer, Klei
Stiefelwichser und trieben sogar Handwerke; sie konnte
betteln und dies erfuhr ich selbst zu Berlin am Thore nac
garten von Seite einer Schildwache. In Halle hatten wi
schau, die der Herzog von Braunschweig hielt, beigewohn
sahen wir die Uebungen der Reiterei und in Potsdam e
das der König selbst befehligte, wobei der Kronprinz
König Friedrich Wilhelm III., als Oberst, der Prinz Loui
mann Dienste thaten. Untadelhaft waren Haltung un
und obgleich die Regimenter den steilen Hügel bei Po
ersteigen und bei den Windmühlen sich brechen mußten, n
sogleich wieder hergestellt. Uns Schweizern gefiel es sehr, d
die Truppen entlassen waren, die Prinzen mit andern C
dem Schloßplatze umherspazierten, bei einem Höckerweibe A
und sie traulich verzehrten.

Nicht ohne ein Gefühl von tiefer Hochachtung stie
Anhöhe hinan, auf der das einfache Schloß Sanssouci steht,
Friedrich so lange waltete. Die eisernen, aus der Erde herv
Feuerschlünde, die als Abweiser dienten, paßten ganz zu d
Gefühlen, mit denen man sich dem Königssitz näherte. Ma
Mann Fehler und irrige Ansichten gehabt haben, so ist
beklagen. Aber wo ist der Monarch, der treuer und gewisse
Regentenpflichten erfüllte, sein Land so wenig kostete un
als Diener des Staates fühlte? Nicht zwar, daß er glaubt
der Märker, der Magdeburger, der Ostfrisen u. s. w. z
aber so, daß er die preußische Monarchie als ein große
trachtete, dem er sich hinzugeben und alle seine Neigungen u
verpflichtet sei. Hoch und über manche Republik erhaben
einem solchen Manne die Monarchie in der Reihe der (

die wir Staatsformen nennen, und durch welche die Menschen, überzeugt, daß sie unter sich weder gerecht, noch billig, noch friedlich bleiben können, ihren Hader und ihr Getreibe in einen geregelten Gang zu bringen hoffen. Aber welche Garantie bleibt in ihr den Millionen, wenn zwei Augen sich schließen und an den Platz des Verblichenen ein roher, leidenschaftlicher Mensch ohne Pflichtgefühl tritt, der in seiner Stellung nur das Mittel erblickt, seine Neigungen auf Kosten Anderer zu erfüllen?

Reise über Holland und die österreichischen Niederlande nach Paris.

Größtentheils öde war auch das Land westlich von Berlin, und unterschied sich nur durch mehrere Wälder und die Seen, welche die Havel bildet, von dem früher durchreisten. Den von weiter Ferne schon sichtbaren Dom von Magdeburg durften wir nicht besteigen, weil man damals den nahen Ausbruch eines Krieges mit Oesterreich erwartete. Sehr auffallend war es uns, daß in der Domkirche mit eben so viel Ernst, als wäre es in Spanien, die Küsterin uns einen derben Knotenstock als den Stab, mit welchem Moses in das rothe Meer geschlagen, einen der Palmzweige, die Christo seien gestreut worden, einen Pantoffel der Jungfrau Maria, die Schüssel, worin Pilatus sich die Hände gewaschen, und ein Stück von der Leiter vorwies, auf welcher der Hahn gestanden, der bei Petri Verleugnung krähte. Merkwürdiger, aber mit schauerlichen Erinnerungen verbunden waren Tilly's Helm, Handschuhe und Commandostab, die er nach der Eroberung der Stadt der Kirche soll geschenkt haben. Jenseits Magdeburg war das Land besser angebaut, als wir es seit langer Zeit gesehen hatten, und man befand sich auf einmal wieder auf einem fruchtbaren und wohlbevölkerten Boden, wo in den Dörfern große Bauern wohnten, die mehrere Gespanne Pferde hielten. Der Postillon zeigte uns auf einem großen Acker zwölf solcher Thiere, die nach seiner Erzählung Einem Besitzer angehörten. Uns Schweizer erfreute der Anblick des Harzgebirges sehr; aber bald erfuhren wir, daß wir mit unserm Wagen, ungeachtet seiner leichten Gestalt, nicht durch dasselbe würden reisen können und uns zu einem Umwege genöthigt sehen würden. Statt der weiten Sandwege, die wir zurückgelegt hatten, trafen wir hier an vielen Stellen ganz enge Sträßchen an, wo die Naben auf beiden Seiten anstießen.

Zu Wernigerode und zu Goslar flossen Bäche durch die
mitten in der letztern Stadt blieben wir vor einer Schm
stecken; doch schien dies eine von der Polizei anerkannte Pr
zu sein, weil der Meister und seine Gesellen mit in Bereitsch
Hebebäumen unsern Wagen rüstig über die Steine des A
hoben und dafür ihr Trinkgeld bezogen. Bis in die Näh
heim, wo wir plötzlich durch die schöne hannoveranische Cl
rascht wurden, behielten die Straßen so ziemlich den C
Harzgegend bei, deren viele abwechselnde und anziehende
ungemein ansprachen. Die Baumannshöhle durchwander
zur siebenten Abtheilung, zwar ohne das Außerordentlich
was wir erwartet hatten, fanden uns aber doch für unser
lohnt. Von dem Blocksberge versicherten uns die gutmüthig
Ilsenburg, er sei der höchste Berg der Welt; denn dies stehe
Seine relative Höhe und die weit ausgebreitete Aussich
Vergleichung mit dem Rigi ein. Ist die des Brocken die au
so fehlen ihr die herrlichen Schweizergebirge, die Seen und di
Flüsse, die durch die Städte Clausthal und Zellerfeld und
einförmigen Ebenen nicht vergütet werden. Auch vermi
wunderschönen Blicke, die vom Rigi in eine beinahe senk
fallen, weil der Blocksberg in mäßigem Abhange zu der F
steigt.

Da ich keine Reisebeschreibung zu geben gedenke, i
Göttingen und Cassel und vergegenwärtige mir nur noch l
rungen aus Westfalen: die erste, daß uns im Paderbo
schönen wohlangebauten Gegenden überraschten, wo wir den A
wald zu finden geglaubt hatten; die zweite, daß uns l
Warburg und seine Umgebungen sehr merkwürdig waren
während unserer Kindheit von bekannten Officieren und S
ehemaligen, in französischem Dienste gestandenen zürcherischen
Lochmann, die im siebenjährigen Kriege dem dortigen Tr
wohnt hatten, vieles über dasselbe hatten erzählen hören;
daß wir im Münsterlande in einem mächtigen Eichenwal
die Cheruskerzeit erinnerte, während unter den Bäumen
Herde prosaischer Schweine gemächlich weidete, am hellen
hohen dichtbelaubten Aesten herab den poetischen Gesang
tigallen hörten.

Für den Freund des Sprachstudiums hat der Uebergang der Mundarten aus dem Deutschen in das Plattdeutsche und aus diesem in's Holländische viel Anziehendes. In den Harzgegenden und im Braunschweigischen sprachen Postillone und andere Leute aus dem Volke das Platte so, daß man ganze und halbe englische Phrasen darin zu entdecken glaubte, und im Clevischen geht die Mundart auf eine bemerkenswerthe Weise allmälig in's Holländische über. Während eines nicht viel mehr als vier Wochen dauernden Aufenthaltes im holländischen Sprachgebiete machte ich die Erfahrung derjenigen, die, ohne die Grammatik zu kennen, sich in eine Sprache hineinwagen. Ohne andere Hülfsmittel, als mein Englisch und einige Kenntniß des Plattdeutschen, warf ich mich unmittelbar in die praktische Uebung, achtete auf jedes gesprochene Wort, las täglich zuerst aufmerksam die französischen Zeitungen, dann die nämlichen Artikel in den holländischen, und suchte um jeden Preis, mit den Eingebornen in's Gespräch zu treten. Den meisten Anlaß dazu boten die Fahrten auf Schuyten und die Wirthstafeln, vorzüglich die ersteren. Die Schiffsgesellschaft, die dem holländischen Ernst gemäß nur wenig sprach, zeigte dennoch eben so viel Gutmüthigkeit und ließ sich meistens nicht ungerne mit dem jungen fragenden Fremden ein; mochte ich die Sprache noch so sehr mißhandeln, so erhielt ich dennoch gefällige und willige Antwort, und wenn auch manches Lächeln erfolgte, traf ich doch nie auf Spott, und eben so wenig wurde die Unterredung abgebrochen, was viele bei den in dieser Beziehung weit schwierigern Engländern erfahren. Die Gespräche wurden von mir so viel wie möglich ausgesponnen, und ehe ich Holland's Boden verließ, verstand ich fast Alles, was ich hörte und las, und konnte mich erträglich verständlich machen. Einige Blicke, die ich später noch in die holländische Sprachlehre warf, brachten mich so weit, daß ich seither mich durch ein holländisches Buch durchzuarbeiten vermochte.

Holland, gerade in der schönsten Frühlings- und ersten Sommerszeit gesehen, bot ein liebliches Bild dar, das von dem meist günstigen Wetter noch verschönert wurde. Die nahe beisammenliegenden großen und reichen Städte, deren man in dem ganz flachen Lande von jedem höhern Kirchthurme oder auch von dem Rathhausthurme zu Amsterdam mehrere deutlich erkennen kann, die zahlreichen großen und bevölkerten Dörfer, die Landhäuser, die in manchen Gegenden sich in langen Reihen berühren, die vielen Canäle und die bequeme Einrichtung der

Wasserfahrten stellten ein zusammenhängendes städtisches halbstädtisches Beisammenleben dar, und blickte man an man von einem Hochwege in die weiten Polder hinunter, wo im Grün schöne und kräftige Viehherden weiden gingen, so gl sich plötzlich wieder in das einfachste Hirtenland versetzt. H würdig erschien auch der Contrast, den eine Wanderung ganz belebten Gegend, z. B. derjenigen in der Nähe des die beinahe eine halbe Stunde breite Einöde der Dünen, wo mühsam den tiefen und dennoch meistens unebenen Sand dur nach dem öden Meeresstrande darbot, wo zwischen Sand u nur die zahlreichen Muscheln an das Dasein einer bele erinnerten, und wo es uns ganz klar ward, wie der große Homer sagen konnte: An des unfruchtbaren Meeres Gestad in der Mitte der Dünen begriffen wir, wie man darauf ist, die von der Küste entferntere Meeresfläche, welche Wölbung der Erde täuschend eine Steigung darstellt, das zu nennen. Alles andere, was dem Fremden auffallen bemalten Baumstämme in Gärten und Baumgärten Nord oder die runden Perrücken der damaligen holländischen Bü will ich den Reisebeschreibungen überlassen, die jeder Lese Belehrung finden kann.

Jetzt sollte die Reise nach Paris angetreten werden österreichischen Niederlande, das jetzige Belgien, waren ni vollem Aufstande gegen den Kaiser, sondern die österreichi und die Niederländer schlugen sich bereits im Luxemburgisc fremder Mensch reise gegenwärtig durch das bewegte Lan Ein Ausländer laufe Gefahr, verdächtig und ein Opfer de trauens zu werden. Man sei nicht sicher, einem vorrücke reichischen Heerhaufen in die Hände zu fallen oder in eine Gegen zu gerathen. Die ältern und welterfahrnern Leute riethen gefährliche Land zu vermeiden und den Weg durch Deu wählen. Dieser Umweg gefiel uns aber nicht. Wir nah nach Brüssel, verließen am 10. Juni den Haag, schlugen über Rotterdam, die anmuthigen Inseln, den kleinen Möardijk und die Campinen ein, die, eben so sandig wie das

---

*) παρὰ θῖν' ἁλὸς ἀτρυγέτοιο. (Il. I, 316 und 327.)

land oder Brandenburg, nur durch ein bischen Gras und Binsen eine grüne Färbung erhalten, und brachten, weil der Abend angebrochen war, in einem ärmlichen Wirthshaus ungestört die Nacht zu. Durch das ganze Land konnten wir ruhig reisen; nur flüchtig wurden unsere Pässe eingesehen und keine verfänglichen Fragen uns vorgelegt. In Brüssel erzählte man uns, seit zwölf bis vierzehn Tagen habe man daselbst außer zwei Engländern keinen fremden Menschen gesehen. Wir trafen die Häupter der Bewegung, van der Noot und van Eupen, die ohne Begleitung in einem einfachen, von zwei Pferden gezogenen Wagen fuhren, auf einem Platze dieser Stadt an und wurden von ihnen, vermuthlich als seltene Erscheinung Fremder, durch Herablassen und Heraufziehen des Wagenfensters begrüßt. Aller Orten fanden wir die Leute in den Waffen, die Bürgermiliz, vorzüglich in den Städten, sich übend, wobei die vielen beleibten Bürger, aus deren jedem man zwei gewöhnliche Soldaten hätte bilden können, lustig auffielen. In den nördlichen Gegenden des Landes war der Enthusiasmus weit größer als in den mittäglichen. Wie man sich im Hennegau dem gerade damals in der höchsten politischen Begeisterung lebenden Frankreich näherte, schien die Theilnahme des Volkes an der belgischen Sache geringer zu werden. Voilà de l'argent des patriotes! — sagte ein Postmeister, indem er einem vorübergehenden Bekannten eine Scheidemünze vorwies, die wir zu Brüssel empfangen und an ihn ausbezahlt hatten. Der Zweck, die Provincialverhältnisse beizubehalten, war auch durch die Cocarden genau bezeichnet; denn wie wir die oranienfarbige, die wir in Holland hatten tragen müssen, an der brabantischen Grenze ablegen und die dieser Provinz aufstecken mußten, so wurde uns beim Eintritt in's Hennegau ein neuer Wechsel zur Pflicht gemacht. In beiden Provinzen waren zwar die Farben die nämlichen: Roth, Schwarz und Gelb, aber ungleich neben einander angebracht.

Paris und das Föderationsfest vom 14. Juli 1790.

Höchst merkwürdig war in jener Zeit der Eintritt und der Aufenthalt in Frankreich. Noch stand die Staatsumwälzung in dem Verhältnisse einer jugendlichen Entwicklung. Die große Mehrheit des Volkes, die Uneigennützigen aus den privilegirten Ständen, der Bürger und der Bauer waren derselben zugethan und zum Theil mit Enthusiasmus

erfüllt. Sie sahen die roheren Erscheinungen und Gewaltt
die im Jahre 1789 hin und wieder stattgefunden hatten,
weibliche Folgen eines Ueberganges an und erwarteten
Gutes. Ganz anders verhielt es sich mit dem Hofe, d
Theile derjenigen, die zu demselben gehörten, den meisten
der höhern und einem Theil der niedern Geistlichkeit und
vorrechteten. Auch noch Andere waren dem Umschwunge
Ein schreckliches Beispiel dieser Art nahmen wir auf unserer
zu Senlis wahr, in welcher alten Provincialstadt, dere
meistens enge und unansehnlich sind, ein ganzes Quartier vo
Gassen in Schutt und Trümmern lag. Die große Mehrheit
hatte nämlich eine Festlichkeit veranstaltet gehabt, um d
gedächtniß der neuen Ordnung der Dinge feierlich zu beg
eine kleine Anzahl der Einwohner zeigte sich der Sache abg
man hatte einen Goldschmied mehrere Male sagen gehör
werde kein gutes Ende nehmen. Man kannte seinen Haß
Staatsveränderung; aber man hielt seine Worte für den
druck übler Laune, und legte keinen Werth auf dieselben.
erschien. Der Zug setzte sich in Bewegung und ging auc
Straße, wo le monstre (so nannte ihn zur Zeit unserer
die ganze Bevölkerung) wohnte, als plötzlich ein gewaltiger
furchtbaren Zerstörungen begleitet, ertönte. Der mit Ra
Mann hatte eine große Menge Pulver in seinem Hause
Wie er dies habe thun können, und warum die Polizei n
bemerkt hatte, konnten wir während unseres kurzen Aufentl
erfahren. Sein Haus flog in die Luft; ganze Reihen
und rückwärts liegender Gebäude stürzten zusammen, und b
bedeutende Entfernung warfen die Mauern Spalten, wurden
beschädigt und die Fenster zerbrochen. In den eingestürzt
kamen nur einzelne Altersschwache, kleine Kinder und K
viele Personen dagegen auf der Straße, und eine große
daselbst verwundet worden.

In Paris war für den Fremden, der die Hauptstadt früh
kannt hatte, nichts Auffallendes vorhanden. Die Bildsäule He
am Pont neuf sah man immer mit Blumenkränzen
Ludwig XVI., der zwar nur selten öffentlich erschien, wur
Einwohnern mit Achtung begrüßt; allein die zwanzig o

Personen, welche ihm hie und da ein «Vive le Roi» zuriefen, thaten dies so kalt und entfernten sich so schnell, daß man offenbar erkannte, sie seien für ihr Rufen bezahlt. Eine besondere Merkwürdigkeit bot die Assemblée nationale dar, in welcher sich ausgezeichnete Redner hören ließen, wie Mirabeau, Rabaut de Saint-Etienne und noch Andere mehr; doch wurden in den Sitzungen, denen ich beiwohnen konnte, keine wichtigen Gegenstände verhandelt.

Weit voraus das Denkwürdigste, was sich während unseres Aufenthaltes zutrug, war das große Bundesfest vom 14. Juli 1790. Das Champ de Mars war zu dieser Feier bestimmt. Der weite, ebene, mittlere Raum blieb frei, und auf den Seiten wurde das Erdreich amphitheatralisch aufgetragen, um auf demselben einfache Bänke anzubringen, von denen die Zuschauer die Festlichkeit anschauen könnten. Eine Menge von Arbeitern war dazu bestellt; doch schon mehrere Tage vor der Feier verbreitete sich das Gerücht, man werde mit dem Werke nicht zu Ende kommen, und man wolle es auch nicht. Nun fanden sich jeden Nachmittag und Abend viele tausend Menschen aus der Einwohnerschaft der Stadt und den zahlreich zuströmenden Franzosen aus den Provinzen, auch Ausländer ein, die Hand anlegten und arbeiten halfen, um Erde wegzuhacken, oder um dieselbe auf Schubkarren nach den angewiesenen Stellen hinzuführen. Jeder Ankömmling wurde mit den erforderlichen Werkzeugen versehen. Im Ganzen genommen war dabei viel vorübergehende Mode und Spielerei. Man sah Frauenzimmer, im Schubkarren gehend, und hinter ihnen schritt ein eleganter Herr, welcher denselben schob. Viele waren schon in einer Viertelstunde der Anstrengung müde; viele Andere arbeiteten ausdauernd, Stunden lang und zu wiederholten Malen. Das damals allgemein im Schwange gehende Volkslied «ah ça ira» u. s. f. diente dabei zur Ermunterung. So kam das Werk noch bis zum 13. zu Stande.

Ehe dasselbe vollendet war, kündigte ein neues Gespenst sich an. Die Aristokraten, hieß es, werden das Marsfeld während der Feierlichkeit in die Luft sprengen. Wie dies möglich wäre und wie die Mine angebracht werden könnte, darüber zerbrachen sich die Wenigsten die Köpfe. Sehr viele legten der Sage Glauben bei; die Leichtsinnigen und die Skeptiker hingegen blieben guten Muthes. Inzwischen strömten Zuschauer aus ganz Frankreich und aus dem Auslande, vorzüglich

aus England, schaarenweise herbei. An dem Festtage wa
der Menschenmenge, welche die Straßen bedeckte, Jedem
Ausnahme der königlichen Familie, verboten, Pferde oder
gebrauchen. Leute, die sonst immer fuhren, gingen zu Fu
bedienten sich der Sänften oder einer Art von in der Eile z
Schubkarren mit einem Sitze. Mit dem Anbruche des 14
Jedermann in Bewegung, und es mochte lange her sein, s
völkerung von Paris den Betten so frühe entstiegen war.
de Mars, wo damals noch keine Brücke stand, war eine
für diesen Anlaß über die Seine geschlagen worden.
halben Dutzend meiner Bekannten hatte ich, um den Zug vo
zu sehen, am Abend vorher, nicht weit von dem Eingang in
auf dem Dache eines nur einen Stock hohen Gebäudes, jed
Preis von sechs Franken, einen Platz gemietet, der keine
quemlichkeit bot, als auf den Dachlatten zu sitzen, über
Ziegel ausgehoben waren. Vor 5 Uhr Morgens hatten
Plätze schon eingenommen. Alles wogte die Straßen auf
Die Polizei und zwölftausend Nationalgardisten hatten die
lösen, die Ordnung unter dem bereits sich frei fühlender
handhaben. Während unseres ganzen Aufenthaltes in
zwar von keiner Störung der Ruhe, nicht einmal von ein
widrigen Vorfalle etwas zu vernehmen. Aber man erinner
an den Zustand der Aufregung, an einzelne scheußliche T
verflossenen Sommer und Herbst, welche bei der Erstür
Bastille, bei der tumultuarischen Hereinholung der königlich
aus Versailles vorgefallen waren. An diesem großen
die ganze Bevölkerung sich im Freien bewegte, war b
artig und die Pariser gerade deßwegen es nicht minder;
man nicht, daß irgend ein Unfall die Festlichkeit getrübt h
Heer der aus allen Gegenden des Königreiches in der Hau
sammengetroffenen Abgeordneten, deren Zahl man auf mehr a
tausend schätzte, hatte sich vor der Porte St. Martin versa
nach 8 Uhr in Bewegung gesetzt. Man zog durch die Rue S
und über die Place Royale. Auf der Place de Louis XV.
die Nationalversammlung die Heranziehenden. Von der
Pariser Nationalgarde und Linientruppen begleitet, beweg
Zug zwischen der harrenden, unermeßlichen, bald mehr, bal

bewegten Menschenmenge durch den Cours-la-Reine und den Quai de Chaillot fort. Es war 12 Uhr, als der Zug durch den großen und kühnen, mit Inschriften geschmückten Triumphbogen in die weite Ellipse des Marsfeldes eintrat; vernimmt man aber, daß er aus den Behörden der Stadt Paris, den Abgeordneten aller Regimenter und Kriegsschiffe, aller bedeutenden Behörden Frankreichs und denjenigen von vierundvierzigtausend Municipalitäten (wie man sie damals aufzählte) bestand, wird man sich über diese lange Dauer nicht wundern. Sehr deutlich sprach sich bei dieser Gelegenheit die Theilnahme oder die Abneigung der vertretenen Behörden aus. Die Abgeordneten der Municipalitäten waren beinahe durchaus jüngere, ansehnliche, muntere und gutgekleidete Leute; weniger war dies der Fall bei den Stellvertretern der Behörden und Regimenter, noch weniger bei denen der Kriegsschiffe. Die Schweizerregimenter, in ihrer großen Mehrzahl dem Hofe treu ergeben, machten sich in letzterem Sinne bemerkbar. Dasjenige unseres Kantons hatte einen bejahrten Portedrapeau mit einigen alten Unterofficieren und Corporalen geschickt.

Noch munkelte man von der Pulvermine unter dem Marsfeld oder man besorgte, in dem Gedränge beinahe erdrückt oder bestohlen zu werden. Vier meiner Gefährten waren am rechten Seineufer zurückgeblieben, ich, nur von Einem derselben begleitet, vor 6 Uhr Morgens in das Marsfeld hinüber gegangen, wo es noch leicht war, auf dem Amphitheater Plätze auszuwählen. Dem Eingange gegenüber fanden auf einer vor der Militärschule angebrachten Erhöhung der König und seine Familie, die im Krönungswagen hergefahren waren, die Nationalversammlung, die Behörden von Paris u. s. f. ihre Plätze. In der Mitte des Champ de Mars stand ebenfalls auf einer weitausgedehnten Erhöhung der Altar. Talleyrand, damals Bischof von Autun, nachher Minister und Rathgeber des Directoriums, des Kaisers und zweier königlicher Dynastien, eröffnete die Feierlichkeit mit der Weihe der Oriflamme und der dreiundachtzig Fahnen, mit welchen Paris die Abgeordneten der Departements beschenkt hatte. Dann las er von sechszig Aumoniers der Pariser Nationalgarde assistirt eine von großer Musik begleitete Messe. Lafayette sprach als Generalmajor der Conföderation den Eid vor. Die Zuschauer verstanden wenig oder nichts, sahen aber deutlich die Bewegungen und vernahmen den lauten Hall der Schwurleistung. Drei Mal trübte während des schwülen Sommer-

tages sich der Himmel; drei Mal dröhnte nach Zwische
Donner und jedes Mal ergoß sich in Strömen der Gewitt
die Zuschauer; aber munter blieb das Volk der Franzo
Frauenzimmer, obgleich wie durchs Wasser gezogen, mit
Kleidern und ganz oder halb aufgelösten Haaren, tröstet
und ließen sich, wie die Männer, so gut es sein mochte
Strahlen der bald wieder brennenden Sonne trocknen.
Corporationen geordnet wieder den Platz verlassen hatten,
sich sämmtlich nach dem Schlosse La Muette, wo sie im F
bewirthet wurden.

Der Abend war schön. Nach einer Ausdauer von dreize
suchten wir, wie jeder andere Zuschauer, einen Ort, wo
frischen und seine Beobachtungen Andern mittheilen kon
sprach ungleich von der Volksmenge, die auf den Füßen g
Nur der kleinere Theil hatte sich in das Champ de M
dennoch schätzte man die Zahl der dortigen Zuschauer
Hunderttausende. Damalige Berichterstattungen sprachen von
Menschen, die zu Paris an jenem Tage in Bewegung
sollen. Erst nach Beendigung der Festlichkeit bemerkte
eine ungeheure Menge von Menschen sich in der Residenz
Umgebung befunden hatte. Auch die nächsten Dörfer waren
beleuchtet gewesen.

Es war unmöglich, bei diesem allgemeinen Aufschwung
ungerührt zu bleiben. Die überwiegende Mehrheit der
schien Eine große Familie zu sein, die, Hand in Hand
besseres Staatsleben, das ihre Stellvertreter ihnen vorbere
zu führen gedachte. Der Unbetheiligte, insbesondere der jün
konnte dabei nicht gleichgültig bleiben, wenn er wußte,
dorbener Hof, ein übermüthiger Adel, eine ausgeartete oder
Geistlichkeit (die bessern Ausnahmen vermochten wenig
durch ganze Menschenalter den Bürger herabgewürdigt und
Volksclassen, die größtentheils im Elende schmachteten,
hatten. Der Glaube an ein «ça ira» konnte nicht ausb
der Lebhaftere mußte den Enthusiasmus in einem gewi
theilen. Gleichwohl bekamen wir bald auch Stimmen zu
nicht in den allgemeinen Jubel einfielen und den Erfolg d
festes zu bezweifeln schienen.

Es war schwer die Mittel zur Abreise zu finden, weil die Behörden diejenigen begünstigten, die von Amtswegen dem Feste beigewohnt hatten. Wir benutzten diese Zeit des unfreiwilligen Wartens, um nähere und entferntere Merkwürdigkeiten zu besehen, die wir bisher noch nicht hatten besuchen können, und trafen dabei nicht selten auf Spuren der Unzufriedenheit. Wir hatten unsern Reisewagen verkauft, um die Annehmlichkeiten der großen, damals schon sehr gut eingerichteten französischen Diligencen zu genießen, und Plätze in derjenigen gemiethet, die nach Châlons sur Saone fuhr. Am 19. Tage nach dem großen Volksfeste, Nachts um 11 Uhr, bestiegen wir sie im Posthofe, und ehe der Morgen graute und wir die Gesichtszüge unserer sechs Reisegefährten erforschen konnten, hatten wir bereits wahrgenommen, daß einige derselben der Opposition angehörten. Einer war ein Jagdbeamter des Königs, der jetzt in die Abdankung gefallen war; ein anderer Mann, der mit Frau und Tochter reiste, hatte ebenfalls seine Anstellung verloren, und ein Anderer konnte wegen der eingetretenen Veränderungen auch nicht mehr sein Auskommen in Paris finden. Dennoch schienen Alle zu fühlen, daß man dem Laufe der Dinge nicht widerstreben könne, und man war versucht zu glauben, diese, wie andere Personen aus der geschädigten Classe, seien erst durch den glänzenden Erfolg der großen Feier von der einstweiligen Unmöglichkeit der Opposition überzeugt worden.

Noch waren die Straßen von Leuten bedeckt, die an der Feierlichkeit Theil genommen hatten, und die man fédérés (von der grande fédération) nannte. Von Châlons bis Lyon wurde die Reise auf dem Coche d'eau, einem großen Schiffe, gemacht, wo bei dem schönsten Wetter eine der genußreichsten Wasserfahrten sich darbot, die man nur irgendwo machen kann. Vorzüglich schön war das rechte Flußufer, woselbst Wälder das Amphitheater krönten, Wiesen diese bekränzten, die Weinberge und Felder in die Ebene hinunterstiegen, und Städtchen, Flecken, Dörfer und Schlösser sich oft beinahe berührten; doch stieß man mitten in der schönen Gegend auf unangenehme Anblicke. Zahlreiche große Schlösser und Landsitze erschienen an den Gestaden als Brandstätten und Ueberbleibsel einer neulichen Zerstörung. Manche ihrer Besitzer hatten ihre Untergebenen hart gedrückt; andere waren als Gegner der neuen Ordnung der Dinge bekannt oder auch fälschlich

verschrieen gewesen; einige hatten sich entfernt, und so we
flossenen Jahre in den Tagen, wo erbitterte Sclaven die Ket
von räuberischen Haufen der Anlaß benutzt worden, mit der
in der Hand Besitzthümer längst hier mächtig gewesener F
Flammen aufgehen zu lassen. In Lyon sahen wir noch d
einer kurz vorher eingetretenen Volksbewegung von sansculot
gegen welche militärische Maßregeln angeordnet waren, die
Fortgang unserer Reise nicht hinderten. Größtentheils
Ordnung der Dinge eifrig zugethan zeigte sich das Volk der
vorzüglich die Einwohnerschaft von Grenoble.

Eine der sehenswerthesten Merkwürdigkeiten war die g
thause, die fünf bis sechs Stunden von Grenoble ziemlich ho
birge liegt, wo die Natur selbst eine Einsamkeit aufstellen
schien. Im Felsgebirge zeigte sich uns auf der Ostseite,
wir uns der Karthause näherten, ein verschlossenes Thor,
zwei schroffe Felsketten zusammenlaufen. Von hier stieg ma
nach dem Kloster hinauf, das in einem angenehmen, grü
gelände sich befand. Wir Hugenotten wurden hier freu
empfangen; denn unsere Begleitung bestand aus jungen Off
damals zu Grenoble garnisonirenden zürcherischen Regiment
aus welchem eine Schutzwache gegen Anfälle des aufgebr
liegenden Landvolkes den Karthäusern war bewilligt word
von diesen bewohnte ein abgesondertes kleines Häuschen, v
ein Gärtchen lag, und in dessen Erdgeschoß eine Werkstät
Verschlag für die Aufbewahrung von Geräthschaften angel
(der Karthäuser, dessen Wohnung man uns zeigte, war ein
Eine Treppe höher trat man in eine Art von Vorzimr
diesem in das Schlafgemach, neben welchem noch ein Zimm
Diese Einrichtung ist weit angenehmer, als das casernenart
wöhnlichen Klöster; aber sie vergütet die Abgeschiedenhei
ewige Stillschweigen nicht, das nur durch die gottesdienstliche
und das ernste memento mori unterbrochen wird. Der V
Klosters, den wir nicht trafen, war zugleich Ordensprov
Karthäuser, der uns umherführte und ganz in den Geschäfte
lebte, war ein verständiger aufgeweckter Mann; der arme
den wir besuchten, glich hingegen einem Nönnchen oder
fangenen, der ganz überrascht ist, wenn plötzlich eine Sc

kannter Menschen in seine Zelle tritt. Wir bemerkten, daß man uns von den übrigen Wohnungen entfernt zu halten suchte, und vernahmen von einigen Personen, die mit dem innern Hauswesen vertraut waren, daß von ungefähr fünfzehn Klosterbewohnern sechs oder sieben theils ganz verrückt, theils in einem solchen Grade schwermüthig seien, daß ihr Zustand an Irrsinn grenze. So rächt sich die Natur an Allem, was ihren Bestimmungen widerstrebt. Meistens sind die Unglücklichen, die sich an einem solchen Orte begraben, Leute, die eine jugendliche Schwärmerei hinriß, oder solche, denen ihr Gewissen schwere Vorwürfe machte. Bei den erstern verraucht nur zu leicht die Berauschung, und die andern erliegen einer Betäubung, die vermieden worden wäre, wenn sie sich bestrebt hätten, der Welt, die sie verletzt hatten, nützlich zu werden und für Zwecke zu wirken, zu denen der Mensch bestimmt ist. Hätten diese Männer, auch mit Verläugnung ihres Namens, sich dem Berufe eines Kranken= oder Gefangenwärters oder einer andern ernsten Beschäftigung gewidmet und diese gewissenhaft erfüllt, sie würden nach einer Reihe von Jahren vielleicht ganz beruhigt worden und in glücklichere Verhältnisse zurückgekehrt sein. Man weiß, daß Kindsmörderinnen, unbekannt, als Pflegerinnen und Erzieherinnen fremder Kinder, das beste Versöhnungsmittel für ihr Gewissen gefunden und allgemeine Achtung sich erworben haben.

Eine Stunde über dem Kloster ist die Croix de Savoye, von welcher man weit in Savoyen hineinsieht. Zum sogeheißenen großen Kreuze stiegen wir nicht, weil der Himmel sich bewölkte. Noch weit merkwürdiger als der östliche Zugang des Klosters war der westliche, der ebenfalls durch ein Thor geschlossen war, und auf welchem Wege wir zurückkehrten. Beinahe zwei Stunden hatten wir zu reiten, ehe wir dieses Thor erreichten. Ungefähr fünf Viertelstunden lang führte der oft in den Fels gehauene Pfad am rechtseitigen Rande eines Abgrundes hin, in dessen Tiefe der Waldstrom sich zwischen herabgestürzten Felsblöcken durchdrängt und den Fuß der beiden Felswände bespült. Der Weg war so schmal, daß, wenn zwei Personen neben einander ritten, der außenher Reitende über den Rand hinaus in die Tiefe blicken konnte. Am besten überschaute man die schauerliche Naturschönheit auf der Brücke, die an den linken Felsenrand hinüberführt. Auch außer der geschlossenen Kluft ist die Gegend wild, und noch bei Vareppe war der Weg für Reitende beinahe halsbrechend.

Der Mont Cenis, das moderne Turin, das damals, ein
gebäude ausgenommen, noch alterthümliche Mailand sind
bekannt. Ich könnte dies zwar auch von Genua sagen;
Eindrücke auf mich gingen so tief, daß ich diese Gegend z
gezeichneten zählen muß. Für den Uebergang über die Ape
damals nur erst die Bocchetta geöffnet, und der Ausbli
herrliche Meer zwischen dem weit ausgedehnten Uferkranz
Seitenstück in meinen bisherigen Anschauungen. Im höch
überraschend war nach Zurücklegung der Einsamkeit bei S
d'Arena der Eindruck, den plötzlich die über die vorliegend
amphitheatralisch sich erhebende Steinmasse des stolzen (l
Genua machte, und ebenso neu der des Innern der Stadt
das erhabenste Schauspiel, das mir zu Theil wurde, ein h
Gewitter verbundener Seesturm, den wir von der nahe
liegenden Höhe Agli Angeli beobachten konnten, wo wi
Zellweger'schen Familie aus Trogen freundschaftlich eingel
Abend und eine Nacht zubrachten. Am nächsten Morgen, a
schon längst ganz ruhig war, ging das Meer noch so hoch
englische Fregatte, das erste Schiff, das sich dem Ufer n
nach langem Laviren eine gerade Richtung annahm und sch
Hafen einlief. Noch zwei Stunden später waren wir Z
einzelne Wogen über die hohe Mauer des Porto franco hin
Alle diese Bilder schweben mir selbst nach mehr als fünf
lebendig vor den Augen.

Die Heimreise geschah bei schönstem Wetter über den
durch die borromäischen Inseln geschmückten Langensee, den
und den Kanton Schwyz. Nur für den Abend der
21. September 1790, wo meine ganze Seele mit Gedanken
nunmehrigen Eintritt in die bürgerlichen und Familien
erfüllt war, und wo ich und mein theurer Reisegefährte
See her zuerst die Thurmspitzen Zürich's wieder erblickten,
ein trüber Himmel beschieden.

Dritter Abschnitt.

Eintritt in das öffentliche Leben in den Jahren vor der Revolution.

1790 bis Anfang 1798.

Eintritt in den Staatsdienst.

In kurzer Zeit hatte ich mich in meinem Familienkreise und in den häuslichen Verhältnissen zurecht gefunden. Nun wurde es auch nöthig, in die bürgerlichen und in den Staatsdienst überzugehen. Zu letzterem waren damals in Zürich zwei Bahnen geöffnet. Die nächste war die der Staatscanzlei (Stadt- und Unterschreibercanzlei), in welche man als freiwilliger Arbeiter eintrat und wöchentlich während mehrerer Tage Beschäftigung fand, die Verhandlungen des Kleinen und Großen Rathes auszufertigen. Man lernte da nicht nur die einheimischen, sondern auch die eidgenössischen Geschäfte kennen, weil Zürich der beständige Vorort war. Nach Verfluß einiger Zeit wurde man als Secretär bei vorübergehenden Commissionen gebraucht, und von diesen schritt man zu den Secretariaten der Collegien vor, die in der Regel, wie beinahe alle öffentlichen Stellen, sehr gering besoldet waren. Die zweite politische Laufbahn boten das Stadt- und das Vogtgericht an. Zu jenem gehörten die Stadt und einige umliegende Dörfer, zu diesem mehrere nahegelegene Gemeinden an beiden Seeufern. Dem Stadtgericht standen der Schultheiß, dem Vogtgericht die Obervögte jener Gemeinden oder an ihrer Stelle die Untervögte vor; allein seit langer Zeit sah man die erstern, die Rathsglieder waren, nicht mehr in dieser

Function, und von den letztern nur noch je im sechsten hal
den Untervogt von Küßnach, der, angethan mit dem große
gefalteten Kragen und dem weiß und blauen Mantel, l
führte. (Einen ähnlichen Kragen und einen schwarzen Mar
auch die übrigen Richter). In der Regel präsidirte im S
der Stabhalter, der Aelteste der zwölf Richter oder Beis
Tribunalien. Sechs von diesen waren bleibend und hießen E
die sechs andern wechselten halbjährlich, und zwar so, daß
drei noch nie gewählte Glieder eintreten mußten, die dann a
doch immer mit halbjähriger Unterbrechung, wieder gewä
konnten. Diese drei nannte man junge oder neue Richte
übrigen, die man Mittelrichter nannte, mußten schon das S
amt bekleidet haben, und es gab Leute, die zwei, drei und no
Male, bisweilen nachdem sie Landvogteien verwaltet ha
Stellen suchten. Zur Wählbarkeit in das Gericht als Neu
der Antritt des fünfundzwanzigsten Altersjahres erforderlich

Ich durchwanderte diese beiden Laufbahnen, wie ich gl
ohne Beflissenheit und nicht ohne Nutzen für meine künftige A
Meine ersten Bestrebungen waren auf die Staatscanzlei, n
Rathssubstitutenstelle, gerichtet, welche Stelle seit langer Ze
jenige angesehen wurde, durch die man sich am besten zu den
vorbereite und auf der man bei gehöriger Erfüllung seiner
tungen wie von selbst in die höhern Stellen übergehe. D
schreiber (ersten Staatsschreiber) war, wenn er sechs Jahre l
Amt bekleidet hatte, die Landvogtei Kiburg oder eine Raths
oder eine andere angesehene und emporhebende Beamtung
zugesichert. Meine Aussichten auf die Rathssubstitutenste
zuerst sehr gut; aber bald trat einer meiner Altersgenosse
weder an Fleiß, noch an Fähigkeiten gebrach, der nachhe
seine lange Geschäftsthätigkeit bekannt gewordene Rathsherr u
rath Jakob Hirzel, neben mir auf. Ich war um etwas
hatte länger Dienste geleistet; aber sein Vater war ein sehr t
Mann, welcher einen großen Credit besaß, und der Bewe
verlobte sich mit der Enkelin des Bürgermeister Kilchsperger
weiter seine Fähigkeiten wirklich in Betracht fielen. Mei
Wyß sagte mir aus Auftrag seines Vaters, des sehr ein
Seckelmeisters und nachherigen Bürgermeisters David Wyß, de

dieses Namens, daß ich Hirzel's Verhältnisse bedenken solle: ich werde ihn mir vorausgehen lassen müssen. So trat ich von dieser Bewerbung zurück, obschon die Zahl der Voten, auf die ich mir Rechnung machen konnte, in jenem Zeitpunkte derjenigen meines Gegners sehr nahe, wo nicht gleich kam; allein ich hatte die Aussicht, weil die Erledigung der Canzleistelle noch nicht ganz nahe schien, in der Zukunft eher an Boden zu verlieren, als zu gewinnen, weil meine Gönner meist zu den älteren Personen gehörten, auf dieselben also nicht mehr allzulange zu rechnen war.

Die erste Anstellung, die ich mittlerweile 1791 erhielt, war das Secretariat des Sanitätsrathes; man sah dasselbe als eine Vorbereitung für die Staatscanzlei an, weil Zürich als Vorort und Provisionalort das Sanitätswesen in den gemeinschaftlichen Herrschaften der Kantone zu leiten hatte und nicht nur Beschlüsse, sondern auch viele Briefe auszufertigen waren. Doch entfernte ich mich nie ganz aus der Staatscanzlei, wie noch aus dem Folgenden hervorgehen wird.

Militärdienst. Erste Anzeichen der Revolution.

Weil bei der damaligen Verfassung bloß einige wenige Stellen vom Militärdienste befreiten, so blieb auch ich demselben unterworfen und war es um so viel lieber, weil die Gerichtsherren von Weiningen in dem Regensberger-Quartier, dem ihre Herrschaften einverleibt waren, gewöhnlich obere Officiersstellen bekleidet hatten. Ich liebte diese Laufbahn, theils weil ich fühlte, daß es für einen jüngeren Mann von großem Werthe sei, wenn er von Zeit zu Zeit den Degen in der Hand führe und sich bestrebe, dessen würdig zu sein, theils weil ich es als unerläßliche Pflicht des Schweizers ansah, sich zur Vertheidigung des Vaterlandes tüchtig zu machen. Noch eine ganz besondere Rücksicht machte mir die militärische Stellung wünschenswerth. Ich war in meiner Jugend so lebhaft, daß es mich die größte Anstrengung kostete, meine Aufmerksamkeit lange auf irgend etwas fest zu richten, und war daher Zerstreuungen und Verstößen sehr bloßgestellt, indem nur gar zu oft mein Kopf von ganz andern Dingen voll war, als von denen, die gerade jetzt gethan werden sollten. Gegen diesen Fehler waren für mich zwei sehr ungleiche Dinge, der Exercierplatz und der Tanzsaal, die besten Schulen. Wenn ich in meiner Zerstreutheit bisweilen ein

Commando überhörte und nicht in dem bestimmten Augen
vorgeschriebene Bewegung einfiel, oder wenn ich in einem
gesetzten Tanze eine Figur verwechselte, so war der Schm
fallend und so beschämend, daß dies für mich der beste
wurde. Von der Laufbahn des Milizofficiers werde ich
Stelle etwas anzuführen wissen; hier nur so viel, daß damal
ein Liebhabercorps unter dem Namen der Collegianten
welches alle jüngern Milizofficiere eintraten, die Neigung fi
besaßen, während der bessern Jahreszeit am Donnerstag
auch am Montag Nachmittags um drei Uhr sich versam
bis in den Abend sich in den Waffen übten. Jährlich
Hauptmanöver gehalten, bisweilen auch ein Lager geschl
unter Zuziehung von Freiwilligen aus der Landmiliz. Geüb
von denen einige in ausländischen Diensten gestanden wa
sich durch aufmerksame Beobachtung regulirter Truppen
Kenntnisse angeeignet hatten, erwarben sich hier Verdienst

Die zwei ersten Jahre nach meinem Eintritte in den C
boten wenig Merkwürdiges an. Die Grundsätze der f
Revolution, die 1790 schon im Kanton Schaffhausen, dann
später im Waadtlande Gährungen veranlaßt hatten, fanden
Zürich beim Volke nur wenig Beifall, größtentheils M
In dem ein paar Jahre später zuerst durch die Forderung
politischer Rechte bekannt gewordenen Stäfa hatte sich ein n
Liebhabercorps gebildet, aus welchem eine Abtheilung im A
in dem Lager zu Dübendorf den Dienst mit den zürcherischen C
zu thun wünschte, und man leistete diesen gemeinschaftlich
Harmonie. 1792, im Frühling, wurden einige tausend M
Uebungslager im Hard bei Zürich zusammengezogen. Hier
die ersten Spuren des Zeitgeistes, nicht sowohl unter der ei
Mannschaft, als vermittelst ausgestreuter Zettel, durch weld
sammelten aufgefordert wurden, ihre Kräfte und die Zeit z
Dies, verbunden mit der eintretenden schlechten Witterung,
eine schnelle Auflösung des Lagers, das noch mehrere T
dauern sollen.

Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich brach
der Schweizergrenze, und zunächst bei Basel, versammelte
beiden Seiten Truppencorps, und die Eidgenossen beschlossen,

ihrer Seite, wie bei früheren ähnlichen Ereignissen, die Stadt Basel und die dortige Grenze zu besetzen. Die Maßregel war um so viel nothwendiger, weil das Frickthal wie das Breisgau noch österreichisch waren. Nicht nur willig, selbst freudig entsprach das aufgeforderte Contingent, und für die meisten Einwohner Zürich's war es ein neuer und merkwürdiger Anblick, uniformirte Glarner, Appenzeller und St. Galler nach Basel durchziehen zu sehen.

Der Ausbruch des Krieges hatte die schweizerische Diplomatie mit einmal, ich kann nicht sagen aus dem Schlafe geweckt — denn in diesem war man bereits gestört —, doch aber zu einer weit höhern Thätigkeit aufgeregt. Der französischen Nation war die weit überwiegende Mehrheit der regierenden Classe, sowohl in den aristokratischen als in den demokratischen Kantonen, und ebenso die große Majorität der Geistlichen höchst abgeneigt; aber man war darüber nicht einig, ob man sich an die Alliirten anschließen oder ob man die Neutralität beobachten solle. An der Spitze des ersten Systems stand der Schultheiß von Steiger zu Bern, unterstützt von manchen angesehenen Männern seines Kantons, der Mehrheit der Regierungen von Freiburg und von Solothurn, vielen bedeutenden Persönlichkeiten aus den übrigen Kantonen und den meisten, die in dem französischen Kriegsdienste betheiligt waren. Das Haupt der Neutralitätspartei war der Seckelmeister, nachherige Bürgermeister Wyß (I.) von Zürich. Seiner Ansicht pflichtete die überwiegende Mehrheit der Wortführer in der gesammten Eidgenossenschaft bei, und in Bern selbst hatte er in der Person des Seckelmeisters Frisching einen kräftigen Gesinnungsgenossen. Das letztere System behielt die Oberhand, und es ist nicht zu verkennen, daß dies zum Heile der Schweiz geschah. Kaum läßt sich bezweifeln, daß der Grimm und die Macht Frankreichs sich bald und furchtbar über das kleine Nachbarland ergossen haben würde, dessen Bevölkerung in ihrer weit überwiegenden Zahl einen Angriffskrieg gegen Frankreich verabscheute und ohne Zweifel sich in starken Widerspruch gegen die Obrigkeiten gesetzt hätte. So wäre die Schweiz nicht nur ein Schauplatz des Krieges, sondern wahrscheinlich während des größten französischen Terrorismus, gleich Genf, auch die Blutbühne der wildesten Leidenschaften geworden; denn nur zu sehr lehrt die Geschichte, daß in Republiken eine der öffentlichen Meinung zum Trotze erzwungene, gewaltsame Unternehmung, so bald sie mißlingt und Unheil über das Volk bringt,

furchtbar auf diejenigen zurückfällt, welche die Schuld davo
und daß die Folgen einer solchen Rückwirkung nicht zu bered

Von dem Widerstande der Franzosen gegen die anrücken
Oesterreichs und Preußens erwartete man wenig, und nur di
Leute, die Zeugen des politischen Auflebens Frankreichs gewes
konnten sich nicht überreden lassen, daß der Enthusiasmus s
erloschen sei. Man sagte: die Franzosen haben keine Offici
der größte Theil derselben ist ausgewandert und von den
bliebenen sind die wenigsten der neuen Ordnung der Dinge
die regulirten Soldaten werden sich mit den zusammeng
Massen nicht verstehen; diese selbst werden keine Mannszucht b
u. s. f. Ich hörte einen im französischen Dienste stehenden
den Oberstlieutenant Hirzel von St. Gratien, dem der Kö
Zeit vorher den Grafentitel verliehen hatte, in Gesellscha
angesehener Männer, die ihn fragten, was er von den fr
Streitkräften halte, antworten: «Donnez-moi deux régi
troupes réglées et six bataillons de vos milices et je f .
gueux jusqu'aux barrières de Paris». Daß dem Herzog vo
schweig, der vor einigen Jahren die Holländer beinahe ohne
streich gedemüthigt hatte, das Vordringen nicht gelingen werd
man sich nicht denken.

Mission nach Basel bei Anlaß der Heimkehr der Regimentes Stein aus Frankreich.

Tiefe Ruhe herrschte in unserm Kanton. Der 10. A
welchem die Schweizergarde in den Tuilerien angegriffen w
rührte unmittelbar unser engeres Vaterland nicht, weil es
Feldregiment und keine Compagnie bei der Garde hatte. D
renden wurden durch dieses blutige Ereigniß der französisch
sache noch weit abgeneigter, und es mißfiel auch größtent
Regierten. Die Auflösung der Schweizerregimenter war inzwi
den Machthabern Frankreichs beschlossen worden, und gleich
das seinige schon früher nach Hause berufen hatte, so riefen au
und die übrigen Kantone jetzt die ihrigen heim, um zu verhi
sie nicht in den Reihen der Franzosen gegen die Deutschen
Weil in Frankreich denjenigen, welche bleiben würden, Beför

und günstige Bedingungen verheißen waren, so glaubten die Schweizerregierungen ihre Angehörigen mit desto größerem Ernste heimmahnen zu sollen. Weit der bedeutendere Theil entsprach, und dies gab den Anlaß zu meiner ersten diplomatischen Sendung. Ich begleitete am 30. September 1792 den zürcherischen Generalinspector Zunftmeister Fries und den General Steiner, Inhaber des in Colmar liegenden, seine Auflösung erwartenden zürcherischen Regimentes, nach Basel, wo sie die Heimkehrenden zu erwarten und nach Zürich zurückzuführen beauftragt waren.

Der Zeitpunkt war ernst. Die Franzosen hatten Savoyen besetzt. Das Hauptquartier des Generals Montesquiou befand sich in Carouge, zunächst Genf. Man war über die Absichten der Franzosen gegen Genf und das Waadtland, wo eine starke Gährung wider die Bernerregierung sichtbar war, sehr mißtrauisch. Bern hatte vor wenigen Tagen ein Truppencontingent in das bedrohte Genf gesandt, und am Tage unserer Abreise waren auch von Zürich sechshundertvierzig Mann eben dahin abgegangen, die wir zu Lenzburg an demselben Abend antrafen. Zu den bisherigen Gründen, die Schweizertruppen aus Frankreich nach Hause zu ziehen, kam nun noch der neue, daß man sich in den Stand setzen wollte, im Falle eines Angriffs von Seite Frankreichs sich ihrer sogleich gegen die Franzosen zu bedienen. Die Nachrichten, welche wir in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Basel erhielten, lauteten keineswegs beruhigend. Der französische Resident in Genf hatte am 3. October in einer Zuschrift an die dortige Regierung den Einmarsch der Berner «une atteinte aux traités et à la bonne harmonie qui avait jusqu'ici si heureusement existé entre la ville de Genève et la France, et l'effet d'une coalition avec les puissances liguées contre la liberté des François» genannt und beigefügt: «le devoir sacré de conserver cette même liberté fait une loi au conseil exécutif suprême de repousser une mesure aussi hostile par tous les moyens qui sont en son pouvoir, etc.» Weit friedlicher sprach sich wenige Tage später der General Montesquiou aus. Der französische Gesandte Barthélemy schrieb noch verbindlicher an den zürcherischen Bürgermeister Ott unter dem 4. October, und es ist höchst merkwürdig, wie dieser milde und ruhige Mann sich beinahe bittend gegen den Vorort und die Schweiz benahm, um seinen auf die Beibehaltung des Friedens hinzielenden Bestrebungen Gehör

zu verschaffen, obgleich die schweizerischen Regierungen ihn zu behandelt hatten, auch Solothurn, wo bisher die französischen residirt, und nachher Zürich ihm andeuteten, man könne Aufenthalt nicht bewilligen, so daß er sich deßwegen zu Bal lassen mußte.

Auch wir in Basel waren so glücklich, in dem fr Commissär Thierry, mit dem die zürcherischen Abgeordnete Entlassung und die Heimkehr des Regimentes zu unterhand einen eben so verständigen als billigen Mann zu finden. schiebung des Regimentes wurde zwar zu Colmar verzöge weil man gerade in jenen Tagen ungewiß war, ob zwischen und der Schweiz ein feindseliges Verhältniß eintreten wür daß man den Soldaten, von welchen täglich eine Anzahl zu den überging, Zeit verschaffen und desto mehr Mitstreiter gegen di Feinde sich erwerben wollte. Ich verdankte dieser Verzög Anlaß, mich mit dem Gange öffentlicher Unterhandlungen machen und die in der Nähe stehenden österreichischen sehen, nicht aber die französischen, weil man dort den mißtraute und einige, die sich zu jener Zeit in die fr Cantonirungen hinbegeben hatten, sehr unfreundlich waren worden.

Am 14. October Morgens traf endlich das Regimen Grenze ein. Es mußte zu St. Louis (Bourglivre) die Waffe doch verblieb den Unterofficieren das Seitengewehr. Eine nach der andern kam über die Grenze und wurde in eine an derselben liegenden Scheune mit Flinten u. s. f. wieder die von Zürich waren hinunter gesandt worden, und so zog das mit fliegenden Fahnen in Basel ein. Die Ausländer w folgenden Tage zu Liestal, die Nichtzürcher zwei Tage später verabschiedet. Die Kantonsangehörigen entließ man zu Züri sie aber noch auf drei Monate im Solde. Die vierzehn Ta wir in Basel zugebracht hatten, boten, so weit es unsere erlaubten, eine ununterbrochene Reihe von Beweisen der Gastfre und sehr angenehm war der gesellschaftliche Umgang mit de zimmern in den Abendgesellschaften, aus welchem der größere Männer sich allerdings bald entfernte, um desto freier in un Kreisen sich unterhalten zu können.

Die Verhältnisse in und um Genf, welche einige Male noch ohender zu werden schienen, nahmen am Ende einen friedlichen sgang für die Schweiz, und die Contingente von Zürich und Bern rden heimberufen. Das unsrige war während der Zeit von zwei onaten ganz metamorphosirt worden. Man hatte die frühere sehr werfällige Taktik aufgegeben, das bisherige Militärreglement bei ite gelegt und das einfache, bei den Franzosen neu eingeführte ihnen gelernt. Dies gefiel mehreren unserer ältern Kriegsräthe sehr übel; s jüngere militärische Publicum hingegen wurde ganz elektrisirt, und r zeigte sich das erste auffallende Zeichen einer neuern Zeit. Früher tte eine solche ohne ausdrückliche Bewilligung bewerkstelligte Verderung in der Heimat die stärkste Rüge gefunden; allein selbst der neralinspector Fries, unter dessen Befehlen ich der Heimführung des gimentes Steiner beigewohnt hatte, und der die festeste Stütze des ten Reglements gewesen war, gab nach. Zuerst wurde die Neuerung i dem Liebhaber= oder Collegiantencorps, wie durch Duldung, igeführt und ging dann allmälig auf die ganze Infanterie des intons über.

Beförderung zum Freihauptmann und zum Stetrichter.

Das Jahr 1793 brachte mir auf den beiden Laufbahnen des publikaners Beförderungen. Ich wurde Freihauptmann. Jedes r vierzig Bataillone der zürcherischen Miliz hatte nämlich eine Freimpagnie, die aus auserlesenen jüngeren Leuten bestand und vorzugsise zum Auszuge bestimmt war. Der Freihauptmann hatte in seinem gimente keinen Vorrang vor den übrigen Hauptleuten; allein sobald n Bataillon versammelt war, commandirte er dasselbe. — Die vilbeförderung, die mir im December zu Theil wurde, war diejenige es Stetrichters. Als ich dem alten, humoristischen Bürgermeister it nach Uebung einen Dankbesuch machte, sagte der Greis, der Alle, in einer Amtsstellung zu ihm kamen, vornehmlich jüngere Leute, f die Probe setzte und, wenn sie nicht zu antworten wußten, sich ihrer Verlegenheit weidete, zu mir: „Ich mache meinen Glückwunsch; er man wird leicht bei dieser Stelle vergessen. Ich selbst habe die fahrung gemacht". (Wirklich war er viele Jahre lang an dieser amtung geblieben, so daß man ihn scherzweise den ewigen Stetrichter

zu nennen angefangen hatte.) Die Antwort, die mir ei
„Wenn es mir nicht schlimmer geht, als Euer Gnaden*), s
mich zu trösten wissen". Er lächelte, und von dieser Stun
er mir öftere Proben von Vertrauen und Zuneigung.

Fortgesetzte wissenschaftliche Bestrebungen.

Meine Geschäfte vermehrten sich; dennoch gab ich den
Staatscanzlei nicht auf, weil ich mich immer mehr über
dieselbe die beste Schule für die Befähigung zum höhern S
sei. Ich vertrat, so oft sich der Anlaß darbot, die Stelle
Mitglieder der Canzlei, die in jenem Zeitpunkte oft auf
gehen mußten, und diese Vertretung verschaffte auch mir ir
zwei wichtige Missionen. Nichtsdestoweniger suchte ich imm
Wissenschaften, insbesondere dem classischen Studium und der
überhaupt, vertraut zu bleiben. Ich trat auch in die nat
Gesellschaft ein. Nachdem ich eine Jugendgrille überwunden
mich einige Zeit abgehalten, der Einladung zur Uebern
Secretariats der landwirthschaftlichen Abtheilung zu folgen, l
doch dazu bereden. Der Titel nämlich: „Keines Ordens Ri
Universität Professor, keiner gelehrten Gesellschaft Mitglied
bekannte Doctor Bahrdt sich beigelegt hatte, um das prun
treten Anderer lächerlich zu machen, hatte mich gepackt; er
ein Ausdruck der Selbständigkeit zu sein. Aber bald verschn
Blendwerk, das auch mir dieser Schwindler vorgemacht ha
folgte ich eben der Aufforderung des thätigen Präsidenten
Schriftsteller bekannten Rathsherrn und Doctor Kaspar H
Biographen Kleinjogg's. Liebhaberei für die Landwirth
praktische Beschäftigung mit derselben, indem ich die mei
zugehörenden Schloßgüter in Weiningen größtentheils zu
hatte, trugen dazu bei. Eine im Druck erschienene Abhand
den Weinbau, die der nachherige Rathsherr Heinrich Land
bearbeiteten, ging aus diesem Secretariate hervor. Diese
gründete sich auf die von praktischen Landleuten eingegel
antwortungen der Preisfragen, welche die naturforschende (

*) Der damalige Titel der Bürgermeister.

während einer Reihe von Jahren über die verschiedenen Verhältnisse des Weinbaues voraus hatte, ähnlich wie das schon früher hinsichtlich verschiedener anderer Zweige der Landwirthschaft geschehen war.

Bei allen meinen Beschäftigungen schwebte mir aber immer die schöne Sentenz Zachariä's vor:

> Die Musen gesellen sich nicht zu Advocaten und Schreibern;
> Sie fliehen Archive voll Actenstaub;
> Und selten nur bringt der Geschmack bis zu dem rechtenden Volke,
> Das von der Zanksucht der Menschen lebt.

Ich tröstete mich damit, daß der Dichter sagt „selten", und daß schon mancher tüchtige Mann die Geschäfte und die Wissenschaften zu vereinigen, durch die letzten den Actenstaub und durch die ersten den gelehrten Pedantismus zu beseitigen oder doch zu vermindern gewußt hat. Auf die Advocaten und Schreiber beschränkte ich den Sinn der Verse nicht; sondern ich dehnte ihn, wie billig, auf die ganze große Classe aus, die von der Zanksucht der Menschen lebt, das ist auf die große Zahl derjenigen, zu deren Fütterung sich die Menschen veranlaßt sehen, weil sie nicht fähig sind, ruhig, friedlich und einträchtig neben einander zu leben oder ihre Mißverständnisse auf eine einfache und friedliche Weise unter sich auszugleichen. Streng hielt ich mich an die Regel, die Jeder gewissenhaft beobachten sollte, daß nämlich der Beruf allem andern vorgehe; aber gerne kehrte ich in erübrigten Stunden in die erheiternden Gefilde des Wissens und des Geschmackes zurück.

Vorzüglich zog ich meine Geistesnahrung aus den Classikern, wie aus den bessern neuern Schriftstellern. Ich glaubte auch den Gang der philosophischen Forschungen verfolgen zu sollen. Mit Plato phantasirte ich nicht ungerne, sann mit ihm nach, träumte aber mit ihm nur wachend, und fand größere Befriedigung, wenn ich mit Xenophon über die Bestimmung des Menschen nachdachte. In das Heiligthum der Stoa einzudringen, ohne an einzelnen Schärfen derselben hängen zu bleiben, war mein Bestreben, und diese Schule wurde mit meinem innigen Glauben an Gott, Vorsehung, Bestimmung für eine höhere Zukunft ein Ganzes, das in dem von Vielen gefürchteten Tode mich nur das Aufheben eines Vorhanges erkennen ließ. Die Skepsis war mir ein Senkblei, nicht aber der Compaß des Lebens. In der Wolf'schen Philosophie, die Corrodi und Eberhard mich gelehrt, hatte ich den Aristoteles näher kennen und als tiefen Denker achten

gelernt; durch Kant, ohne mir anzumaßen, ihn ganz er
haben, lernte ich die Schranken der menschlichen Erkenntniß
je vorher unterscheiden. Als Fichte im Jahr 1794 nach
war ich in einem Privatcollegium, neben dem Pfarrer Lavate
Füßli, dem auch als Schriftsteller bekannt gewordenen Dic
Schultheß, dem nachherigen Bürgermeister Wyß und m
ältern Männern, der jüngste seiner Schüler, doch aber de
es aufrichtig eingestand, daß er in seines neuen Meisters
zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich das Ziel dessen, was
zu erfassen wünscht, noch nicht zu vollständiger Befriedig
mittelt finde. In den neuern philosophischen Schulen h
später, wie billig, so weit meine Zeit reichte, und glaub
Hegel's Theorien mich hineinarbeiten zu sollen; aber diese
die neueste Philosophie machte mir das Gebäude, welches
Grundpfeiler der ältern gebaut hatte, desto theurer, und
begann ich besser einzusehen als in der Jugend, daß W
Thorheit werden kann; ja es gab Momente, wo ich mich
die Wissenschaft, welche einst die Köpfe der Menschen a
heutzutage nicht oft verwirre.

Stäfnerhandel.

Bald begannen die neuen politischen Ideen, die berei
Theilen Europa's mehr oder weniger Anklang gefunden
größere Verbreitung vornehmlich der Jakobinismus und das
Schreckenssystem bis jetzt gehindert hatten, auch im Kan
stärker zu wirken, und die Ufer des Zürichsees, wo die meisten
sich befanden, die von den Großhändlern in Zürich den R
zogen, wurden der Feuerherd, auf welchem der glimmende F
in Entzündung überging. Die Stadtbürger, welche Kauf
trieben, bezahlten zwar für ihr Vorrecht dem Staate unter d
des kaufmännischen Zolls jährlich eine starke Abgabe nach de
ihrer Geschäfte, welche Abgabe bei einigen die Summe von
und viertausend Gulden erreichte; allein die Fabrikanten
ihrer Beschränkung nicht hierauf, und es läßt sich fragen,
für die zürcherischen Kaufleute selbst vortheilhafter gewesen w
der Handel schon damals nicht beengt und dagegen eine mäß

von allen Handelsleuten bezogen worden wäre. Man fing auf dem Lande an, sich mit den Nachbarn in Toggenburg, im Thurgau, im Kanton Bern zu vergleichen, die, obgleich Unterthanen und in manchen Beziehungen bedrückt, doch Handlung, Fabrikation und noch anderes frei betreiben durften. Man blickte auf die freien Bewohner der angrenzenden kleinen Kantone und vor allem auf die Franzosen, oder wie man damals sprach, die Franken, bei denen alle Vorrechte erloschen waren. Neeracher, ein Töpfer zu Stäfa, ein Autodidakt von vielen natürlichen Talenten, der manches gelesen und dasselbe, wie nach seinem Tode sein Tagebuch zeigte, meistens gut verstanden hatte, war der einflußreichste Theilnehmer an der Bewegung. Viele andere in ihren Gemeinden geachtete Männer verbanden sich zum Zwecke der Sprengung der bestehenden Hemmnisse. Die Einverstandenen forschten den früheren Verhältnissen nach, wie man unter die Herrschaft der Stadt Zürich gekommen, und wie die vormalige Lage des Volkes gewesen sei. Man fand noch einige Exemplare der so geheißenen Waldmann'schen und Cappelerbriefe auf, durch welche den meisten Landesgegenden und der Landschaft überhaupt nach der Hinrichtung des Bürgermeisters Waldmann 1489 und nach den Niederlagen bei Cappel und am Gubel 1531 Erklärungen über die ihnen zukommenden Rechte waren gemacht worden, das erste Mal durch die Eidgenossen, das zweite Mal durch die zürcherische Obrigkeit selbst. Unter der Aufschrift: „Ein Wort zur Beherzigung an Unsere theuersten Landesväter" wurde eine Denkschrift bearbeitet, worin das Gleichniß einer Haushaltung mit ungleich behandelten Kindern ausgeführt war, zugleich aber die Verdienste der Landschaft gegen die Stadt entwickelt wurden. Man verlangte in diesem Schriftchen Freiheit des Erwerbes, Loskäuflichkeit der Grundzinse, u. a. m.

Kaum kann die jetzige Generation begreifen, daß diese Forderungen und die bescheidene Sprache, in welcher sie geführt wurden, als Verbrechen angesehen werden konnten, um so viel mehr, da die Denkschrift noch bloßer Entwurf war. Das Regierungssystem und die städtischen Verhältnisse hatten sich während einiger Jahrhunderte so gestaltet und in einander verwoben, daß die große Mehrheit der Regierenden und der Stadtbürger jeden Eingriff in ihre geglaubten Rechte als etwas ansahen, wodurch nothwendig das ganze Staatsgebäude einstürzen müßte. So lange der Zutritt zu dem zürcherischen Bürgerrechte jedem

Landmann unter leichten Bedingungen offen gestanden i
man auf der Landschaft die Zurücksetzungen leichter ertrage
dieser Zutritt ganz verschlossen wurde und die Stadt sich
weniger immer größere Vorrechte zueignete, wurde das U
licher. Wer in Zürich von Entgegenkommen sprach, ward
sam, als ungetreu gegen seine Stadtbürgerpflicht, oder
Jakobiner angesehen. Verbannung, Geld= und Ehrenstrafe
die Theilnehmer der noch nicht zur Ausführung gediehe
nehmung, die man den Memorialhandel nannte. Jetzt w
herige gute Vernehmen zwischen den Städtern und den S
mächtig gestört, und aus der täglichen Berührung, die n
bleiben konnte, ging eine immer größere Spannung hervo
von dumpfer Stille trat zuerst ein; aber die zurückgedrängt
erneuerte sich bald. Stäfa wurde der Hauptsitz derselbe
jeder neuern Geschichte der Schweiz weiß man, daß am 5.
die zürcherische Regierung eine beträchtliche Anzahl Bewa
aus allen Gegenden, auf welche sie vertrauen konnte, zusam
waren, zu Stäfa einrücken ließ. Dies geschah von Oetwil h
des heftigsten Regens. Ich war der Canzlei des beinahe
sammelten Kriegscomité beigeordnet, und als eine Regierung
nach Stäfa gesandt wurde, erhielt ich den Auftrag, mi
begeben und bei derselben Secretariatsgeschäfte zu verricht
Aufgaben waren, Inventarien in den Häusern Verhafteter a
die Hypotheken einzuziehen, welche die Einwohner zur S
die Kriegskosten, die bis auf die Summe von 250,000 Gulde
einzuliefern hatten, und Verhöre aufzunehmen. Hier lern
meinen nachherigen Freund und vieljährigen Collegen, den
Rebmann, kennen, der, damals die Stelle eines Untervogtes
Ortsbeamten bekleidend, mit großer Besonnenheit seinem
wordenen Amte ein Genüge zu leisten und dennoch seine
so viel wie möglich zu schonen wußte. Er besaß vorzüglich
Fähigkeiten, und ungeachtet er nur den dürftigen Unterri
hatte, den die Dorfschule in den Sechsziger= und Siebe
des verflossenen Jahrhunderts gewährte, zog er die volle Auf
Göthe's während dessen Aufenthalts zu Stäfa auf sich.

Lehrreich waren die damaligen Verhältnisse. Die meiste
deren Verhören ich beiwohnte, zählten zu denjenigen, die

vor dem Einmarsche der Executionstruppen als Abgeordnete in die benachbarten kleinern Kantone gegangen waren, um daselbst bei den ersten Magistraten Gehör und Unterstützung zu suchen, doch ohne mehr als einige freundliche Aeußerungen zu vernehmen. Nur Eine Magistratsperson in Glarus hatte schon früher etwelche Hoffnung auf Theilnahme von dort her gegeben. Ich that, was meine Pflicht forderte; aber, von Mitleiden erfüllt, glaubte ich in die Ausübung derselben keine unnöthige Härte legen und kein rohes Benehmen beobachten zu sollen. In einem Hause, dessen Haupt verhaftet war, und wo ich den Befehl hatte, alles zu untersuchen und aufzuzeichnen, vollzog ich zwar meinen Auftrag; allein als zuletzt die nicht ungebildete Frau noch eine Schachtel hervorlangte mit den Worten: „Dies ist meine Correspondenz; es sind Briefe, die an mich gerichtet sind" —, und ein Blick auf zwei derselben mich ihre Aufschrift lesen ließ, stellte ich ihr dieselbe zurück und bemerkte: „Ich glaube nicht berufen zu sein, den Briefwechsel eines Frauenzimmers zu prüfen." Ich denke jetzt noch, recht dabei gehandelt zu haben, um so viel mehr, als ihr Ehemann eine unwichtigere Rolle spielte und bei der ganzen Bewegung keine anderen Geheimnisse gedenkbar waren, als daß etwa eine Magistratsperson aus Glarus oder Bünden einige Theilnahme gezeigt hätte. Ungefähr wie ich benahmen sich auch andere meiner Collegen, während ein großer Theil der Bewaffneten rücksichtslos verfuhr. Die republikanischen Verhältnisse bringen durch sich schon eine größere Schärfe in solche Maßregeln. Die meisten glauben, selbst betheiligt zu sein, und zu der militärischen Stellung gesellt sich der Parteigeist. Viele Zürcher hielten sich von den Stäfnern in ihren Herrscherrechten verletzt, und manche Landbewohner verwünschten die Bewegungsmänner als die Urheber der Belästigungen, die jetzt auf sie gefallen waren. Einzelne rohe Handlungen unterblieben nicht. In dem Schulhause, wo Artilleristen einquartirt waren, fiel es an einem regnerischen Abend, wo man nicht in's Freie gehen konnte, dem Officier ein, den Schulmeister zum Spectakel zu machen. Er mußte sich auf einen hölzernen Stuhl in die Mitte des Zimmers setzen und mit lauter Stimme ein paar Bußpsalmen singen, während die Kanoniere auf den Bänken zuhörten. Ein Hauptmann sah, gerade als er zu Pferde steigen wollte, einen angesehenen und begüterten Mann von Stäfa vorübergehen, und rief ihm zu: „Komm' her, halte mir den Steigbügel". Der stille Mann scheute die Folgen einer Weigerung, trat hinzu und

gehorchte; aber noch im hohen Alter konnte er nicht ohne
die Zumuthung zurückdenken. In einem Privathause z
einquartirten Officiere den Rahmen und das Glas eines
nisses des Pfarrers Lavater, weil dieser kurz vorher in
und hin und wieder durch Privatäußerungen Mäßigung u
nachdrücklich empfohlen. Viele Dragoner belustigten sich
Hin- und Herreitens am Seeufer, dessen Bewohner groß
Freunde der Stäfner bekannt waren, dadurch, daß sie di
behangenen, in die Straße hinausreichenden Zweige h
Dergleichen geschah noch Manches, und wenn gleich de
Schaden von geringer Bedeutung war, drang die Tha
Seele der Betroffenen. Das Benehmen kränkt oft weit
Sache selbst. Es ist peinlich, nach mehr als vierzig J
Dinge wieder zu gedenken; allein es ist Pflicht, es zu
wenn je ähnliche Entzweiungen ein Land treffen sollten,
solchen Handlungen sich hüte und die Oberen kräftig dageg
statt die Augen zuzuschließen. Manet alta mente repos

Während einer kurzen Abwesenheit in der Westschwei
auf die ich gleich zurückkommen werde, hatte sich die politisc
in Zürich geändert. Viele hatten noch zur Zeit meiner A
Nothwendigkeit blutiger Executionen gesprochen; jetzt war
Glieder des Großen Rathes, die für eine Hinrichtung stimm
ring. Heinrich Füßli hatte durch die Zögerungen, die er
suchung brachte, wesentlich zu dieser glücklichen Abkühlung
Vergossenes Blut würde bei dem nachherigen Umschwung s
gehabt haben. Die Gährung war erdrückt, nicht gestillt, und
den äußeren Gegenden, die mit Erbitterung gegen die Seebe
zur Execution gezogen waren, kehrten ausgesöhnt mit denselbe

Reise in die Westschweiz.

Die Abreise meines Bruders Heinrich, welcher sieben
als ich war, in eine Kostanstalt zu Aubonne, rief mich a
dieses Jahres aus dem noch ganz auf dem Kriegsfuße stehe
lichen Kantone weg. Ich sollte ihn begleiten und eine schö
reise uns nach dem Orte seiner Bestimmung hinführen
aus derselben nur wenige Eigenthümlichkeiten heraus.

In Luzern kamen wir des Abends unter Donner und Blitz an, und gerade als wir in die Stadt eintraten, fuhr der Strahl in das Haus eines Chorherren, den er erschlug, doch ohne anzuzünden. In Malters sah ich das erste Mal in meinem Leben junge Weibspersonen ganz gemüthlich eine Pfeife Tabak sich schmecken lassen. — Zu Siders im Wallis wurde uns zuerst im Nebengebäudchen des Wirthshauses ein Schlafzimmer angewiesen. Bald hörten wir die Wirthin zur Magd sagen: «Ces Messieurs de Berne ne supportent pas les punaises», woraus zu schließen war, daß die Eingebornen die Wanzen nur wenig achten. Man wies uns beim Schlafengehen ein Zimmer im Innern des alten Wohnhauses an, wo wir ganz vom Ungeziefer frei waren, aber uns bald in einem beinahe mephitischen Qualm befanden, den wir durch Oeffnen der Fenster zu entfernen vergeblich hofften, so daß wir es die Nacht hindurch kaum aushalten konnten. Als die Dämmerung anbrach, entdeckten wir in einer Ecke, aus welcher bei unserm Eintreten eine Wiege und ein schlafendes Kind waren weggetragen worden, die Ursachen jener Dünste. — In Sitten machte ich eine drollige Wahrnehmung. Ich ging mit meinem Bruder in der Stadt umher. Als wir uns der Kirche näherten, in welche man auf Stufen hinuntersteigen muß, standen an der Hauptthüre drei Menschen, die in das Geschlecht der Cretins gehörten. Wahrscheinlich mißfielen ihnen unsere fremden Gestalten, und eilends schoben sie die beiden Thürflügel zu. Geärgert, wollte mein Bruder diese kräftig zurückstoßen; allein ich hielt ihn zurück, weil wir ohne Zweifel die dummen Gesellen würden die steinerne Treppe hinuntergestoßen haben und eine noch so leichte Verletzung dieser in Wallis beinahe als heilig geachteten Wesen eine nicht geringe Verantwortung auf uns würde geladen haben. Schnell gingen wir durch einen andern offen stehenden Eingang in die Kirche hinein und sahen unsere drei Widersacher noch mit den Schultern an die Hauptthüre gestemmt. Wir konnten uns ihnen bis auf wenige Schritte nähern, ehe sie uns nur erblickten und dann mit offenem Munde anstaunten.

Zu Aubonne schied ich von meinem Bruder und besuchte noch Genf, wo am Tage meiner Ankunft eine Waffenerhebung stattgefunden hatte, bei welcher eine Frau in ihrer Bude erschossen wurde. Ich wohnte am folgenden Morgen der öffentlichen Untersuchung des Vorgegangenen bei. Nicht mehr als drei Personen durften auf der Straße mit einander gehen oder beisammen stehen, und der Syndic Dentand,

der keineswegs zu den Aristokraten gehörte und an den ich
war, sagte mir schon nach wenigen Worten, um mir anzu
sehr alles gehemmt sei: „Man wendet jetzt zu Genf den
Male um, ehe man ihn ausgiebt". Nichtsdestoweniger
einzelne Züge des Bestrebens, groß zu sein. In der Hauptk
fünf Panner aufgehängt, in der Mitte dasjenige von Genf, z
das zürcherische, zur Linken das bernerische, neben dem
das von Frankreich, neben Bern das der nordamerikanische
Nachdem ich acht der schönsten Sommertage an den Ufern
see's zugebracht hatte, verließ ich dieselben und nahm meine
St. George nach dem Jourthale. Am Seegestade und in d
waren die Bewegungen des Kantons Zürich das Tagesge
man bemerkte Hinneigung zu den französischen Grundsätz
anders sah es dagegen aus, wenn man sich von dem Se
Hier war der Name Bern noch hochgeachtet. Die Genfer w
den meisten Landleuten als Unruhstifter beurtheilt. Als ich zu
einen Mann, der, als er hörte, daß ich von Genf her k
meinem Passe fragte, antwortete, ob er hiezu bestellt sei,
aus dem Munde mehrerer Landleute die Worte: ‹Ne
pas l'ours›? Der Mann trug einen kleinen Bären am
den ich nicht gleich bemerkt hatte. Jetzt noch bleiben mir die
des Jourthales in angenehmer Erinnerung; denn wie ich
auf Fußreisen zu Gruppen, die ich antreffe, geselle, so näher
auch einer Menge von Menschen, die vor der Kirche au
sammelt war. Auf die freundlichste Weise belehrten mich d
über alle meine Fragen. In der Kirche wollten sie den Kl
bei mir vorübergehen machen, indem sie dem Manne zurau
Monsieur est étranger.› Als ich ihnen beim Abschied me
über ihr gefälliges Benehmen bezeugte, antworteten sie, ich
nicht wundern: ‹La plupart de nous a roulé dans le m
In Freiburg kam ich durch Zufall unten an der Tafel n
Eingebornen zu sitzen, der, wie er mir erzählte, heute
Gute in die Stadt gekommen war; er war der durch sei
keit bekannte Herr von Praroman von Chandosselle, der
Jahre später von den freiburgischen Finsterlingen hart verfo
Durch ihn wurde ich belehrt, daß unter sechszehn Emigr
mit uns speisten, vierzehn französische Erzbischöfe und Bis

und daß noch einige tausend Emigranten sich damals im Kanton Freiburg aufhielten.

Zu Bern erhielt ich von Hause die Nachricht, das Endurtheil über den Stäfner=Handel werde in den nächsten Tagen ausgesprochen und vielleicht alsdann die Stadt geschlossen werden. Dies bewog mich schneller abzugehen, als ich Willens gewesen war. Am 29. August Morgens 6 Uhr trat ich aus der Hausthüre des Gasthofes zum Falken, speiste zu Langenthal, übernachtete zu Sursee, wo die Wirthsleute, während ich mein Abendbrod verzehrte, sich in französischer Sprache ihre Vermuthungen mittheilten, wer ich wohl sein möchte, und am folgenden Tage um 1½ Uhr klingelte ich an der Wohnung meines Vaters in Zürich.

Ernennung zum Landschreiber von Altstetten und Aesch. Notariatswesen. Besoldungsverhältnisse.

Am Ende des Jahres 1795 erhielt ich wieder eine kleine, aber nicht unwichtige Beamtung, die Landschreiberei Altstetten und Aesch, mit welcher sowohl das Actuariat bei dem Obervogteiamte, als das Notariat verbunden war. Ungeachtet des unbedeutenden Ertrages dieser Stelle, nicht einmal hundert Gulden, nahm ich dieselbe an, und um so lieber, weil mir daran gelegen war, das Notariatsfach praktisch kennen zu lernen und zugleich mich mit dem ganzen Umfange der privatrechtlichen Streitigkeiten bekannt zu machen, die nicht von dem Stadt= und Vogtgerichte behandelt wurden, weil diese nur über Schuldstreitigkeiten, Mietverträge u. dgl., nicht aber über Erbstreitigkeiten und noch einige andere Rechtsverhältnisse zu entscheiden hatten. Diese Landschreiberstelle war mir auch darum erwünscht, weil die beiden Standesseckelmeister, in der Regel ausgezeichnete Magistratspersonen, der Vogtei Altstetten und Aesch vorstanden. Ich übersah die große Verantwortlichkeit nicht, die nach den zürcherischen Gesetzen auf den Notaren liegt, von denen man nicht nur sagen kann, die Fehler der Väter werden an den Kindern heimgesucht bis in das dritte und vierte Geschlecht, sondern wo die Responsabilität auf die Erben übergeht, so weit als dieselben ausgemittelt werden können. Dies wirkte so auf mich, daß, eine kurze Abwesenheit ausgenommen, keine Zeile meiner notarialischen Verwaltung von einer andern Hand geschrieben wurde.

Der obengenannten geringen Besoldung meines veran
vollen Amtes entsprachen die damaligen Anstellungsverhäl
haupt. Die Besoldungen waren sehr gering. Diejenige
richterstelle betrug auch nicht hundert Gulden, obgleich Korn
aus denen der größte Theil des diesfälligen Einkommens
jener Zeit einen höhern Werth hatten als gewöhnlich. Das
secretariat warf etwas mehr als sechszig Gulden ab. Gle
schäftigten mich diese drei mir übertragenen Stellen so, d
sich sehr angestrengt geglaubt hätte. Wegen der geringen B
war es den jüngern Staatsdienern gestattet, mehrere Stell
zu vereinigen, wenn sie sich mit einander verbinden ließen.
Besoldungen waren Staatsmaxime. Meinen mütterlichen
hörte ich oft sagen: „Wer es kann, muß dem Staat umson
und ich weiß, daß er ein weit größeres Vermögen nachgel
würde, wenn er Kaufmann geblieben wäre. Er hatte niemal
heißenes „Amt“ — so nannte man die besser besoldeten Bedi
bekleidet. Für die höhern Stellen, auch wenn man sie gan
erhielt, mußte eine bedeutende Summe in den Kriegsfond l
auf den Zünften den Gliedern derselben eine kostbare Mahlz
werden. Die öffentliche Meinung hatte nach und nach di
genommen, daß es beinahe für einen Schimpf angesehen w
ein Mann von Vermögen oder Ansehen nicht Mitglied d
Rathes, der aus fünfzig, oder vollends des Großen Rathes w
aus 212 Gliedern, jene fünfzig mit eingerechnet, bestand. D
Erwerbung hatte offenbar den Zweck, die geringeren Bür
abzuhalten.

Grenzbesetzung im Jahre 1796.

Das folgende Jahr verschaffte mir den Anlaß, einma
zu ziehen. Der linke Flügel der über den Rhein vorg
französischen Armee hatte in Erzherzog Karl seinen Meister
und der siegreiche Moreau (le général des retraites, wi
bald nachher nannte) sah sich mit dem rechten Flügel zu
Rückzuge genöthigt. Dieser wälzte sich drohend nach der
Grenze der Schweiz hin; denn die nach dem Rheine zur
Franzosen waren nicht nur im Rücken, sondern auch auf l

Flanke gedrängt. Eilends bot Zürich mehrere tausend Mann aller Waffen auf, und ungeachtet der sehr verbreiteten Gährung empfand jeder, belehrt durch den Jammer, den der Krieg über das nahe Schwaben verbreitet hatte, daß es sich der Mühe lohne, um jeden Preis fremde, hungrige und raubgierige Krieger von seinen vier Wänden abzuhalten. Schaffhausen, das am meisten bedroht war, rief um Hülfe, und während die inneren Kantone sich noch die Augen rieben und das Weitere erwarten wollten, griffen auch Bern und die westlichen Kantone kräftig zu den Waffen. In diesen Tagen war ich von der Kanzel für meine bevorstehende Hochzeit aufgeboten worden, und ich hätte vom Kriegsrathe die Loszählung erbitten können; aber ich würde nach meinem Sinne mich dadurch verächtlich gemacht haben, und ein Marsch an die Grenze war schon lange mein inniger Wunsch gewesen. Ich eilte nach Regensberg, dem Hauptorte des Quartiers, dem ich angehörte. Schon in der ersten Nacht sahen wir von diesem hohen Standpunkte im fernen Schwaben Feuersbrünste auflodern. Bald traf der Befehl zum Aufbruche mit meiner Freicompagnie ein. Unsere Bestimmung war Rheinau, wohin uns, als wir bei einbrechender Nacht einzogen, die über den Kanton Schaffhausen hinaus hochaufsteigenden Flammen der von den Franzosen angesteckten Orte, gleich Fackeln, leuchteten.

Auch während dieser Dienstzeit überzeugte ich mich, daß der Milizofficier weit mehr zu leisten hat als derjenige, der bei regulirten Truppen angestellt ist. Hier hat jeder nur auf seine eigenen Obliegenheiten zu sehen; bei der Miliz hingegen muß der Hauptmann beständig auf die Lieutenante und die Unterofficiere seine Aufmerksamkeit richten, weil er nicht sicher weiß, welche von ihnen den Dienst verstehen oder denselben verabsäumen. Auch auf die Soldaten muß er Acht haben, so wie der Oberst immer auf die Hauptleute zu sehen hat. Daß Bestimmtheit und Vermeidung überflüssiger Worte bei Milizen durchaus nothwendig seien, beweist folgender possierlicher Vorfall. Die Officiere waren in Regensberg bei einbrechender Nacht im obern Gasthause beisammen, als Jemand den gepflasterten Weg herangeritten kam. Wir erkannten einen Ordonnanzdragoner. „Jetzt geht's los!“ rief man. Auf die Frage: „Woher?“ antwortete der Ankömmling: „Aus dem Hauptquartier Andelfingen“; auf die zweite: „Wo ist die Ordre?“ — „Ich habe keine.“ — „Was hat man zu Euch gesagt?“ — „Ich soll schnell satteln. Ich müsse nach Niederglatt (dort war der Standort

des Neuamtsquartiers) und nach Regensberg reiten.“ Mehre
Waffengefährten waren darüber sehr entrüstet. „Er ist ein
ein Spitzbube,“ hieß es, „man muß ihn in den Arrest wer
brachte es zwar dahin, daß man ihn noch fragte, was nach l
Befehl geschehen sei, und obgleich der junge Mensch antwort
habe sogleich gesattelt und bin schnell fortgeritten“ —, dauerte
trauen fort. Ich zweifelte nicht an der baldigen Lösung des
und nach einer halben Stunde, als bereits die Nacht eingebr
ertönte es zwischen den Mauern hinauf wieder trapp, tra
und der Befehl traf ein, der mich zum Abmarsch aufrief. J
es sich, daß der scheinbare Allarmist ein Unbesonnener war,
Diensteifer fortgetrieben, ehe er wußte, was er zu thun l
dem seine Obern mehr nicht hätten sagen sollen, als: „E
halte dich bereit.“

Bald hatte ich in Rheinau das Vergnügen, daß ein älter
mann, der lange in Frankreich gedient hatte, mir die Instru
das Commando gern überließ, weil er sich an die neuen
nicht mehr gewöhnen konnte. Ebenso erfreute ich mich des v
falls unseres Befehlshabers, des Obersten Johann Jakob Me
Mannes, der, wie zum Soldaten geboren, eine durchaus m
Haltung hatte und auch in den folgenden Jahren die vollste
der ausländischen Officiere genoß.

Nur um zu zeigen, wie leicht ein Allarm entsteht, wenn
der Nähe des Kriegsschauplatzes ist, und wie sehr der Mi
von der einen Seite auf Alles zu achten, von der andern
übersehen hat, führe ich zwei Ereignisse an, die hier einschlagen
hatten eines Tages schon am frühen Morgen einen beinahe
brochenen Kanonendonner aus der Entfernung von wenigen
gehört. Nach dem Frühstück kehrte ich auf mein Zimmer i
Stocke des Klosters, gleich über der Mühle gelegen, zurück
schäftigte mich mit der Comptabilität, die wegen der Unfähigk
Andern auch des Hauptmanns Aufmerksamkeit erforderte.
trat der Adjutant Müller, früher Officier in Frankreich, bei
„Alle Officiere“, rief er, „sind in dem Zimmer des Herrn
versammelt; nur Sie fehlen!“ Eilends warf ich mein Wehrgehä
die Schulter, drückte den Hut auf den Kopf und begab mich
dahin. „Hören Sie denn die nahe Kanonade nicht?“ rief n

entgegen. „Jetzt nicht mehr", war meine Antwort. „Ist sie doch ununterbrochen und sehr nahe", entgegnete man mir. Noch einmal versicherte ich, nichts dergleichen vernehmen zu können. „Was hören Sie denn?" rief mir halb unwillig ein alter Officier zu. „Nichts als die Reibe in der Mühle", war meine Erwiderung, und nun war mir die Sache klar. Noch konnten mehrere meiner Waffenbrüder sich nicht überzeugen, daß ich Recht habe. Man eilte hin, um sich selbst zu vergewissern, und es ergab sich, daß dieser Ton, der schon Manchen täuschte, auch hier einen Irrthum veranlaßt hatte. — Am nämlichen Abend lag mir um neun Uhr die Hauptmannsronde ob. Als ich, aus dem Städtchen kommend, mich der Brücke näherte, begann auf der jenseitigen Anhöhe ein anhaltendes Plänkeln, und zu gleicher Zeit hörten wir mehrere Stimmen vor dem am jenseitigen schwäbischen Ende der Brücke befindlichen Rheinthore etwas rufen, das man wegen des Rauschens des Flusses nicht verstehen konnte. Schon zeigte es sich wieder, wie sehr Miliz der Aufsicht bedarf; denn die Kanoniere waren im Begriff, eine der mit Kartäschen geladenen Vierpfünderkanonen, die auf die Brücke und jenes Thor gerichtet waren, loszubrennen. Mir blieb nichts übrig, als selbst zu recognosciren. Ich stellte Leute an die Fallbrücke und näherte mich dem äußern Thore. Hier vernahmen wir nun, daß die Franzosen, gänzlich geschlagen, ihren Rückzug schnell nach der Wutach nähmen, und die Einwohner der fürstlich Schwarzenberg'schen Dörfer Altenburg und Jestetten, jubelnd, dem gefürchteten Besuche entgangen zu sein, aus Freude schössen. Die Worte, welche uns diese Nachricht verkündeten, waren so unverkennbar in der Mundart der Weinländer ausgesprochen, die kein Ausländer nachahmen kann, daß kein Zweifel bleiben konnte. (Weinland heißt der Landstrich zwischen dem Irchel und der Kohlfirst.) Es waren vier zürcherische Scharfschützen, die auf der deutschen Halbinsel, dem so geheißenen Schwaben, recognoscirt hatten und jetzt, um Zeit zu ersparen, uns von dieser Seite her benachrichtigten.

Nach zwei Wochen nahm unser Feldzug ein Ende, und mir ward das Vergnügen, die Truppenabtheilung, die zu Rheinau gelegen hatte, mit Bewilligung der damaligen fürstlich Schwarzenberg'schen Regierungsbehörde über deutschen Boden nach Eglisau und heim zu führen. Nach dreißig und vierzig Jahren noch habe ich Leute, die unter mir gestanden, sich mit Freude jener Grenzbewachung erinnern gehört,

wo man so glücklich gewesen sei, fremde Krieger abzuhalten, seither sich so sehr oft auf dem Halse habe liegen lassen mü Sollte nicht jedes bewaffnete Volk, das einmal den Druck Hohn fremder Einquartierungen empfunden hat, sein Blut : Leben daran wagen, diese ärgste aller Landplagen von sich halten?

Persönliche Erfahrungen physikalischer Art.

Zu den Erfahrungen meiner beschränkten militärischen L gehört noch eine, die zwar physikalischer Art ist, doch aber hier werden mag, und zwar um so viel eher, als ich von vielen österr und französischen Soldaten, die ich während den Zeiten der (tierung darüber befragte, nicht Einen fand, der diese Beobachtu gemacht, und nur von einigen derselben die Antwort erhielt, si Aehnliches erzählen gehört. Am 15. August 1793 verrichtete d giantengesellschaft den Garnisons= und Wachtdienst an den B werken der kleineren Stadt. Es war eine sehr schwüle Somi und der Himmel bewölkt, so daß nicht Ein Stern durchblickt 11 bis 12 Uhr traf mich die Reihe, auf dem nun versch hohen Walle nordwärts über der Sihlporte, Wache zu stehe völliger Dunkelheit sah man von Zeit zu Zeit am fernen H ein schwaches Wetterleuchten, und ungefähr um halb zwölf Uhr es ein wenig zu regnen. Da ich ein schönes Gewehr mit ein gearbeiteten Schlosse hatte, das ich gerne schonen mochte, nahm Kolben desselben zwischen die Füße, so daß das Bajonett ge das Gesicht zu stehen kam. Plötzlich bemerkte ich einen bl Feuerbüschel, ungefähr von der Länge eines Daumens, dessen auf derjenigen des Bajonetts aufstand, von welchem er sich Gestalt eines spitzigen Winkels aufwärts ausdehnte und dann n schwachem Uebergange in der Finsterniß sich verlor. Ich bega schiedene Versuche zu machen, und nahm das Bajonett ab, um i desto freier und auf verschiedene Weise fortsetzen zu können. S das Bajonett gerade in die Höhe, so stand auch der Feuerbüsc gekehrt auf demselben; senkte ich das Bajonett, so richtete er s noch beständig aufwärts, wurde aber immer kleiner und ve gänzlich, wenn dasselbe der horizontalen Lage sich näherte. S

das Bajonett wieder allmälig in die Höhe, so bildete auch der Feuerbüschel sich auf's Neue, und machte ich die Bewegung schnell, so war er augenblicklich vorhanden. Ich beschäftigte mich mit meiner Wahrnehmung, bis ich die Ablösung sich nähern hörte, und nun setzte ich schnell mich in Verfassung, ließ mich ablösen und wartete auf der Wachtstube, ob von Jemand anderem etwas Aehnliches zur Sprache gebracht werden würde. Es dauerte nicht lange, so kam die Kunde, eine Schildwache, die auf der Bastion Katze (im jetzigen botanischen Garten) gestanden war, habe sich kurz vor 12 Uhr der nächsten Schildwache genähert und sich beklagt, sie habe Feuer auf ihrer Flinte gesehen. Der Mann sei hierauf abgelöst worden und man spotte seiner. Jetzt trat auch ich auf und erzählte meine Beobachtung. Auf einer andern Seite der Stadt hatte der in Zürich als Naturforscher bekannte Leonhard Schultheß das Nämliche wahrgenommen. Ich habe seither theils während der Zeit, wo ich an der Schanze der größern Stadt wohnte, auf dem höchsten Walle, später auch an andern Stellen, mit dem nämlichen Bajonett denselben Versuch in schwülen Sommernächten gemacht; aber niemals wollte das Phänomen wieder erscheinen.

Hochzeitsfeier. Lebensgefahr.

Sobald ich von meinem Feldzuge wieder nach Hause zurückgekehrt war, hielt ich meine Hochzeit, mit Regula Lavater, die, wie es damals üblich war, ohne Prunk und Begleitung geschah, und an welche sich eine kleine Reise von wenigen Tagen schloß.

Nach einigen Monaten war es nahe daran, daß diese Verbindung wieder auf Schrecken erregende Weise gelöst worden wäre. Geschäfte führten mich am 23. März 1797 nach Weiningen. Sogleich wurde mir angezeigt, während der Nacht sei Feuer in einem Hause des untern Dorfes ausgebrochen, aber durch schleunige Hülfe gelöscht worden. Sobald das dringlichste beendigt war, eilte ich nach der Brandstätte, wohin der erste Beamte (Untervogt) und noch einige Männer mich begleiteten. Man führte uns eine Treppe hinauf; ich wandte mich links, und nun hörte jedes Bewußtsein, das bis auf jenen Augenblick mir jetzt noch deutlich ist, gänzlich auf. Dasselbe beginnt wieder in dem Familiengute oder damals so geheißenen Schloße Weiningen. Ich befand mich, als ich zur Besinnung kam, zu Bette. Neben demselben

stand ein Bekannter, den ich anredete: „Ammann, was ist'
sind ein wenig gefallen (ä chli g'falle)", war die Antwort
jetzt noch in den Ohren klingt. Zwei volle Stunden waren m
verflossen; denn mein Fall geschah kurz vor eilf Uhr und r
sinnung kehrte nach ein Uhr zurück. Ein morsches, vielleicht ang
Brett war unter mir gebrochen; ich stürzte, den Kopf voran
Feuerherd; Blut floß aus meinem linken Ohr; ich gab kei
des Lebens von mir und wurde, mit einem Leintuche ged
Hause getragen. Der Dorfarzt machte einen Aderlaß, den
der in meinem Leben an mir vorgenommen wurde, von dem
nichts weiß, und man brachte mich zu Bette. Nach meinem L
wollte ich sprechen; aber mir standen nur wenige Worte zu
Allmälig fing ich wieder zu denken an. Ich wußte, daß ich
Sprachen mächtig war, und daß ich vieles aus denselben a
gelernt hatte; aber ich war nicht fähig, mir auch nur ei
Wort aus einer fremden Sprache zu vergegenwärtigen. Nur
Deutsche aufgenommenen Fremdwörter fielen mir ein, und au
Muttersprache verwechselte ich in den ersten Tagen verwandte L
Meine Mutter und meine Gattin waren schon des Nachmi
gekommen. Ich soll die erstere Tante, die Zimmerthüre Porte
haben, u. s. f. Allmälig kehrte die Erinnerung zurück. Man
mir, was geschehen sei, und ich fühlte, daß ich sehr geschw
befinde. In der zweiten Nacht, ungefähr nach zehn Uhr, s
zwei Eulen auf die zunächst hinter dem Hause stehende Sch
begannen ihre Klagetöne, was an dieser Stelle etwas ganz U
liches war. Ich hörte im Vorsaale die Magd und eine Bäueri
ander sagen: „Jetzt stirbt er gewiß; denn Niemand weiß davon
Heuel (die Eule) so nahe geschrieen hat." Nun wachte mein N
und mein Haß gegen jeden Aberglauben auf, und ich erin
sehr gut, daß ich ganz von dem Gedanken eingenommen wa
Du nur nicht stirbst; sonst werden die Thörinnen in ihren Vor
noch mehr bestärkt. Täglich ging es nun etwas besser. Am
vierten und fünften Tage tauchten auch die fremden Sprachen in
Kopfe wieder auf. Am 5. April spazierte ich zum ersten M
am 8. kehrte ich nach Zürich zurück. Das Gerücht hatte sich v
es sei in meinem Kopf nicht ganz richtig, und dies hatte di
daß auch entfernte Bekannte auf der Straße mich anredeten :

aufmerksam auf jedes meiner Worte achteten. Bei meiner ersten Erscheinung im Sanitätsrathe ließ sich der mir zugethane Alt-Rathsherr und Archiater Kaspar Hirzel von mir das Vorgegangene und die Weise erzählen, in der mein geschickter rationeller Hausarzt Rudolf Zundel mich behandelt habe. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Viele hätten Sie trepanirt. Wenigstens hätte der Kopf rasirt und mehrere Vorsichtsmaßregeln gebraucht werden sollen. Schon Mancher ist nach einem solchen Falle wieder aufgestanden; aber dann ist nach kurzer Zeit ein Schlagfluß und ein schneller Tod erfolgt." Sein neben ihm stehender Sohn fand vermuthlich diese Aeußerung etwas stark; er wollte mich beruhigen und sagte: „Sie müssen das meinem Vater nicht übel nehmen; er hat nach seinen Erfahrungen gesprochen." Ich versicherte ihn, daß ich hievon überzeugt sei, und weil ich nie ängstlich war, so machte ich mir einen Spaß aus dem Gutfinden dieser beiden Männer, die allerdings geschickte Mediciner, aber keine Psychologen waren. Mein Arzt und andere Männer sagten mir, ich werde mich während dieses Sommers vor strengen und anhaltenden Arbeiten hüten müssen; allein gerade dieses Jahr war eines der beschäftigtsten meines Lebens. Gleichwohl fühlte ich nie irgend eine Schwäche von diesem Falle; nur empfand ich viele Jahre lang, wenn ich mich auf das linke Ohr legte oder unter demselben eine Mütze festband, einen Schmerz, als wäre ein Knöchelchen gebrochen und dringe stechend in den Gehörgang ein.

Antistes Heß und Professor Steinbrüchel.

Der große Werth, den man im Geiste der damaligen Verfassung auf Umsicht und Klugheit und auf die Vermeidung dessen legte, was Aerger oder vollends Skandal herbeiführen konnte, sollten glauben machen, daß zu der Zeit, wo Zürich überdieß noch durch den Stäfner-Handel sehr beunruhigt war, die Oeffentlichkeit von hochstehenden Geistlichen und Gelehrten nicht zu heftigen persönlichen Ausfällen würde benutzt worden sein. Dennoch trug sich 1795 ein solches Ereigniß zu, durch welches die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums Zürich's angezogen wurde. — Steinbrüchel war nicht orthodox, aber behutsam und zurückhaltend, insbesondere in seinen Vorträgen. Ich hörte ihn mehrere Male sagen: „Wenn ich einem Jüngling alle Weisheit und Einsicht gleichsam eintrichtern könnte, ich würde es nicht thun; denn

sie wäre nicht das Seinige. Man muß Einsicht und Wahrhei
selbst verarbeiten, um darin fest, klar und glücklich zu sein.
dem Tode des klugen und aufgeklärten Antistes Ulrich war der
Diakon am Fraumünster, J. J. Heß, vom Großen Rathe mi
Stimmen zum Antistes gewählt worden; Lavater hatte der
undvierzig und noch ein dritter sechs. Lavater wurde nicht
weil man besorgte, er möchte seine Anhänger zu sehr begünst
mit ihnen eine absonderliche Gemeinde in der Staatskirche bi

Steinbrüchel las damals über die Paulinischen Briefe,
muthlich mochte an Heß, der sehr abgeschlossen lebte, Manche
bracht worden sein, das ihn gegen Steinbrüchel aufreizte. Bei
trittspredigt, die der Antistes am 7. Juni 1795 über Korinthe
5—7 hielt, griff er Steinbrüchel, der selten die Morgenpre
säumte, persönlich sehr heftig an und machte dies desto auf
weil er sich gegen ihn kehrte und dabei von dem Verführe
Am 11. September, dem Feiertage der alten Schutzheiligen
herrenstiftes, Felix und Regula, kam die Reihe an Steinbrü
der öffentlichen Orationen zu halten, zu denen die Stad
Professoren und Präceptoren an der lateinischen Schule v
waren. Steinbrüchel's Name füllte das Sommer-Auditorium
die ehemalige französische Kirche, gedrängt mit Zuhörern. Ich
es, daß ich das Thema nicht aufgezeichnet und zugleich vergef
Die wohlgehaltene lateinische Rede wurde durch ein langes E
einer neuen deutschen Schrift unterbrochen, auf deren Titel
fasser ich mich nach sechsundvierzig Jahren nicht mehr zu
weiß; aber sehr deutlich erinnere ich mich darauf, daß sie von
samkeit, Verfolgungsgeist und blindem Eifer gegen Ander
handelte, und daß sie eine Apostrophe an einen Pastor war, i
wiederholt der Ausdruck: „Hör Er, Herr Pastor!" zur Spr
und daß Steinbrüchel dabei sich gegen den nun auch anwesenden
Heß wandte. Der Angreifer und der Respondent waren beide
daß sie dem, was sie hatten anhören müssen, keine weitere
gaben, während weder der Angriff noch die Vertheidigung
gelehrten zürcherischen Publicum unbeachtet blieben.

Im Sommer 1797 fiel mir eine nicht ganz unwichtige diplomatische Sendung zu. Der St. Gallen'sche Fürstabt Beda Angehrn hatte bereits viele Jahre lang als guter Mann und milder Regent über sein Volk geherrscht und war den Eidgenossen, den Schirmständen des Klosters (Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus) und namentlich auch dem Stande Zürich, werther als viele seiner Vorfahren; denn nur zu oft waren vom Kloster St. Gallen her Veranlassungen zur Zwietracht unter den Eidgenossen ausgegangen. Aber auch er war nicht im Stande, den verjährten Uebelständen im Stifte abzuhelfen. Die Einkünfte reichten nicht hin; die Ausgaben hatten sich durch Ankäufe, Anlegung von Straßen und Aufführung von Gebäuden, die nicht immer ganz nothwendig waren, vermehrt. Die Rathgeber des Fürsten glaubten, das Verfahren auswärtiger Staaten nachahmen zu sollen, und vermochten ihn, die alten Abgaben des Lehenwesens zu erhöhen und einzelne neue Auflagen einzuführen. Ankäufe von Grundstücken, die das Kloster machte, beunruhigten als Erwerbungen in todte Hand, und das Volk sah von Zeit zu Zeit einzelne seiner Rechte angetastet. Die äußerst schlecht besoldeten Beamten des Fürsten suchten auf ungesetzlichen Wegen eine Vermehrung ihres Einkommens, und ihre Obern waren genöthigt, die Augen darüber zuzudrücken. Man erzählte, ein Pfalzrath beziehe neben der Wohnung und dem freien Tisch jährlich nur 100 Reichsgulden und einige Zulagen.

Die Bezahlung der Kosten für die Zuzüge nach Basel gaben den unmittelbaren Anstoß zu Aufregung und Unwillen, vorzüglich der alten Landschaft*). Die Zeit, wo man sich den Forderungen der Regierungen unbedingt unterwerfen zu müssen glaubte, war vorübergegangen, und bereits hatte man angefangen, auch die Rechtmäßigkeit des Hergebrachten zu prüfen. Endlich brachten fiskalische Maßregeln gegen eine erledigte Erbschaft zu Goßau die gährende Unzufriedenheit zu lauten Aeußerungen. Ungeachtet des fürstlichen Verbotes hielt die Gemeinde Goßau im Anfange des Jahres 1795 Versammlungen und faßte einstimmig eine Klageschrift an den Abt über verschiedene Beschwerdepunkte ab. Andere Gemeinden vereinigten sich mit Goßau;

*) Die Gegend von Rorschach bis Wil führte, als die ältere Besitzung des Klosters, im Gegensatze zum Toggenburg diesen Namen.

man wählte Ausschüsse aus verschiedenen Gegenden der Land
sich über die Gegenstände der Beschwerden beriethen. Die H
dabei war der Fleischer Künzli von Goßau, ein Mann, der
lichen Verstand, Volksberedsamkeit, aber keine eigentliche Bildu
neben ihm zeichneten sich später noch Major Müller, Hauptm
und einige Andere aus. Der gutmüthige Abt Beda empfa
als sein Convent die Rechtmäßigkeit von mehr als einer K
Volk dagegen mochte fühlen, daß jetzt mehr gewagt, un
Schirmorte weniger gefürchtet werden dürften, als in den
Stetigkeit. Zürich war bereits in seinem Lande beschäftig
kaufung der Vorsteher in den inneren Kantonen fehlten dem
Wille und selbst die Mittel; in Luzern waren die thätige
Regierungsglieder dem Zeitgeiste zugethan und lähmten den B
der ältern; in Glarus war das Uebergewicht der Demokr
entschiedener, und in Schwyz wollten die Führer sich nicht au
ehe sie wußten, ob etwas bei der Sache zu gewinnen sei.

Auch im Toggenburg äußerten sich beunruhigende Be
und der Abt Beda nahm, ungeachtet in dem Convente selbs
harrlich widerstrebende Opposition sich erhoben hatte, ein
Sprache an, daß jene es nicht wagte, seinem Entschlusse, mi
zufriedenen sich einzuverstehen, offenbar zu widerstreben. Am
vember 1795 kam er mit seinem Volke auf einer Landsgemeind
Der Decan und ein Theil des Capitels stimmten ihm bei;
prior und die Mehrheit des Conventes dagegen brachten ihre Be
über den Vertrag und über die zunächst abzuhaltende Lands
an Zürich und Luzern. Die Opponenten wurden ermahnt
Trennung zu veranlassen; aber der Convent gab nichtsdes
eine Verwahrung gegen den Vertrag ein. Alter und Bekü
legten 1796 den guten Beda in seine Ruhestätte, und da
erhob seinen heftigsten Gegner, den auch nachher in der Me
und Restaurationsperiode mit allen alten Ansprüchen auf
Pankraz Forster von Wil, auf den Fürstensitz, dem sein Ge
Neapel, auch ein schneller wallendes Blut und einen welschen
gegeben zu haben schien. Fest widerstrebte er den Forderunge
die Landschaft zufolge des Vertrages machen zu können glau

*) Die damalige zürcherische Canzlei nannte solche Abmahnun
„Abhortatorien.“

die Erklärung, welche er mehreren Artikeln desselben gab, verursachte neue Uneinigkeiten. Zürich, Luzern und Schwyz neigten sich auf die Seite des Herrschers; bei Glarus fanden dagegen die Führer des Volkes Aufnahme und Beifall. Im Toggenburg zeigten sich wieder Gährungen; doch mehr als jedes andere Ereigniß gaben die allen Nachbarn drohende Stellung der französischen Republik und die Siege Bonaparte's den nach Freiheit Strebenden Muth und Beharrlichkeit. Endlich riefen beide Theile die Entscheidung der vier Schirmorte an. Diese fiel am 18. April 1797 zu Frauenfeld zum Nachtheile des Volkes und seiner Führer aus. Künzli und sechs andere Anführer wurden zu Bezahlung von 9000 Gulden an die Kosten, Goßau und noch eilf Gemeinden zu einer Buße von 7000 Gulden verurtheilt; doch erklärte der Fürst, er werde nach seiner Milde die Hälfte der letztern Summe auf sich nehmen. Durch dieses Urtheil wurden die Volksführer nur noch mehr angereizt. Neue Bewegungen entstanden; die Parteien griffen zu den Waffen, wobei die Fürstlichgesinnten sogleich der Ueberlegenheit weichen mußten.

Noch einmal traten die Abgeordneten der vier Schirmorte zusammen, jetzt in der Stadt St. Gallen selbst, und ich wurde dem zürcherischen Repräsentanten, dem Seckelmeister Konrad von Escher, als Secretär beigegeben, was mich, weil Zürich die Direction hatte, auch zum Secretär der gesammten Repräsentantschaft machte. Der nachherige helvetische Justizminister, Franz Bernhard Meyer von Schauensee, damals entschiedener Demokrat, begleitete als Secretär den Rathsherrn Balthasar von Luzern, der unter dem Namen des schönen Balthasar bekannt war. Aus Schwyz erschien zuerst der Landammann Weber, des heil. römischen Reiches Graf, ein Mann nicht ohne Gewandtheit, aber behaftet mit allen Fehlern, die den Magistraten der Länder nur zu häufig anklebten. Um anzudeuten, daß er gefällig sein könne, gab er immer zu verstehen, er habe gänzliche Vollmacht, obgleich das nicht begründet war. Weil er auf die Tagsatzung nach Frauenfeld abging und diese Thätigkeit vermuthlich für einträglicher hielt, folgte ihm der Landammann Ludwig Weber, ein gutmüthiger, sehr bedächtlicher Mann. Den Kanton Glarus vertrat der Rathsherr, nachher helvetische Senator, noch später St. Gallen'sche Regierungsrath Kubli. Dieser Mann verband mit vielen natürlichen Anlagen und Geschäftserfahrung, die er als Canzleibeamter in seiner Heimat erworben hatte, Volksberedt=

samkeit, Dreistigkeit und die Gabe, sich, ohne die Schmeid
spielen, beim Volke beliebt zu machen. Seine Kleidung
Aeußeres waren diejenigen eines angesehenen Bauern, un
auch den Ton eines solchen in Geschäften und selbst in der
an, weil er in dieser Gestalt Manches freier und treffe
konnte, als dies aus dem Munde eines abgemessenen P
möglich gewesen wäre. Er genoß das größte Vertrauen des
len'schen Volkes. Wenn wir spazierten, sah man mit Finge
weisen und hörte oft die Worte: „Der ist der Glarner!"

Die Mediation dauerte von Mitte Juni bis Ende A
auf dem kleinen Schauplatze hatte man vielfach den Anlaß, zu
wie Männer, denen es weder an Talenten noch an Hülfsm
bricht, schlau sein, geschickt ausbiegen, sich hinter Andern
plötzlich Wort und Stellung wechseln können und dennoch
richten; denn Fürst Pankraz mußte, trotz seiner diplomatisch
einer beharrlich und unverrückt auf ein bestimmtes Ziel hin
wenn schon nicht bedeutenden Kraft weichen. Merkwürdig
kleine Revolution sowohl in Hinsicht der Zeitverhältnisse
Handlungsweise der Betheiligten. In Zürich, Bern, Wallis u
hausen waren die revolutionären Aufstrebungen unterdrück
in Genf eine Umwälzung nur zu Stande gekommen, weil d
nete Macht der Berner und Zürcher der weit größern Kr
reichs das Feld hatte überlassen müssen, und im St. Gallen
jetzt Fürst Pankraz mit Wissen und Zustimmung der Schirm
Volke nach. Das Benehmen des Fürsten, dasjenige des
das Verfahren der Volksführer und die Weise, durch welche
sein Ziel erreichte, gaben von diesem kleinen Schauplatze au
obachter Erfahrungen und Lehren, durch die er sich nachher
größeren diplomatischen Scenen zurechtfinden konnte.

Es kostete Mühe, den Fürsten, dessen Aeußerungen stets u
und abwechselnd blieben, und der sich nach Rorschach zur
hatte, zur Heimkehr nach St. Gallen zu vermögen. Er zög
und der Ton, den er selbst früher gegen seinen Vorgänger an
hatte, machte gegenüber dem Convente seine Stellung um so s
Als er und seine Rathgeber fühlten, daß die Berufung auf
zugethane Bevölkerung grundlos, und eine fürstliche Partei a
Städtchen Wil und dessen nächster Umgebung nur einzeln

sei, verbargen sie sich hinter das in seiner Mehrheit entschiedene und beharrliche Capitel. Dieses selbst war für die Repräsentanten nicht sichtbar und bezog sich noch überdieß auf ein General=Capitel, d. h. auf eine Zusammenkunft aller, auch der außer dem Kloster angestellten Conventualen. Mündliche Zusicherungen des Fürsten, die bereits dem Volke bekannt geworden waren, wurden oft wieder anders ausgelegt, und die drohende Bedeutung, die man einer vorübergehenden Zusammen=ziehung österreichischer Truppen in der Nähe des Bodensees gab, reizte, statt zu erschrecken, und mußte widrig auf jeden biedern Eidgenossen wirken.

Diese Zögerungen und Schwankungen brachten das Volk in immer größere Gährung. Einige Male kamen Schaaren, die zwei bis drei=tausend Mann und noch mehr betragen mochten, in der Stadt und im Hofe des Klosters zusammen, von denen ein großer Theil wegen der Eile, mit der sie sich auf den Weg gemacht, ohne Röcke war. Auf das heftigste äußerte sich die Erbitterung, und ich selbst hörte im Klosterhofe die Worte: „A dem Boom mueß de Pankrazi hange", ohne daß auch nur Einer der zahlreichen Zuhörer die Drohung mißbilligt hätte*). Am 17. Juli schon des Morgens wogte wieder eine große Volksmenge durch die Straßen der Stadt und sammelte sich im Klosterhofe. Deputationen fanden sich bei den Repräsentanten ein. Als des Nachmittags der Genuß des Weines sich spürbar zu machen begann, drangen ganze Schaaren in das Kloster und gingen durch Treppen und Gänge, jedoch ohne etwas zu schädigen oder Gewalt zu üben. Dem Fürsten wurde bange und er ließ um Schutz bitten; aber die Volksführer oder Abgeordneten, die bisher sich nie geweigert hatten, den Volkshaufen entgegen zu treten, getrauten sich nicht mehr, dasselbe zu beruhigen. Von dem Secretär der glar=nerischen Gesandtschaft und den vier Weibeln oder, wie sie damals hießen, Standesreutern in den Mänteln begleitet, wurde ich abgeschickt, um das Volk zur Mäßigung zu ermahnen und sogleich zu berichten, wenn etwas Gewaltsames unternommen werden sollte. Ich wandte mich an einen Vorsteher und forderte ihn auf, ungesetzliche Schritte zu ver=hüten. Sogleich umgab uns die Menge. Viele wandten sich an mich

*) Damals äußerten ein Präsident Künzli, Ammann Contamin von Goßau, ein Major Müller von St. Georgen, ein Hauptmann Heer und Andere: „Wir müssen in unserm Lande oder in unsern Gemeinden einen Freihafen eröffnen, ge=schickte und fähige Leute unter uns aufnehmen, um uns zur Selbständigkeit zu erheben."

und beschwerten sich, daß die Repräsentanten nicht kräftiger und
einschritten. Ich mußte antworten. Der Kreis wurde immer
aus den hintern Reihen ertönte der Ruf: „Wir verstehen i
Hebt ihn in die Höhe!" Nach kurzer Berathung mit den mich
Umstehenden beschloß ich, den Haufen so viel wie möglich
Klosterpforte zu entfernen. Wir arbeiteten uns, so gut es geh
auf den zunächst an das Kloster grenzenden, der Stadt zug
Platz hinaus, und auf einem Wehrstein an der Kirche zu St.
stehend, unterstützt von einem kräftigen Appenzeller auf der li
einem eben so rüstigen Fürstenländer auf der rechten Seite,
eine Standrede an die Menge, die wenigstens so viel wirkte,
sich zerstreute. Es war das erste Mal, daß ich mich har
einer so großen, starkbewegten Menschenmasse befand; das
seine Sprache hingegen waren mir von Kindheit her bekannt
und obgleich ich es hier um mehrere Grade roher fand als
der Heimat, so hatte dennoch das empörende Benehmen des
seiner Rathgeber mich mit der Sache des Volkes befreundet,
es gleich gegen dasselbe nicht merken lassen durfte.

In der Diplomatie verstößt man indeß leicht; denn nun
bei mehreren Magistraten der Stadt starke Unzufriedenheit. Sie
ich hätte durch das Herausziehen des Volkes aus dem Kloster
Neutralität der Stadt, wie ihr Gebiet verletzt; allein die ve
städtische Bevölkerung war auf meiner Seite, weil sie sich i
hatte, daß ein längeres Verbleiben der Menge in den Räu
Klosters Unfug zur Folge gehabt hätte und die nämlichen
massen ja schon vorher durch die Stadt gezogen waren. Kei
erfolgte gegen mich; doch bereitete die Lage der Dinge und
liche Bewachung der Neutralität den ängstlichen alten Ma
von St. Gallen stets neue Verlegenheiten. So hatten sie
dem Stifte verweigert, Zeugen vorgegangener Thätlichkeiten u
Beleidigung, die der Hofcanzler von erbitterten Landleuten
hatte, einzuvernehmen, was vielfache Unterhandlungen ver
Höchst possierlich war eine andere Scene. Es hatte sich näm
Gerücht verbreitet, das Kloster werde an einem Abend oder
brechender Nacht von den Landleuten überfallen werden, und i
dessen flüchteten mehrere weltliche Beamte des Klosters und v
dienstete desselben ihre Habe in Körben, Zeinen und Säcken z

ekannten in der Stadt. Dies erfuhren die Herren Geheimen (der eheimrath), und um ihre Stadt vor Unglück zu bewahren, beschlossen e in ihrer Weisheit, diese Gegenstände sollten wieder aus den Häusern itfernt und in das Kloster zurückgebracht werden. Mittlerweile war is Klosterthor vertragsmäßig geschlossen worden, und die Gegenstände urden nun auf den freien Platz zunächst vor demselben zusammen=etragen. Auf Leitern stehend, machten die betreffenden Kloster=ewohner jammernd über die Mauer ihre Vorstellungen, und als die=lben auf die Stadtbehörde nicht wirkten, brachten einige aus ihnen, ie durch das hintere Thor des Klosters hinaus und durch das Stadt=hor nach unserm Quartier geeilt, ihre Klage vor die Repräsentanten. Reyer von Schauensee und ich wurden nun zu den noch versammelten Geheimen hingesandt. Diese waren voll Bedenklichkeiten; allein als unntere junge Leute hielten wir solche Reden an sie, daß sie endlich ich erklärten, die Verfügung den Herren Repräsentanten überlassen zu vollen. Das Klosterthor durfte demnach gegen Mitternacht geöffnet und ie Effecten zurückgetragen werden; und während dieser Verhandlungen ag die Bevölkerung der Landschaft, deren Andringen man im Kloster ind auf dem Rathhause befürchtet hatte, längst in ruhigem Schlafe.

Der Fürst schien sich endlich zur Nachgiebigkeit zu entschließen. Abweichend von den großen Förmlichkeiten, die bisher stattgefunden atten, indem bald die Repräsentanten in vier Wagen in das Kloster ibgeholt, bald die Abgeordneten desselben mit Feierlichkeit in unserer Wohnung empfangen wurden, kam Fürst Pankraz einst des Morgens u Fuß in unser Quartier und blieb den ganzen Tag hindurch bei ven Verhandlungen und auch zur Mittagstafel. Dies war eine so inerhörte Sache, daß, als der Fürst Abends von den Repräsentanten egleitet in das Kloster zurückkehrte, ein großer Theil der Bevölkerung St. Gallen's in mehreren zusammenhängenden Reihen hinter einander ich aufgestellt hatte, um das Schauspiel anzusehen. Dieses Entgegen=ommen des Fürsten war aber nur Blendwerk; denn zur nämlichen Zeit vurden Kostbarkeiten, Kirchengeräthschaften und die wichtigsten Archi=valien des Klosters heimlich über den Rhein gebracht. Plötzlich erfuhr nan, der Fürst habe sich in die Benedictinerabtei Mehrerau bei Bregenz egeben, auch eine Anzahl Conventualen sich entfernt. Später ging r nach Neu=Ravensburg; allein die Hoffnung auf fremde Unterstützung, nit der er sich geschmeichelt haben soll, blieb erfolglos. Seine in

St. Gallen gebliebenen Anhänger im Convente schlossen sich 1
gesinnten Theile des Capitels an, und die Verhandlungen w
gesetzt. Ein Vertrag kam zu Stande, dem der Fürst ei
Zustimmung gab, doch ohne zurückzukehren; im Gegenthe
vollends nach Ebringen bei Freiburg.

Die Vertragspunkte bestanden in dem Loskaufe der Lei
und einiger anderer Feudalrechte, der Aufhebung verschi
neuerer Zeit eingeführter Abgaben, der Verzichtleistung des &
neue Ankäufe, der Ueberlassung einiger Wahlrechte an die (
vorzüglich aber in der Aufstellung eines von dem Volke
Landrathes von 51 Gliedern. — Noch vor dem Abschlusse t
wiederholte Zögerungen einen neuen Volkstumult. Schon n
das Kloster gesandt, um dem Volkshaufen eine Proclama:
lesen, als ich bemerkte, daß er sich aufzulösen begann.
also meinen Auftrag in der Tasche, um nicht ein neues :
strömen zu veranlassen, und am folgenden Morgen konnt
Auskündigung angeheftet lesen.

Ich führe noch zwei Zwischenspiele an. — Ein eifriges
des Volkes bestand in der Erwerbung eigener Gerichtssi
sehr ungern willigte das Kloster ein. Sein größtes Bedenke
ruhte auf den Emblemen, und es wollte nur den St. Gallen'f
in denselben sehen. Dieser reichte dem Volke nicht hin; es
dem Bären noch etwas beizusetzen. Einige Gemeinden wäl
denklich die Wappen ihrer ehemaligen adeligen Herren, (
hl. Fridolin, seinen Schutzpatron, der aber auch der Schutz
hochgeschätzten Kantons Glarus war, und die Goßauer verlan
dies, der Heilige solle den Bären an einem Bande führen.
nun dem Kloster zu viel: der Heilige durfte über dem Bä
Vorzug haben, sondern beide mußten frei neben einander einh
— Als an einem erübrigten Tage die Repräsentantschaft e
flug nach Gais machte, und wir an einem schönen Somm
uns Trogen näherten, stellten sich mehrere Appenzeller, na
sitte den Daumen in die Armöffnung des Camisols gestec
Straße. Lächelnd erwiderten diese warmen Theilnehmer an
des St. Gallen'schen Volkes die Frage der beiden vorausgehend
sentanten: „Ist dies der rechte Weg nach Gais?" mit den
„Alles dem Galgen zu, das ist Euer Weg!" Wirklich war d

nach dem Hochgerichte hin die richtige; nichtsdestoweniger sprach sich in der Antwort derbe Appenzeller Laune aus, die den alten Staatsmännern etwas schwer auffiel. — Nach diesen Anekdoten mag noch erwähnt werden, daß ich in der Klosterbibliothek in der Zahl der verbotenen, vergittert vorhandenen Bücher auch Filangieri's Werke fand.

Endlich darf hier nach bald fünfzig Jahren auch noch etwas erzählt werden, das mich persönlich betrifft. — Die Schirmorte wählten abwechselnd, jedes auf zwei Jahre, einen Landeshauptmann, welcher zu Wil seinen gewöhnlichen Sitz hatte, eine wenig beschäftigte Stellvertretung der Schirmorte ausübte und bei jeder feierlichen Veranlassung sich bei dem Fürsten einfand. Der damalige Landeshauptmann war ein Zürcher, Namens Heidegger, ein gewesener französischer Officier. Damals noch entschiedener Gegner des Neueren, obgleich er sich während der helvetischen Periode an dasselbe anschloß, übrigens ein Mann von Talenten, erlaubte er sich einst bei der Tafel bittere Ausfälle gegen das Volk von St. Gallen und seine Führer. Geärgert antwortete ich ihm auch mit einiger Bitterkeit. Der gewesene Officier fand sich beleidigt; er verlangte nach der Tafel von mir, ich solle meine Worte zurücknehmen und mich in Gegenwart der nämlichen Gesellschaft gegen ihn entschuldigen. Ich erklärte, ich könne dies nicht thun. Er erwiderte, dann könnte es ihm einfallen, mich öffentlich zu beleidigen, und ich versetzte darauf, ich werde Alles ruhig erwarten, und er werde mich immer auf Alles gefaßt finden. Noch vier volle Wochen dauerte unser Aufenthalt in St. Gallen. Einige Male kam er auf mein Zimmer, erneuerte seine Eröffnungen, und ich antwortete wie zuerst. Ihn herauszufordern, fand ich mich nicht veranlaßt, sondern glaubte, ihn sich erklären lassen zu sollen; doch ging er in seinen Ansprüchen niemals weiter. Seltsam traf es sich, daß bei der Abreise von St. Gallen wir beide bis Wil allein in einem Wagen fahren mußten. Mehrere Jahre gingen wir etwas steif an einander vorüber; allein bei späterem, doch seltenem Zusammentreffen schien er das Vorgegangene vergessen zu wollen, und wie billig that ich das Nämliche.

Gerne kehrten wir nach Vollendung des Friedenswerkes, das indeß schon vor dem nächsten Frühling in der helvetischen Republik sich auflöste, wieder nach Hause. Freude und Jubel erfüllten das St. Gallen'sche Volk, und aller Orten erwarteten militärische Ehrenbezeugungen die Repräsentantschaft. Nicht übel fiel die aufgestellte Infanterie in die

Augen; aber höchst komisch war der Anblick der Reiterei.
lederne Koller, die vielleicht schon vor anderthalbhundert J
denjenigen Bauerngütern, die einen Reiter stellen mußten, v
geschafft worden. Dies hatte die Folge, daß hier ein groß
sein Koller wie ein Husarenmäntelchen trug, und einem klein
das seinige auf dem Sattel ruhte und die Schultern in
drängte. So oft diese Reiter eine Schwenkung unternahmen,
Bewegung die äußersten einzeln auf den nahen Acker ode
Wiese hinaus, von wo sie nur nach einer oder zwei Mi
Rückweg in Reih und Glied fanden.

Schon zu St. Gallen hatte ich vernommen, meine Berid
einige Male bei den ernst gesinnten und allem Neuen abholden
des Kleinen und des Großen Rathes unangenehme Empfindung
laßt. Dies konnte mich nicht bewegen, meine Sprache zu
aber es nöthigte mich, hin und wieder die Farben etwas zu
Man ärgerte sich, daß ich da, wo mich die Repräsentants
mein Principal nicht ungern selbst sprechen ließen, die Verh
nach Kräften vertheidigte, und ich hatte es nur der Zufriede
man meinen übrigen Verrichtungen schenkte, zu danken, daß
finsterer angesehen wurde. Aus einem Briefe, den ich am
an meine Gattin schrieb, hebe ich Folgendes heraus: „Mit de
Repräsentationspersonal stehe ich sehr gut. — Balthasar ist de
würdigste, Weber der Seltsamste, Kubli der Merkwürdigst
von Schauensee der Tiefsinnigste, N. . . . der Pfiffigste. Vo
lieben zürcherischen Gesandten, den Du kennst, spreche ich nich
von Schauensee benimmt sich auf eine Weise, die ich nie erwar
Wenn ich meine officiellen Schreiben ausfertige, so kommt e
abzuschreiben, ohne daß er das Geringste darauf einzuwirken r

Die Verhältnisse der Schweiz nach dem Friedensschlusse von Campo Formio, Ende 1797.

Am Tage nach dem Friedensschlusse von Campo Formi
Folgen das eidgenössische Staatsgebäude umstürzten und da
Verhältnisse meiner Familie und die damit verbundenen Pr
schwer berührten, wurde mir mein erstes Kind, ein Mädchen, W
Dorothea, geboren.

Man sah am politischen Horizonte die Gewitterwolken sich schwärzen und höher aufthürmen als je vorher; aber man hatte seit fünf Jahren sich so oft bedroht und die Stürme ohne Schaden vorbeigehen gesehen, daß nur Wenige eine gänzliche Staatsveränderung befürchteten. Die Grundeigenthum Besitzenden und die meisten Leute, die irgend eine Art von Handelschaft trieben, waren reicher geworden, weil die neutrale Schweiz der Stapelplatz des Handels der benachbarten großen Staaten geworden war und beinahe alle Erzeugnisse der Landwirthschaft auf den nahen Kriegsschauplätzen in hohen Preisen standen. Mancher Bauer hatte so viel Thaler im Hause liegen, als man jetzt daselbst kaum Batzen finden würde. Viele aus den regierenden Kreisen, unter ihnen erfahrene und geschickte Männer, gaben sich ihren Hoffnungen hin, besorgten nichts und rechneten entweder auf ein Aufraffen und Zusammenwirken der europäischen noch nicht revolutionirten Mächte oder auf eine Gegenrevolution in Frankreich. Wie noch mehrere jüngere Leute, glaubte ich nicht an diese letztern Erscheinungen und verbarg mir keineswegs, welche Schläge mich treffen würden; aber ich war tief überzeugt, daß das bei uns bestehende Zwangs- und Bevormundungssystem nicht länger bestehen könne, und daß unser Volk berechtigt sei, dessen Aufhebung und zugleich politische Rechte zu fordern. Daß bei dem Widerstande der Freunde des Alten, bei der gegenseitigen Aufreizung und der großen Erbitterung der zahlreichen Bestraften und Gekränkten in unserm Kanton der Gegenstoß sehr heftig sein würde, konnte kein Denkender sich verhehlen.

Immer noch arbeitete ich oft auf der Staatscanzlei. Aus meiner Feder ging die Beglückwünschung des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen und die letzte lateinische Zuschrift der alten Eidgenossenschaft an Großbritannien hervor.

Congreß zu Rastatt.

Am 19. November hatte das französische Directorium die Einverleibung der zur Schweiz gehörenden Theile der bischöflich Basel'schen Lande in die fränkische Republik beschlossen, und am 13. December wurden durch den General St. Cyr das Münsterthal und das Erguel besetzt. Bern's Begehren, eine schweizerische Gesandtschaft auf den zu

Rastatt eröffneten Friedenscongreß zu senden, wollte Zürich ;
beistimmen, weil der Friedensschluß zu Campo Formio d
keinen Zutritt dahin öffnete. Endlich gab es nach, und B
den Professor Tscharner als Gesandten, beglaubigt von Zü
Solothurn und Biel, auf den Rastatter Congreß. Ihm war
her als Restaurator berühmt gewordene Karl Ludwig von
Secretär beigegeben. Eine eidgenössische Tagsatzung trat nach
in Aarau zusammen, um sich über die kritische Lage der
berathen, und sie beschloß, die bisherige Abordnung nach
einer gemeineidgenössischen zu erheben. Der Rathsherr Pes
Pestalozzi von Zürich wurde zum ersten Gesandten ernann
demselben als Secretär zugegeben. Wir verreisten am 2. Jan
Zu Aarau wurde mit den einflußreichsten Gliedern der T
vorzüglich mit den Gesandten von Zürich, Rücksprache genom
dann der Weg nach Basel eingeschlagen. In dieser Stadt
im Gasthofe mit dem französischen Abgeordneten bei der Ei
schaft, Bürger Mengaud, so zusammen, daß seine Zimme
unserigen gegenüberstand. Als ich ihm unsre Ankunft anzeig
mir entgegentrat, waren seine Strümpfe bis auf die Schuhe
gefallen, und die untern Schenkel des sehr großen Mannes,
kurze Beinkleider trug, standen ganz bloß. Er und seine
saßen auf hölzernen Stühlen (Sidelen); dem Gesandten und
man gewöhnliche Stühle hin. Das Merkwürdigste, was er
damaligen Verhältnisse zu uns sprach, waren die Worte: «L
de Rastatt n'est qu'un formulaire.»

Schon hier, wie nachher auf der Reise und später i
selbst, waren wir von bedrohenden Gerüchten umgeben. Frank
der Schweiz den Krieg angekündigt und Bonaparte sei mit ei
in das Waadtland eingerückt, war die Volkssage. — Der
Rastatt zeigte die Spuren des lebhaften Kriegsschauplatzes m
ringem Maße. Am meisten zeugten die Straßen davon, un
man sich der Gegend von Kehl näherte, wohin die Belage
Brückenkopfes das schwere Geschütz geführt hatte, waren si
scheulich ausgefahren, daß Jedermann bezeugte, ähnliches ni
zu haben. Unfern von Lahr war der früher gute Hochweg so z
gerichtet, daß wir in einer halben Stunde bei drei großen Fra
vorüberfuhren, denen die Räder in die Höhe standen. Man

sich bloß bei hellem Tage und im Schritt zu fahren. Nur von einzelnen Einwohnern hörte man republikanische Aeußerungen, häufiger hingegen Klagen über Bedrückungen und Erpressungen des französischen Militärs. Zu Offenburg, wo General Augereau sein Hauptquartier hatte, standen keine Schildwachen an den Thoren, und man hörte keinen Trommelschlag. In zwei Dörfern wurden uns dagegen von den Wachposten die Pässe abgefordert.

In Rastatt wurden wir von der bernerischen Abordnung, vorzüglich von dem offenen Tscharner, sehr freundschaftlich empfangen und wohnten mit derselben zusammen, unten her in der Hauptstraße auf der linken Seite, wenn man von Straßburg herkommt. Das kleine, sonst schwach bevölkerte Städtchen war mit Fremdlingen so angefüllt, daß mit demselben eine gänzliche Umgestaltung vorging. Die geringsten und schlechtesten Räume wurden in Wohnzimmer umgeschaffen und mit eisernen Ofen versehen, die in dem äußerst milden Winter zur Erwärmung ausreichten. Die Wände waren eilends tapezirt worden; ebenso die Decken, wo sie ganz schwarz gewesen sein mochten, während die Fußboden, wo oft Gruben und Erhöhungen wechselten, verriethen, daß hier eine Werkstätte, ein Behälter u. drgl. gewesen war. Diese Bekleisterungen und das Uebertünchen, das hin und wieder stattgefunden hatte, brachten eine der Gesundheit sehr nachtheilige Feuchtigkeit hervor, die mir einen heftigen Husten veranlaßte, der desto hartnäckiger wurde, weil ich früher schon oft von demselben war heimgesucht worden. Für die gesellschaftliche Unterhaltung der anwesenden diplomatischen Personen waren durch mehrere Häuser sieben Zimmer durchgebrochen. In einem derselben fand man Zeitungsblätter; in andern wurde mit Karten oder auf dem Billard gespielt; noch andere dienten zur Unterhaltung und zum Genusse von Erfrischungen. Der bloße Eintritt kostete monatlich für eine Person 4 Ducaten, und diese Einrichtung führte den pomphaften Namen „Vauxhall." — Im östlichen Theile des Schlosses wohnten die kaiserliche und die österreichische Gesandtschaft, ganz auf der Westseite die französische.

Die Aufgabe der eidgenössischen Gesandschaft war, die Beibehaltung der Verhältnisse der Kantone Bern und Solothurn, wie der Stadt Biel zu den neulich von den Franzosen besetzten bischöflich Basel'schen Landestheilen zu fordern und auf die Räumung der letztern zu dringen, auf Alles, was zu Rastatt in Beziehung auf eidgenössische Verhältnisse zur

Sprache kommen könnte, aufmerksam zu achten, gegen jede B
tigung der eidgenössischen Neutralität oder derjenigen einzeln
kräftig zu wirken, in keinerlei Vorschläge sich einzulassen, sonde
sowie von eingezogenen Erkundigungen dem Vororte zu H
Eidgenossenschaft beförderliche Nachricht zu ertheilen.

Von dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Metter
von dem österreichischen Hausgesandten, dem Grafen von
wurde die Gesandtschaft sehr gefällig, ich möchte sagen, freun
aufgenommen. Der erstere, Vater des seit vielen Jahren auf d
europäischen Angelegenheiten einwirkenden Fürsten Metternich
mals als munterer Jüngling den Vater begleitete, zeigte sic
dächtiger Staatsmann, der aber zu verstehen gab, gegenwärti
andern als von Reichsangelegenheiten hier wenig die Rede. E
war der Graf von Lehrbach. Als ich ihm sagte, die schweizeri
fassung hoffe auf die Unterstützung Oesterreichs, antwortete
warten Sie da nicht viel. Wir haben den Krieg geführt,
letzter Kreuzer weg war und unsre Armee nichts mehr taugt
hat uns stecken lassen; was sollen wir jetzt?" — Von den pr
Gesandten, dem alten Grafen Görz, dem Freiherrn Jakob v
und dem als Schriftsteller bekannten Herrn von Dohm, h
mehr als Eine leise Klage über die Lage Europa's. Wie w
österreichischen und die preußischen Gesandten auf diesem
Schauplatze mit den Begebenheiten des Tages vertraut waren
sich daraus, daß beide noch am 8. und 9. Januar fragten,
in den letzten Tagen des Decembers dreitausend Franzosen un
in Basel eingerückt seien. Zur Tafel gebeten, hörte man von de
Metternich und Görz eine trauliche Sprache, die aber nicht
jenige des Beileids hinausging. Beinahe alle zum Deutsche
gehörenden Gesandtschaften näherten sich der schweizerischen,
diese sich ihnen genähert hatte. Man sah uns als eine dipl
Seltenheit an und betrachtete uns ungefähr so, wie fühlende
die Bewohner der nächsten Umgebungen des Vesuv's ansehe
aus dessen Krater dichte Rauchwolken aufsteigen. Fragen, B
gute Wünsche u. drgl. wechselten; allein dies war Alles. Ei
Theil von ihnen klagte selbst. „Wer vermag etwas gegen den
„Was hat man noch von dem Koloß zu erwarten?" waren A
die man häufig hörte und die zugleich bewiesen, wie hoch man Fr

Macht berechnete. Der päpstliche Gesandte, Graf Turreozzi, ein angenehmer Gesellschafter, wurde als unser Seitenstück betrachtet und befand sich in einer der unsrigen gleichen Lage. Tscharner, der, sobald Aerger und Mißmuth ihn nicht überwältigten, launig und scherzhaft war, nannte ihn den „armen Papst." Er wurde durchaus nicht als eine hochstehende Person behandelt, und mir selbst fiel es auf, als ich an der Tafel des Grafen Metternich neben ihn zu sitzen kam. Nicht alle Gesandte waren gleich gelassen. Aus einigen sprachen laut die bittersten Gefühle, so z. B. aus dem Grafen Stadion, dem würzburgischen Gesandten und Mitgliede der Reichsdeputation. Kam man auf die allgemeinen und auf die Congreßangelegenheiten selbst zu sprechen, so hörte man nicht selten sagen: „Wir sind hier alle wie verkauft!"

Man fühlte bald, daß die Worte Mengaud's, die er zu Basel über den Congreß ausgesprochen hatte, sehr passend waren. Es dauerte bis in die ersten Tage des Februars, ehe Gesandte, die Glieder der Reichsdeputation waren, den Inhalt der geheimern Verhandlungen von Campo Formio auch nur oberflächlich kannten, und die preußische Gesandtschaft versicherte noch am 17. Januar, diese geheimen Artikel seien dem preußischen Cabinete bisher unbekannt geblieben. Noch um die Mitte des Januars bezweifelte Mancher, daß Oesterreich das linke Rheinufer wirklich gegen Frankreich aufgegeben habe, und als die Franzosen, nachdem die Reichsdeputation dessen Abtretung verweigert hatte, die Rheinschanze bei Mannheim mit Gewalt nahmen, hofften Viele, dieß werde die Oesterreicher wieder in's Feld rufen und das Reich mit dem Kaiser verbinden. Ein steter Gegenstand der Neugierde war es, ob der General Bonaparte wieder ankommen werde oder nicht, weil man von seiner Ankunft einen schnellen Friedensschluß erwartete, sein Ausbleiben hingegen als die Anzeige vorhandener Verwickelungen betrachtete. Beinahe täglich wechselten die Gerüchte in dieser Hinsicht, und einmal versicherte der französische Gesandtschaftssecretär Perret, er habe bestimmte Nachricht erhalten, der General werde nächstens, von seiner Gemahlin begleitet, in Rastatt eintreffen. Der Grund dieser beständigen Widersprüche lag weniger in einer berechneten Täuschung von Seite der französischen Diplomatie, als in den Ränken, die das damalige französische Directorium hin und her bewegten, wie dieß mit jedem aus gemeinen Intriguanten zusammengesetzten Cabinet geschieht. Bonaparte war schon damals von Ehrgeiz durchdrungen, und was ihm die

glänzendste Laufbahn zeigte, war ihm am willkommensten, die Mehrheit der Directoren den Feldherrn, der sie weit übe fürchtete, und jeder derselben nur suchte, sich und seinen Ein den Augenblick zu befestigen. — An der Tafel des ersten pr Gesandten hörte ich einen seiner Secretäre sagen: „Wir kö Frühling noch hier sein" —, und die Mehrheit der Anwesenden Meinung, so lange könnten die Sachen unmöglich unentschieden An die weit längere Dauer des Congresses dachte damals kaum

Nur gegen die französische Gesandtschaft war unser Be abgemessen und gespannt. Zwar als ich gemeinschaftlich m von Haller den ersten Besuch machte, welcher bezweckte, für genössische Deputation um eine Audienz anzufragen, empfing Bürger Treilhard mit Höflichkeit. Er schien den kurzen Wort aufmerksam anzuhören, nahm das Empfehlungsschreiben sog las die Aufschrift bedächtlich, fragte dann, von welcher Behi Schreiben ausgefertigt sei, und antwortete zuletzt, sein College gegangen, und er könne, ohne mit jenem gesprochen zu hak eidgenössischen Abgeordneten keine Stunde bestimmen, bat s unsre Namen mit der Anzeige unsrer Wohnung aus. M Stimme und in abgerissenen Sätzen setzte er noch hinzu, die nung des Herrn von Tscharner zum eidgenössischen Abgeordnet der französischen Gesandtschaft nicht gleichgültig sein; man ker Gesinnungen gegen die Republik. Am späten Abend erhielten di tierten ein Billet ohne Unterschrift, folgenden Inhalts: Les M plénipotentiaires de la république française au congrès de auront l'honneur de recevoir Messieurs les envoyés des des treize cantons et états assemblés à la diette d'Aarau, 21 Nivose à sept heures du soir, etc. Eine diplomatische B gung erhielt das Billet nur durch das Gesandtschaftssiegel. U Weglassen der Unterschriften durften indeß die schweizerische ordneten sich nicht beschweren, weil die Schweizer selbst, unter gegen das Ausland, damals noch den Briefen keine Untersch fügten, und alle Schreiben des Vororts unterzeichnet waren: „ meister, Klein und Große Räthe" oder „und Rath des Stan Vorortes Zürich," oder „Bürgermeister, Schultheiß, Landamm Räthe," u. s. f. Nur das Siegel des Standes Zürich mit i Heiligen Felix, Regula und Exuperantius, die ihre abgehauene

in den Händen tragen, drückte den Schreiben einen diplomatischen Charakter auf. Auch unser gesandtschaftliches Creditiv war mit keiner Namensunterschrift versehen.

Zur bestimmten Zeit fand sich die Deputation im Schlosse ein. Treilhard machte sie in einem Halbkreis um's Kamin her sitzen. Graf Melzi, der cisalpinische Gesandte, nachmalige Vicepräsident der italienischen Republik, der sich schon im Zimmer befand, setzte sich mit uns; aber der zweite französische Botschafter, Bonnier, gab ihm einen Wink. Der Grand von Spanien entfernte sich sogleich, und man erkannte auch hierin die strenge Disciplin der Mutter-Republik über ihre Töchter. Der zürcherische Deputierte als Wortführer eröffnete mit Beziehung auf das abgegebene Schreiben, es sei der Wunsch der löbl. Eidgenossenschaft, so zu bleiben, wie sie sich gegenwärtig befinde, mit allen ihren Nachbarn in fortgesetzter, ununterbrochener Harmonie zu leben, und fügte bei, in ihrem Wunsche liege es auch hauptsächlich, daß die französischen Truppen aus den besetzten, mit der Eidgenossenschaft in Verbindung stehenden bischöflich Basel'schen Landschaften Erguel und Münsterthal wieder zurückgezogen würden und die Sache zu einer Unterhandlung eingeleitet werden möchte, wodurch sowohl die Ansprüche der interessierten Staaten, als besonders der Punkt der Ehrenberechtigungen und Einkünfte des Bischofs von Basel zu allseitiger Zufriedenheit ausgeglichen werden könnte, u. s. f. Treilhard antwortete zunächst mit verbindlichen Aeußerungen über die Zuschrift der Tagsatzung und die in derselben ausgedrückten Gesinnungen, und verband damit einige ähnliche Worte gegen die Deputation selbst. Ueber das Begehren wegen der vormaligen bischöflich Basel'schen Landschaften seien er und sein College nicht ermächtigt einzutreten, weil der Friede von Campo Formio ausdrücklich enthalte, daß der Congreß zu Rastatt nur für die Reichsangelegenheiten bestimmt sei. Wenn mithin dießfalls etwas von Seite der Eidgenossenschaft verlangt werde, so müsse sie sich an die französische Regierung wenden, u. s. f. Treilhard schloß die Unterredung mit der Bemerkung, wenn die Schweiz sich an das französische Directorium wende und dieses seinen Botschaftern Aufträge ertheile, werden sie bereit sein, über jeden Punkt auch hier einzutreten. Am Schlusse fragte er den Abgesandten von Zürich, wie lange er sich schon hier befinde, und den bernerischen, ob er sich nicht auch schon bei den deutschen Gesandtschaften gemeldet habe, worauf dieser antwortete, er

habe viele Bekanntschaften in Deutschland. Treilhard begleitete die Deputierten bis zu der Thüre des Vorzimmers; Bonnier während der ganzen Zeit nicht eine Sylbe. Der höfliche Tr war früher Advocat gewesen; der starre Bonnier d'Arco hatte die dentschaft am Parlament von Toulouse bekleidet und entstamm angesehenen Familie. Ich führe diese Notizen ausführlicher a sie in die Zeit der französischen Republik gehören, und aus Grunde nehme ich auch zwei spätere Unterredungen auf.

Haller hatte seinem Gesandten erklärt, er könne sich n hiesigen Getreibe nicht mehr beschäftigen. Er war anderweitig schrieb unter seinem Namen einen Aufruf*) an die Einwoh Waadtlandes, und entwarf Pläne für die Tagsatzung. Tscharn pensirte ihn, und er kehrte vor uns nach Hause zurück. Tscharn mehrere Male: „Hätten ihn die Franzosen, denen er zugetha als er im Spätjahre zu Paris eintraf, besser empfangen, er jetzt nicht so eifrig sein." Die Folge dieses Zurückziehens wa von da an die Verrichtungen des Legationssecretärs mir allein o

Bald nachher wurde ich wieder mit einem Auftrage an Tr abgesandt. Es sah um ihn her aus, wie bei dem Lever eines Fürsten; viele Personen waren im Zimmer wartend, wann de Bethesda sich öffnen würde. Bald wandte sich Treilhard gege schritt in eine Fensteröffnung, und in einer Minute fanden w in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Ueberzeugt, daß jedes . halten am unrechten Orte wäre, und durchdrungen von dem G es sei Pflicht eines Jeden, auch wenn keine Hoffnung zum G vorhanden sei, Alles zu versuchen, um die Schweiz vor dem Ra eines französischen Heeres zu bewahren, sprach ich eine offene S wie sie die Diplomatie nur selten hört. Wir waren auf die Stir der verschiedenen Kantone zu sprechen gekommen, und ich sag Theil derselben werde auch ohne französische Bajonette die Freil erringen und zu behaupten wissen; die sämmtlichen ganz demokra Gegenden hingegen und ein Theil der übrigen katholischen Bevölk ohne Zweifel auch ein großer Theil des deutschen Landes des Ka Bern werde nur durch großes Blutvergießen zur Anerkennun neuern Grundsätze und zu einer Verfassung, ähnlich derjenige

*) Ch. L. Haller aux habitans du Pays de Vaud.

französischen Republik, gebracht werden können. Er hörte mit Aufmerksamkeit zu, bemerkte, die französische Regierung sei ganz anders berichtet, er wünsche aber, daß das, was ich ihm gesagt habe, derselben auch bekannt gemacht werde (fût mis sous les yeux du gouvernement), u. s. f. Ich erwiderte, durch Niemand könnte dies besser geschehen, als durch ihn selbst. — Noch auffallender war der letzte Besuch bei der französischen Großbotschaft. Ich sollte bei Bonnier eine Anfrage machen. An einem dunkeln Januarabend kam ich in das Schloß. Nicht ein Licht brannte in den langen Gängen des französischen Flügels, und kein Thürsteher war zu hören noch zu sehen. Ich pochte am Vorzimmer. Ein bei einem sterbenden Licht halb eingeschlafener Bedienter raffte sich auf und führte mich in das Zimmer zu Bonnier, der beschäftigt war, einen Abgeordneten der deutschen Ritterschaft auszuhudeln. Als dieser nach einigen Minuten abgetreten war, näherte sich mir der Botschafter und richtete die Frage an mich: ‹Qui êtes-vous?› — ‹Je suis le secrétaire de la députation suisse.› Mit halb aufgehobener Hand und in einem gekünstelten Ton erwiderte er nun: ‹Dites à ceux qui vous ont envoyé, que la république française ne connaît point de députation suisse au congrès de Rastatt!› — ‹Est-ce que cela est tout ce que vous avez à me dire, citoyen ministre?› war die einfache Gegenrede, die mir in jenem Augenblicke einfiel, und ich sprach sie mit kräftiger Stimme aus. Er stand einige Augenblicke und sprach dann in pathetischem Ton: ‹Oui!› Ich drehte mich um, verließ das Zimmer und berichtete meinen Vorgesetzten, was ich gehört und gesprochen. Der bedächtliche Pestaluz war nicht geradezu überrascht, aber doch bewegt; der lebhafte Tscharner, mit dem ich sehr gut einverstanden war, sprang auf und sprach mit bitterem Lachen: „Saget mir doch alles, was der verfluchte Kerl gesprochen und wie er sich geberdet hat," und in der nämlichen Minute faßte er den Bericht an seinen Geheimen Rath ab, der wahrscheinlich noch im Archive zu Bern liegt. Auch nachher sahen und sprachen wir Treilhard und einige Glieder des französischen Gesandtschaftssecretariats an öffentlichen Orten. Sie schienen durch ein annäherndes Benehmen den widrigen Eindruck mildern zu wollen, den die vermuthlich auch zu ihrer Kunde gekommene Antwort Bonnier's bei jedem Gebildeten hervorrufen mußte. Ohne Zweifel hatte eine neue Anweisung aus Paris Bonnier zu der lakonischen oder vielmehr böotischen Antwort bewogen.

Es war den geübtesten Diplomaten ein Räthsel, ob Bonnie
statt seinen eigenen Charakter entwickle, oder ob er nur eine Ro
die Niemand aus den französischen, cisalpinischen und ligurisc
sandtschaften mit ihm theilte. Einst machte er, nicht etwa a
Morgen, sondern gegen eilf Uhr, dem kaiserlichen Gesandten in
groben Puderrocke, wie man sie zu jener Zeit zum Frisiren tr
Besuch. Gegen Jedermann führte er eine bittere oder wirkl
digende Sprache, und dennoch bemerkte man in einzelnen Aug
sobald er, wenn auch noch so kurz, die angenommene Rolle
daß dieser scheinbare Grobian ein Mann von Erziehung gew
Groß war die Erbitterung gegen ihn bei vielen Leuten, und d
des Szekler-Husaren bei der Ermordung der französischen G
„Bist du Bonnier?" konnten wohl von einer demselben gegeb
leitung hergekommen sein. — Unendlich verschieden von ihm
cisalpinische Gesandte Melzi, der seiner diplomatischen Gew
nur durch das allzu Gekünstelte und bemerkbar Täuschende se
nehmens schadete. Einst als ich am späten Abend allein auf
Zimmer mit einem Berichte an den Vorort beschäftigt war, k
unserer Bedienten und sagte: „Einer der Franzosen will Sie s
Der Hereintretende war Melzi. Am Tage vorher hatten
Hause die erste unbestimmte Nachricht von dem bewaffneten Ver
halten, zu Lugano eine Staatsumwälzung mit dem Zwecke e
schließung an Cisalpinien hervorzubringen. Wie es ein gew
Herausholer würde gethan haben, sprach der Italiener zu
einigen gleichgültigen Dingen; dann ging er auf die Klage ü
er seit mehreren Tagen ohne irgend eine Nachricht von Hause
gleich früher an keinem Posttage eine solche ausgeblieben, und
ihm zu sagen, ob Unruhen oder Unsicherheit auf der Poststr
getreten, oder wohl gar auf der cisalpinischen Grenze selbst et
gleichen vorgefallen sei —: ohne Zweifel hätten wir immer sic
schnelle Nachrichten, u. s. f. Hatte der Welsche ein Schafsge
genommen, so mußte der Schweizer jetzt wenigstens eine Lam
schneiden. Ich sprach von der Möglichkeit eines Lawinenstu
Gotthard, und trat in die Vermuthung ein, daß vielleicht
alpinien selbst irgend eine kleine Störung vorgegangen sein
So schieden wir; denn er sollte zur Strafe seines Herausho
die Neugierde zu befriedigen, seinen Courier erwarten.

Sein vollständiges Gegenstück war der graubündnerische Gesandte Vieli, ein Mann, bereits über die mittlern Jahre hinaus, dessen Kleidung und Aeußeres einen savoyischen Krämer anzukündigen schienen, und der mit seinem Bedienten ein Zimmerchen bewohnte, wo man sich kaum bewegen konnte. Dieser kluge, gewandte, aber nicht gewandt scheinende Mann wußte von den sogenannten Staatsgeheimnissen und Verhandlungen immer so viel oder mehr, als irgend Jemand außer dem Schlosse, wo Oesterreichs und Frankreichs Abgeordnete über die Ausflüsse der politischen Pandora=Büchse allein schalteten, in Erfahrung bringen mochte. Er pflegte kurzweg zu den ersten Gesandten hinzugehen, ihnen anständig, aber entschieden Fragen vorzulegen, an die sie in dieser Form nicht gewöhnt waren, z. B. ob Graubünden eine Besetzung von Frankreich oder Oesterreich zu besorgen habe, u. dgl., und in der Regel erhielt er mehr Aufschluß, als einem wirklichen Hofmanne' kaum zu Theil geworden wäre*). So versicherte ihm die österreichische Gesandtschaft, daß Oesterreich an die Besetzung von Graubünden nicht denke. Er war Arzt, und als solcher kam er auf diesem Boden, der für mehr als Eine angesehene Person ungesund gewesen sein soll, in vertrauliche Berührung mit wichtigen Männern. Seine Erscheinung ist ein neuer Beweis, daß bloße Kniffe und Verschlagenheit nicht Alles ausmachen, wie Viele glauben, sondern daß auch in diesem Kriege eine ungewohnte Art des Angriffes mit Bedächtlichkeit und Beharrlichkeit weit führen könne, und daß einem ältern Manne, wenn er nicht steif und des Bodens unkundig ist, seine Jahre einen gewissen Halt geben, auch ihn Manches thun lassen, was einem jüngern nicht so leicht hingehen könnte. Die Achtung, welche Vieli, ungeachtet der Aermlichkeit seines Auftretens, welche aber den Verhältnissen Bünden's angemessen war, genoß, beweist, wie thöricht die Behauptung ist, kleine Republiken sollten es im Aeußern großen Staaten gleich thun. Bettelhaftigkeit soll man vermeiden, keineswegs aber Einfachheit. Die große amerikanische Republik ist sehr einfach gegen das Ausland und noch

*) Dies erinnert an die Worte des alten Talleyrand an den helvetischen Minister Jenner, einen sehr verständigen, doch in seinen Manieren ganz einfachen Mann, die er einst in traulichem Umgange aussprach: «Monsieur! je payerais un million pour votre air nigaud.» Man bemerkt, daß er den Ausdruck air brauche; denn Jenner sprach beinahe immer scherzweise oder in naivem Tone, was gerade die roués am wenigsten zu thun verstehen.

mehr im Innern. Franklin hat dies ja auch an dem glänzen
Ludwig's XVI. erfahren. — Bekannt ist übrigens, daß auch
seiner eigenen Angelegenheit nicht mehr ausrichtete, als wir.

Als die Nachricht eintraf, zu Basel sei eine Staatsum
erfolgt und die Franzosen seien in das Waadtland eingerückt,
beinahe die ganze Diplomatie. Man behandelte uns als Leu
ein großes Unglück bevorstehe, bezeugte uns ein aufrichtiges
aber ohne irgend eine Zusicherung damit zu verbinden. Viele b
sich gerade so, als ob für sie selbst ein Weltgericht bevorstünde
wurden offener, als sie es vorher je mochten gewesen sein.
wieder hörte man sagen, es werde wohl alles Bisherige e
außer Rußland, wenn diese Macht nicht selbst gegen Frankr
trete. — Während wir nun posttäglich um unsere Rückberu
suchten und die Nutzlosigkeit unsres kostspieligen Aufenthaltes d
hielten Andere uns noch für Leute von Bedeutung. So s
Reichsstadt Rottweil, die schon lange aufgehört hatte, ein G
Eidgenossenschaft zu sein, an die eidgenössische Deputation, s
sich auf dem Friedenscongresse für sie verwenden.

Ein Zwischenact während unsres Verbleibens in Rastatt
Besuch bei dem Markgrafen Karl Friedrich zu Karlsruhe, d
mann, und nachher selbst Napoleon, Achtung einflößte und
allgemein verbreiteten Gefühle die ausgezeichnete Vergrößerun
Hauses und, was noch merkwürdiger ist, wenn man die Vo
der Cabinete bedenkt, die Anerkennung seiner nicht ebenbürtige
als regierender Fürsten verdankte. Hier war ich Ohrenzeu
drolligen Ereignisses, welches beweist, daß auch die Hofleu
Alles merken und nicht immer gut verabreden. Der nachmalig
Maximilian von Bayern, damals seines Herzogthums Zweibrü
raubt, lebte mit seiner Gattin, der Tochter des Markgrafen,
Schwiegervater. Schon hatte die Regierung von Bern ihn ersu
Schuld von 940,000, ich glaube Bern=Pfund, entweder zu
oder neue Sicherheit dafür zu geben, und Herr von Tschar
beauftragt, ihn mündlich an diesen unangenehmen Punkt zu e
Nichts konnte dem Herzog, dessen Casse seine schwächste Sei
und die gerade damals ganz erschöpft sein mußte, ungelegen
als eine solche Mahnung. — „Ich hoffe, wir werden die Ehre
Seine Durchlaucht, den Herzog von Zweibrücken, bei der Tafel zu

sagte Tscharner während unseres kurzen Aufenthaltes im Vorzimmer, wo vier oder fünf Hofbeamte um uns her standen, zu einem derselben. „O ja", antworteten sogleich zwei oder drei Stimmen, als eine andere ganz bedächtlich einfiel: „Seine Durchlaucht und die Frau Herzogin haben heute zum Brechen eingenommen und werden nicht zur Tafel kommen." „Nicht doch," erwiderte einer der erstern, „ich habe sie heute Morgen ausreiten sehen." Dies wurde nun behauptet und widersprochen, bis die Unvorbereiteten endlich merkten, daß sie den Herzog zu Hause lassen mußten, und nun selbst glaubten, sie hätten sich in den Personen getäuscht. — Sehr achtungswerth zeigte sich der Markgraf im Schooße seiner zahlreichen Familie, unter welcher die vierte Prinzessin sich vorzüglich auszeichnete. Die morganatisch angetraute Frau von Geyer, Gräfin Hochberg, hatte an der Tafel den Rang nach der verwittweten Erbprinzessin, wie es die Hofsitte erforderte. Als wilder, nicht gut gezogener Knabe benahm sich der Enkel, nachheriger Großherzog Karl von Baden, schon im Vorzimmer, wo er trotz angemessener Zurechtweisungen an einem der Hofherren heranklettern wollte. Nur an der Tafel hielt die Gegenwart und der Blick des Großvaters ihn in Schranken.

Von unserer Heimreise will ich nur eine Anekdote anführen, welche einen Beweis von der damaligen allgemeinen Niedergeschlagenheit giebt. Zu Stuttgart besuchte uns der württembergische Minister von Uxkull, als wir bei Tische saßen. Der verständige Mann, der weder Neigung zu Staatsveränderungen zeigte, noch auch, wie viele Andere, in leere Klagen sich verlor, schloß seine politischen Betrachtungen, unter halb bitterm Lächeln, mit den Worten: „Alles ist morsch; der Boden untergraben. Doch wenn Alles auseinandergeht, so denke ich, ich heirate die Herzogin. Sie ist das beste Weib im Lande." Später beurtheilte man die genannte Frau strenger*).

*) Anm. des Herausgebers. Es ist wohl die 1793 verwittwete Gemahlin Karl Eugen's gemeint, die 1786 zur Herzogin erhobene Reichsgräfin Francisca von Hohenheim.

Vierter Abschnitt.

Staatsumwälzung; Epoche der helve Republik.

1798 — 1803.

Staatsumwälzung im Kanton Zürich.

Als wir am 17. Februar 1798 in Zürich eintrafen, daselbst Vieles verwirklicht, das unglaublich geschienen hatte. gleiche Rechte, eine neue Verfassung waren dem Volke zugesiche aber noch behielt die Regierung, so weit ihr Einfluß reichte, in ihren Händen. Man war entschlossen, die wenigen v militärischen Kräfte, die man den Bernern hatte zu Hü können, mit diesen gegen die Franzosen kämpfen zu lassen. I Theil der Magistrate war noch ganz in den alten Ideen Man schien zu hoffen, der Eintritt einer gewissen Anzah vom Lande in den Kleinen und Großen Rath werde die am meisten befriedigen, und glaubte so einen überwiegende behaupten zu können. Von dieser Täuschung war ich fre eine gänzliche Umwälzung schnell hereinbrechen, und fühlte die Reihe jetzt einmal an dem Volke sei, dessen natürlich damals weit weniger als jetzt ausgebildete Anlagen mir Jahren bekannt waren, weil ich Firniß und Formen immer Untergeordnetes betrachtet hatte. Aber ich konnte nicht ohne A sein, weil ich begriff, daß der Uebergang in eine Demok diese letztere selbst, manche Zuckung besorgen lasse; noch weni

ich mich freuen, weil ich von der französischen Einwirkung nach alle dem, was ich gesehen und gehört hatte, nur Schlimmes erwartete. Hohn, Aussaugung oder Plünderung und, wenn das Kriegstheater zu uns kommen sollte, ein blutiger Bürgerkrieg waren die einzigen Wahrscheinlichkeiten, die sich jedem Unbefangenen darstellten. Weil ich von einem großen Schauplatze herkam, hörten Einzelne auf mich, und ich benutzte dies, um Mäßigung, Anschließung an unser Volk und Aussöhnung mit demselben zu empfehlen; aber man wußte, daß der österreichische Generalmajor Hotze, von Richterswil am Zürichsee gebürtig, ein braver Haudegen, einberufen war, und Viele versprachen sich Wunder von seiner Erscheinung. Bald ernteten die Friedensprediger den Vorwurf der Furchtsamkeit ein.

Als dienstpflichtiger Officier konnte ich mich dem langweiligen Dienste in einem Standquartier nicht entziehen. Dasselbe befand sich in Regensdorf, von wo ich, des Nichtsthuns überdrüssig, am 2. März die Höhe der Lägern bestieg. Dieser Spaziergang verschaffte mir den Anlaß, den Kanonendonner zu hören, der mit dem Angriff der Franzosen auf Solothurn verbunden war, über dessen Bedeutung wir indeß erst zwei Tage später Kunde erhielten. Ganz schneefrei war damals die Höhe bei der Hochwacht auf der Lägern, während die Solothurner auf dem Weißenstein in tiefem Schnee gestanden haben sollen.

Die seltsamste Spannung herrschte in jener Gegend unseres Kantons. Die Regensdorfer und Dälliker waren Demokraten, die Buchser und Otelfinger Aristokraten und eben so meine Herrschaftsleute in Weiningen, indeß Höngg ganz entschieden für das Neue sich erklärt hatte. Mehrere dieser Gemeinden, die noch vor kurzer Zeit nicht entfernt an Feindseligkeiten gedacht hatten, stellten Wachen gegen einander aus. Ich benutzte einen freien halben Tag, um nach Weiningen hinüber zu gehen und die Vorsteher zusammenzuberufen, denen ich dringend empfahl, ruhig die Entwicklung der Dinge zu erwarten und sich nicht unter einander zu entzweien. Ich besinne mich noch, daß ich ihnen sagte, meine Familie habe ungefähr so viele Jahre daselbst regiert, als Tage im Jahre seien; wir Alle werden nun aber eine neue Zeitrechnung beginnen müssen. — Als nachher jede Herrschaft von der Landesversammlung aufgefordert wurde, sich einen Präsidenten zu erwählen, ernannten die Herrschaftsgenossen mich einmüthig zu dem ihrigen, was mir aber keine besondern Bemühungen verursachte.

Die Nachricht von der Uebergabe Bern's und von der
der eidgenössischen Streitkräfte verursachte in den bewegter
des Kantons Zürich eine furchtbare Gährung. Am 10. Mä
zu Küßnach eine große Volksmenge zusammen, und zwische
den Abgeordneten der provisorisch neben der Landescommissi
setzten Regierung kam eine Uebereinkunft zu Stande, in de
die letztere durch Beschlüsse vom 12. und 13. März sich aufl
der neuen Organisation wurde ich von der Stadt Zürich zum
der Kantonsversammlung und später zu einem solchen d
Wahlcorps ernannt, welches die vermöge der helvetischen V
dem Kanton Zürich obliegenden Wahlen vorzunehmen hatt
helvetische Cocarde steckte ich, weniger noch aus Abneigun
Sache, als weil ich sie als ein nichts bewährendes Zeichen an
auf, bis man Gefahr lief, sich den Hut vom Kopfe ges
sehen; in der Folge war ich einer der letzten, der sie wiede

Während der frühern Verfassung war ich voll von P
meine politische Laufbahn gewesen, und die Worte des g
Bürgermeisters Heidegger: „Es ist kein gutes Zeichen, wenn e
Mann in etwas günstiger Lage nicht bisweilen denkt, er kö
sollte Bürgermeister werden!" — waren an mir nicht ganz ve
gangen; aber nach der gänzlichen Umgestaltung der Verhält
ich mir fest vor, ein freier, unabhängiger Mann zu sein und
keiner von der Wahl der Mitbürger abhängenden politisch
unmittelbar oder mittelbar zu empfehlen, und immer lieb
zu lassen: Warum steht er nicht da? als: Warum steht er da
habe ich dies bis in mein Greisenalter beobachtet, keineswegs
deßwillen Stellen ausgeschlagen, die mir ungesucht übertrage
und mir entsprachen. — Von der neuen Ordnung der Di
französischer Vormundschaft versprach ich mir so wenig, daß i
daran dachte, mich um die erledigte Stelle eines Professors
schichte und Geographie an der Kunstschule zu bewerben, als
dem Präsidenten und einigen Mitgliedern der neu gewäh
waltungskammer die Aufforderung zukam, eine Stelle in ihre
anzunehmen. Liebe und Achtung für den erstern, den gewesen
halter Wyß, den ich als einen zweiten Vater betrachtete,
Neigung zu Canzleigeschäften bewogen mich, dem Rufe zu en
und am 19. April trat ich das Secretariat an, welche Stelle

er neuen Organisationen, mit denen sich die Menge der laufenden Geschäfte vereinigte, eine ununterbrochene Thätigkeit erforderte.

Die Gestaltung der Dinge nach dem Einrücken der französischen Truppen.

Noch hofften in der Stadt Manche und auf der Landschaft sehr viele, die Franzosen werden, nachdem Zürich die helvetische Verfassung angenommen, den Kanton Zürich nicht betreten; groß war daher die Aufregung, als am 25. April die Nachricht von dem baldigen Einrücken der französischen Truppen eintraf. In der Stadt herrschte eine solche Auflösung, daß noch keine Stadtbehörde neben dem Wahlcorps vorhanden war. Noch während der Nacht traten zwei bis drei jüngere Männer im Verwaltungsbüreau zusammen, um ein Verzeichniß tüchtiger Männer für eine Municipalität zu entwerfen, welche dann am folgenden Tage beinahe ohne Ausnahme gewählt wurden. Reinhard, der nachher in Zürich's Annalen höher als wenige Andere zu stehen kam, war der Zweite auf dieser Liste. Der schnelle Anmarsch der Franzosen war durch das Vordringen des Volkes der kleinen Kantone gegen Luzern, die Freiämter und den Zürchersee verursacht worden; es ist indeß nicht zu bezweifeln, daß sie auch ohnedies Vorwände gefunden haben würden, einige Wochen oder Monate später das Nämliche zu thun. In jenem Augenblicke war das Eintreffen der französischen Truppen ein Glück für Zürich. Wären die Schwyzer, Glarner u. s. f. an den Seeufern vorgedrungen, so würden die Unzufriedenen in Zürich sich mit ihnen verbunden haben. Ein Bürgerkrieg wäre im Kanton erfolgt, und die Festungswerke würden der Stadt höchst wahrscheinlich eine harte Behandlung von Seite der Franzosen zugezogen haben. Bei dem beständigen Umgange, den die Verwaltungskammer mit den französischen Adjutanten und Commissären hatte, erfuhr man schon nach wenigen Tagen, sie seien von Allem unterrichtet gewesen und würden im Falle eines Widerstandes, weil die Sihl und der See wenig Wasser hatten, die Stadt zwischen der Werdmühle und dem Schützenhause überrumpelt haben, während bei der Niederdorf- und der Sihlporte falsche Angriffe wären gemacht worden.

Wie viel in solchen Zeiten der Auflösung von etwas mehr oder weniger Thätigkeit oder Raschheit abhängt, zeigt das Folgende. Die Verwaltungskammer war noch nicht lange in Thätigkeit, als ein ministe-

rielles Kreisschreiben eintraf, des Inhaltes, die Verwaltun
solle ein Inventar über die in dem Umfange des Kantons
Klöster ziehen lassen, um ihre Verwaltung darauf zu begrün
die Einwohner der Herrschaft Weiningen sich gleich bei de
veränderung an den Kanton Zürich angeschlossen hatten und
schließung von der helvetischen Regierung anerkannt war, g
die Verwaltungskammer aufmerksam machen zu müssen, daß
jeher einen Theil des so geheißenen Amtes Weiningen ausgem
daß es in seinem Etter (durch Steine bezeichneten Kreis) vo
Bestandtheilen der Herrschaft umringt sei, und daß beinahe
und Gefälle des Klosters in den bereits zum Kanton Zürich g
angrenzenden Gemeinden liegen; allein eine gewisse Aengstlichke
bei den einen, Gleichgültigkeit bei andern Mitgliedern
müssen erwarten, was für Ansprüche der neue Kanton Bad
sprachen die ersten; was haben wir von dem Kloster, sagten d
Umsonst wurde geantwortet, weder Baden, noch Jemand And
sich jetzt auf alte Verhältnisse stützen, und eine fremde Verw
Kloster Fahr werde die des Kantons Zürich stören. Meh
gingen vorüber, bis die wachsamere Verwaltungskammer
von der Nachlässigkeit der zürcherischen Kunde erhielt. Sogle
sie ihr Mitglied, den gewesenen Untervogt Graf zu Schneisin
der im Wirthshause Fahr sich erkundigte, ob von der zü
Verwaltungskammer noch keine Maßregeln über das Kloster
troffen worden seien. Er kehrte nach Baden zurück, und
nächsten oder spätestens am zweiten Tage traf eine Abord
zog das Inventarium, dem bald ein Verwalter nachfolgte, u
das Kloster Fahr zu dem Kanton Baden. Wie es nachher i
ähnliche Unentschlossenheit an den auf der Consulta zu
schaffenen Kanton Aargau hinüberging, wird später gezeigt

Viele Tage hindurch dauerten mit Unterbrechungen in
Peterskirche die Wahlen in die helvetischen wie in die Kanton
und am Ende derselben wurde ich in die Zahl der Districtsr
Districtes Zürich, eines der fünfzehn, in welche der Kanton
getheilt worden, gewählt. Das ungesuchte Zutrauen, auch di
Unabhängigkeit des Berufes, bewogen mich, diese Stellung
herigen vorzuziehen. Sehr bald traten von allen Seiten di
nehmen Verhältnisse hervor, in denen die neue Republik

Behörden sich befanden. Die starken französischen Einquartierungen, die vielen Requisitionen, welche durch die Bedürfnisse der schlecht oder gar nicht bezahlten Soldaten verursacht und durch die Eigenmächtigkeit der Commissarien oft sehr drückend wurden, stimmten die Freude eines großen Theiles des Volkes über die gewonnene Freiheit bedeutend herunter. Die einstweilige Einstellung der Zehnten- und Grundzinsleistungen gab zwar Vielen wieder einige Beruhigung; aber gerade diese Antastung eines Gegenstandes, welcher von Anderen, insbesondere von der großen Mehrheit der Städter, vorzüglich auch von der Geistlichkeit, als eine heilige Sache, als die Bedingung der Aufrechthaltung der Kirchen-, der Unterrichts- und der Unterstützungsanstalten betrachtet wurde, erhöhte bei ihnen jenen Mißmuth. Die harte Contribution, welche die Franzosen von den Gliedern der ehemaligen Regierung forderten, verbunden mit dem Verlust aller bisherigen Anstellungen und mit den den Städtern bisher unbekannten Auflagen, kam noch hinzu. Diese Contribution war so willkürlich und kränkend, daß ich, ohne mich durch meine schwache Oekonomie, die durch das Aufhören der Feudalrechte beinahe ganz zerstört war, abhalten zu lassen, aus wehmüthigem Mitgefühle einen anonymen Beitrag leistete. Durch das rohe Benehmen und die noch rohere Sprache vieler Glieder der helvetischen Behörden, welche Paul Usteri und Hans Konrad Escher in ihrem Blatte, dem Republikaner, zu Jedermanns Kunde brachten, durch die schrecklichen Ereignisse, welche der Widerstand der Nidwaldner gegen die geforderte Eidesleistung zur Folge hatte, durch das Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und manches Andere wurde die Mißstimmung erhöht. So begann es eine schwere Aufgabe zu werden, in Zürich helvetischer Beamter zu sein. Beinahe jeder Beschluß, jedes neue Gesetz oder richterliche Urtheil wurde einer strengen Rüge unterworfen. Ich hörte den Pfarrer Geßner, der keiner der heftigsten oder kühnsten seiner Amtsbrüder war, in einer Predigt sagen: „Wenn man hoffe, es komme etwas Besseres von der Regierung, so sehe man nur Sünde für Sünde und Laster für Laster.“

Ausbruch des Krieges der zweiten Coalition; erste Schlacht bei Zürich.

Bei der Annäherung des Frühlings von 1799 war der nahe Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich nicht mehr zweifelhaft. Die Gegner der neuen Ordnung der Dinge hegten

große Erwartungen von einem solchen und setzten ihre Hoffn
züglich auf den Erzherzog Karl, als Anführer des österreichische
Das Bündniß der helvetischen Republik mit Frankreich ers
Freunde Oesterreichs um so mehr mit Bitterkeit, weil sie sagen
es gebe Oesterreich das Recht, uns feindlich zu behandeln;
mehr reizten die Aufforderungen an die dienstpflichtigen jung
sich zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit zu halten. S
heißenen „Achtzehntausende" oder die sechs Halbbrigaden, di
reich in seine Dienste genommen hatte, die aber höchst unw
blieben, nannte man scherzweise „die achtzehn Dutzende."
wanderten Viele aus, und von Manchen vernahm man, sie h
unter die Fahnen der in englischen Sold getretenen Regimenter
und Bachmann eingereiht. Der milde Frühling, der mich am
des 23. März den Gipfel des Uetlibergs schneelos finden
leichterte die Eröffnung der Feindseligkeiten. Deutlich bemer
daß die österreichischen Streitkräfte durch die reichen englisch
sidien, von denen absichtlich laut gesprochen wurde, in den
gegenden den französischen überlegen seien. Allerdings wurde der
Eindruck, den der Einmarsch der Oesterreicher in Graubünden
hatte, auf kurze Zeit vermindert, als beinahe viertausend öster
Kriegsgefangene durch Zürich geführt wurden, welche die F
vermittelst eines eben so wohl berechneten als kühnen Einfa
den obern Bund in ihre Hände bekommen hatten. Während
der österreichische General Auffenberg zu Cur sorgfältig auf dei
maß und rechnete, standen die Franzosen rings um ihn her:
Lehre für die vielen unermüdet schreibenden Generalbüreaux.
Schwaben und vom Bodensee her drang indeß die öster
Armee siegreich vorwärts. Mit ausgezeichneter Tapferkeit wid
ihr an der Seite der Franzosen in dem Gefechte bei Fr
die regulierten Soldaten der helvetischen Regierung (die h
Legion) und eine kleine Zahl zürcherischer Milizen, insbeso
Scharfschützen. Weit weniger zeichneten sich die Schweizer
Kriegsschauplatze zwischen Schaffhausen und der Winterthurer=S
Bei Seglingen nahmen die von einem schwachen Befehlshab
führten zürcherischen Eliten, eilends zusammengeraffte junge M
in panischem Schrecken den Reißaus, sobald nur die Oesterreic
dem Städtchen Eglisau sich zeigten, einige Kanonenschüsse erfolg

ein Paar Häuser in Seglingen in Brand gerathen waren. Einer oder zwei der Flüchtlinge ertranken in der Glatt, durch welche sie zwischen Glattbrugg und der Brücke von Rümlang den Heimweg gesucht hatten.

In Zürich war die Erbitterung gegen die Franzosen und die Hoffnung auf den nahen Einmarsch der Oesterreicher gleich lebhaft geworden. Als man am Abend des 2. Juni von der hohen Promenade die Oesterreicher, die über Wytikon vordrangen, deutlich entdecken konnte, schien bei Vielen ein neues Leben aufzuwachen, indeß bei Andern die Ungewißheit der bevorstehenden Krisis ernstes Nachdenken erregte. Aus der Wohnung meines Vaters auf der Schanze der großen Stadt*) konnten wir am 3. und 4. Juni den Gefechten in Hottingen, Hirslanden und Riesbach zusehen. Eine ungefähr vierzig Schritte vor dem Hause aufgeführte Zwölfpfünder-Kanone und ein in beinahe gleicher Entfernung auf dem höhern Walle angebrachter Vierundzwanzigpfünder wurden mehrere Male gegen vorrückende österreichische Truppentheile abgefeuert, und bei jedem dieser Schüsse hatte man die Empfindung, als würde man mit dem Fußboden merklich in die Höhe gehoben. Wo Kanonen abgefeuert werden, ist jeden Augenblick eine Erwiderung zu befürchten; allein wir blieben unangefochten, indeß Haubitzgranaten in die Mitte der Stadt, z. B. in die mittlere Kirchgasse, flogen. Auf den Morgen des 6. Juni erwartete man einen allgemeinen Angriff, und die nur schwach besetzten Schanzen hätten Zürich das Loos einer mit Sturm gewonnenen Stadt bereiten können. Gleich nach Mitternacht war ich auf den Füßen, und ehe noch die Dämmerung begann, hörte ich von der Schanze her ein leises Geklingel, das mir sehr wohl in die Ohren tönte. „Was ist nun das wieder?" fragte mich ängstlich meine Mutter. Ich antwortete: „Man vernagelt die Kanonen, und wir sind wahrscheinlich für diesmal vor Kriegsgefahren geborgen!" Die Franzosen zogen, wie man erwartet hatte, am gleichen Tage ab, und in der besten Ordnung rückte die österreichische Kriegsmacht ein.

*) Anm. des Herausgebers. Es ist das Haus zum oberen Schönenberg, welches im 18. Jahrhundert als die Wohnung Bodmer's, im 19. als diejenige des Historienmalers Ludwig Vogel berühmt geworden ist. Nach Bodmer's Tode 1783 hatten die Curatoren der neu gegründeten Töchterschule, welcher Bodmer das Haus vermacht hatte, dasselbe verkauft. Von der verwittweten Mutter von Ludwig Meyer von Knonau wußte Vogel's Vater, Rathsherr David Vogel, 1811 den Schönenberg anzukaufen, und 1813 schlug der Sohn hier, bis zu seinem Tode 1879, seine Wohnung auf.

Die Oesterreicher in Zürich.

Ausgezeichnet war die Schonung und die Vorsorge, die de
herzog Karl aller Orten beobachtete und beobachten ließ; allei
konnte nicht hindern, daß nicht hin und wieder einzelne Gewalt
keiten vorfielen, über welche man eben so wenig sich befremde
reclamiren durfte, als wenn ein Gewitter oder ein Wolkenbruc
digungen veranlassen. In großem Contrast mit dem edlen Be
des Erzherzogs stand das selbstsüchtige Gebahren der englischen A
die gebieten wollten und auf das österreichische Kriegsglück eife
waren. Der Generalmajor J. Ch. Ziegler erzählte mir, Genera
habe einst im Nebenzimmer des Generalquartiers, so daß di
länder es leicht hören und verstehen konnten, im Unmuthe la
gesprochen: „Wir und die Franzosen sollten uns vereinigen u
Engländer aus dem Lande jagen!" — Hin und wieder geschah e
daß Leute, die gegen das Neue erbittert waren, die phlegm
Oesterreicher aufreizten. So wurden z. B., als eine Abtheilu
selben sich dem Dorfe Töß näherte, die Officiere aufgefordert,
dortigen Einwohner, Namens Bretscher, Mitglied der Verwa
kammer, sogleich als einen gefährlichen Mann aufheben zu
Einige Reiter erhielten den Auftrag; allein die Verschiedenh
Mundarten verursachte ein sonderbares Quiproquo. Bretsche
bereits das Weite gesucht. Die Reiter frugen nach dem P
ritten vor das Pfarrhaus, machten den alten Pfarrer herunter
setzten ihn auf ein Pferd und trabten mit dem unerfahrenen
leristen in ein rückwärtsliegendes Standquartier, wo erst nach m
Stunden sich das Räthsel löste.

Auf den höchsten Grad stieg in Zürich der Enthusiasmus.
nächsten Familienglieder waren von demselben ergriffen, und ma
allgemein, nicht nur von den französischen Bedrückungen,
auch von dem verhaßten Patrioten-Regimente erlöst zu sein. W
der französischen Besitznahme hatte Zürich wie erstorben aus
Man quartierte die Franzosen ein und speiste sie ordentlich; al
gesellschaftlichem Umgange fanden sich nur leichte Spuren. Den
reichern dagegen, als Befreiern, kam die junge und schöne Wel
lockend entgegen. Bälle, Concerte und Lustbarkeiten fanden
statt. — Ich konnte diese Gefühle nicht theilen. Die französisch

ation hatte ich als eine Art von Landplage angesehen, und nur in
er Hoffnung einer bessern Gestaltung der vaterländischen Verhältnisse
elebt. An eine Herstellung besserer Ordnung durch deutsche Heere
nochte ich nicht denken, theils weil ich kein Heil vom Auslande er=
vartete, theils weil ich zu deutlich einsah, daß das nunmehrige Ver=
ahren eine heftige Gegenwirkung herbeiführen müsse. Wenige Tage
ach dem Einmarsche der Oesterreicher spazierte ich mit meinem Freunde
Kaspar Escher im Schützenplatz, als die österreichische Feldmusik vor
ahlreichen Anwesenden froh ertönte und viele Frauenzimmer mit den
Officieren spazierten oder im Pavillon mit ihnen tanzten. „Wie wird
ies enden, und wie lange wird es dauern?" fragte ich. „Noch vor
em Herbste werden wir die Franzosen wieder bei uns sehen", war
ie Antwort des keineswegs patriotisch gesinnten (Patrioten hieß man
amals die Liberalen), aber ruhig überlegenden Mannes.

Schon in den ersten Tagen nach dem Einmarsche der Oesterreicher
gab das Kriegsgeschick einen Wink, den aber nur Wenige begriffen.
Bereits hatten die Franzosen sich angeschickt, hinter die Reuß zurück=
ugehen, als die Oesterreicher eine Recognoscierung über den Albis=
ieder=Berg gegen Uitikon machten. Die Weise, in der dieselbe ausge=
ührt wurde, fiel den Befehlshabern der wenigen, noch in der Nähe
tehenden französischen Bataillone so in die Augen, daß sie unerwartet
en Vorrückenden entgegentraten und sie zersprengt wieder über den
Berg herunterwarfen. Jetzt hatten die Franzosen ihre Kraft auf's
Neue kennen gelernt; mehrere Bataillone kehrten von der Reuß zurück,
und eine Stellung über Albisrieden am Berge war auf dieser Seite
ie Grenzlinie, die den österreichischen Waffen entgegengesetzt blieb.
Merkwürdig war die Sicherheit, in welcher viele Tausende in Zürich
ebten, — indeß ein besonnener österreichischer Officier zu seinem
Quartierträger, einem meiner Freunde, sagte, er würde keine Nacht
uhig schlafen, wenn er ein Bewohner Zürich's wäre. So weit dachten
reilich nicht alle seine Waffenbrüder. Als ich einst an einem schönen
Sommerabend an dem Zürichhorn ein Bad genommen hatte und mich
vieder ankleidete, kam ein österreichischer Stabsofficier nahe an mich
ingeritten. „Hören's", sprach er, „wo stehen wir gegenwärtig dort
ben?" Ich wies ihm die Linie, so weit man sie sehen konnte. Er
prach ganz traulich, und ich sagte endlich zu ihm, man habe geglaubt,
hier Operationen würden nach dem ersten Vorgange rascher sein.

„Unsere Plane sind noch nicht gereift, werden schon reifen!“
Antwort. — Mehrere Male waren lebhafte Gefechte im (
Während eines solchen, wo man die Kanonenkugeln in Un
vernehmlich pfeifen hörte, machten einige Frauenzimmer, die
gleitete, einen Ausflug nach Rümlang, ohne sich abhalten l
wollen. — Höchst erbittert waren die Franzosen, welche die Beleu
der Stadt nach glücklichen Ereignissen für Oesterreich's Waff
sehen und ebenso bisweilen des Abends das Spiel der Feldm
Tanze beim Pavillon im Schützenplatz hören konnten. Es wur
her versichert, einige heftige Kriegsgefährten hätten den fran
Commandanten einst bewegen wollen, während einer solchen Lu
einige Kanonenkugeln nach dieser Stätte ihres Aergers hinsch
dürfen; allein er hatte so viel militärisches Ehrgefühl, die S
versagen. —. Ein merkwürdiges Beispiel von der Wirkung 1
schützes erfuhr ich an mir selbst. Nach einer für die Franzosen g
Waffenthat ließen sie auf der Höhe des Uetlibergs, wo der B
gegen die Stadt gekehrt ist, mehrere Male ein Feldstück abl
Die Luft war helle und windstill. Ich trat in unserer W
auf der Schanze an's Fenster und fühlte ganz deutlich bei den f
Schüssen, die ohne Zweifel gegen das hochstehende Haus gerichte
einen leichten Luftstoß im Gesicht und in den Haaren.

In's Weite verirrte sich mittlerweile im Kanton Zür
Parteigeist in seiner Verblendung, indem er auf jeder Seite fest
was er hoffte und wünschte. Als die Oesterreicher schon seit e
Wochen in Zürich durch die Russen abgelöst waren, hörte ich
Landgemeinde von vielen Leuten sagen, der größte Theil der
bestehe nur aus verkleideten Condéern (französischen Emigrante
am nämlichen Abend erzählten sich einige Personen in Zür
daselbst stehende russische Armeecorps werde bedeutend verstärkt
denn die Vorposten Suwarow's stehen schon nahe am Aeug
(Man hatte von Val d'Aosta sprechen gehört und dasselbe r
Aeugsterthale im Kanton Zürich verwechselt.) Ununterbroche
des Nachts Berichte über die Albiskette, gewöhnlich da, wo
Baldern und Buchenegg der Bergrücken ganz schmal ist, nach
und hinwiederum von Zürich in die innere Schweiz hinein; ab
Mißverständnisse bildeten sich oft die seltsamsten Gerüchte aus
Mißgeschick der Oesterreicher in den Kantonen Schwyz und

am 15. August und auch späterhin machte auf die große Mehrzahl der Aristokraten, welche auf das kriegerische Aussehen der Russen vertrauten, keinen Eindruck, indeß die auf die Erfolge der französischen Waffen gegründeten Hoffnungen der Patrioten sich immer höher spannten.

Erzherzog Karl hatte sich während seiner Anwesenheit im Kanton Zürich durch sein schonendes und umsichtiges Verfahren die höchste Achtung erworben. Aber oft war dasselbe durch die Wiederherstellungspartei in der Nordostschweiz überhaupt nicht begriffen worden. In einer schriftlichen Antwort sagte er am 9. Juli der Abordnung Schaffhausen's: „Ich nehme keinen Anstand, das zur Handhabung der Judicialverfassung von Stadt und Landschaft und zur Aufrechterhaltung guter Ordnung und öffentlicher Sicherheit im Wege der Verfassung Verfügte genehm zu halten." Da baten die Abgeordneten sich aus, daß die Worte: „und Landschaft" weggelassen werden möchten.

Zweite Schlacht bei Zürich.

Als am 25. September früh die Franzosen bei Dietikon über die Limmat gedrungen waren und die Russen bereits gegen Höngg hinaufgedrängt hatten, achtete der größte Theil der Einwohner Zürich's auf das Gefecht am Fuße des Albis, woselbst die Franzosen einen Scheinangriff gemacht, sich aber bald zurückgezogen und dadurch einen nicht unbedeutenden Theil der russischen Streitkräfte zu ihrer Verfolgung verleitet hatten. Als am Abend die Franzosen bereits in Unter- und Oberstraß standen, veranlaßte mich die Neugierde, von dem Walle, der die Brücke bei der Kronenporte flankierte, dem weit verbreiteten Gefechte zuzusehen. Ich traf zufällig mit dem Schultheißen Reinhard, einem gewesenen holländischen Officier, und mit einem Manne zusammen, der im siebenjährigen Kriege in der französischen Reiterei gedient hatte. Zunächst vor uns war tiefe Stille, als plötzlich schnell auf einander in den Umgebungen der so geheißenen Tanne sieben bis acht Schüsse fielen und die Kugeln neben uns und über unsern Köpfen wegpfiffen. Eine davon schlug noch etwa 300 Fuß weiter zurück durch ein offen stehendes Fenster in eine Zimmerthüre unserer Wohnung, und drückte sich mit der vollen Hälfte in dieselbe ein. Wir waren belehrt und räumten unsern Standpunkt. Eine Messung und Unter-

suchung zeigte, daß es Schüsse aus einfachen Soldatenflinten welche auf die Entfernung von 800 Fuß so gewirkt hatten. schlug sich am folgenden Tage an vielen Orten in der Stadt, den Vorstädten, so auch unter unsern Fenstern. Die Russ theidigten sich mit großer Beharrlichkeit, waren aber auf die Weise angeführt. Der Befehlshaber, General Korsakow, Wochen lang in dem Hause zur Krone gewohnt hatte, fragte eine Stunde ehe die Franzosen sich der Stadt näherten, auf den vor seiner Wohnung einige Bürger, welches der Weg nach Wi sei, und mehrere Einwohner von Wipkingen versicherten mich, Officiere, die man auf den Wipkinger-Berg habe führen wollen, geantwortet, es gebe dort nichts für sie zu thun. Ein schönes regiment war während des hitzigsten Gefechtes im Sihlfeld, wo besten Dienste hätte leisten können, mehrere Stunden lang un Stadelhofen auf der damals von Wasser umflossenen langen Front gegen den See, aufgestellt. Mehrere hundert Russen den Weinreben und Alleen der Escher'schen, jetzt Stockar'schen im Berg aufmarschirt waren, sah ich, als sie von unten her wurden, über die Mauer in die Straße hinunterspringen und los umherirren, bis sie von den über den Hirschengraben anr Franzosen gefangen genommen wurden*). Massena, der währen ersten Aufenthaltes in Zürich zwar keine Beleidigung, aber a Freundlichkeiten erfahren hatte, ritt in der Stadt umher, um thätigkeiten zu verhüten. Ich selbst sah ihn in die enge Sch hinunterreiten und zwei Soldaten, die in ein Haus eindringen mit gezogenem Säbel wegtreiben.

Wirksamkeit in der Municipalität.

Schnell veränderte sich nun wieder die politische Gestalt von den Alliirten besetzt gewesenen Kantone. Mehrere Män

*) Anm. des Herausgebers. Derselbe besitzt von seinem Groß Gegenstände — ein Taschen-Triptychon, ein Kreuz, ein Amulet, sämmtlich au eine auf Holz gemalte Gruppe von Heiligen, wohl von einem russischen der Flucht verloren (die Farben des das Triptychon umschließenden Tuch roth mit grüner Schnur, sind wohl diejenigen des Regimentes) —, welch der hier dargestellten Ereignisse am Abend des 25. September vom Er der Kronenporte aufgehoben worden sind.

sehr lebhaften Antheil an dem Waffenglück der vereinigten Mächte genommen hatten, entfernten sich. Die aufgestellte Interimsregierung, beinahe ganz aus Zürchern bestehend, wurde mit schwerer Verantwortlichkeit bedroht; doch hatten die Anstrengungen einer sehr gemäßigten Partei der helvetischen Behörden, namentlich eines Escher von der Linth, eines Usteri, u. A. m., zum Theil auch die nachherigen Reibungen und Veränderungen in diesen Behörden selbst, die Folge, daß sie straflos ausging. Die nämliche Berücksichtigung ward auch ihren Unterbeamten zu Theil, größtentheils unbedeutenden Leuten und demüthigen oder berechnenden Dienern der alten Regierung. Nicht nur wurde aber dieser Nachsicht in gewissen Kreisen keine Rechnung getragen; sondern Manche beschwerten sich, daß von Verantwortlichkeit der Interimsregierung auch nur habe gesprochen werden können.

Zu den Vorwürfen gegen die Interimsregierung hatte der Umstand gezählt, daß sie auch für Aufstellung von Truppen im Solde Englands thätig gewesen war. Am 23. Juni hatten nämlich der General Hotze und der großbritannische Geschäftsträger die Interimsregierung aufgefordert, mitzuwirken, um Helvetien von dem gemeinschaftlichen Feinde zu befreien. Das Beispiel des Kantons Glarus, der ein Piquet von 400 Freiwilligen aufgestellt hatte, wurde angeführt und angezeigt, welche Löhnung Großbritannien gewähren werde. Die Interimsregierung beschloß, die möglichste Beförderung in diese Maßregel zu legen und aus der unverheirateten Mannschaft von 20 bis 45 Jahren zwei Piquet=Bataillone auszuziehen. In der Bekanntmachung vom 3. Juli wurde u. A. gesagt: „Es wird insonderheit dem waffenfähigen Mann und Jüngling eine Veranstaltung willkommen sein, durch welche wir wieder in den Stand gesetzt werden, zur Befreiung des gesammten Schweizerlandes und zu Wiedererlangung unserer ehemaligen Unabhängigkeit die Waffen ergreifen zu können.“ Man war so thätig, daß am 8. Juli der Erzherzog Karl und am 9. Juli der General Hotze schriftlich ihr Befremden äußerten, daß bei der Bildung des ersten Piquet=Bataillons Zwangsmittel gebraucht worden sein sollen. Die Interimsregierung rechtfertigte sich schriftlich und durch Abgeordnete bei beiden Stellen. In einer neuen Kundmachung vom 12. Juli wurde erklärt, daß von Zwang keine Rede sei; nichtsdestoweniger äußerte man die Erwartung, „daß jeder redliche Vaterlandsfreund diesem Rufe willig und mit Vergnügen folgen werde.“ Dem Bataillon wurde auch

eine Anzahl noch vorhandener, brauchbarer Schießgewehre und
zeug gegen Empfangschein zugestellt.

Nach der Rückkehr der siegreichen Franzosen wurden nu
auch die helvetischen Beamten wieder eingesetzt. Allein ein A
des helvetischen Directoriums vom 17. October entfernte eine
Beamte, die während der Interimsregierung waren beibehalten
von ihrer Stellung, während Andere, die im gleichen Falle war
dieser Maßregel nicht betroffen wurden; doch wußte man bal
der Director Laharpe durch einige Ränkemacher irre geführt
sei, welche nur solche Männer in den Gerichten sehen wollten, d
unbedingt gehorchten. Ich war mit zwei andern Districtsrichtern
aus Enge und Hausheer von Wiedikon, zwei ältern Männern
den Entlassenen. Dieser Gewaltsstreich war die erste schwere
welche die eigene Hand der helvetischen Regierung dem neuen
schlug. Leute aller Parteien ärgerten sich und erkannten die Beweg

Als im folgenden Monat die zürcherische Municipalit
Gemeindskammer gewählt wurden, erhielt ich den Ruf in di
und stand nicht an, die Wahl anzunehmen, weil sie ohne mein
auf mich gefallen war und ich von verschiedenen Seiten dazu er
wurde. Es ward mir die Stelle eines Gemeindeprocurators (pr
de la commune) übertragen.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen war ein paar
lang der zürcherische Kornmarkt, dem ich als Municipalitätsgl
zuwohnen im Falle war. Die Stellung der Franzosen am lin
die der Alliirten am rechten Rheinufer kehrten den Gang des
handels gänzlich um. Die Verkäufer waren neben den Kantons
Aargauer, Luzerner, Westschweizer und sogar Elsasser; zu den
lichern Käufern kamen St. Galler, Thurgauer und Bewohner der
Gegenden des Kantons hinzu. Ungeachtet die Märkte das Dopp
gewöhnlichen Zufuhr erreichten und sich bis über die Mitte des M
hofes ausdehnten, statt wie vorher auf den alten Kornhausp
schränkt zu sein, auch die Anzahl der Mütte, die sonst selten fünf
betrug, auf acht- und sogar auf zehntausend stieg, gingen die Ko
wegen der großen Zahl der Käufer auf das Doppelte der gewöh

Die kurze Laufbahn in der Municipalität setzte mich einer
gefahr aus. Am 5. December, als man in dem obern Zim
Rüdens, des damaligen Sitzungsortes der Municipalität, vers

war, sahen wir aus dem Dache des oberhalb der obern Brücke im Wasser stehenden Thurmes Wellenberg, dem bisherigen Hauptcriminal=gefängnisse, dichten Rauch aufsteigen, und gleich nachher ertönte das gewaltige Hülfsgeschrei der daselbst im Arreste sitzenden französischen Soldaten. Bald waren diese gerettet; aber für das Löschen gab, in großem Contraste der frühern Thätigkeit der Zürcher bei Feuersbrünsten, Niemand sich Mühe. Dicht war die obere Brücke mit Menschen be=setzt; aber vergeblich wandte sich der Regierungsstatthalter Pfenninger von Stäfa an die Menge. Man schwieg, lachte oder scherzte, und der Kuhhirt (damals eine Sinecure, aus der Zeit herstammend, wo die Bürger noch Vieh hielten) Kölliker antwortete, es möchte wohl das Beste sein, wenn man den Thurm brennen lasse und jeder Bürger zum Andenken einen Stein nach Hause trage. Bald sah man, daß das Innere des Thurmes nicht zu retten sei; aber jeder Ueberlegende mußte sich ärgern, auch das beinahe noch neue, auf der Nordwestseite stehende Gebäude zugleich zu Grunde gehen zu sehen. Eine Spritze wurde in Bewegung gesetzt, und der Wein, zu dessen Lieferung man die Verwaltungskammer bereden konnte, brachte endlich eine kleine Schaar Taglöhner in Thätigkeit. Drei Municipalitätsglieder, Werdmüller, Escher und ich, von einem Mitglied der Verwaltungskammer begleitet, schifften hinüber. Aus dem Nebengebäude konnte man durch die in der dicken Mauer angebrachte Thüröffnung sicher in das Innere des brennenden Thurmes schauen, wo das Feuer einen seltsam brüllenden Ton hervorbrachte. In kurzer Zeit war die Flamme gestillt und das Nebengebäude gerettet. Wir stiegen die Stufen hinunter, und als das Schiff, das uns abholen sollte, kaum zwei Klafter entfernt war, stürzte eine noch glimmende, starke eichene Mauerfeder dicht vor uns in's Wasser. Sie würde uns und das Schiff zerschmettert haben, wenn der Fall eine Minute später erfolgt wäre. — Noch eine andere, doch gefahrlose Anschauung verschaffte mir meine Stellung in dieser Be=amtung. In den letzten Tagen des Jahres traf der General Moreau in Zürich ein, und nebst dem nachherigen Landammann Reinhard und einem Herrn Bodmer wurde ich zu seiner Begrüßung abgeordnet. Auch gegen uns zeigte der merkwürdige Feldherr sich in der schönen Einfachheit, die man allgemein an ihm rühmte. Er erkundigte sich nach unsern Ansichten und Wahrnehmungen in Absicht auf die Zeit=verhältnisse und die öffentliche Stimmung, sprach tröstende Worte, und

sagte unverhohlen, der Krieg und der Mangel an Hülfsmitt
die französische Armee drücke, könne nicht ohne Belästigung
Land sein. Die Unterredung hatte ungefähr eine halbe St
dauert, und beinahe possierlich war es, daß Reinhard einen
Bodmer einen dunkelblauen und ich einen nicht geradezu weiß
doch weißlich-grauen Oberrock, damals Schanzloper geheißer
welches Kleidungsstück man in jener von allen Ceremonien l
Zeit nicht bei den Besuchen ablegte. — Man erzählte sich a
General habe, als er in sein Zimmer, keineswegs eines der gut
des schönen Hauses, in welchem er einquartiert war, eingetret
selbe noch kalt gefunden, und sei, ohne ein Wort des Unwille
werden zu lassen, in die nahe Wohnung eines seiner Officiere ge
bis die seinige ein wenig erwärmt sein würde. Sehr kurz wa
der Aufenthalt dieses merkwürdigen Mannes in Zürich, der g
schien, das schwere Problem der Vereinigung eines großen F
und eines Republikaners zu erfüllen, und der vielleicht es getha
wenn er nicht, von einem noch talentvollern, aber herzlosen
verfolgt, verstimmt und dem eigenen Vaterlande entfremdet word

Wahl in das Kantonsgericht.

Meine Laufbahn in der Municipalität war von kurzer
Die gesetzgebenden Räthe setzten, noch vor dem Ende des Jahre
durch einen Beschluß die entlassenen Richter wieder in ihre
ein. Doch noch ehe ich diesem früheren Verhältnisse zurückgegeb
wo ich zwei oder drei der Tonangeber mißfallen hatte, weil ic
nicht immer zustimmte, und wohin ich nicht zurückgekehrt wä
rückte mich überhaupt diesem Wirkungskreise eine neue Wahl.

Die Wahlversammlung des Kantons war einberufen; a
hatte noch kein Mitglied derselben gesehen oder gesprochen,
Morgen des 6. Januar 1800 der nachherige Statthalter Wei
Dürnten, welchen ich als Suppleanten der Verwaltungskammer v
der Zeit meiner Anstellung bei derselben kennen gelernt hatte, i
Zimmer trat und mich als Kantonsrichter begrüßte. Noch me
die Wahl, ergriff mich das ungesuchte Zutrauen. Ich nahm die
mit dem festen Vorsatze an, ganz der richterlichen Laufbahn zu
welche sich mehr, als keine andere, von Allem, was Parteisa

freihalten kann, dabei aber dem gewählten politischen Systeme getreu zu sein.

Die kleinen Revolutionen des 7. Januar und des 7. August 1800, welche gewaltsame Veränderungen in der Zusammensetzung der obersten helvetischen Behörden bewirkten, fühlte man übrigens zuerst in der Ferne wenig; aber sie machten das ganze politische Gebäude in allen seinen Verbindungen locker und öffneten jeder Hoffnung der Gegenparteien einen weiten Spielraum.

General Lecourbe.

Aeußerst einförmig waren jetzt das öffentliche und das häusliche Leben, ebenso still, als die Gegenwart der Oesterreicher dieselben rauschend gestaltet hatte. Nur eines halb militärischen Ereignisses mag hier Erwähnung geschehen. An einem Morgen früh vernahm man, ein zur Erleichterung der Bürger in die Kaserne verlegtes, zwar nicht vollständiges französisches Bataillon rumore: es verlasse die Kaserne und verlange, wieder einquartiert zu werden. Die Soldaten kamen bis auf die untere Brücke. Zuschauer eilten herbei. Bald war auch der General Lecourbe, mit einem einfachen blauen Ueberrock bekleidet, auf dem Platze. Er ging, von wenigen Officieren begleitet, auf und ab und suchte die Meuterer zu beruhigen. Die kriegsgewohnten Soldaten, an die er sich unmittelbar wandte, ließen nur einzelne Worte hören. Er reihte das Bataillon auf zwei lange Linien. Es gehorchte. Nun stellte er sich auf den rechten Flügel, dicht neben den ersten Grenadier, zog den Säbel, hob ihn in die Höhe und sprach: ‹Je commanderai: Par le flanc droit, Marche! Et si tu ne marches pas, je te fendrai la tête!› Tiefe Stille unter der Menge. Der General trat einige Schritte vorwärts und sprach mit starker Stimme sein Commando aus. Die Bewegung war entsprechend. Lecourbe schritt, den Säbel emporgehalten, dicht neben der ersten Rotte, der auch die Andern nachfolgten, einher und führte diese Leute auf dem ganzen Wege bis zur Kaserne, an deren Thüre er stehen blieb, bis der letzte Mann hineingegangen war. So kann ein entschlossener Mann, der keine Gefahr fürchtet und den seine Untergebenen hochachten müssen, in kritischen Momenten entscheidend wirken. Ein anderes Mal soll er, auch in Zürich, zu einer unzufriedenen Schaar, die ausrief: ‹On nous mène à la boucherie!›

lächelnd gesagt haben: «Le grenadier français ne vit qu'un a
und die Grenadiere lachten jetzt mit ihm. Bei der Nachrid
18. Brumaire und Napoleon's Erhebung hielt der nämliche
seine Mißbilligung über den «ambitieux» nicht zurück.

Vertretung der Obereinnehmer-Stelle; Verhältnisse im Kantonsgerichte (Ulrich Hegner).

Kaum hatte ich die Kantonsrichter-Stelle angetreten,
ökonomisch mehr als einmal bessere Obereinnehmer-Stelle mir v
Finanzminister Finsler angetragen wurde. In Anerkennung
trauens der Wahlversammlung, und nicht geneigt, immer zu w
lehnte ich die Aufforderung ab, und als diese erneuert wurde, erk
mich nur zu der einstweiligen Besorgung der Geschäfte, bis ein t
Mann gefunden sein würde, mit Beibehaltung der Kantonsrichter
und übergab die Geschäfte am 12. Mai meinem Nachfolger. Ich
hier, wie oft in anderen Verhältnissen, den Nutzen, den mir der
der Kunstschule gebracht hatte, weil ich durch die in der Sc
haltene Anleitung mich befähigt befand, die Bücher in doppelte
haltung ohne weitere Anleitung zu führen. Der Beisitz im K
gericht war für mich sehr angenehm. Unter den meisten
herrschte ein freundschaftliches Einverständniß. Hier machte ich
kanntschaft des Humoristen Ulrich Hegner, die später einen Brie
veranlaßte, der bis in's höhere Alter fortgesetzt wurde*). Die n
Mitglieder waren junge Männer, und bei einer Beaugenschei
welche am 2. Juli 1800 auf den Gemeindegütern zu Bonstet
Wettschwil vorgenommen wurde, zählten die drei Kantonsrich
der Oberschreiber, die zu dieser Sendung beauftragt waren, zu
genommen nicht volle 120 Jahre. Gleichwohl brachten sie in W
eine Uebereinkunft zu Stande, auf welche ältere in den Ge
geübte Männer früher vergeblich hingearbeitet hatten.

Nie ging ich handwerksmäßig auf solche Ausgleichunge
weil mich die Erfahrung schon lange gelehrt hatte, daß ein fi

*) Anm. des Herausgebers. Auf diesem Briefwechsel beruht mei
im Zürcher Taschenbuch von 1879: „Aus dem Briefwechsel zwischen Ulrid
und Ludwig Meyer von Knonau." Einige die Autobiographie charakteri
leuchtende Stellen in Briefen sollen auch hier gegeben werden.

Hinstreben der Richter auf häufige Vergleiche nicht nur die Ausbildung richterlicher Maximen in Fällen, wo die Gesetze unbestimmt sind, hindere, sondern daß es proceßsüchtige Menschen zu neuen Streitigkeiten verleite, weil sie hoffen können, bei einem steten Herumzerren aller Rechtsfälle, selbst in einer schlechten Sache, dem müde gemachten Gegner etwas abzugewinnen. Vorzüglich bekämpfte ich in der richterlichen Laufbahn, und auch später als Professor des Rechts, ein damals bei Vielen waltendes Vorurtheil, daß nämlich alle Instanzen sich bemühen sollen, Processe unter Verwandten auszugleichen; denn gerade in diesem Verhältniß können schlechte und ehrlose Menschen am meisten hoffen, ihren nächsten Verwandten etwas abzupressen. Immer suchte ich zu zeigen, daß die Worte des Gesetzes (Stadt- und Landrecht § 1 S. 18 u. 22) in Verbindung gesetzt nichts anders sagen wollen, als die Vermittler möchten dahin wirken, daß solche Processe nicht an den Richter gelangen; sei dies aber einmal geschehen, so lasse sich aus dem Gesetze sehr leicht folgern, der Richter solle trachten, so bald als möglich zu Ende zu kommen. — Da freilich, wo strenges Recht und die Billigkeit einander entgegenstanden, da, wo die Gesetze unpassend waren, oder wenn, was in Ermanglung eines landwirthschaftlichen Gesetzbuches bei landwirthschaftlichen Processen oft geschieht, man voraussehen konnte, daß durch eine richterliche Entscheidung dem Bedürfnisse nicht entsprochen, oder die Sache noch verwickelter würde, arbeitete ich gerne auf Vergleiche hin und erwarb mir das Zeugniß meiner Präsidenten und Collegen, daß dies mir gelinge.

Ich kann mich nicht enthalten hier anzuführen, wie ein solcher Vergleich einst auf eine komische Weise zu Stande kam. Zwei Nachbaren im Richterswiler Berg, Bär und Huber, waren wegen eines Baues, den der eine von ihnen unternehmen wollte, in einen Proceß verwickelt, der um so viel schwieriger wurde, weil damals Baugesetze nicht vorhanden waren. Alle Versuche, die beiden Nachbaren auszugleichen, waren fruchtlos gewesen. Eine kantonsgerichtliche Augenscheins-Commission untersuchte die Oertlichkeit. Als die Beaugenscheinigung vollendet war, fragte ich die Umstehenden, wie viel Zeit es erfordere, um von dort her den Hohen Rohnen oder die Höhe des Dreiländersteines zu besteigen, wo Zürich, Zug und Schwyz zusammengrenzen. Der weit ältere Kantonsrichter Kern wünschte auch mitzugehen, und sogleich erbot sich Bär, unser Führer zu sein. Huber wollte nicht

zurückbleiben und trug seine Begleitung auch an. Wir übers
die Sihl auf dem romantischen Passe des Zittersteges und gel
gegen 12 Uhr auf die Höhe. Als man auf dem schönen Stant
sich umgesehen hatte, setzte man sich, die Röcke ausgezogen, c
Erde, die beiden Richter in der Mitte, auf jeder Seite ein Bi
Nach einigen Gesprächen über die herrliche Lage, und wie glückl
Schweizer sein könnten, wenn sie ihr Wohl immer richtig er
würden, sprach ich die Worte aus: „Auch unser heutiger Proce
leicht zu beseitigen." Die beiden Nachbarn fielen zugleich ein:
war immer mein Wunsch." Binnen einer Viertelstunde war der
ausgeglichen und beide bisher erbitterte Nachbaren wieder gute F
Der Baulustige konnte nach seinem Plane bauen und machte
dem Einredner eine Abtretung hinter dem Hause. Als wir na
Uhr unsern dritten Collegen im Gasthofe auf der Bocken wie
trafen, konnten wir ihm anzeigen, der langwierige Proceß sei
dem Dreiländerstein liegen geblieben.

Politische Fragen; Briefwechsel mit Heinrich Füßli und Paul Usteri; politische Missionen.

Ich wechselte mit Füßli und Usteri, die sich in Bern be
oft Briefe. Die damaligen Gährungen veranlaßten mich, dem l
die Beherzigung des Gedankens zu empfehlen, ob man nicht de
entworfenen Plan, die kleinen Kantone unter dem Namen ein
gaues sich selbst zu überlassen, wieder aufnehmen sollte. Ich
von ihm die bemerkenswerthe Antwort, dieser Gedanke habe ih
beschäftigt; aber jetzt müsse man befürchten, diejenigen Leute,
in jenen Kantonen dem helvetischen Systeme genähert haben
eine solche Absönderung den größten Gefahren bloß zu stellen, u
dergleichen Bedenken mehr waren.

Im Anfang des Septembers 1801 erhielt ich vom helv
Vollziehungsrathe den Ruf, als Regierungscommissär nach Rö
gehen. In der Ernennungsacte war der Zweck der Sendun
deutlich angegeben, und meine häuslichen Verhältnisse machten n
längere Entfernung von Hause damals sehr schwer. Kaum h
meine Ablehnung erklärt, als Füßli und Usteri mich durch Brie
10. September aufforderten, die Stelle anzunehmen; der Br

ersteren war sehr traulich und dringend, berührte aber den Zweck der Sendung nur oberflächlich. Einläßlicher war Usteri: „Sie sind (sagte er) vom Vollziehungsrath zum Regierungscommissär nach Bünden ernannt. Alle Parteien dieses Landes fühlen das Bedürfniß eines Vermittlers. Der Geist der Mäßigung, der ruhigen und kalten Prüfung, der Sie beseelt, macht Sie ganz besonders zu diesem Auftrage tüchtig. Schlagen Sie diese Ernennung nicht aus!" Doch mein Abschlag war gegeben, und der Zweifel, ob ich auf dem schwierigen Schauplatze meiner Aufgabe wirklich gewachsen sei, bestärkte mich in meinem Entschlusse. — Nach dem 17. April 1802 erhielt ich den Ruf in eine Versammlung von 47 Notablen, deren Aufgabe es war, den Verfassungsentwurf vom 29. Mai 1801 zu prüfen und allfällige Veränderungen desselben vorzunehmen. Usteri, Hegner und Andere ermunterten mich zur Annahme; allein die bevorstehende Niederkunft meiner Frau und die Voraussicht, daß sie während meiner Abwesenheit von Personen, die ihr nahe standen und damals gegen jede helvetische Politik heftig erbittert waren, sehr viel Unangenehmes zu erwarten hätte, machten es mir zur Pflicht, auch diesen Ruf abzulehnen. Ich durfte dies mit Beruhigung thun, weil ich zwei Männer empfehlen konnte, die meine Gesinnungen theilten, der Stelle ganz gewachsen und um mehrere Jahre älter waren, als ich.

Einen ganz besonderen Auftrag, der nur in bewegten Zeiten stattfinden konnte, hatte ich im März 1802 erhalten. Ein junger Mann, David Sulzer von Winterthur, hatte als Districts-Commissär und gewesener Miliz-Officier schon am 9. December 1801 einen Versuch gemacht, Eliten der Districte Winterthur und Andelfingen in Bewegung zu setzen. Seine Absicht war, den Sieg, welchen die Föderalisten am 28. October zu Bern über die Einheitsfreunde davongetragen hatten, ihnen wieder zu entreißen. Schriftlich hatte er die Eliten aufgefordert, die Waffen gegen die unrechtmäßige Regierung und den Verräther Dolder zu ergreifen und die rechtmäßige Tagsatzung wieder einzusetzen. Nur Wenige waren bereitwillig. Bald lösten die Versammelten sich auf, und der Versuch mißlang; allein das Gesetz gestattete, den Anstifter zum Staatsverräther zu stempeln, und die damaligen Gewalthaber, die nicht bedachten, wie schonend die Interimsregierung 1799 war behandelt worden, suchten ein schreckendes Beispiel hervortreten zu lassen. Die durch die Revolution vom 28. October 1801 aufgestellten Machthaber hatten nicht nur die Vollziehungsbeamten verändert, sondern

im Jahr 1802 auch Richter entlassen und durch andere erse
durch diese einer Mehrheit der strafrichterlichen Behörde sicher
Thätig und streng wurde die Untersuchung betrieben, und ge
geschlossen befanden sich die Verhafteten. Doch schon maßen
Parteien wieder in der helvetischen Regierung, und so erhielt
versehens vom Justizminister die Aufforderung, als bevollm
Commissär articulirte Fragen dem Sulzer und noch einem
schwer Beklagten vorzulegen, sie von denselben beantworten, aud
lich bekräftigen zu lassen und diese Verhöre ihm einzusenden
Vollmacht war beigeschlossen, die dem Regierungsstatthalter S
befahl, mir das Gefängniß zu öffnen und mich ohne Zeugen
Auftrag erfüllen zu lassen. Ich begab mich zu dem Reg
statthalter, wies ihm die Vollmacht vor, die er aufmerksam l
worauf er mir sogleich einen Befehl an die Aufsicht des Gef
(auf dem Rathhause) zustellte. Ich erfüllte meinen Auftrag,
Criminalproceß nahm ein sehr mildes Ende.

Verschiedene Begebenheiten.

Auch an anderen Begebenheiten war jener Zeitpunkt fruchtb
heiße trockene Sommer von 1800 erzeugte Wald- und Wiese
Der Waldbrand am Schwyzerhaken in der Mitte des August
mehrere Tage lang und loderte wieder auf, als man ihn schon g
glaubte. Ganze Züge von Menschen aus der Stadt begaben
schönen Abenden nach den Stellen hin, wo man den Rauch le
steigen sehen konnte. Am 19. August sah ich in der Geg
Ohringen eine bedeutende Strecke Weideland brennen. Erst n
beinahe zwei Monate langen Trockenheit, wo man oft an
Horizonte wetterleuchten sah, aber nie donnern hörte, trat wied
ein. — Im Winter von 1800 auf 1801 dann ging der Eis
Sihl oben über den Platz weg und mündete zwischen der N
und dem Stampfenbach aus. In Mannes Höhe blieben die E
beinahe auf der ganzen Bahn liegen, und es dauerte lange,
ganz weggeschmolzen waren. — Noch am 15. und 16. M
fiel so viel Schnee, daß er die eisernen Bogen eines Rebeng
in dem Garten meiner Eltern, das schon ganz mit Weinra
kleidet war, einwärts drückte, so daß sie abgenommen und umge

werden mußten. An den Bäumen verursachte er bedeutenden Schaden, schmolz aber ohne andere Nachtheile weg. — Am 1. October 1802 war der Wasserstand so niedrig, daß das Schiff, in welchem ich mit einer kleinen Zahl Menschen nach Baden fuhr, zwei Male den Flußboden streifte, ungeachtet vorsichtige Schiffleute dasselbe leiteten.

In jener Zeit war ich einer der zürcherischen Feuer-Officiere und als solcher Zeuge eines Auftrittes, wo man sehen konnte, wie weit der Mensch aus Mangel an Gegenwart des Geistes sich verirren kann. Bei einem Brandausbruche war ich in der Nähe der Marktgasse, als man Feuer rief. Dasselbe war in dem zum Gasthof zum Schwert gehörenden, dem Hause zum Steg gegenüber liegenden Stall oder Strohbehälter ausgebrochen, dessen Decke zum Glücke stark gegipset war, und flammte durch das Fenster wie eine feurige Zunge bis beinahe zum Dache hinauf; sogleich waren die Spritzen zugegen und der Brand sehr bald gelöscht. Aber beim ersten Gelärme drehte der Kellner den Schlüssel des Speisezimmers um und lief mit demselben davon. Ein Franzose, der sich eingeschlossen sah, ließ sich, ungeachtet man ihm zurief, es sei keine Gefahr und das Feuer weit entfernt, nicht abhalten, auf die Brücke hinunter zu springen, wobei er aber beinahe keinen Schaden nahm. — Eine sehr heftige Feuersbrunst brach dagegen am 13. Mai 1802, Morgens 1/24 Uhr, in dem am Rüdenplatze gelegenen Hause zur Käshütte aus. Die Thurmwächter und die französische Schildwache vor der Hauptwache waren eingeschlafen, so daß, als ich auf den ersten Lärm herbeieilte, ich nur erst wenige Menschen versammelt sah. Als die erste Spritze bei der Stelle war, waren sieben Häuser angebrannt, was man in Zürich seit Jahrhunderten nie erfahren hatte; doch war binnen vier Stunden der Brand ganz gedämpft und nur das Haus, worin er ausbrach, und das gleich hinter demselben stehende bedeutend beschädigt. Auch bei diesem Anlasse sah ich Männer, die bei kriegerischen Ereignissen früher und später festen Muth zeigten, ganz den Kopf verlieren und dagegen unbedeutend scheinende Leute und Weibspersonen, was oft geschieht, mit großer Geistesgegenwart und Unerschrockenheit thätig sein.

Im Sommer des Jahres 1802 stiegen die Unzufriedenl
die Gährung durch die ganze Schweiz immer höher, und die h
Republik war beinahe nur noch ein Rahmen, aus welchem gan
Bilder hervorblickten, als diejenigen, für welche er ursprün
stimmt war. Die oft wiederholten gewaltsamen Regierungswec
die daraus hervorgegangenen sich widersprechenden Systeme, di
das Vorherige zerstörten, ließen kein Vertrauen bestehen. Die
kraten oder Föderalisten hofften nicht nur auf die großen
Europa's, sondern auf den ersten Consul selbst, und den Repuk
oder Einheitsfreunden blieb kein anderer Trost, als der Glaube,
reich dürfe das von ihm hervorgebrachte Werk nicht untergehe
Die ersten strebten nach der Auflösung der Einheitsverfassung,
die mannigfaltigen, seit vier Jahren erlittenen Uebel beimaß
nach der Wiederherstellung der Kantons-Souveränetät; die
stehenden unter ihnen hofften zugleich ihre alten Vorrechte so
möglich wieder herzustellen. Die Letzteren glaubten immer n
höheren Ideale in einer endlich ruhig gewordenen Einheit vern
zu können, und die Meisten fürchteten, durch deren Auflösun
unter die Herrschaft der früher Bevorrechteten zurück zu fallen. N
der, schon von den Gedanken, sich einen glänzenden Thron zu
erfüllt, nach dem Beifall des Adels und des Klerus strebte
beiden Classen auch in der Schweiz sich zu Freunden zu mache
unterstützte die Republikaner nur noch so weit, als er glaub
sie jene beiden Classen im Schach zu halten, ohne zu begrei
die Privilegirten ihn verlassen würden, sobald das Glück
Rücken zuwenden sollte. Im Kanton Zürich waren die ents
Häupter der Patrioten außer politische Wirksamkeit gesetzt
sich selbst beschränkt. Die wichtige Regierungsstatthalter-Ste
welcher die Vollziehungs-Gewalt abhing, war dem gewesene
stummenlehrer Ulrich übertragen worden, der in diesem Berufe
dienste erworben hatte, einem Manne, der einem jeden Gutes
aber keinem fest entgegen trat.

Die Verlegung der kleinen helvetischen Besatzung aus Zü
Luzern, wo man einen Angriff aus den Ländern erwartete,
Anführern der Unzufriedenen in Zürich größere Hoffnung.

Spitze stand der Seckelmeister Kaspar Hirzel, ein Mann von Talenten, Charakterfestigkeit und Geschäftserfahrung, damals ein entschiedener Gegner alles Neueren, dessen späteren Modificationen er zur Restaurationszeit sich in Vielem näherte, Freund des Aloys Reding und persönlich gekränkt und erbittert durch das Ereigniß des 17. April 1802, das ihn aus dem helvetischen Senate verdrängt, in welchen der 28. October 1801 ihn gesetzt hatte. Seine nächsten Gehülfen waren der nachmalige Landammann Reinhard, der gewesene Finanz-Minister und nachmalige Staatsrath Finsler, der nachherige Bürgermeister Wyß, der Zunftmeister Felix Escher, der Major Jakob Meyer, u. A. Ein sehr thätiger politischer Adjutant war der nachherige Staatsschreiber Lavater*), der schon im August in Verbindung mit einigen Anderen ein Pulvermagazin am Schanzengraben des Nachts durch einen Schlosser hatte erbrechen und einige Pulverfäßchen in ein bereit stehendes Schiff laden lassen, auf welchem sie nach dem Kanton Schwyz gebracht und für die eingeleitete Waffenerhebung bestimmt wurden. Der größte Theil der zürcherischen Bürgerschaft konnte seine Einbußen nicht verschmerzen und war durch die Abgaben, Einquartierungen, Requisitionen, andere Plackereien, wirkliche und vermeintliche Zurücksetzungen erbittert. Zahlreich waren die untergeordneten Anhänger durch das ganze Land. Viele aus ihnen waren früher und immer der alten Regierung ergeben gewesen, meistens Leute, welche Stellen bekleidet hatten oder jetzt etwas zu erwarten hofften; sehr viele Andere waren Abtrünnige von der neuen Ordnung der Dinge, die entweder in den Wahlen durchgefallen waren oder statt der gehofften großen Loose nur kleine gezogen hatten, oder die bei den häufigen Revolutionen sich auf die Seite gestellt sahen.

Noch am 9. September gab es eine große Zahl zürcherischer Bürger, die, zwar durchaus unzufrieden mit der damaligen Ordnung der Dinge, dennoch, wenn man sie zu einer Waffenerhebung hätte aufrufen wollen, die Theilnahme würden verweigert haben. Das Sihlthor oder die Porte, wie man damals sprach, wurde aber den zwei helvetischen Compagnien, welche wieder als Besatzung hätten einrücken sollen, bei ihrer Annäherung geschlossen, und nun war der Würfel gefallen. Die entschlossenen Anführer der Bewegung, vertrauend auf die Schwäche der helvetischen Regierung, hatten die Folgen dieser Widersetzlichkeit

*) Anm. des Herausgebers. Derselbe war der Schwager von L. Meyer von Knonau, der Bruder der Frau desselben.

wohl berechnet. Sie konnten voraussehen, daß dadurch eine Kataf
müsse herbeigeführt und die Bewohner der Stadt zu Schritte
anlaßt werden, die keine Rückkehr erlaubten. Hatten sie ihre
gut gemacht, so konnte auch von Seite der Regierung nicht w
gethan werden, als von uns geschah. Ob der Kriegsminister S
den Auftrag die Stadt de gré ou de force zu besetzen, nach
allgemeinen oder nach einem bestimmten Befehle des Vollziehungs
ertheilt habe, ist von keiner Erheblichkeit.

General Andermatt vor Zürich.

Der helvetische General Andermatt, der den Auftrag er
hatte, von Luzern mit seinen Truppen nach Zürich zu gehen u
Stadt zu besetzen, begann seine Unternehmung bei der Beschrä
seiner Streitkräfte nicht ungeschickt. Er hatte einen Weg eingesch
der nicht nach Zürich zu führen schien, und hätte nicht ein zürche
Bürger, der durch mehr als anderthalb hundert Processe bekan
wordene Salomon Schultheß, zufälliger Weise die marschirende
vetischen Truppen angetroffen und voran eilend den Seckelmeister
benachrichtigt, so wäre eine Ueberraschung der Stadt möglich ge
weil man, von den zwei in Außersihl cantonnirenden Compa
nichts besorgend, noch keine großen Gegenanstalten getroffen
Die zwei Stunden, die man durch die erwähnte Anzeige gew
hatte, wurden geschickt benutzt. Andermatt's Aufforderung, die
zu öffnen, wurde abgewiesen, und während dieser Zeit gelangte
noch nicht eingereihten Bürger und Ansäßen der Aufruf, unte
Waffen zu treten und auf die Sammelplätze zu eilen, wenn sie
sich und die Ihrigen der Rache eines grausamen und raubsüc
Feindes preisgeben wollten. Froh und entschlossen folgten die
verstandenen. Den Schlaf aus den Augen sich reibend, that eine
größere Anzahl Anderer das Nämliche, die, wenn man ihnen
Zeit und die Möglichkeit einer Berathung gelassen hätte, manch
denklichkeiten würden erhoben haben.

Etwas entfernt und auf dem Walle wohnend, kannte ich di
eignisse der Nacht vom 9. auf den 10. nicht. Ich wurde vo
Morgendämmerung durch Kanonenschüsse aufgeweckt. Als ich
Fenster eilte, sah ich die rothen Streifen der glühenden Kugeln

: Stadt hinweg nach der Gegend des sogenannten Rämi etwa zwei
inuten seitwärts von unserer Wohnung hinschlagen. „Es ist los=
gangen" — dachte ich, eilte in die Stadt hinunter, um etwas Be=
mmtes zu vernehmen. Bald erfuhr ich, daß der Bürgerkrieg aus=
brochen sei, und sah, wie Viele sich waffneten. Mir verschaffte der
danke, ich sei helvetischer Beamter, ich habe mich laut für die Sache
sgesprochen, bald die Ueberzeugung, was ich zu thun habe. Ich
hrte nach Hause, und als ich in den Hohlweg, der über dem Hause
: Krone aus der Hauptstraße gerade aufwärts führt, etwa zwanzig
hritte weit gegangen war, hörte ich wieder einen Kanonenschuß.
h blickte rückwärts und sah eine glühende Kugel neben dem hohen
urmdache des Kronenthores erscheinen und senkrecht gerade gegen
ch heranfliegen. An Ausweichen war nicht zu denken; Alles war
iche einiger Secunden. Ich blieb stehen. Die Kugel fuhr ungefähr
ölf Fuß hoch etwas links seitwärts über mich hin und drang in
ı Wall, wo jetzt die Mauer des Gartens der Künstlergesellschaft steht.

Einen Beweis, wie sehr ein politisches Ereigniß die Menschen
ktrisirt, erfuhr ich, als es kaum heller Tag war. Ich sah auf dem
atze bei der Linde vor unserer Wohnung eine Anzahl Kanoniere
ı versammeln, und vor ihnen meinen Freund Salomon Wyß in
ler Uniform, der sie anredete und ihnen sagte, was sie nun zu
ın haben würden. Noch am Tage vorher hatte er mir die Ueber=
gung geäußert, er halte die Bewegung für etwas sehr Mißliches;
ein später erzählte er mir, er sei, als die Beschießung begonnen
be, auf das Versammlungszimmer der Verwaltungskammer (das
nanzzimmer), deren Mitglied er war, hingeeilt, um da zu erwarten,
s diese Stellung von ihm fordern würde, und bald habe ihn das
ispiel Anderer, noch mehr das Peinliche einer vereinzelten Stellung
mocht, dem Antriebe nachzugeben und sich für die neue Sache zu
lären. Bald erfuhr ich nun, Usteri und mehrere Freunde oder
amte des helvetischen Systemes hätten sich entfernt, Andere, z. B.
Kantonsrichter Matthias Landolt, seien durch Bewaffnete aus
en Wohnungen abgeholt, auf die Sammelplätze und auf die Wälle
ührt worden. Ich entschloß mich, Alles zu erwarten, und besuchte
hellen Tage die Wohnung meiner Schwiegereltern.

Aus den Fenstern unseres Hauses sah man die Andermatt'schen
uppen über den See schiffen und durch Hottingen und Fluntern

nach dem Zürichberg ziehen. Am 13. bald nach Mitternacht
die Beschießung von dort her. Bei dem zweiten Schuß fiel eine
granate durch das Dach unseres Hauses und zersprang auf den
boden, wodurch sie etwa fünfzig Ziegel herunterwarf; zum Glü
sie einen unbedeutenden Querbalken angetroffen, den sie zerschl
durch den sie abgehalten wurde, in das Haus hinunter durchzu
Ehe ich mich sicher überzeugen konnte, ob es brenne oder nich
ich meine Frau, die, von einer Niederkunft hart mitgenomme
zu gehen vermögend war, nach einer Stelle des kleinen Neben
wo sie für einmal unter einer steinernen Wendeltreppe so
möglich geschützt war. Als ich durch das Innere des Erdgescho
rückkehrte, schlug die fünfte Kugel, die in starkem Bogen gefall
wenige Fuß über der Erde an die äußere Mauer des Hauses
da an richteten die Belagerer ihre Geschütze höher, und ich sah un
im Garten, wo ich während der nächtlichen Beschießung mich
aufhielt, um den Lauf der Dinge zu beobachten, viele Kuge
mich wegfliegen. — Nach Mittag kam einer meiner Bekannten
Hofmeister zum weißen Kreuz) in voller Bewaffnung von dem
Hauptposten bei der Kronenporte an unser Haus. Ich konn
den Grund seinet Sendung errathen, öffnete ihm selbst die H
und begann mit ihm zu sprechen. Er äußerte keine Absicht; ic
keine solche vermuthen. Ohne Zweifel erkannte er die gefährlic
des Hauses, machte mir keine Zumuthung und entfernte sich als
mann.

In der Nähe der lebhaftesten Bewegungen konnte ich mich
Male von dem außerordentlichen Eifer überzeugen, mit weld
Aufgestandenen erfüllt waren und wie ältere und andere, sons
als beherzt bekannte Männer sich auf den Wällen der Gefal
setzten; denn von der Höhe herab konnte man jede Schildwach
Doch hatten glücklicher Weise für die Belagerten die Angreif
Scharfschützen, sowie überhaupt ihr Schießbedarf und ihre A
nicht gut waren. Die unmittelbare Anschauung und Beobachtun
merkwürdigen Ereignisses, mit welchem die sogeheißene Insu
ihren Anfang nahm, zeigte mir, wie wenig es bedarf, um eine M
menge, die politisch verstimmt ist, in Aufstand zu versetzen, u
eine kleine Zahl entschlossener Verschworener, die das Vertrau
die Achtung der Menge genießt, hinreicht, um diese, sobald ein k

Anstoß vorhanden ist, in Bewegung zu setzen, daß mithin die Regierungen sehr unklug handeln, wenn sie unter solchen Umständen nicht die möglichste Aufmerksamkeit eintreten lassen und nicht auf Gegenanstalten bedacht sind, insofern sie die Mittel dazu besitzen, doch ohne Furcht zu zeigen oder selbst eine Anreizung zu veranlassen. — Nachdem unter Vermittlung des helvetischen Regierungs-Commissärs May capitulirt und die helvetischen Truppen abgezogen waren, wurde auch ich aufgefordert, die Wache zu beziehen. Ich war der einzige Dienstfähige, der das Gewehr noch nicht ergriffen hatte, und leistete den Wachtdienst einige Male.

Verlauf der Insurrection; Tagsatzung zu Schwyz.

Bald zeigte sich das Gewagte der Insurrection in seiner vollen Größe. Die Anführer schienen nur wenig bedacht zu haben, wie schwer es sein werde, die Forderungen der höchst ungleichartigen Bestandtheile des Schweizervolkes und die Versprechungen, die sie selbst ihren Gehülfen gemacht hatten, zu erfüllen. In Schwyz versammelten sich zuerst Abgeordnete der Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Appenzell, Graubünden, denen sich bald Zürich und allmälig die übrigen Glieder des alten dreizehnörtigen Schweizerbundes anschlossen. Die Landschaften Gaster, Uznach, Sargans, Werdenberg, Gambs, Rheinthal erklärten ihren Beitritt. Von Baden, Aargau, St. Gallen, Thurgau äußerten sich Stimmen, die mit mehr oder weniger Vollmacht sich als diejenigen ihrer Landschaften darstellten. Die Tagsatzung in Schwyz zeigte, daß eine neue Centralkraft vorhanden sei, und wirkte herabstimmend auf diejenigen, welche die Waffen für die helvetische Regierung ergriffen hatten; allein sie vermehrte die Erbitterung des größten Theiles der Bevölkerung, welcher an dem Grundsatze einer gleichen Freiheit fest hielt, den noch die alten Regierungen 1798 anerkannt hatten und den man jetzt gefährdet sah. — Die kleinen Kantone, denen die Auflösung des verhaßten helvetischen Verbandes das Wichtigste war, schienen damals an die Wiederherstellung der Unterthanen-Verhältnisse noch nicht wieder zu denken. Sie drangen darauf, daß die Gesandten der Städte-Kantone auch durch einen Gesandten ihrer Landschaften begleitet sein sollten, wodurch sie unzweifelhaft zu erkennen gaben, ihre Absicht gehe dahin, daß auch in den Städte-Kantonen das Volk zur Theilnahme an der Regierung berechtigt sein soll. Ein bestimmtes

System war nicht vorhanden. Die Lenker der Insurrection i
größeren Kantonen hofften viel, wünschten noch mehr und tr
dem Maße kühner auf, als die helvetische Sache mißlicher wurd
Tagsatzung in Schwyz veranstaltete einen Executionszug nach
der eine Entwaffnung vornahm und den Regierungsstatthalter Pfen
nach Schwyz abführen ließ. Das Letztere geschah, wie die G
schaftsberichte von Schwyz nach Zürich zeigen, damit nicht der
rungsstatthalter auf das Volk einwirke. Spätere Bewegungen
Districten Mettmenstätten, Wald u. s. f. wurden mit Zustimmu
Tagsatzung noch in der zweiten Hälfte des Octobers, als die fran
Einmischung bereits entschieden war, durch zürcherische Exec
niedergedrückt.

Im Verhältnisse zum Ausland handelte die Tagsatzung in S
obgleich ihr ein fester Stützpunkt gänzlich mangelte, doch zusa
hängend, entschieden und gegen den ersten Consul selbst mit
Zuversicht. Durch alle ihre Aeußerungen gab die Tagsatzung zu
erkennen, Frankreichs Waffen zwar widerstehe sie nicht, der helv
Regierung hingegen gebe sie nicht nach, und nun machten die f
sischen Anführer durch ihr Einschreiten diesem Reputationsstreite zu
der Tagsatzung in Schwyz und der helvetischen Regierung — de
Insurrection war nur noch dies — ein unblutiges Ende.

Die Gesandtschaftsberichte aus Schwyz an die zürcherische
sorische oder Interims-Regierung beleuchten die großen Hoffnunge
Selbsttäuschungen, unter denen man zusammengetreten war, z
aber auch die Verlegenheiten, in denen man sich bald befand. I
jenigen vom 25. September liest man, daß den Auxiliar-Brigade
in französischem Solde stehenden Schweizern), die zur Beschützu
helvetischen Regierung zurückkehrten, Eilboten entgegen geschickt w
um sie aufzufordern, nicht gegen die Insurrections-Behörden zu f
Neben der Hülfe, die man zu Schwyz aus Bünden erwartete,
daselbst der Auxiliar-Brigade, die aus Italien anrückte, eine bew
Streitkraft entgegen gestellt werden. Die Worte Talleyrand's a
helvetischen Minister Stapfer: «Une médiation entre un gouv
ment légitime et des rébelles, quelle indignité! — Vous r
point de gouvernement; on l'insulte impunement!» — wurd
bloße Verspottung der helvetischen Regierung angesehen, und man
jetzt noch den ersten Consul und den Minister zu gewinnen, o

man sich gewandt hatte. In dem nämlichen Schreiben aus Schwyz wird berichtet, Gaster und Uznach wünschten sich mit Sargans in einen Kanton zu vereinigen, Gambs und Werdenberg sich an die beiden Appenzell anzuschließen. Das Schreiben vom 28. meldet, dem Thurgau traue man noch nicht, Schaffhausen mache Bedingungen (später erfährt man, die Stadt habe Bedenken, sich der Landschaft zu nähern, und diese sei mit Mißtrauen gegen die Stadt Schaffhausen erfüllt). — Vier Abgeordnete der Gemeinde Horgen, die der Tagsatzung anzeigten, Horgen könne sich nicht dazu verstehen, eine Aufforderung der zürcherischen Municipalität, sich an diese anzuschließen, zu beantworten, ehe ihr von der Tagsatzung eine Landsgemeinde oder wenigstens freie Volkswahlen zugesichert seien, erhielten zu Schwyz nur eine mündliche Antwort und wurden an die zürcherische provisorische Regierung oder an den dortigen Repräsentanten der Tagsatzung, den Landammann Suter von Schwyz, gewiesen. In dem Briefe vom 29. werden diese Abgeordneten „saubere Gesellen" genannt. In diesem liest man, Luzern befinde sich mit Entlibuch in Verlegenheit: Entlibucher und bernerische Oberländer suchen die Anschließung an Obwalden; dennoch sei der obwaldische Gesandte ganz treuherzig. Am 5. October wird gemeldet, Zug habe ziemlich voreilig die Einverleibung der oberen Freien Aemter versucht. Es ergiebt sich hieraus, daß die Tagsatzung einem Theile der gemeinen Herrschaften gestatten wollte, neue demokratische Kantone zu bilden, anderen, sich an ältere Demokratien anzuschließen, während die gewesenen Angehörigen der Städte-Kantone ein weit beschränkteres Loos erhalten sollten. In dem Briefe an die Auxiliar-Brigaden vom 20. September werden Aargau, Baden, Rheinthal, St. Gallen als „Stände" genannt. Der Gesandtschaftsbericht vom 3. October gesteht: „Die neuen Kantone werden, bis sie definitiv constituirt oder an ältere einverleibt seien, der Tagsatzung noch viel zu schaffen geben." Luzern sei schwach, u. s. f. In demjenigen vom 5. October liest man, daß Thurgau für einmal sich selbst überlassen werden müsse; vielleicht würde es dann mürber.

Das Schreiben vom 30. September kündigt an, daß an den König von Großbritannien in lateinischer Sprache nach dem ehemaligen Gebrauche der dreizehn Kantone und ebenso an andere Mächte geschrieben wurde, um sie zur Unterstützung der Insurrection zu vermögen. Am 7. October wurde gemeldet, man werde die Vermittlung des ersten

Consuls ablehnen; am 8. schrieb man dem ersten Consul, die Sc
Nation berufe sich auf das Recht, sich selbst eine Verfassung z
was er in dem Vertrage von Luneville bereits zugestanden habe u
der Schweiz von ihren Voreltern her zustehe. Schon am 15.
verfaßte die Tagsatzung ihren Abschied, in welchem sie das Re
selbst zu constituiren, das ihr der Vertrag von Luneville zusiche
wahrt und erklärt, sie werde nur der Gewalt weichen. Be
zuerst sich so hoch fühlte, daß es sich weigerte, ein Mitglied von
seiner Tagsatzungs-Gesandtschaft beizufügen, wich der französisc
walt sogleich, und der Gesandtschaftsbericht spricht in dieser B
von Leuten, die im Glücke zu hoch und im Mißgeschicke zu tief
Noch am 20. October wurden die Befehlshaber der Truppen
östlichen und nördlichen Schweiz von der Tagsatzung beauftr
der Annäherung französischer Truppen sich zurückzuziehen; we
schweizerische Auxiliar-Brigaden sich nähern würden, so soll m
auffordern, anzuzeigen, ob sie einen Befehl eines französisc
führers vorweisen können, und wenn dies nicht geschehe, ihnen mi
man sehe ihren Anmarsch als eine Feindseligkeit an.

Bonaparte's Dazwischenkunft.

Das Einschreiten des ersten Consuls war eine Wohlthat
Schweiz; denn ohne dieselbe hätte man sich in Anarchie verloren
nur würden die Anhänger der helvetischen Regierung ihre A
auf Rechtsgleichheit fortgesetzt haben; sondern auch die Werkze
Gehülfen der Insurrection waren mit klaren und noch mehr
bestimmten Erwartungen erfüllt. Die Forderungen an die Verf
der neu zu organisirenden Kantone waren daher so widersprech
die heftigsten Reibungen, gewaltsame Executionen oder ein v
Bürgerkrieg vorauszusehen war. Der erste Consul, dem von
Cabineten war angezeigt worden, die Tagsatzung von Schwyz
an sie gewendet, war durch diesen Schritt gereizt. Die hel
Behörden wurden wieder eingesetzt; allein die Regierung hat
ihr schwankendes Benehmen und mehr noch durch ihr Mißge
öffentliche Achtung und das Zutrauen des Volkes verloren.

Auch den untern Behörden fehlte Kraft und Ansehen, und ich nahm im Anfang des Novembers meine Entlassung von der Kantons=richter=Stelle. Diejenige bei dem Sanitäts=Collegium behielt ich bei, um nicht ganz berufslos zu werden, und weil die Reibungen des Partei=geistes in diesem Geschäftskreise wenig spürbar waren. Ich benutzte die erhaltene Muße, um zum Studium der Geschichte Rom's und Griechen=lands zurückzukehren. Eine Menge von Stellen, vorzüglich aus Cicero's Briefen, aus Sallust, u. A. m., die mir früher dunkel oder nur halb verständlich gewesen waren, wurden mir jetzt klar, weil ich den Commentar in meinen mehrjährigen Erfahrungen und Beobachtungen fand. Aber oft quälte mich auch um diese Zeit Hypochondrie, die ich vom Knabenalter her schwer empfunden hatte. Die allgemein herrschende Verstimmung und der heftig gährende Parteigeist waren nicht geeignet, dieses Uebel zu mildern; während einer langen Zeit meines Lebens ging ich oft mit dem Gedanken zu Bette, ich möchte am nächsten Morgen nicht mehr aufwachen.

Mit Usteri, der sich auf der Consulta befand, die Bonaparte nach Paris aus allen Gegenden und Parteien Helvetien's zusammen berufen hatte, wechselte ich Briefe, weil er wünschte, von mir Aufschlüsse über die Lage der Sachen in der Heimat zu erhalten. Zuerst waren seine Aussichten sehr düster; auch die Behandlung der Angelegenheit mißfiel ihm. Nur gegen das Ende seines Aufenthaltes, als der Consul selbst unmittelbar an den Verhandlungen Theil nahm, faßte er wieder einige Hoffnungen. — Ich hatte mir vorgenommen, vom politischen Getriebe unabhängig zu bleiben und jede höhere Anstellung zu vermeiden. Weil meine ökonomische Lage mir nicht erlaubte, zu privatisiren, so waren meine Absichten auf das Secretariat bei der Gerichtsstelle gewendet, die in der Stadt Zürich würde aufgestellt werden.

Die Consulta in Paris löste im Februar 1803 sich auf, und ich war sehr betroffen, als ich ein gedrucktes Exemplar der Mediationsacte erhielt und meinen Namen in der Zahl der Sieben fand, die den neuen Kanton Zürich organisiren und bis zur Einführung der neuen Ver=fassung als Regierungscommission auftreten sollten*). Vermuthlich

*) Der Kanton Zürich erfuhr auch damals, wie nachtheilig es ist, wenn der Parteienkampf den Führern nicht Zeit läßt, auf das Allgemeine zu sehen. Die

hatte mich Usteri vorgeschlagen, Reinhard nicht abgelehnt; doch habe ich den einen oder den anderen hierüber gefragt. Nicht i scheinlich war mir eine Art von Einverständniß zwischen beide auch S. Wyß, ohne Zweifel auf Reinhard's Vorschlag, ernai unser enges freundschaftliches Verhältniß in Zürich allgemein war. Es war leicht voraus zu sehen, daß, obgleich das Schn ersten Consuls die Anwendung offenbarer Gewalt hindere, der Parteikampf bevorstehe, und daß man der Selbständigkeit gan entsagen müssen, um während der Herrschaft der Leidenschaf irgend einer Partei anerkannt zu werden. Den zu erwartende der Aristokraten wollte ich nicht theilen helfen und eben so we einer Anzahl von Patrioten, die über meinen Austritt aus dem K gerichte empfindlich waren, Abbitte machen. — Hiezu kam noch, 2. März mein erstes und damals einziges Söhnchen, ein sehr kräftiges Kind, das, nicht mehr als acht Monate alt, schon zı begann, nach einer Krankheit von wenigen Tagen starb, währen Frau von ihrem schweren Wochenbette her sich in Gesundheitsum befand, die es zweifelhaft machten, ob ich einen Ersatz für de lorene zu hoffen habe.

Von Ueberdruß erfüllt, erklärte ich mich, daß ich die S der Siebner-Commission nicht annehme, und schlug den nach Bürgermeister von Escher, gewesenes Mitglied der Verwaltungsk der damals zu den wenigen Moderantisten gehörte und das Ve vieler Demokraten besaß, an meine Stelle vor. Er wurde ernan ich enthielt mich jeder Berührung mit irgend einer Parteiverbi

---

Hereinziehung des Klosters Fahr wurde wieder, wie schon 1798, verabsäum hard wollte Schwyz nicht beleidigen, von dem er erwartete, es werde Anspı dieses Kloster machen. Man verzichtete stillschweigend auf die Oberherrsch Hurden und wollte es nicht versuchen, den inneren Hafen bei Richtenswil a dafür zu verlangen. Die Stadt Stein und die Dörfer Ramsen und Dö die Zürich theuer erkauft hatte, fielen an Schaffhausen, und gleichwohl behi selbe die in den Kanton Zürich eingreifenden Dörfer Buchberg und Rü Die hohen Gerichte über Steinhausen überließ man Zug und dachte nicht Maschwanden von Beeinträchtigungen der Maschwander-Allmend frei zu mach nicht schwer gewesen wäre.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeit der Mediationsacte.
1803 bis Ende 1813.

Parteiverhältnisse im Beginn der Mediationszeit.

Mit der größten Lebhaftigkeit begannen die Parteien gegen einander zu wirken. Der Seckelmeister Kaspar Hirzel zog sich von dem Schauplatze zurück, theils weil die Weise, mit der man jetzt auftreten mußte, den Mann, der in dem ernsten geregelten Geschäftsgange des früheren Systemes emporgestiegen war, nicht mehr ansprach, theils weil er seinem thätigen talentvollen Sohne, dem nachherigen Rathsherrn Jakob Hirzel, die Bahn nicht verschließen wollte; denn Vater und Sohn konnten nicht mehr neben einander im Rathe sitzen. Er überließ die Leitung der Partei an Reinhard, der schon früher und jetzt zunächst auf der Consulta zu Paris sich ein großes Ansehen erworben hatte. Diese erste Rolle wußte derselbe mit Kraft und Klugheit viele Jahre hindurch zu führen; ganz geeignet, das Haupt einer Aristokratie nach neuerer Form zu sein, verband er Geschäftskenntniß mit Einsicht, Tact, Thätigkeit und Beharrlichkeit, ohne sich in das gemeine Getriebe selbst einzulassen. Er war von geschickten und entschiedenen Männern auf das beste unterstützt, und die Führer, welche in allen Hauptsachen einen übereinstimmenden beharrlichen Willen hatten, wurden von Werkzeugen, welche in der Wahl der Mittel sehr wenig Bedenklichkeit zeigten, auf das Beste bedient.

Der thätigste Gehülfe dieser Partei war wieder der nachherige

Staatsschreiber Jakob Lavater. Ohne vorher irgendwie mit der
kratischen Partei in Verbindung gewesen zu sein, wurde er 1798
mir zu den Arbeiten der Verwaltungskammer berufen, mach
da bald mit den Führern der Demokraten bekannt, schritt n
seiner Anstellung im grünen Rocke, rothen Gilet und gelben
kleidern einher und stellte so die helvetischen Farben an sich sell
Nach dem Einmarsche der Oesterreicher jedoch trat er unbedin
damals von der Interims=Regierung angenommenen Systeme l
kehrte auch nachher nicht mehr in die engeren Beziehungen
Demokraten zurück. Vielmehr vertheidigte er die Interimsreg
als dieselbe nach der Niederlage der Russen für ihre antihelv
Bestrebungen verantwortlich gemacht wurde, in geschickter Weis
August 1802 war er einer derjenigen, welche in der früher ange
Weise durch Oeffnung eines Pulvermagazines den Einwohne
Länder über den Zürichsee hinauf eine bedeutende Zahl Pulv
zuführten, und in der Insurrection selbst war er nicht weniger
gewesen. Während jetzt die älteren Anführer der Aristokrat
diejenigen Männer vom Lande wirkten, welche ihnen von sel
gegen kamen, übernahm Lavater den Vorsitz und die Leitung d
sammenkünfte auf dem Lande, wo beim vollen Becher bei Ta
leider auch bei Nacht zahlreiche Recruten geworben und manche
schlossene ermuthigt wurden. — Ein Stadtschreiber von Bülach z
sich in der Zahl der untergeordneten Werkzeuge durch Thätigk
gleich aber auch durch Verworfenheit aus. Er hatte die Stadt
um eine beträchtliche Summe betrogen, ohne daß ihm das b
werden konnte; jetzt scheute er sich nicht, seinen Zuhörern zu
„Was Reinhard, Lavater und ich wollen, das muß sein" —,
wagte es sogar, nach der Aufstellung des Obergerichtes mehrere
gliedern desselben eine ganz verwerfliche Proceßsache zu empfehle
die Betheiligten gute Aristokraten seien. Er war einer der zah
Belege des Satzes, daß Revolutionen, Gegenrevolutionen u
heftigen Parteiungen schon darum ein großes Unglück sind, wei
sie eine Menge von Menschen zu Einfluß, Wirksamkeit und An
gelangen, welche ohne diesen Umstand verachtet und beseitigt
würden. Weil solche Menschen sich meistens zu Allem geb
lassen, gelingt es ihnen, sich wichtig zu machen und bei Manch
Schein der Unentbehrlichkeit zu erwecken.

für das demokratische System fanden sich auf der Landschaft die
ı geistigen Kräfte gestimmt; aber sie waren der aristokratischen
partei weder in Geschäftserfahrung, noch in Kenntnissen gewachsen;
ehlten ihnen die Geldmittel. Usteri, den sie als ihr Haupt be=
ten, war nur mit der Feder und als parlamentarischer Redner
jedem politischen Getriebe fremd, und selbst mit dem, was man
ıennt, unbekannt. So war diese Partei, obgleich sie in Hom=
, Wuhrmann, Rebmann, Rellstab, Weber und noch Anderen sehr
; in Pfenninger u. A. m. unermüdete und eifrige Vorkämpfer
immer im Nachtheil. Die Republikaner, wie man damals sich
ickte, vereitelten durch Mangel an Zusammenhang, ungeachtet sie
ıhlreicheren waren, das Gelingen ihrer Sache. Die Aristokraten,
schon von sehr ungleichen Schattirungen, wissen in der Regel
weichenden Wünsche ihrem Hauptzwecke unterzuordnen; ihr Geist
ıbordination und ihre Hochachtung für Autoritäten kommen ihnen
zu Hülfe, während es den Liberalen gewöhnlich weit schwerer
sich einer festen Leitung zu unterordnen und bestimmte Anleitungen
olgen, um so viel mehr, weil Viele aus ihnen Ueberlegung und
ıtlichkeit als Schwäche und Lauheit betrachten: eine Ansicht, die
neuen Zeiten bei den Liberalen noch weit herrschender geworden
s vor dreißig und vierzig Jahren.

Wahl in den Großen Rath; erste Versammlung desselben.

Nit großer Planmäßigkeit wurden die Wahlen betrieben. Jede
ı Zünfte hatte ein Glied aus ihrer Mitte in den Großen Rath
ier Candidaten desselben aus anderen Bezirken zu wählen. Aus
ıhl dieser letzteren mußten 130 heraus geloost werden, um in
ıdung mit jenen 65 die Zahl der 195 Glieder des neuen Großen
s zu vervollständigen. So weit der Einfluß bei den Parteien
, waren durch den ganzen Kanton den Führern der einzelnen
ersammlungen die Namen derjenigen verzeichnet, die sie wählen
, doch in größerem Zusammenhange von den Aristokraten, so
:ese im Großen Rathe die Majorität durch hundert entschiedene
ıen erhielten, während die Demokraten zwischen achtzig und
z stehen blieben, nur Wenige unentschieden waren.
ich sprach zu meiner Empfehlung gegen keinen Menschen ein Wort

aus, wurde aber in der Zunft Höngg zum vierten Candidaten g
Zu Höngg hatten die Demokraten, in der zu derselben Zunft einge
Herrschaft Weiningen die Aristokraten die Mehrheit. Ich erfuhr 1
daß eine große Zahl der Wähler von beiden Parteien zuletz
frieden wurden, Leute zu wählen, die ihnen meistens unbekannt
und daß sie sich auf mich vereinigten, den sie kannten. Die im (
archive aufbewahrten Wahlberichte zeigen mir, daß ich 335,
statthalter Huber von Zürich 184, Gerichtspräsident Billet
Männedorf 181, Gerichtspräsident Tobler von Zürich 170 S
hatte. Uebrigens geben diese Wahlberichte viele Aufschlüsse ül
Treiben jener Periode. Man liest, daß Bürger Antistes
Präsidentenstelle auf der Schmiden-Zunft, der Bürger Konrad
nachheriger Staatsrath, diejenige auf der Fleischer-Zunft (
sich verbaten, daß der zu Urdorf gewählte, in Zürich wohnende
Grob, dessen Wahlfähigkeit bestritten wurde, sich darauf berie
der in Unterstraß gewählte Bürger Hans Reinhard (der na
Bürgermeister) sich daselbst erst nach seiner Rückkehr von der C
zu Paris habe einschreiben lassen u. s. f., und daß Grob dadur
Wahlfähigkeit behauptete.

So sehr war ich der Politik überdrüssig, daß ich nicht
wußte, daß der Tag der Ausloosungen der 130 Glieder des (
Rathes aus den Candidatenlisten, die in der Sitzung der 65 unm
in den Großen Rath Gewählten vorgenommen wurde, eingetre
als ich am 15. April die Anzeige erhielt, ich sei einer der 130.
Mal war mir das Loos auf eine ungewöhnliche Weise günstig g
Andere Male fiel dasselbe anders. Einst zog ich aus fünfzig
unter denen 48 Treffer waren, eine Null, und als ich mich
ließ, noch ein anderes zu ziehen, die andere übrig gebliebene
Als Mitglied des Kleinen Rathes zog ich dagegen, wenn es
Bildung des Malefizgerichtes zu thun war, mehr als kaum ein
die blaue Kugel, die mich als Richter bezeichnete.

Sowie der Große Rath zusammentrat, sonderten sich die
Parteien in zwei Versammlungsorte ab, wo nicht nur Gese
gehalten, sondern auch Berathungen über Parteimaßregeln,
u. dgl. gehalten wurden. Die Aristokraten traten auf der Sch
Zunft, wo der Oberrichter Schweizer eine Caféwirthschaft hat
Demokraten bei Strickler (von Hombrechtikon gebürtig), wo

hinter dem neuen Kaufhause, zusammen. Ich besuchte keinen dieser Versammlungsorte. Der 76jährige Alt=Seckelmeister Salomon Hirzel und noch einer oder zwei thaten das Nämliche. Ich wollte unabhängig und Niemand verpflichtet sein, keine Consigne annehmen und so auch keine zurückweisen. Manches Jahr hindurch beobachtete ich dieses Verfahren, so daß der Staatsschreiber Lavater einige Male in meiner Gegenwart aussprach: „Es giebt Leute, die Alles ihren eigenen Verdiensten verdanken wollen" — und Usteri einst mit halber Ironie zu mir sagte: ‹Qui bene latuit, bene vixit.›

Bestellung des Kleinen Rathes; Kampf zwischen den Parteien und den Interessen in den neuen Behörden.

Als man nun nach der Einführung der Mediation das aristokratische System durch eine zwar nicht große, doch aber entschiedene Mehrheit in der Stellvertretung gesichert sah, wählte man einen Kleinen Rath, in welchem zuerst zwanzig Aristokraten fünf Demokraten gegenüber standen, und man glaubte nichts Besseres thun zu können, als wenn man diesem Kleinen Rathe eine möglichst große Gewalt einräume. Ihm wurden beinahe alle Wahlen übertragen, wodurch man der Staatskraft sicher zu sein und zugleich das Mittel gefunden zu haben glaubte, die bedeutenderen und einflußreicheren Männer auf der Landschaft entweder zu beseitigen oder an sich zu ziehen und die letzteren durch Stellen zu fesseln. Die dem Kleinen Rathe vorbehaltene Initiative der Gesetzgebung war ein höchst wichtiges Vorrecht, das dem Großen Rathe nur gestattete, einen verneinenden Willen auszuüben, den der Kleine Rath durch eine geschickte Führung der Geschäfte sehr oft ermüden und zum Schweigen bringen konnte. Die Befugniß, durch das Einverständniß des präsidirenden Bürgermeisters und vier ihm zustimmender Rathsglieder einen bereits in der Berathung des Großen Rathes liegenden Gesetzesvorschlag wieder zurück zu ziehen und dadurch den Großen Rath zu hindern, einen bestimmten Willen zu zeigen, seine Kräfte zu messen und kennen zu lernen, war ein anderes großes Vorrecht des Kleinen Rathes. Ich machte daher schon während der ersten Monate der Mediations=Regierung von dem über die Consular=Verfassung ausgesprochenen Scherz, wo nämlich auf die Frage: ‹Que voyez-vous dans la nouvelle constitution?› — die Antwort erfolgt

sein soll: «Je n'y vois que Bonaparte», — die Anwendung
wenn von unserer Gesetzgebung, in Beziehung auf die obersten (
behörden, die Rede sei, man sagen könne: „Ich sehe darin n
Kleinen Rath." — Ein auffallendes Beispiel der großen Gew
zürcherischen Kleinen Rathes war u. A. die bald zu berührende
drückung der Unruhen von 1804 ohne das Zuthun des Großen R
In manchen seiner Verordnungen übte er Gesetzgebung aus, u
anderer schweizerischer Kleiner oder Regierungs-Rath stand in sein
fugnissen so fest und so hoch. Weit beschränkter war derjenige von

Die auf Grund der Verfassung zum ersten Male zu vollzie
Wahlen der Mitglieder des Kleinen Rathes — der Rathsher
und der Bürgermeister waren demnach von großer Wichtigkei
der Wahlact gestaltete sich sehr merkwürdig. Jeder Parteimann
seine Vorschrift für jede Wahl. Die Aristokraten hatten besc
den Demokraten von 25 Rathsherrenstellen fünf einzuräumen
genau war die Reihenfolge bezeichnet, in welcher gewählt werden
Die Demokraten hatten sich weniger bestimmt verabredet. Bei de
Wahl in den Kleinen Rath erhielt Reinhard 107, Usteri 57 Sti
21 Stimmen fielen auf Andere. In der zweiten Wahl erhielt
Heinrich Meister, der sich viele Jahre zu Paris aufgehalten hat
vom ersten Consul zum Präsidenten der Siebner-Commission e
worden war, 115, Usteri 65; in der dritten wurde Alt-Seckel
von Escher mit 99 Stimmen gewählt, denen gegenüber Usteri 79
in der vierten, die von den Aristokraten für Usteri bestimmt wa
einigte dieser 133 Stimmen auf sich. In den letzten Wahlen ver
die Demokraten den früheren Obmann Heinrich Füßli wo i
wählen zu machen; allein die Aristokraten hatten seine Ausschl
verabredet, und so geschah es, daß die beiden letzten Rathsherren
die für die Demokraten bestimmt waren, selbst die des dam
Zürich sehr gehaßten Statthalters Pfenninger, durch die St
der Aristokraten zu Stande kamen, während beinahe alle Dem
umsonst für Füßli stimmten. Einzelne Ausnahmen fallen hie
in die Rechnung. So erkannte man in den letzten Wahlgängen
Male die Handschrift des nachherigen Bürgermeisters Wyß auf F
Stimmzeddeln. Sie waren einst sehr vertraut, Füßli ein V
des älteren Bürgermeisters Wyß gewesen, wie er denn 1778 in
Erneuerungswahl einem greisen Rathsherrn Heß entgegen, der

Rathssitzungen versäumte und zu Hause alte Chroniken studirte, Wyß in Vorschlag gebracht hatte. — In der ersten Bürgermeister-Wahl hatte Reinhard 122 Stimmen, Usteri 50. Nachdem dann in der zweiten Bürgermeister-Wahl Usteri und Alt-Stadtschreiber Hans Konrad von Escher (der Jüngere) im dritten Scrutinium mit 84 Stimmen neben einander gewesen waren, erhielt im vierten Escher 103 Stimmen, indeß Usteri auf 78 beschränkt blieb. Verwundert sagte der Alt-Seckelmeister Salomon Hirzel — dem Niemand gewagt hatte, eine Wahlliste zuzustellen —, als man aus dem Zimmer ging: „Ich habe einer Menge von Wahlen beigewohnt; aber so trafen wir uns nie." — Durch das Ergebniß der Wahlen, vorzüglich durch Füßli's Ausschließung, war Usteri so gekränkt, daß es viele Mühe kostete, um ihn zu bewegen, seine Wahl anzunehmen. Die vier übrigen neben ihm gewählten Demokraten waren Rudolf Rebmann von Stäfa, von dem noch mehr wird gesprochen werden, David Vogel aus Zürich, vorher Kantonsrichter, dann Obereinnehmer, der seinem Systeme kräftig zugethan war und nach dessen Fenster ein Nachbar deßwegen einst ein Pistol losgeschossen hatte; ferner der Regierungs-Statthalter Pfenninger von Stäfa; endlich Rusterholz von Wädenswil, der in Unterstraß eine Erziehungsanstalt hielt.

Ungeachtet gleich nach dem ersten Zusammmentreten des Großen Rathes und den Wahlen in die oberen Behörden es sich deutlich ergab, daß die Mehrheit und den Sieg auf der Seite der aristokratischen Partei seien, so dauerte doch bis zu Ende des Jahres während 33 Sitzungen, die in sechs Zusammenkünften des Großen Rathes stattfanden, ein lebhafter politischer und Interessen-Kampf fort. Die Loskaufspreise der Zehnten und Grundzinse gehörten zu den heftigsten Streitfragen. Nach wiederholten Berathungen wurde am 20. December der Loskaufspreis des trockenen Zehntens, der Mütt Kernen (Dinkel) zu 125 Gulden, mit 97 gegen 60 Stimmen festgesetzt; jetzt sank der Muth der Opposition, und mehrere Glieder derselben kehrten nach Hause. Gleichwohl empfand auch der Sieger das Bedürfniß, um etwas entgegen zu kommen. Der angetragene Loskaufspreis von 150 Gulden für den Mütt Kernen Grundzins wurde auf 140 Gulden vermindert, am 22. December, mit 92 gegen 42 Stimmen. Gleich nachher wurde der Gesetzesvorschlag über den nassen Zehnten durch 91 gegen 37 Stimmen angenommen. Am 24. überzeugte sich auch die Mehrheit des aristokratischen Theiles, daß es nothwendig sei, den Güterbesitzern

unter den damaligen Umständen ein Opfer zu bringen, und die heißenen kleinen Zehnten (von anderen Gewächsen, als Getreide Wein) wurden, ungeachtet des lebhaften Widerstandes eines an Theiles, mit 85 gegen 35 Stimmen aufgehoben.

Wahl als Mitglied des Obergerichtes.

Mir war am 22. April bei der Besetzung der oberrichter Behörde (tribunal d'appel nannte sie die Mediations=Acte) die f Stelle mit 113 Stimmen übertragen worden. Ich nahm sie an, ich hoffte, auf der richterlichen Laufbahn mich weniger über pol Reibungen ärgern zu müssen. Bald nahm man wahr, daß der K Rath das Tribunal bevormunden wolle. Als junger Mann, und t zeitlebens Feind von Anmaßungen war, so daß debellare superb wie ich es verstand: die Uebermüthigen außer Stand setzen zu se — eine meiner Lieblingsmaximen war, machte ich es mir zur P dem Kleinen Rathe entgegen zu stehen und das obere Tribun vertheidigen. So schlug ich vor und bewirkte es, daß dasselb Namen Obergericht annahm und behauptete. Bald wuchs mein (im Obergericht so, daß auch die entschiedenen Aristokraten mi Großen Rathe als ihren Vorfechter betrachteten. Eine Beme Reinhard's, die er zwar nicht in einer Sitzung, sondern im Ges machte, der König könne das Parlament nicht zu seinem Ra sich erheben lassen, machte mich noch entschiedener, und mehrere ging ich mit dem Gefühle auf das Rathhaus: „Die heutige S bringt Dich außer das Zimmer" —; doch überschritt ich die Sch niemals und vermochte mich zu beherrschen.

Es entstanden Reibungen, in welchen beide Behörden U hatten, und ebenso mochte es sich mit dem Kampfe verhalten, d darüber mit Usteri in der Allgemeinen Zeitung führte; denn war, wenn gleich nicht so entschieden, wie Reinhard, und nicht so wie Rahn, Finsler, der Bürgermeister von Escher u. A., doch i der Ansicht, das Obergericht sollte unter einer gewissen Obera des Kleinen Rathes stehen. Die Gegenstöße erneuerten sich nach Jahren und mehrere Male, als ich längst schon im Kleinen saß. Man sprach nach langen Zwischenräumen wiederholt von Aufsicht, welche die Justiz=Commission über das gesammte Justi

ausüben sollte, und von einem Recurse vom Obergerichte an den Kleinen Rath. Immer war meine Antwort: „Einer muß der Letzte sein, und es ist besser, derjenige sei es, der gewohnt ist, nach richterlichen Grundsätzen zu handeln, als derjenige, der oft willkürlich verfahren muß; zu viele Instanzen sind schlimmer als ein einzelnes Unrecht. Ist der Kleine Rath sicher, daß nicht auch er ungerecht handle?"

Vom März des Jahres 1804 an machte ich die Erfahrung, daß auch die richterliche Laufbahn nicht vor den Reibungen eines heftigen Parteigeistes schützt. Die siegende Aristokratie hatte sich vorgesetzt, ihr System mit Nachdruck durchzuführen, und die jüngeren Männer, die im Rathe saßen, trugen hiezu kräftig bei. Die Mitglieder aus der Landschaft, die von der aristokratischen Mehrheit in den Rath aufgenommen wurden, waren in der Mehrzahl unbedeutende Leute; einer (Nievergelt) zwar gutmüthig, aber so schwach, daß er meistens keine Idee von dem verhandelten Gegenstand hatte; andere waren stete Ja-Sager. Auch in den Beamtungen auf der Landschaft wurden neben wenigen Leuten von einiger Bedeutung in der Regel nur solche angestellt, die der Regierung oder der Stadtpartei unbedingt ergeben waren und Beweise davon gegeben hatten. Ein Unterstatthalter in der äußern Section des Bezirks Winterthur, welcher zugleich Verwalter des einflußreichen und thätigen Gerichtsherrn Escher von Berg war, erhielt den Spitznamen: „'s Junkeren Knecht im Eigenthal". Eines der Bezirksgerichte nannte man im Scherz das „Millions-Gericht", weil die sechs Richter außer dem Präsidenten bloße Nullen seien, und dieser Witz erzeugte noch einen zweiten, durch den man ein anderes das „Unaussprechliche" nannte, weil es aus sieben Nullen bestehe.

Die Insurrection von 1804 und deren Nachwirkungen.

Aerger und Ingrimm erfüllten die Herzen der Demokraten, an die sich, wie schon seit dem Beginn der Staatsumwälzung, viele Leute anschlossen, denen es nicht sowohl um Grundsätze, sondern um materielle Vortheile zu thun war. Viele neue Gesetze mißfielen einem großen Theile des Volkes, insbesondere das Zehent- und das Grundzinsgesetz, wo man die Loskaufspreise zu hoch fand. Durch die fünf mediationsmäßigen Bezirke, die auch zu Gerichtsbezirken waren gemacht worden, wurden viele Leute, die vorher ihre Oberbeamten weit näher gefunden

hatten, genöthigt, dieselben in großer Entfernung aufzusuchen. Präsident des Bezirkes Horgen wohnte in Wädenswil, und dort m ihn der Ottenbacher, der Dietiker und der Flunterer aufsuchen. die Gerichtssitzungen abwechselnd zu Wädenswil, Meilen und Kn gehalten wurden, so konnte der Maschwander in den Fall kom seinen Gerichtshof in Meilen, und der Meilener, den seinigen in Kn zu suchen; Aehnliches fand in den Bezirken Uster, Winterthur Bülach statt. Nur der Bezirk Zürich, der auf seine Mauer besch war, fühlte die Unbequemlichkeit nicht. Der Grund dieser Einrich lag darin, daß die Mediation ausgesprochen hatte, der Kleine wähle die Beamten, deren Wirksamkeit sich auf einen ganzen B beziehe, und man besorgte, der Große Rath möchte die Wahle sich ziehen wollen, wenn die Gerichtskreise aus kleineren Bestandtl zusammengesetzt würden, was indessen kaum denkbar war.

Am meisten stieg die Aufregung, als sich die Zeit der angeord Huldigungen näherte. Unter vielen Tausenden gährte ein tieflieg Unwille, der es nicht zu ertragen vermochte, daß die vor sechs J zugesagte Gleichheit der Rechte nicht mehr gelten sollte. Man s „Nun sollen wir schwören, den Gesetzen zu gehorchen, und wer uns, daß man nicht Gesetze mache, die uns in Sclaven verwa werden?“ Unstreitig zeugte dies von einem sehr hohen Grade der ' stimmung, die einen Aufstand drohte. Die Huldigung wurd Wädenswil am 17. März durch großen Lärm gestört und verw und die dazu verordneten Regierungsmitglieder beinahe thätlich bele obgleich Usteri eines derselben war. Auch zu Stäfa, Meilen anderwärts wurden die Huldigungen gestört; zu Horgen getraute Abgeordneten sich nicht, dieselbe einzunehmen. — Sogleich erk der zürcherische Kleine Rath das Mißliche der Lage. Er wandt an den Landammann der Schweiz, setzte die Huldigungen in ruhigen Gegenden fort, wirkte, so viel er konnte, auf Besänfti oder Abschreckung des Volkes, je nach der Stimmung der Gege und bereitete die wenigen ihm noch zu Gebote stehenden Streit zu einem Angriffe gegen die Ungehorsamen vor.

Die Verbrennung des Schlosses Wädenswil in der Nach 24. März war das Werk weniger Fanatiker, die ihre Heimat da von einem Herrschersitz befreien und zugleich durch die auflod Flamme ein Loosungszeichen der Empörung geben wollten; allein

war auch die Regierung genöthigt, alle Mittel zu deren Unterdrückung anzuwenden.

Die genauesten Nachforschungen haben mich überzeugt, daß die Aufgestandenen nicht von außen her oder sogar von französischen Agenten waren aufgewiegelt worden, wie Viele lange glaubten. Einige allgemeine Ausdrücke von Theilnahme von Seite St. Gallen'scher Nachbarn, ähnliche Aeußerungen einiger zugerischer Landleute und die Hoffnung, daß die große Zahl der Mißvergnügten beinahe im ganzen Kanton Zürich nicht stille sitzen bleiben werde, veranlaßten eine kleine Anzahl meistens junger Leute zu bewaffnetem Widerstand, als am 28. März 1804 die zürcherischen Freiwilligen und die so geheißene zürcherische Standes-Compagnie oder Stadtwache, von einer aargauischen, einer bernerischen und einer freiburgischen Compagnie unterstützt, gegen Horgen hinzogen. Die Aufgestandenen, die sich bei Oberrieden gesammelt hatten, waren bald zersprengt, und beinahe alle älteren und besonnenen Männer in Horgen erkannten die Gefahr und die Verantwortlichkeit, denen man sich aussetzte; aber sie wurden von dem erst jetzt auftretenden Willi und seinen Gehülfen zum Schweigen gebracht. Dieser Mann, ein Schuster, gehörte in die Classe derjenigen, die aus der Nacht der Unbekanntheit sich erhoben. Er ging neben den Executionstruppen her, die sich des Dorfes Horgen bemächtigt hatten und gegen Bocken hinaufzogen. Willi hatte als Soldat einige Feldzüge mitgemacht und fand sich jetzt von dem Gefühle ergriffen, daß er mit diesen Leuten sich messen könne. So stellte er sich an die Spitze, brachte wieder eine Schaar Mißvergnügter in die Waffen, erfocht einige Vortheile, nöthigte die Executionstruppen, sich nach Zürich zurückzuziehen, auch eine Kanone zurückzulassen, machte dadurch die Sache auf einige Tage schwankend und büßte dafür mit seinem Kopfe.

Nach einer Erwähnung dieses kleinen Krieges darf eine eben so kühne als gelungene Unternehmung der Regierungstruppen nicht vergessen werden. Es ist die nächtliche Expedition des Rittmeisters Bodmer nach Albis-Affoltern, der, von ungefähr zwanzig Chevaux-Legers begleitet, sich in dunkler Nacht, zwar nicht ohne einige gute Kundschafter, in die aufgestandene Gegend jenseits des Albis wagte und daselbst zwei gefangen gehaltene Officiere befreite, dadurch, daß er mit großer Entschlossenheit auftrat, sich den Schein gab, er sei von einem zahlreichen Corps Infanterie begleitet, und, ehe die überraschten, ihm weit über-

legenen Gegner sich besannen und sammelten, mit den Befreiten v
davon ritt.

Durch die nachdrückliche Einwirkung des Landammanns Wattenwil und des Canzlers Mousson traf bald vermehrte Hülf andern Kantonen ein; die zürcherische Regierung machte neue Anst ungen, und nach wenigen Tagen war der Aufstand, der sich ! das vormalige Grüninger=Amt ausgedehnt hatte, erdrückt. H Maßregeln traten ein. Eine große Erbitterung erfüllte die fie Partei und ihre Anhänger. Spottweise nannten die Advocaten demokratische Minorität im Regierungsrathe die fünf Hannaken. düstere Epoche begann jetzt für den Vaterlandsfreund. — Ulrich H schrieb mir am 23. April: „In die Zukunft mag ich nicht sch weil ich mein Vaterland, und Winterthur immer zuvorderst, i Gestalt eines Verwesenden erblicke, an dem die Würmer nagen. ist traurig, daß dem Uebel in unserm Kanton nicht zu helfen is durch die strengste Justiz. Darin scheinen die Häupter der Ko vorzüglich einig zu sein. Auch ich bin der Meinung, daß die R unserer Anarchie wollenden Bauern nicht anders gedämpft werden Möchte das schnell geschehen und dann aber eben so schnell ein Genius (wenn noch einer über uns wacht!) die Stände zu freundlich friedlichen Tagsatzung vereinigen, wo mit Beiseitsetzung Standeshochmuths und alles Standesinteresses nur der Friede Friede im Inneren berathen würde und jede Kantonsregierung man in der Ferne oft besser sieht, als in der Nähe) auf die stellungen der anderen horchte! Und dann strenge und unpart Justizgesetze und fünf bis sechs Jahre lang milde ökonomische fügungen und keine dictatorischen, sondern vielmehr logisch richtige fester Demuth abgefaßte Proclamationen, wenn man was zu be hat! Ich bin sicher, daß durch unerbittliche Unparteilichkeit und weilige Aufopferungen noch allein dauernd in die Zukunft g werden kann, und daß man sich damit in zehn bis zwanzig J mehr Gewalt und Geld verschaffen könnte, als wenn man nur d denkt, wie man so geschwind als möglich die Mediation zur W herstellung des alten Guten benützen könne.“ *)

---

*) Anm. des Herausgebers. Aus der Antwort, welche am 7. A Zürich geschrieben wurde, sei hervorgehoben: „Ihre Betrachtungen über unser hältnisse habe ich mehreren meiner Bekannten, ohne den Verfasser zu nenne

Die aristokratische Partei sah in den Aufgestandenen unverbesserliche Rebellen, übermüthige Trotzköpfe und Bösewichter, die man zertreten müsse. Die Besiegten erblickten dagegen in den Siegern Tyrannen und Blutmenschen. Erschütternd war für den Unbefangenen das Frohlocken einer rohen Menge, als durch den Ausspruch des eidgenössischen Kriegsgerichtes Häberli erschossen, Schneebeli und Willi enthauptet wurden. Bald verbreitete sich in den im Aufstande gewesenen Gegenden das Gerücht, der erste Consul und viele eidgenössische Stände wollten, daß die Strafen aufhören: das Kriegsgericht müsse daher sich schnell auflösen, und die Kantonsbehörden würden alsdann nicht mehr oder nur wenig strafen dürfen. Sogleich war in den geheimen Kreisen entschieden, jetzt müsse auch im Kanton energisch gegen die Fehlbaren gehandelt und gezeigt werden, daß man Kraft besitze. — Das Militär

dem Briefe vorgelesen, und dadurch einigen Ideen, für welche der Klügere doch immer Empfänglichkeit hat, wenn er gleich sie aus und durch sich selbst allein nicht zu entwickeln vermag, mehreren Umlauf gegeben. Man scheint überhaupt das Fatale unserer Verhältnisse je länger je mehr einzusehen; aber die durchgreifenden Heilungsmittel will man nicht zur Hand nehmen. — Mir kommt die Sache immer wie ein Proceß vor. Den ersten über die Rechte mußte die Verfassung, wie die unsrige war, in diesem Zeitpunkte nothwendig verlieren; derjenige hingegen, den wir jetzt führen, betrifft das Eigenthum. Es bleibt kein Zweifel übrig, wer Recht habe. Aber was hilft es uns am Ende, wenn wir auch Recht behalten und die Proceßkosten zuletzt den Gegenstand selbst verzehren?" — Hegner schreibt darauf am 3. Juni: „Mein letzter kurzer Aufenthalt in Zürich war nicht angenehm. Wo ich hintrat, sah und hörte ich nichts als leidenschaftliche Aeußerungen über die Ereignisse des Tages und trotzigen Selbstbetrug" —, und nach einer humoristischen Abschweifung auf die vorrevolutionären idyllischen Verhältnisse fährt er fort: „Jetzt ist Alles in Spannung, und unter zehn Menschen, die man reden hört, sprechen neun nichts als die Meinungen ihres erbitterten Oberhauptes, und so verkehrt als möglich, aus; Unglücksfälle haben die Herzen und unverdaute große Ideen die Köpfe verwirrt." — Sein Freund in Zürich sieht die Sachen in der zehn Tage später geschriebenen Antwort nicht für so dunkel an: „Ich wollte Ihnen sagen, daß zu Zürich der νοῦς ungeachtet Ihrer letzthin gemachten Erfahrungen dem θυμός wieder anfängt das Gleichgewicht zu halten. Sehr viele Leute, die noch vor wenigen Monaten sehr gespannt waren, fangen an sehr nachzulassen. Man frohlockt nicht mehr über den erhaltenen Sieg. Zwar ist man froh darüber; aber man empfindet, wie theuer dergleichen Siege zu stehen kommen. Ich könnte zwar nicht sagen, man sei so weit gekommen, nun mit Kraft dahin zu arbeiten, daß man nicht mehr in den Fall gerathe, keine solchen Siege mehr erfechten zu müssen; aber man stolzirt nicht nur nicht mehr über denselben, sondern sieht es nicht einmal gerne, wenn dieser und jener es thut und bramarbasirt."

und die Civilbehörden wetteiferten mit einander. Man konnte
daß der Kanton Zürich oder wenigstens ein bedeutender Theil de
jetzt ein erobertes Land sei. Auch die verwaltenden Behörden f
den Zügel und selbst die Peitsche mit strenger Hand. Eine
suchungs-Commission ging furchtgebietend aus einer aufgesta
Gegend in die andere, und nicht ohne Bedauern sah man bei d
waffneten Macht mehr Munterkeit und Siegesausdruck, als m
Feinden gesehen hatte. Die polizeilichen Maßregeln, Verhaft
und Abführungen waren sehr summarisch, die Belehrungen a pos
nicht selten. Durchgreifend verfuhr die Regierung gegen alle
ziehungsbeamten, die nur ein wenig gewankt hatten. So wur
Statthalter Arbenz in Andelfingen entlassen und an seine
Johannes Sigg, eben jener Hausverwalter des Gerichtsherrn
von Berg, zum Statthalter bestellt.

Die Reihe kam nun auch an das Obergericht, dem eine
von Beklagten zugewiesen wurde. Nach den drei früheren Todesur
war Hauptmann Kleinert, bei der Tanne, der die Anführung
bewaffneten Schaar angenommen hatte, nicht zu retten. Eifer
einige Schmeichler wollten den Statthalter Weber von Dürnten
falls zur Richtstätte gehen lassen, sollte es nur sein, um zu zeige
sie jetzt von den Demokraten sich ganz losgesagt hatten. U
schwer angeklagten Mann vor diesem Schicksale und noch einige
vor einem harten Loose zu bewahren, mußten diejenigen, die Sch
und Mäßigung wünschten, die größte Behutsamkeit anwende
nicht als Faction taxirt, überschrieen zu werden und so allen E
zu verlieren. Gleichwohl wäre es schwer gewesen, Weber zu er
wenn nicht Reinhard, der von niedrigen Leidenschaften und von
immer frei war, eingewirkt hätte. Sein Wort war damals,
lange nachher, ein Machtgebot. Kleinert's Verurtheilung hatt
Forderung an das Strafrichteramt befriedigt. Ich wandte mi
Weber an ihn. Er entsprach, äußerte sich entschieden gegen die E
und Weber, dessen Herz allerdings der demokratischen Sache ni
geneigt war, der aber als Beamter seine Verpflichtungen nicht n
verletzt hatte, sondern nur dem tobenden Haufen, von dem er si
ringt befand, um etwas nachgegeben hatte, wurde zu einjähriger
hausstrafe und fünfjähriger Eingrenzung auf sein Haus und
Güter verurtheilt, die ihn aber ein früher Tod nicht vollende

Bei den übrigen zahlreichen Bestrafungen wurde es nun oft möglich, die Anträge des öffentlichen Anklägers, der bloßes Parteiwerkzeug war, zu mildern.

Zwei Monate lang schien die constitutionelle Verwaltung des Kantons unterbrochen. — Am 21. März hatte der Kleine Rath einen Ausschuß, bestehend aus dem Bürgermeister Reinhard, den Rathsherren Finsler, Alt-Seckelmeister von Escher, Hirzel und Rahn, gewählt, ihm den Namen einer außerordentlichen Standes-Commission beigelegt und dieser neben Anderem den Auftrag ertheilt, alles dasjenige anzuordnen, was zu Beibehaltung, Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe, der Ordnung und des unbedingten Gehorsams gegen Regierung und Gesetze und zur Handhabung der bestehenden Verfassung angemessen erachtet werde. Sie berichtete dem Kleinen Rath von Zeit zu Zeit über ihre Verrichtungen und das Vorgegangene. Am 31. März wurde der von Usteri eingebrachte und von den Demokraten unterstützte Antrag für Zusammenberufung des Großen Rathes, um den Landammann einzuladen, die Tagsatzung einzuberufen, durch Mehrheit der Stimmen beseitigt. Die Standes-Commission fuhr fort, als Regierung zu handeln, und führte Briefwechsel mit dem Landammann der Schweiz und anderen Behörden, und ihre Verrichtungen wurden von Zeit zu Zeit von dem Kleinen Rathe bestätigt. Am 20. Mai erstattete sie diesem einen umständlichen historischen Bericht über den Ursprung, die Tendenz und den ganzen Gang der neulichen aufrührerischen Ereignisse im hiesigen Kanton, verbunden mit einer zusammenhängenden Uebersicht der diesfalls ergriffenen Maßnahmen, u. s. f. Diesen Bericht legte darauf der Kleine Rath dem Großen Rathe, der auf den 22. Mai war einberufen worden, am 26. vor, und sowohl dem Kleinen Rath, als der außerordentlichen Standes-Commission wurden nach dem Protokoll „die zur Unterdrückung des Aufruhrs und zu Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe und gesetzlichen Ordnung angewendeten Bemühungen einmüthig verdankt."

So war der Aufstand erdrückt, die Ruhe hergestellt, und wenn gleich eine Art von Schreckenssystem zu herrschen schien, so hatten dennoch die klügern Männer in der Regierung es eingesehen, daß man den zahlreichen Unzufriedenen entgegen gehen müsse. Das Gesetz über die Niederlassungen und andere Verordnungen wurde liberaler oder milder gestaltet, als es im Jahr 1803 wäre beschlossen worden. Ebenso

war das Volk nicht ganz entmuthigt. So wandten sich im Anfa
Jahres 1805 mehrere Kantonsbürger in ihrem Begehren für Erth
von Wirthschaftsrechten an den Landammann von Wattenwil.
Ersten gab er Gehör; aber als sogleich mehrere Andere ihr B
befolgten, wies er sie sämmtlich zurück.

Persönliche Verhältnisse; Arbeiten und körperliches Befinden.

Außerordentlich zahlreich waren die Geschäfte bis in den So
1804; denn bereits hatten auch einige gesetzgeberische Arbeiten beg
mit denen ich beauftragt war. In diesem Jahre und in den drei
Vierteljahren des folgenden Jahres 1805 hatte ich so viel zu ar
daß ich oft nicht vor zwei Uhr zu Bette ging und dennoch des M
nicht spät sein durfte. Daraus entsteht eine gewisse Schwäche, d
besonders dadurch äußert, daß man in Sitzungen, zumal in
weiligen, und wo man nicht mitspricht, leicht dem Schlafe unte
Nicht nur ich hatte gegen dieses Verbrechen zu kämpfen; sondern
der talentvolle Heinrich Füßli und andere thätige Männer w
sehr oft von dieser Forderung der Natur besiegt.

Mein Arzt und noch mehr die Meinigen drangen in mich
sollte durchaus eine Cur gebrauchen; ich hatte dies noch nie g
war bereits Monate lang wie eingeschlossen gewesen und fürchte
würde mich an einem Curorte als einen Gefangenen betrachte
noch hypochondrischer werden, als ich damals oft war. Meinem
schlug ich eine Ausgleichung vor; ich wolle eine Schweizerreise n
und auf dieser so viele Curorte besuchen, als es nur möglich
in den Reiseplan einzureihen. Er lächelte — denn er war kein
werksmäßiger Arzt — und antwortete: „Es kann angehen, wen
es recht machen." Bedenklicher waren die Gesichter der Meinigen
beruhigte die Autorität des Arztes auch sie. Die schönste Witt
begünstigte diese kleine Reise, aus welcher in die Zeitschrift „
von 1805, November-Stück, einige Fragmente und kleine Ge
hinübergegangen sind*). Zum ersten Mal bestieg ich damals de

*) Anm. des Herausgebers. Diese jetzt noch ganz lesenswerthen
mente aus einer Reise durch die Kantone Unterwalden, Bern, Luzern und
stehen anonym in dieser „Monatschrift von deutschen und schweizerischen Gele
Wenn man da liest: „So wie die Gefälligkeiten der Kinder, die Rosen,

: Tage viel besuchten Pilatus, der einst als der berühmteste Berg
:r Schweiz angesehen wurde. Bei günstigen Verhältnissen der Luft
ıd des Windes wurde mir der Genuß des herrlichen Echo auf Bründlen
ı Theil, dem wenige andere gleich kommen.

Vorsitz im Ehegericht.

Im Frühling 1804 war ich zum Präsidenten des Ehegerichtes
ver Matrimonial-Behörde, die sich über den ganzen Kanton ausdehnte)
:wählt worden, zu einer Stelle, die früher nur von älteren Männern,
:n Statthaltern des Bürgermeister-Amtes, bekleidet wurde. Zu der
inmüthigkeit dieser Wahl mochte beigetragen haben, daß einige mich
icht gerne im Verhöramte gesehen hätten, das von Oberrichtern be-
.eidet wurde und ohne diese Ernennung an mich gekommen wäre.
Sie besorgten vielleicht, ich möchte auf die politisch Angeklagten nicht
nmer sehr scharf eindringen. Dieses Präsidium halte ich für eines
er schwersten Aemter, womit ich überhaupt beauftragt worden bin.
Die Menschen zeigten sich nur zu oft von der schlechtesten Seite in
iesen ehelichen Zwistigkeiten, wo in der Regel ein Ehegatte die Fehler

nd Erdbeeren, die das kleine Mädchen anbietet, die Mineralien und Fossilien,
omit der Knabe den Reisenden verfolgt, auf Gewinn berechnet sind — ebenso
nd es auch, ich sage nicht alle, aber doch die meisten freundlichen Mienen und
Blicke; ebenso bei weitem nicht alle, aber doch mancher der so schönen, volltönenden
Gesänge, die man in den Stunden der Dämmerung und der einbrechenden Nacht
or vielen Häusern von Mädchenstimmen hört" —, so erinnert man sich unwill-
kürlich der nach neuesten Katastrophen achtzig Jahre später im Berner Oberlande
ndlich laut werdenden einsichtigeren Aeußerungen. Das Aprilheft von 1805 enthält,
wieder anonym, eine Vorlesung vor der physikalischen Gesellschaft in Zürich über
en Pilatusberg. — Der Freund in Winterthur, Ulrich Hegner, ließ gerade in
:ner Zeit, ebenfalls in der „Isis", eine Reisebeschreibung in das Berner Oberland
rscheinen, und die beiden Correspondenten theilten sich ihre Arbeiten mit. Meyer
on Knonau hatte dabei die Genugthuung, von einem so geschmackvollen und be-
ufenen Beurtheiler bestens anerkannt zu werden. Hegner schrieb am 22. October
1804, indem er auch noch eine Beschreibung jener früheren Reise von 1795 zu sehen
wünscht: „Danach verlangt mich entsetzlich. Es verlangt mich nach dem Inhalt, nach
dem Anfang und Ende der Briefe, nach dem Tone, den Sie damals in Ihrer Schreibart
führten, und nach der Tendenz Ihrer damaligen Aufmerksamkeit; es verlangt mich
auch nach guten Ausdrücken, woran ich weit ärmer bin, als Sie glauben. Ich finde
sie immer nur mit Mühe, und gerade habe ich einen aus Ihrem letzten Briefe für
die Beschreibung des Staubbachs zu nehmen die Freiheit gebraucht."

des andern vergrößert und ausmalt. Man mußte sich mit M
beschäftigen, bei denen entweder Verführung oder Habsucht in de
lichsten Gestalt sich darstellte, oder wo man sah, daß jetzt an die
einer kurz vorher vorhanden gewesenen allzu großen Vertraulich
bitterste Haß getreten sei. Meine Maxime war ungeachtet der
ligen ganz inquisitorischen Gesetzgebung, ohne die dringendsten G
nie mehr Skandal aufzusuchen, als bereits vorhanden oder ein
war. So weit es das Gesetz erlaubte, ließ ich stets den Argl
und den Betrüger das verursuchte Uebel so viel wie möglich ve

An merkwürdigen psychologischen Beobachtungen fehlte es
vorzüglich bei Scheidungsprocessen. Einige Male erschienen vo
Gerichte Frauen, die sich dem Separatismus zugewandt hatt
sich, geleitet durch ihre Ueberzeugungen, von ihren Männern e
hatten. Dies begründete die Scheidungsklage. Einmal gelang
bei der Audienz, die Scrupel zu heben und eine Versöhnung
wirken. Dieses Gelingen reizte mich bei einem folgenden Falle an,
Theologie und meine Beredtsamkeit ganz zu erschöpfen; aber u
Als ich dem Weibchen verschiedene einschlagende Schriftstellen zu be
gegeben hatte und am Ende beifügte: „Betrachtet die schöne W
alle Werke Gottes, die bei Eurem Berufe Euch täglich in die
fallen: Gott will, daß sie genossen werden. Wenn alle Menschen h
würden, wie Ihr, so müßten diese Gaben unbenutzt bleiben od
welken" —, antwortete sie mir schnell: „Seid unbesorgt, Herr Prä
Nicht Viele werden es mir nachthun, und um meinetwillen w
Welt nicht aussterben." Der Mann hatte ein sehr gutes Ze
vergoß viele Thränen über den Irrthum seiner Frau und wußt
dieses Benehmen durch Einflüsterungen fanatischer Verwandten
laßt sei. Er drang zwar auf die Handhabung des Gesetzes, ve
aber, die Frau, wenn sie zu ihm zurückkehre, mit Liebe
nehmen und eine längere Zeit hindurch auf ihre Rückkehr zu w
Das Gesetz begründete Scheidung und Entschädigung. Sie wa
und besaß beinahe nichts, als ihr zugebrachtes Bett. Wir besti
es zur Entschädigung; Thränen flossen über ihre Wangen, a
Urtheil eröffnet wurde. Wir hatten die empfindliche Seite des
gefunden. Ruhige Ueberlegung trat wieder ein; binnen wenigen M
kehrte sie in das verlassene Bett zu dem Ehegatten zurück, der
offenen Armen empfing, und in der Folge erfuhr ich, beide

leben glücklich beisammen, und auch die Wiege habe Bewohner erhalten. — Von andern Scheidungen, die der Richter nicht ohne Bedauern aussprach, erwähne ich nur noch einer. Junge Eheleute wurden nach langen großen Zwistigkeiten zu Tisch und Bette getrennt. Wenige Monate nachher trat ich aus dem Ehegericht, und etwa zwei Jahre später traf ich auf der Landstraße eine junge Bauersfrau an, die stille stand und mich mit den Worten anredete: „Herr Präsident! Wir sind wieder beisammen" —, und als ich, wie billig, meine Freude bezeugte und fragte, warum man nicht zuerst beisammen geblieben sei, war die Antwort: „Denkid, drü Wiber in einer Chuchi." Mir wurde nun erklärt, eine Schwiegermutter, die Tochter des Hauses und die Schwiegertochter hätten sich in einer Haushaltung nicht vertragen können, und ein allgemeiner Zwist sei daraus entstanden, was man dem Richter nicht so habe sagen und erklären können; unerwartet sei die Schwiegermutter gestorben und dadurch der Friede in die Haushaltung zurückgekehrt.

In einer solchen richterlichen Laufbahn hat man oft den Anlaß sich zu überzeugen, daß die Unmöglichkeit der Scheidungen und Leichtigkeit derselben zwei Uebel seien, von denen schwer zu sagen ist, welches das größere sei. Soll der Sittlichkeit, dem Wohl der Kinder und der Heiligkeit der Ehe überhaupt Rechnung getragen werden, so muß die Trennung möglich, dies aber nur aus richtigen Gründen gestattet sein. Da, wo noch Sittlichkeit vorhanden ist, muß die öffentliche Meinung wesentlich wirken, und ein geschiedener Ehegatte, der nicht volles Recht auf seiner Seite hat, sollte diese öffentliche Meinung zu fürchten haben.

Umarbeitung des Matrimonial-Gesetzbuches.

Schon etwa sechszehn Jahre früher war eine Umarbeitung des Matrimonial-Codex beschlossen worden. Der Pfarrer Lavater und mein Vater waren in der Zahl der Beauftragten. Allein in den Achtziger und Neunziger Jahren wurde eine solche Arbeit als höchst schwierig angesehen, und man blieb bei den ersten Versuchen stehen. Der Pfarrer Salomon Heß, Verfasser mehrerer Schriften, der zu verschiedenen Malen eines der wechselnden Glieder dieses Tribunals gewesen war, und ich wurden nun von der Regierung aufgefordert, Entwürfe zu verfertigen. Der meinige erhielt den Vorzug und ist die Grundlage

des 1805 angenommenen Gesetzbuches, doch so, daß er Zusätze, änderungen und Wegschneidungen erfuhr, die nicht immer sei stimmtheit und Zweckmäßigkeit vermehrten. Zu den weggel Theilen gehört auch der Gedanke, daß bei einem Paternitätsfal Nachforschung stattfinden solle, wenn gezeigt werden könne, d die Verpflegung und Erziehung des Kindes durch eine bes Summe gesorgt sei. Diese Arbeit gebot mir, mit den älteren G über diese Materie mich bekannt zu machen. Solche Forschungen oft gleichsam in andere Welten. — Hier erwähne ich nur zwei Entdeckungen. Gleich nach der Aufstellung des ersten Matri Codex zur Reformationszeit wurde er eine längere Periode h jährlich vier Male von der Kanzel verlesen. Noch in der zweiten des vorletzten Jahrhunderts sagte der Artikel der ehegerichtliche ungen, der von den Advocaten handelt, die man damals „Redner" (Redner-Ordnung S. 62): „Sie sollen sich in den Wirthshäus den Parteien nicht überfüllen, damit sie die Sachen mit Gru Vernunft fürtragen können, alles bei der errichteten willkürliche die Richter sollen dann auch, wann sie es zu grob machen r Gewalt haben, sie mit mehreren Ernst züchtigen zu lassen. Den P dürfen sie nicht mehr als einen dicken Pfennig (16 Schilling) z abfordern."

Erwählung in den Kleinen Rath; andere Rathsherrenwahlen.

Wie mit einem Schlage wurde ich aus dem Obergerich ich in einer nicht unwirksamen Stellung mich befand, herausg doch vorher noch Einiges zur Einleitung.

Im December 1804 mußten vier Stellen des Kleinen wieder besetzt werden, weil vier Mitglieder zur nämlichen Z zurückgezogen hatten, drei wegen ihrer häuslichen Verhältnis vierte, Bodmer von Wülflingen, wegen Mißmuthes. Er hatt Zeit im Ausland zugebracht, war ein Mann von Kopf und denem Charakter; schon vor der Insurrection, während derselb der Bildung des neuen Großen Rathes und bis in das Jah hatte er sich als ein fester Aristokrat gezeigt. Aber einige Ges ihm mißfielen, und das Verfahren gegen die Aufgestandenen im ling und Sommer von 1804 stimmten ihn um und reizten ihn

er nicht selten den Demokraten beitrat und ihre Anträge unterstützte. Gleichwohl besuchte er fortwährend die Versammlungen auf der Schneider-Zunft während der Sitzungszeit des Großen Rathes, bis ein Mitglied zu ihm sagte: „Herr Rathsherr! ich hätte Sie bei Strickler zu finden geglaubt." Dies entschied seinen Rücktritt. — Man hörte jetzt Eingeweihte sagen, es sei gegenwärtig um Mehreres nicht zu thun, als um Leute, auf deren Votum man unbedingt rechnen könne. Gleichwohl versah man es ein wenig; denn einer der vier Gewählten, ein durchaus rechtschaffener Mann, wagte es, und zwar später noch mehr, als im Anfange, seiner Ueberzeugung zu folgen und bisweilen anders zu stimmen, als der Ton von oben her kam.

Gleich nach jenen vier Wahlen ließen die schwankenden Gesundheitsumstände zweier anderer Mitglieder neuen Erledigungen entgegen sehen. Schon hörte man hin und wieder sagen, der Oberst Ziegler werde Rathsherr werden. Gleichwohl war er nicht Mitglied des Großen Rathes, was als Bedingung der Wahlfähigkeit erfordert wurde. Sein Name befand sich mit denjenigen von 36 Andern, die 1803 von den Zünften auf die Liste der Candidaten des Großen Rathes gewählt, aber bisher noch nicht waren ausgeloost worden. Man hieß dies: „Er ist noch im Sack" —, weil die Namen in einem zugesiegelten Sacke aufbewahrt wurden. Am 12. December 1804 mußte an die Stelle des Hauptmanns Heinrich Meister von Benken ein neues Mitglied in den Großen Rath ausgeloost werden. Gemäß der gesetzlichen Vorschrift wurden die Zeddel in der Versammlung verificirt, dann wieder in den Sack geworfen, der in einer cylinderförmigen Mappe aus Pappendeckel hing. Der Präsident rief den Gerichtsherrn Paul Heß, einen allgemein als durchaus rechtlich bekannten Mann, auf, um durch Herausziehung eines Candidaten den Großen Rath zu vervollständigen. Man mußte zu diesem Geschäfte mitten in den Saal treten. Der Staatsschreiber hielt ihm den Cylinder hin. Heß griff mit dem ganzen Vorderarme hinein, zog einen Zeddel heraus, reichte ihn hin, und es wurde verlesen: „Herr Oberst Jakob Christoph Ziegler." Es gehört in die Reihe der Möglichkeiten, daß dies alles sich von selbst ergab; allein die Meisten vermutheten, der Staatsschreiber habe nach Verlesung der Namen der Candidaten eine Anzahl in Bereitschaft gehaltener J. Ch. Ziegler in den Sack gelegt, oder es seien in dem Sacke zwei Fächer angebracht gewesen und nur dasjenige, welches die zur Wahl bestimmten Namen

enthielt, dem Ziehenden hingehalten worden. Dies war leicht m
weil der Staatsschreiber den engen Cylinder oben mit beiden H
fest hielt, indeß der Ziehende, um nicht den Schein zu geben, er
einen Stimmzeddel aus, mit abgewandtem Angesichte in den Sack
Der Ausgelooste war abwesend und mithin, wie sich übrigen
selbst verstand, von jedem Verdachte frei. Aber man erinnerte si
daran, daß, als 1797 der erste Austritt aus dem französischen
torium bevorstand, Jedermann gesagt hatte, Letourneur werde h
fallen. Er zog die Kugel, die den Austritt bezeichnete, obgle
Ziehenden Handschuhe trugen. Sie hatte, wie man nachher
vorher im siedenden Wasser gelegen und war daher, auch ung
des Handschuhes, von den anderen zu unterscheiden.

Im Frühling des Jahres 1805 starb der Rathsherr Felix
und nun wurde am 13. Mai an seine Stelle Ziegler gewähl
durch seine militärischen Kenntnisse und andere Eigenschaften seine
rechtfertigte. — Nicht lange nachher starb auch der Rathsherr
Beinahe drei Monate verflossen, ehe die neue Wahl erfolgte
wechselte mit keinem meiner Bekannten ein Wort über die W
besetzung. Man hörte von einem älteren Manne aus Zürich, d
Vielen befreundet war, und von einem andern aus Winterthur sp
der auch schon in öffentlichen Geschäften gearbeitet hatte, rechtsc
doch ein wenig Sonderling war, dabei aber, wenn er nach Zür
kommen wäre, einem bereits für ihn ausersehenen Kostherren die S
sorgen würde erleichtert haben. Man trank dem ersten in einer
lichen Gesellschaft als künftigem Rathsherrn zu, was mein Ohei
dabei zugegen war, mir erzählt hat.

Immer noch war ich von den beiden Versammlungsort
Mitglieder des Großen Rathes weggeblieben, um unabhängig zu l
indeß von Zeit zu Zeit solche, die 1803 den Strickler'schen Ve
lungsort besucht hatten, denselben verließen und in das Schwei
Caféhaus hinübergingen. Vor der Versammlung des Großen
kam der gewesene Statthalter Rutschmann von Eglisau zu mi
mir anzukündigen, ich werde mit Nachdruck in die Wahl g
werden. Er setzte hinzu, daß mehrere Mitglieder sich gestern
in der Versammlung der Großräthe auf der Schneidern lau
gesprochen hätten, man wolle nicht immer sich die Wahlen vor
lassen. Ich antwortete ihm, ich wünsche die Stelle nicht; im

gerichte sei ich geachtet und habe eine angemessene Wirksamkeit; im Rathe seien jetzt alle Hauptrollen vertheilt, und nur hinten im Chor mitzusingen, sei wenig befriedigend; ich wisse, daß viele Glieder des Kleinen Rathes mich ungerne eintreten sehen würden; u. s. f. Auf dem Rathhause erhielt ich noch einige Winke und entschloß mich, der Wahl den Lauf zu lassen. Während die Stimmzeddel eingezogen wurden, setzte ein angesehener Mann, dessen Tochter einen Scheidungs-Proceß hatte, sich neben mich und war von dieser Angelegenheit so eingenommen, daß er über seinem Vortrage das Verlesen der Namen nicht zu beachten schien. Ich selbst konnte mich nicht enthalten, meine Aufmerksamkeit von Zeit zu Zeit auch auf den Wahlact zu richten. Es war damals nicht üblich, sich zu entfernen, und als der präsidirende Bürgermeister mir die Ernennung anzeigte, mußte ich meinem Nachbar einen leisen Wink geben, ich sei genöthigt, aufzustehen und mich zu erklären. Ich nahm die Wahl, zu welcher die demokratische Partei viel beigetragen hatte, an, gab dadurch meiner zwölfjährigen richterlichen Laufbahn den Abschied und ging nach Beendigung der Sitzung des Großen Rathes mit meinen neuen Collegen in das Rathszimmer hinüber, um an der sogleich nachfolgenden Rathssitzung Theil zu nehmen. Es war der 13. September 1805. Am Abend ging ich nach Bocken, wo meine Gattin und meine Kinder sich befanden. Am nämlichen Tage war Usteri mit einer Familie aus Luzern dort gewesen und hatte meiner Frau erzählt, er habe der Wahl nicht beiwohnen wollen: es werde ohne Zweifel irgend ein Ja-Herr gewählt werden. Ich war länger als eine Stunde angekommen, als meiner Frau die Wahl einfiel und sie mich fragte: „Was für ein Narr ist Rathsherr geworden?“ „Ich“, war meine Antwort und groß die Verwunderung meiner Frau.

Ausflüge nach dem Curorte Bocken und in größere Entfernung.

An diesem ausnehmend schön, auf der Höhe oberhalb Horgen, gelegenen Orte brachten meine Frau und meine Kinder von 1803 bis 1807 jährlich einige Wochen zu. Ich besuchte sie oft daselbst, so daß ich vielmals die Stadt oder den Curort verließ, wann schon die Lichter brannten, oder ich kam oft dort oder in Zürich an, ehe die Sonne am Horizont stand. Wenn der Himmel und der Erdboden ganz günstig waren, legte ich den Weg vom Schanzengraben zur Bocken in zwei

Stunden und 35 Minuten zurück. Niemals begegnete mir etwas
angenehmes, und obgleich ich 1804 viele Leute aus der Gegen
Oberrichter beurtheilen mußte, nahm ich nie wahr, daß Jemand
gegen mich versucht hätte, obgleich man mich kannte und wußte
ich hin und her ging. Einmal, als ich bereits im Herbstmonat
Jahres an einem Sonntage, Nachmittags, aus Bocken noch den
Rohnen besuchte, war der brave Doctor Stocker am Abend über
Ausbleiben ein wenig ängstlich geworden und mir, nachdem schon
die Nacht eingebrochen war, eine Strecke weit entgegen gekomm

Diesen Aufenthalt der Meinigen in Bocken benutzte ich da
Mal, um eine kleine Schweizerreise von dort her zu beginnen
andere Mal, um eine solche daselbst zu schließen. — Aus der
hebe ich nur ein kleines Abenteuer heraus und füge diesem ein
merkung bei. Es war um die Mitte des Herbstmonats, als i
Morgens nach sechs Uhr Schwyz verließ, um nach Glarus zu
Ich dachte in einer Sennhütte zu frühstücken, entdeckte aber,
eine Stunde weit über Muottathal bergan gestiegen war, da
Alpen schon verlassen seien. Mehrere Stunden lang traf ich
Menschen an, und zu dem ersten Mißgeschicke gesellte sich no
zweites. Beim Herabsteigen von der Höhe des Pragelpasses na
Ostseite ließ mich ein scheinbarer Fußsteig den wirklichen ver
ich kam vor dem Gehölze an das Bachufer hinunter, glaubte dor
Spuren eines Weges zu verfolgen, machte mich auf die Felsentri
hinaus und war endlich genöthigt, im Bachbette mehrere h
Schritte weit von einem Ufer auf das andere hinüber zu steigen,
mit der klaren Aussicht, daß, wenn mir ein Fuß entgleisen u
hinunterstürzen würde, hier jede Spur meines Daseins verloren
Sehr willkommen war mir endlich der Anblick eines sicheren
und Weges, der mich nach Richisau und an den Klönthaler See
und unter Donner und Blitz hielt ich meinen nächtlichen Einz
Hauptflecken Glarus, den ich zum ersten Male betrat. Er mach
seinen Umgebungen am folgenden Morgen auf mich den Eindru
wäre die Welt hier tausend Jahre älter, als in der übrigen S
Der ernste düstere Schiltberg trug hiezu unstreitig das Meis
allein damals war auch die Bauart und das Aeußere der
noch sehr ältlich, und zu jener Zeit trug ein großer Theil der n
begüterten Einwohner Kleider, die auf dem Trödel zu Züri

anderswo erkauft worden waren. Seither hat sich dies sehr geändert. — Von der andern kleinen Reise seien nur zwei Wahrnehmungen erwähnt. Ich besuchte von Constanz aus zum ersten Male die merkwürdige Insel Mainau. Man hatte mich auf den Steg hingewiesen, weil der Schiffer nicht zugegen sei*); allein ich war nicht weit fort geschritten, als ich mich an den Eisenstab in Wieland's Maulthierzaum erinnerte. Der schmale Balkensteg war glatt getreten, vom Regen ganz glitschig und das damalige Geländer so lose, daß, wer sich hätte halten wollen, dasselbe ohne Zweifel würde fortgerissen haben. Die Blicke in den See gewährten auch dem Schwimmer wenig Beruhigung, weil es an mehreren Stellen schien, man könnte leicht im Schlamme stecken bleiben; doch war nichts übrig, als guten Muthes den Gang zu vollenden. Bei einem späteren Besuche fand ich alle diese Dinge weit befriedigender. — Auf der nämlichen Reise hatte ich eine Ueberraschung. Ich schlug von Trogen den Weg über Rüthi ein, um nach Altstätten zu gehen. Mit einem Male verlor sich das reinliche Außerrhoden. Ich erkannte zwar an den Bewohnern der von mir betretenen Gegend noch Aehnlichkeit der Physiognomie mit den Außerrhodern; aber das ganze Auftreten war ein kräftigeres und derberes, und wie ich jetzt auch Weibspersonen erblickte und deren Kleidung sah, fand meine Verwunderung schnell ihr Ende. Ich merkte, daß ich in dem von Außerrhoden eingeschlossenen, aber zu Innerrhoden gehörenden Oberegg und Hirschberg sein müßte, die ich mir mehr rechts liegend gedacht hatte. Es ist ungemein bemerkenswerth, wie ein Zeitraum von etwas mehr als zweihundert Jahren durch eine gänzliche Absönderung und eine entgegengesetzte Richtung des Geistes und der Thätigkeit nicht nur in der Bauart und dem Anbau der Gegend, sondern auch in der Kleidung und selbst in dem Aussehen der Menschen auffallende Verschiedenheiten hervorbringen kann, die, wenn sie gleich nicht in jedem Einzelnen sich entschieden aussprechen, doch im Zusammenhange bald offenbar werden.

---

*) Anm. des Herausgebers. Noch in den Sechszigerjahren war die Insel, zu der jetzt eine bequeme Fahrstraße hinüber führt, nur durch den damals allerdings sichereren Fußsteg mit dem Festlande verbunden.

Stellung im Kleinen Rathe.

Nach meinem Eintritt in den Kleinen Rath sah ich meine !
aussicht erfüllt. Ich bemerkte nur zu deutlich, daß ich mehreren m
Collegen nicht willkommen war, und auf eine possierliche Weise m
einer der Entschiedensten davon in meiner Gegenwart sich ausspre
Vor der Rathssitzung, die Reinhard in der Regel eine starke Vie
stunde nach dem Glockenschlage begann, indeß seine Collegen nu
häufig zum Leidwesen Vieler die halbe Stunde eintreten ließen,
man auf meinen Wahlgenossen aus Winterthur zu sprechen.
S . . . . . jetzt zu Hause?" — fragte Jemand, und gleich antwo
ein Anderer: „Ja; aber es ist nicht meine Schuld. Ich haben
gedient." *) Jetzt bemerkte man meine Gegenwart, und es wurde n
Aufgabe, dem Gespräche ein neues Leben zu geben. — Ich bewarb
um keinen Platz in den erledigten Commissionen und gewann da
zwei Monate lang so viel Zeit, daß ich mich mit den Rathsprotok
und den Missiven (Correspondenz-Büchern) bekannt machen ko
Endlich wurde ich dem Finanzrathe zugetheilt und auch dem Abge
Departement beigeordnet. Bald vernahm ich, einige Tonangeber h
sich geäußert, man müsse Meyer nicht aufkommen lassen. Dies hin
mich nicht, über viele Gegenstände mitzusprechen, aber mit geri
Erfolge, wenn meine Ansicht nicht mit derjenigen bedeutender Mä
zusammentraf. Es kann sein, daß sie nicht die bessere war; aber
Zeit zu Zeit sagte mir mein Gefühl und hinterher bisweilen ein Col
die meinige sei nicht die schlechtere gewesen. Ich war noch nicht l
im Rathe, als der Erfolg eines Geschäftes bewies, daß mein An
nicht der unrechte gewesen war. Zu dem geringern Einflusse, den
Votum hatte, mochte beitragen, daß ich mich bei den vielen Fragen
die Parteiungen damals noch sehr in's Spiel kamen, nicht ausschlie
an eine Partei hielt und eben so oft mit Usteri und Rebmann,
mit Reinhard, Finsler, Rahn, Hirzel u. s. f. stimmte. Dies
die Folge, daß jene mich nicht als einen der Ihrigen, diese als
Gegner ansahen.

Nach meinem Eintritte in die Finanz-Commission fiel es

---

*) Die Stimme gegeben.

bald sehr schwer auf, daß seit dem Beginn der Mediations-Regierung noch keine Staatsrechnung war gestellt worden. Ich erkannte, daß nicht gefährliche Absichten, wohl aber daß Mangel an Thätigkeit die Ursache davon war; aber ich fand, daß dies den Behörden zum Vorwurfe gereiche. Meinen Mahnungen wurde geantwortet, die Menge der laufenden Geschäfte mache eine solche Arbeit für einmal noch unmöglich. Ich wandte mich an einzelne Collegen und vermochte sie von der Richtigkeit meiner Forderung zu überzeugen. Sie unterstützten mich nachdrücklich, und im Frühling 1807 wurden die Rechnungen der Jahre 1803, 1804 und 1805 dem Großen Rathe vorgelegt.

Gleichwohl waren meine Vorschläge oft ohne Erfolg. Oft hörte man klagen, daß man den Abschied der Tagsatzungen zu spät erhalte und nicht mehr die nöthige Zeit habe, um die Verhandlungsgegenstände hinlänglich zu prüfen und die angemessenen Instructionen auf die nächste Tagsatzung durch die verschiedenen Behörden berathen zu lassen. Ich sagte einst, es möchte wohl das beste sein, den Abschied drucken zu lassen. Einige ältere Staatsmänner befremdeten sich sehr über diesen Vorschlag, den man als leichtsinnig ansah, so daß man mir zu bedenken gab, wie leicht auswärtige Gesandte oder Unberufene im Innern sich solche Exemplare verschaffen könnten. Ich meinte, vorerst wäre keine große Gefahr hiebei zu besorgen, und Unterschleife seien sehr leicht, wenn ein Dutzend Copisten in eben so viel Dachstübchen die Abschiede anfertigen, u. s. f. Es gelang mir nicht, meinen Vorschlag und mich selbst zu rechtfertigen. Gleichwohl mußte man dieses Aushülfemittels sich bald bedienen, und schon 1821 wurde beschlossen, die Abschiede drucken zu lassen, wodurch man den Abschied früher erhielt und den Vortheil erreichte, mehrere Exemplare zu seiner Verfügung zu haben.

Dem Obergerichte waren durch ein Gesetz vom 27. Mai 1803 sechs Suppleanten aus der Mitte des Großen Rathes beigeordnet. Es war nicht immer leicht, tüchtige Männer für diese nur wenig beschäftigte Beamtung zu finden, und man war genöthigt, ökonomische Beamte, Kaufleute, Aerzte, u. A. m., an diese Stellen zu wählen, die nicht selten nach einigen Jahren in das Tribunal aufgenommen zu werden wünschten und, durch ihre Anstellung gehoben, gewählt wurden, ohne immer die Lücke auszufüllen. Dies bewog mich, darauf anzutragen, daß auch Mitglieder der Bezirksgerichte, was bisher als unzuläßlich war betrachtet worden, zu diesen Stellen den Zutritt haben sollten.

Nach langen Kämpfen kam endlich ein Gesetzesvorschlag zu Sta
der die Vereinbarung der Bezirksrichterstelle mit derjenigen ei
Suppleanten des Obergerichtes aussprach; allein er wurde durch
Zusammenwirken verschiedener Oppositionen am 24. Mai 1811
worfen.

Commission der administrativen Streitigkeiten.

Mein großer Stein des Anstoßes war die Commission der
ministrativen Streitigkeiten, die einen sehr weiten Geschäftskreis
halten hatte, weil sie nicht nur die administrativen Streitigkeiten
urtheilte, sondern alle Begehren für privilegirte Berufsarten untersi
und Anträge darüber stellte, wie über Wirthshäuser, Pintenwi
schaften, Schmiden, Ziegelbrennereien, jede Art von Mühlwerken u.
Endlich wurde sogar die Verleihung der dem Staate zugehöre
Fischereien durch einen Rathsbeschluß der Finanz-Commission a
nommen und der Commission der administrativen Streitigkeiten ü
tragen. Das erste geschah, um so viel wie möglich Leuten, d
man Dank schuldig war, einige Vortheile zuzuwenden, das andere,
gewissen Personen diejenigen Fischereien, die sie zu pachten wünsc
ohne Concurrenz zukommen zu lassen. Es war ungefähr im zwe
Jahr nach meinem Eintritt in den Kleinen Rath, daß der Bür
meister mir die Anfrage oder das Referat in einer Appellation
ein Urtheil der Commission der administrativen Streitigkeiten übert
Nach meiner innigsten Ueberzeugung machte ich einen Antrag, der
dem Urtheile der Commission wesentlich abwich. Ich fand in
Umfrage, die damals gebräuchlich war, zuerst einige Unterstütz
aber bald entstand eine sichtbare Gährung. Die Glieder der Commis
vertheidigten auf das heftigste ihren Antrag; die entschiedenen Pa
männer nahmen den lebhaftesten Antheil und auch mehrere der
mäßigteren durften nicht zurückbleiben. Man gab zu verstehen, es
hier um allgemeine Grundsätze zu thun, und nach der Sitzung w
ohne Hehl, aber auch ohne Grund ausgebreitet, ein Sieg in sol
Dingen könnte leicht den Patrioten ein Uebergewicht verschaffen. I
hatte sich so in den Gedanken hineingewiegt, die Commission der
ministrativen Streitigkeiten sei eben so sehr, als die Polizei-Commiss
ein Werkzeug, durch welches man den gefährlichen Leuten die A

samkeit benehme. Jetzt wurde die Form des Verfahrens geändert, und um zu verhüten, daß ein Uneingeweihter als Referent sich unmittelbar in einen Urtheilsspruch mischen könne, fällte die Commission der administrativen Streitigkeiten beinahe nie mehr Urtheile über wichtige Fälle, sondern brachte Anträge an den Kleinen Rath, der alsdann entschied. Es dauerte viele Jahre, ehe irgend ein Antrag dieser einflußreichen Commission durchfiel. Durch die Wahl des Oberrichters Homberger von Wermatswil in den Regierungsrath 1806, eines Mannes, der kaum erträglich schreiben konnte, dagegen aber einen seltenen Scharfsinn, große Klugheit und viele Geschäftserfahrung besaß, hatte die Minorität im Kleinen Rathe Unterstützung erhalten; aber zum Durchgreifen war sie noch viel zu schwach. Erst als Hotz von Hittnau, dann Muralt, Spöndli, Kaufmann und noch einige andere Männer eingetreten waren, bildete sich bisweilen ein kräftiger Widerstand. Privilegirte Gewerbe waren bisher ohne Ausnahme ertheilt oder abgeschlagen worden, wie der Antrag der Commission es wollte, wenn auch noch so starke Gründe dagegen konnten angeführt werden. Die heftigsten Kämpfe entstanden von Zeit zu Zeit durch Bewerbungen um Ziegelbrennereien oder Oelmühlen=Gerechtsame, die beinahe immer abgewiesen wurden, weil einige Besitzer von solchen begünstigt waren. Mochte man immer sagen, das Verhältniß der Ziegelbrennereien habe sich gänzlich geändert: bei ihrer Entstehung sei das flächere Land mit Strohdächern, der bergige Theil mit Schindeldächern angefüllt, die Gebäude seien weit weniger zahlreich gewesen, und die Zieglerwaaren seien nicht, wie Seide und Colonialwaaren, leicht in die Ferne zu führen, vielmehr der Transport des Kalkes oft eine gefährliche Sache —; dennoch zog man beinahe immer den Kürzern. In Hinsicht auf die Oelmühlen sagte man ebenso umsonst, man müsse die Pflanzungen von Oelgewächsen bei uns befördern, u. s. f., u. s. f. Es war auch Regierungsmaxime, Wirthschaften, Fleischbänke u. dgl., wenn eine solche nothwendig befunden wurde, in der Regel nicht den Gemeinden zu ertheilen; sondern man gab sie Privaten, obgleich wir vorstellten, daß die Oekonomie der Gemeinden unterstützt werden könnte, während so jetzt ein Einzelner des Vortheiles genieße. Mehrere Jahre verflossen, ehe wir hin und wieder eine Ziegelbrennerei oder eine Oelmühle entstehen machen oder einer Gemeinde eine Metzg (Fleischbank) oder eine Wirthschaft zukommen lassen konnten. Sobald dies in einem

Falle geschehen, ein Sieg von unserer Seite gegen die allgem
Commission erfochten war, wurde die Commission klug und b
von Zeit zu Zeit liberalere Anträge.

Zunftgerichte.

1806 wurde ich in die Justiz=Commission aufgenommen
nachher in die ihr untergeordnete Notariats=Commission. Bald erl
ich da die Nachtheile der Zunftgerichte, und daß sie die Zah
Rechtshändel vermehren, indem das Volk sich wenig oder nichts d
macht, einen solchen vor dieser Behörde anzuheben, der, einma
gefangen, nur zu oft an die höheren Instanzen fortgeführt wird.
Zunftgericht, als eine nur wenig beschäftigte Behörde, kömm
Streitenden oft beinahe entgegen und verwickelt den Proceß noch
Der stärkste Vertheidiger der Zunftgerichte war der rechtschaffene Z
herr, nachherige Bürgermeister Wyß. „Müssen wir jetzt schon",
er, „in der Regel wöchentlich zwei Male Justiz=Commission h
so würden wir, nach deren Abschaffung, unter der Last der Ge
vollends erliegen." Ich erwiderte ihm oft, ein fünftes oder f
Rad halte den Wagen nur auf, und als es bei der Veränderun
Verfassung 1814 gelang, diese Zunftgerichte zu beseitigen, vermin
sich die Geschäfte der Justiz=Commission so sehr, daß nur un
zu vierzehn Tagen eine Sitzung gehalten werden mußte.

Straßen-Departement und Domänen-Departement; Rathsherr Rebmann.

1811 wurde ich dem Straßen=Departement zugeordnet und
nachher auch dem Domänen=Departement, wo ich, mit Rebman
zahlreichen Domänen und die großen Vorräthe von Wein und G
zu beaufsichtigen hatte. Rebmann war selbst von Jugend an Lan
gewesen, kannte die meisten Zweige der Landwirthschaft praktis
war als rationeller Kopf für jede Verbesserung empfänglich *). W
wir unsere Geschäfte an den Seeufern, so ging ich beinahe nur sch

*) Anm. des Herausgebers. Der schon oben S. 84 erwähnte
Rudolf Rebmann war 1759 geboren und starb 1837, nachdem er 1834 a
Regierungsrathe seinen Rücktritt genommen hatte.

hinter ihm her, um von ihm zu lernen; sobald wir aber in andere Theile des Kantons oder in unsere Besitzungen im Thurgau hinkamen, so fühlte ich mich wieder berechtigt, auch ein lautes Wort zu sprechen. Als Bewohner des Seeufers, wo die Landwirthschaft beinahe wie Gartenbau betrieben wird und alles in höchster Vollendung steht, war er meistens ungehalten oder doch nicht ganz zufrieden, wenn anderswo nicht die nämliche Vollkommenheit der Bearbeitung sich zeigte, und hier erlaubte ich mir, ihn aufmerksam zu machen, daß da, wo 20, 50 oder wohl gar 100 Jucharten Land angebaut werden müssen, jene höchste Vollendung unmöglich sei, weil der Landbau bisweilen so wenig einbringt, daß allzu große Anstrengungen nicht bezahlt werden, und weil manchmal auch die Zeit und die Mittel zu Verbesserungen fehlen. In diesem Geschäftskreise befestigte ich mich immer mehr in einigen schon früher gewonnenen landwirthschaftlichen Ueberzeugungen. Eine derselben bestand darin, daß bei einer großen Ackerwirthschaft, insbesondere bei beschränktem Wiesenbau, der Bauer sich und sein Vieh abmüde, daß seine Kräfte nicht einmal hinreichen, das Ackerland rein zu halten und zu düngen, daß hingegen, wenn entbehrliches Ackerland in Wiesen verwandelt oder mit Futterkräutern besäet oder auch zu schwarzem Stroh (Carex) angelegt werde, wenn nämlich Wasser vorhanden ist, auf dem übrig gebliebenen Feld eben so viel Getreide und Stroh, bisweilen noch mehr gewonnen werde könne, als vorher*). — Ein anderes Ziel meiner Bestrebungen war, an schicklichen Orten die Holzpflanzungen zu vermehren. Hier hatte man großen Widerstand zu bekämpfen. Viele tüchtige Männer, selbst Rebmann, sahen es zuerst als eine Art von agronomischer Sünde an, angebautes Land wieder Wald werden zu lassen, was man beinahe als gleichbedeutend mit Wüste ansah. Der entlegene Berghof Etzensberg und der schattige Sennscheuerhof am Fuße des Kiburger-Berges, wo kostbare Bauten bevorstanden und wo die Rechnungen zeigten, daß diese Besitzungen während dreißig Jahren im Durchschnitte nichts oder beinahe nichts eingebracht hatten, wurden nach langen Untersuchungen und Berathungen in Waldungen verwandelt, die an andere Staatswaldungen sich anschließen und bei den steigenden Holzpreisen in der Folge diese Veränderung rechtfertigen werden. Finsler sagte einst in einer Rathssitzung, man sollte bald glauben, der Senn-

---

*) Seit geraumer Zeit erfreue ich mich, daß dies von Vielen begriffen wird.

scheuerhof läge in Neu=Zembla. Ich antwortete, mir scheine es
er sei nahe bei Spitzbergen. Bei einem noch wichtigeren Falle w
ich aus dem Felde geschlagen. Als der große Roßbergerhof bei
der beinahe 300 Jucharten in sich faßt, in ein Erblehen verwa
werden sollte, drang ich darauf, daß ungefähr 200 Juchart des
legeneren Landes, die im Durchschnitt zu 13 bis 14 Gulden ge
waren, zurückbehalten und zu Waldung bestimmt würden. Dies g
nicht, weil man sagte, es wäre Schade für das Land und es w
zu viel am Capital verloren werden, ehe der Wald benutzt w
könnte. Jetzt haben die Besitzer selbst einem großen Theile davon
Bestimmung gegeben.

Das Straßen=Departement hatte in jener Zeit weit weniger A
als gegenwärtig; allein es ist ungerecht, wenn man das einer Abne
der damaligen Regierung gegen die Veranstaltung besserer Ve
ungen zwischen den verschiedenen Landestheilen zuschreiben will. (
damals war es eine Aufgabe, die jährlichen Bedürfnisse durch di
wöhnlichen Einkünfte zu bestreiten. Eine Umgestaltung des Best
des Staatsvermögens, wie sie nun stattgefunden hat, war fü
Zeit zu riesenhaft, zum Theil auch unmöglich, weil man der Sch
und vieles Anderen bedurfte *). An eine Vermehrung der Auf
hätte man sich nicht gewagt, und ein Expropriations=Gesetz würd
größte Gährung herbeigeführt haben. Gleichwohl wurden die H
straßen in gutem Zustande erhalten und noch einige Landstraße
Thätigkeit begonnen, wie die Tößstraße und die Kemptstraße,
achtet leicht zu berechnen war, daß sie dem Interesse der Stadt Z
nicht zuträglich seien; hiezu kam diejenige über Albisrieden nach Kn
Die gefährliche Stelle bei Wädenswil wurde beseitigt. Die Anl
einer Straße bei Herrliberg längs dem Seeufer war an der T
ordnung. Eine vollständige Durchführung von Straßen an d
Seeufern aber würde eine allgemeine Aufregung, namentlich be
Güterbesitzern, hervorgebracht haben. Die damaligen Techniker w
geschickte, aber ängstliche Männer, die eine Scheu vor eingreif

*) Anm. des Herausgebers. Das ist aus der Vergleichung der Z
und nach 1830 zu verstehen. Insbesondere wurden 1831 durch die neue Verf
die Verwandlung der Oberämter in Bezirke, die Schlösser, in denen die
amtmänner bisher gewohnt, entbehrlich.

Maßregeln hatten. Als die Tößstraße bis gegen Turbenthal vorrückte war die Rede davon, vier hölzerne Brücken zwischen jenem Dorfe und Saaland anzulegen und die Straße abwechselnd eben so oft von einem Ufer an das andere hinüber zu führen. Ich drang immer darauf, man sollte am linken Tößufer den Fluß abdämmen und dort die Straße durchgehen lassen. Man entgegnete mir, der Fluß sei zu reißend, das Gelände ungünstig, und man behauptete, der Schnee würde in jener Gegend bis in den Mai hinein liegen bleiben und die Verbindung erschweren, und dergleichen mehr. Glücklicher Weise machte Reinhard endlich einen Ausflug in jene Gegend und gab bei seiner Rückkehr meinem Gedanken Beifall. Einige tüchtige Männer, die mir bereits zugestimmt hatten, faßten neuen Muth, und bald kam die Arbeit zur Ausführung, ohne daß die geweissagten Uebel eintraten. — Mit einigen anderen Vorschlägen gelang es mir weniger. In jener Zeit war an ein Schleifen der Schanzen oder an eine Straße, wie die sogeheißene Rämi=Tannenstraße, nicht zu denken. Man fuhr mit zwölf bis dreizehn Grad Steigung von der Neumarktgasse nach Oberstraß und von da wieder mit starker Steigung an dem Abhang des Geißberges nach Schwamendingen *). Beinahe zwanzig Jahre lang trug ich auf einen Durchschnitt aus der Schwamendinger Straße nach Unterstraß an. Reinhard wurde allmälig auch diesem Vorschlage günstig. Zufälliger Weise war er Augenzeuge eines Unglücksfalles, der sich zutrug, als die gehemmten Räder eines schweren Frachtwagens an der sogeheißenen Halseisenstraße los wurden, dieser bis in den Neumarkt hinunterrollte und den Fuhrmann zerquetschte. Jetzt drang er auf schnelle Abhülfe. Schon war jener Durchschnitt von Unterstraß nach der Schwamendinger Straße beschlossen, als die Staatsveränderung von 1830 eintrat. Gegenwärtig ist das Bedürfniß auf eine andere Weise befriedigt.

Einzelne Unannehmlichkeiten und mein schwaches Gesicht ließen mich einige Male an den Austritt aus diesem Geschäftsfache denken; aber Hans Konrad Escher, von dessen Eintreten in die Regierung ich später sprechen werde, ermunterte mich wiederholt, bei demselben zu bleiben. Ich hatte einst zu ihm gesagt: „Ich bin ein seltsamer Straßenaufseher, weil mich mein schwaches Gesicht manchen Uebelstand nicht

---

*) Anm. des Herausgebers. Also durch die jetzt sogenannte Künstlergasse zur Kronenporte, dann durch die alte obere Straße und über Langensteinen.

bemerken läßt" —, und er antwortete mir immer: „Sie sehen
weilen die Geleise nicht; aber Sie finden dafür die Directio
Einige Verbesserungen, die ich auf der Höngger und Weininger S
anbrachte, die meiner unmittelbaren Aufsicht anvertraut war, erh
sowohl für die Ausführung, als für den Kostenbetrag sogar Fin
Beifall, der mit Bezeugungen desselben nie verschwenderisch war.
den Zustand und die Bedürfnisse einer Straße vollständig kenn
lernen, nahm ich meine Untersuchungen bei anhaltendem und hef
Regen vor, weil man nur dann in ungünstigen Lagen deutlich
wo das Wasser herkommt, wie es liegen bleibt und wie es am leich
abzuleiten ist. Bei dem Mangel eines Expropriations-Gesetzes
ich zehn Jahre lang mit einem sehr schwierigen Manne zu käm
um eine gefährliche Stelle zwischen Höngg und Engstringen ga
beseitigen; allein mein Grundsatz war: Nichts oder etwas Re
Endlich wurde der Widerstand besiegt; und 29 Male ging ich wä
der 36 Tage, welche die Arbeit dauerte, Morgens um drei Uh
der Stadt, um meine Aufsicht auszuüben, und meistens war ic
oder nach sieben Uhr wieder zurückgekehrt.

Antheil an weiteren Departements.

Den Beisitz im Abgaben-Departement gab ich später auf.
dem Bergwerk- und dem Anleihungs-Departement spreche ich hier
vom ersteren nicht, weil der Bergbau im Kanton Zürich höchs
bedeutend ist und sich auf einige Stein- und Braunkohlengrube
schränkt, und nicht vom zweiten, da das Anleihungswesen damal
weniger wichtig war, als in neuerer Zeit. Aus dem San
Collegium war ich schon 1806 ausgetreten, erfreue mich aber i
meines fünfzehnjährigen Beisitzes als Secretär und später als Mi
weil er mich mit den Verhältnissen des Gesundheitswesens, mi
ärztlichen Systemen der Zeit, dem Contrast zwischen theoretische
praktischen Aerzten und während der Dauer der helvetischen Re
mit mannigfaltigen physischen Leiden und deren Behandlung
unmittelbare Anschauung bekannt machte. Während jener Zeit
das Sanitäts-Collegium seine Sitzungen im Krankenhospital, und
Beendigung derselben wohnte ich oft wichtigen wundärztlichen L
tionen bei.

Erziehungsrath.

Ein und dreißig Jahre lang war ich Mitglied des Erziehungsrathes. Von der helvetischen Regierung wurde ich 1799, von dem zürcherischen Großen Rathe 1803 in denselben gewählt. Ungeachtet diese Behörde mit vielen anderen Geschäften beladen war, blieb ihr Geschäftskreis dennoch einer der unfruchtbarsten und langweiligsten. Mit gelehrten Gegenständen hätte man oft ganze Jahre nichts zu thun gehabt, wenn nicht die Beaufsichtigung der gelehrten und der Bürgerschule, später auch der Beisitz im Schul-Convent (Oberaufsicht des Gymnasiums) mir, neben einigen anderen Mitgliedern, zugefallen wären. Der Erziehungsrath hatte während der helvetischen Periode, wo der Kanton bald der Schauplatz des Krieges, bald derjenige innerer Entzweiungen und Unruhen war, wo auch die ökonomischen Hülfsmittel oft fehlten, genug zu thun, um das Unterrichtswesen überhaupt aufrecht zu erhalten. Vom Jahre 1803 an war er nicht viel mehr, als administrativer Richter in Erziehungs-Sachen. Weil der Antistes auch Mitglied war und man nach damaligen Ansichten glaubte, ihn keinem andern weltlichen Präsidenten unterordnen zu dürfen, als einem Bürgermeister, so übernahm Reinhard das Präsidium. Unter den nur zu zahlreichen Mitgliedern befanden sich einige der angeseheneren Männer aus der Regierung, sowie auch die älteren und die bedeutenderen Glieder des Chorherrenstiftes und des Collegiums der Professoren. Man müdete sich lange Sitzungen hindurch mit Streitigkeiten über Besoldung der Schulmeister, Bestreitung der Schulkosten, den Bau und die Einrichtung von Schulhäusern, Zwistigkeiten unter den Schulgenossenschaften, zwischen Schulmeistern und Pfarrern, Pfarrern und Schulinspectoren und dergleichen ab, die eine kleine Zahl von Geschäftsleuten mit Zuziehung eines oder zweier Schulmänner weit kürzer und besser würden abgethan haben *).

*) Meine Geschäftserfahrung hat mich vielfach belehrt, daß es meistens sehr nachtheilig sei, wenn allzu viele Männer vom Fach in beaufsichtigenden Behörden sich befinden. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Gelehrte lehren, Aerzte und Wundärzte heilen, Prediger predigen müssen; aber wenn im Kirchenrathe nur Geistliche, im Erziehungsrathe nur Professoren sitzen, so sind diese Behörden nur zu oft geneigt, statt fortzuschreiten und Auswüchse abzuschneiden, ihre Befugnisse so weit als möglich auszudehnen, sich in ihren Bollwerken zu verschanzen, ihre ökono-

Reinhard war, bei vielem natürlichem Verstande und gute gemeiner Weltbildung, im Reiche der Wissenschaften meistens f Weit entfernt, wie viele andere Männer, die sich mit ihm im lichen Falle befinden, das, was er nicht verstand, gering zu sch ehrte er die Wissenschaft, auch bisweilen Männer, die er als Ge ansah, nur zu hoch. Von dieser Achtung gab er häufige Beweise, er war mit inniger Scheu vor dem bloßen Gedanken erfüllt, andere und vollends jüngere Männer sich in den Geschäftskreis Inhaber der Gelehrsamkeit einmischen möchten. Weniger von Hochachtung für die Gelehrsamkeit, als von dem Glauben a Unverletzlichkeit des Chorherrenstiftes und des Schulconventes, auch die große Mehrheit des Kleinen und Großen Rathes ergi Wie vor hundert und zweihundert Jahren bedienten sich geistlich hörden, der Schulconvent oder einzelne Glieder derselben oft no Ausdruckes: „der gelehrte Stand", um ihre Corporation mit Aus alles Weltlichen zu bezeichnen. Man stellte die dem gelehrten S sich widmenden Jünglinge der politischen Jugend, den Jünglinge sich dem Staatsdienst widmeten, gegenüber, gleichviel ob diese le noch so sehr sich wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben strebten. Chorherrenstift, dessen Mehrheit aus den älteren Professoren be und die ganze Lehrerschaft des Gymnasiums kannten die Ansich Regierung sehr wohl und wachten sorgfältig über der Erhaltung hergebrachten Unantastbarkeit. Das Gymnasium war daher ein G stand, auf den der Erziehungsrath noch mit Ehrfurcht hinüberb

---

mischen Vortheile zu vermehren, entstandene Mißbräuche zu rechtfertigen, es quem zu machen, u. dgl. mehr. Wenn in der obersten Gesundheitsbehör Aerzte sitzen, läuft das Publicum Gefahr, sich kaum noch ein Pflästerchen a zu dürfen, und die Anzeige, ein Nichtarzt habe einem Kranken ein Heilmit gerathen, kostet oft dem Collegium mehr Zeit, als die Kunde von einer brochenen Seuche; u. s. f. Glücklicher Weise giebt es in allen Fächern Männ über das Handwerk erhaben sind und das goldene Sprichwort: „Kein Col reformirt sich selbst" nicht verschulden; aber dasselbe ist im Allgemeinen weniger richtig. In jedem solchen Collegium sollte neben den wirklichen leuten eine Anzahl wissenschaftlich gebildeter, mit den Bedürfnissen des Land trauter Männer sich befinden. Das Beste ist, wenn sie selbst kritische Prüfe unbefangene Dilettanten des Faches sind.

Das Gymnasium stand unter der Aufsicht des Schulconventes, in welchem der Rector den Vorsitz führte. Alle Chorherren, alle Lehrer in dem Gymnasium und der gelehrten Schule waren Glieder desselben. Nur zwei Erziehungsräthe und zwei Andere von freier Wahl waren diesen beigeordnet. Der Schulconvent hatte über alle wissenschaftlichen Gegenstände (die Kunstschule ausgenommen) die Initiative. Die älteren Professoren waren zugleich die Visitatoren, die Führer und Lenker des Gymnasiums, und weil nur in außerordentlichen Fällen Ruhegehalte verlangt oder gegeben wurden, so war das Chorherrenstift nicht selten auch ein Invalidenhaus der Pädagogik.

Ein Hauptübel bestand darin, daß die Rangordnung oder die Dienstjahre eines Professors ihn zu jeder erledigten höheren Lehrstelle befähigten und beinahe berechtigten, so daß z. B. ein junger Professor, der zuerst die Lehrstelle des Naturrechtes erhielt, auf den Lehrstuhl der hebräischen Sprache überging, später das Lateinische oder Griechische lehrte und endlich als Professor der Theologie oder Philosophie seine Laufbahn abschloß. Bisweilen schlüpften auch Unfähige, deren Kenntnisse äußerst dürftig waren, durch Familiengunst und weil das Professorencollegium selbst auf die Wahlen einen starken Einfluß hatte, in den Kreis der Professoren hinein. Steinbrüchel erzählte mir mehr als einmal von einem Professor W., der als Lehrer des Naturrechtes einige Jahre hindurch nur de jure et de matrimonio las und, wenn nach Beendigung des zweiten Abschnittes der Curs noch nicht vollendet war, den ersten Abschnitt wieder anfing. Wegen gänzlicher Unfähigkeit mußte er die Stelle niederlegen und erhielt dafür — eine gute Pfarrpfründe, welche Zürich in einem benachbarten Kanton zu bestellen hatte, wo Vicare ihm aushalfen. Ein anderer Professor hinterließ bei seinem Tode in seiner Bibliothek mehr Bücher aus Crebillon's, Grécourt's und anderen ähnlichen Schulen, als aus seinen eigenen Fächern, der Theologie und Philosophie. Weil Niemand es wagte, außerordentliche Fälle ausgenommen, den älteren Professoren oder Stiftsherren irgend einen Wink zu ertheilen, so hing es von ihnen ab, die wenigen Stunden, die sie zu geben hatten, auf eine gewissenhafte Weise zu verwenden, oder aber ihre Pflicht nur oberflächlich zu thun. Ein Stifts- oder Chorherr war verpflichtet, wöchentlich vier Stunden zu lesen. In den Zwanzigerjahren wurde angenommen, die von dieser Zeit an Neugewählten sollten zu sechs Stunden ver-

pflichtet sein, was aber starken Widerspruch erregte. Der pflich
Friedrich Salomon Ulrich gab freiwillig wöchentlich acht Stunden'
Die Ferien waren sehr zahlreich. Eine genaue Nachzählung,
ich in den Jahren 1820 und 1821 machte, gab für das erste
Jahre 194 Tage, wo im Gymnasium des Morgens, und 131
Morgens und Nachmittags gelesen wurde; im folgenden Jahr
das Verhältniß 196 und 127. In den Schulen mußten die vom
convent beaufsichtigten Lehrer um etwas fleißiger sein; doch hatt
meiner Schulzeit sich die Ferien bedeutend vermehrt. Sie hingen
Mißbrauch von dem jedesmaligen Rector ab. Ein solcher dehnte
die Sommerferien, die eigentlich nur die Hundstage hindurch d
sollten, in die zehnte Woche aus.

Vorzügliche Lehrer des Gymnasiums.

Ungeachtet dieser Mißbräuche gab es immer tüchtige Män
Zürich. Konrad Geßner's Name ist welthistorisch geworden. Die
Hottinger und Scheuchzer waren allgemein geachtet, wenig mind
Scheuchzer in späterer Zeit Johannes Geßner. Zimmermann h
Theologie aus einer leidenschaftlichen Reibung zwischen den
doxen **), welche die Formula Consensus streng behaupteten, un
Pietisten auf einen höheren Standpunkt. J. J. Breitinger schri
dieser Bahn noch weiter vor und war zugleich geachteter Kritike
Philologe, Hagenbuch tüchtiger Philologe und gelehrter Altert
forscher, den auch die Italiener kannten (er stand in Correspo
mit dem gelehrten Cardinal Quirini, der, um ihn persönlich
zu lernen, nach Zürich kam). Von Steinbrüchel ist gesprochen.
Schüler J. J. Hottinger achtete das gelehrte Deutschland nicht nu

*) Die Besoldung eines Chorherren betrug, außer der Wohnung, u
tausend Gulden. Wenige Pfarrstellen waren besser besoldet, und alle lebensläng
Gehalte weltlicher Beamten standen dieser Besoldung in weiter Ferne nach
Professorate, welche zunächst auf die Canonicate folgten, waren annähernd, die u
ärmlich besoldet.

**) Der witzelnde Chorherr Ott pflegte bisweilen mit Nachahmung eines
vieler zürcherischer Geschäftsleute, die durch ein angewöhntes Stottern Sylben
holten, um auf das Folgende sich zu besinnen, zu sagen: „Wir sind Orth
oxen, oxen, oxen."

einen vorzüglichen Lateiner, sondern auch als einen genialen und hellen Kopf; ein anderer Schüler Steinbrüchel's, Corrodi, galt als gründlicher Forscher und Denker. Felix Nüscheler war voll von Kenntnissen, aber durch Sonderbarkeiten und äußere Schiefheiten für den Katheder verloren, nur für einzelne wißbegierige Studenten lehrreich. Johannes Schultheß, Friedrich Salomon Ulrich, Heinrich Bremi und Leonhard Usteri waren gewissenhafte und fleißige Männer, doch mit ungleichem Erfolg. J. Ochsner hatte die lateinische Sprache durchaus in seiner Gewalt und schrieb sie classisch. Er würde als Lehrer noch mehr geleistet haben, wenn er nicht die Wortzergliederung allzusehr lieb gewonnen hätte, und man konnte es kaum fassen, daß ein Mann, der voll Geist, Witz und Satire war, an dieser Schulmethode Geschmack finden konnte. Die beiden Brüder Horner, der eine als Aesthetiker und Archäologe, der andere als Mathematiker, Astronom und Naturforscher, besaßen viele Verdienste und waren Männer von Geist. Kaspar Orelli vereinigte mit einer den meisten Gelehrten unbekannten Anspruchslosigkeit in sich die Gelehrsamkeit mehrerer Fächer und würde noch mehr sich ausgezeichnet haben, wenn er nicht auf Nebenzweige sich ausgebreitet hätte.

Einleitungen für Verbesserungen des Schulwesens.

Unbefangene fühlten tief das Bedürfniß einer Reform des Gymnasiums und des Chorherrenstiftes. Ich erlaubte mir mehrere Male im Kleinen und Großen Rathe die Aeußerung, ohne eine gänzliche Umformung des Chorherrenstiftes sei unseren Lehranstalten nicht zu helfen. Die meisten Männer von Einfluß hielten solche Worte für unbesonnen und lächelten über den unausführbaren Gedanken. Als ich 1820 das Vicepräsidium des Erziehungsrathes erhielt, eröffneten sich Aussichten auf einige Verbesserungen. Die Professoren Johannes Schultheß, Heinrich Escher (der Historiker), J. J. Hottinger (Fortsetzer von Müller's Schweizer-Geschichte) vereinigten sich mit mir. Wir strebten nach einer Verbesserung des ganzen unteren Schulwesens, dachten bereits auch an das obere und begannen dieses Werk mit einer Umformung des seinem Zwecke immer weniger entsprechenden Alumnates. Es bedurfte großer Kämpfe, bis man sich mit unseren Entwürfen, sowohl wegen des Alumnates, als für die Volksschule, durch den Erziehungs-

rath und bis zum Kleinen Rathe durchgearbeitet hatte. Ich
Referent und stieß dabei auf Bedenklichkeiten und Schwierigkei
doch drang man vorwärts, und im Jahr 1829 faßte auch der K
Rath einleitende Beschlüsse behufs der unternommenen Reform. O
aber etwas Wesentliches im Landschulwesen erzweckt und eine H
verbesserung des obern Gymnasiums zu Stande gebracht hätten
jetzt nicht mehr auszumitteln.

Schon lange war ich überzeugt, daß das Volk gerechte Ansp
auf gute Bildungsanstalten habe und daß keiner Staatsgewal
Recht zusteht, ganze Theile des Volkes von einer bessern Bildung
zuschließen. Zwischen der Hebung des Unterrichtes und einem wirk
Zwange zum Zwecke desselben steht Vieles in der Mitte. Wen
Arme, dem kaum für die nothwendigsten Bedürfnisse Hülfsmitt
Gebote stehen, abgeneigt ist, ökonomische Opfer für die Bildung
Kinder zu machen, und wenn er wünscht, sich der Hülfe derselbe
Erwerbung eben dieser nothwendigsten Bedürfnisse zu bedienen,
fordert das Schonung und, so weit es die Kräfte des Staates erla
Nachhülfe. Wenn roher Eigennutz die Kinder zum bloßen Werk
selbstsüchtiger Gewinnsucht der Eltern oder höher stehender Brodh
macht, darf und soll die Staatsgewalt zum Besten der Kinde
schreiten. Die Hauptfrage scheint immer zu sein, was der Zwe
höheren Unterrichtes sei. Wenn der Wahn sich unter dem Volk
breitet, nach verbessertem Unterricht und nach Erwerbung gr
Kenntnisse müsse man weniger arbeiten und könne dadurch de
wöhnlichen Handarbeiten sich entziehen, und die Besserunterri
sollen alle begütert oder sogar reich werden, und der ver
Unterricht werde sich nothwendig durch auffallende, äußere
theile belohnen, so muß diesem nachdrücklich entgegengearbeite
gezeigt werden, daß von Langem her viele große Gelehrte
andere unterrichtete Männer arm geblieben sind und daß e
Schreibereien gebildeter Mensch, der keine Beschäftigung findet
unglücklicher ist, als ein Tagelöhner. Man muß dem Volk
greiflich machen, daß, gleich wie wenn eine ganze Nation a
übten Scharfschützen bestünde, dennoch nicht jeder den ersten E
auf dem Freischießen sich erwerben kann, ebenso nicht jeder
richtete eine einträgliche Stelle oder einen reichen Erwerb er
darf, daß aber schon die negativen Vortheile von Wichtigkeit seie

daß es kein Geringes sei, wenn ein Mensch nicht mehr wie ein Unwissender ganz hinter Anderen zurückstehen muß, sondern sich mit ihnen in die gleiche Linie in Hinsicht auf die gegenseitigen Berührungen des Verkehrs stellen darf. Schon darin liegt ein hoher Vortheil des Unterrichtes, wenn auch der einfache Landmann in seinen Freistunden oder während der langen Winterabende mit Lesung eines guten öffentlichen Blattes oder eines nützlichen Buches, das er vermittelst seiner Vorkenntnisse zu beurtheilen vermag, befähigt ist, desto wohlthätiger auf die Seinigen zu wirken, und nicht mehr durch die lange Weile gereizt wird, seine müßige Zeit auf der Ofenbank durchzuschlafen oder im Wirthshaus mit Wein und Spiel zu verderben. Der höher stehenden Classe auf der Landschaft muß nothwendig Alles daran gelegen sein, bessere und sogeheißene Secundaranstalten in der Nähe zu besitzen, weil dies allein ihr die Mittel verschafft, ohne allzu kostbaren häuslichen Unterricht oder Verkostgeldung ihre Kinder auf eine befriedigende Bildungsstufe zu heben.

Bearbeitung des Strafgesetzbuches.

Noch als Beisitzer des Obergerichtes wurde ich zu einer Arbeit berufen, die mich mehrere Jahre sehr beschäftigte. Bald nach der Einführung der Mediations-Verfassung drangen nicht nur Usteri und mehrere Männer, welche zu den Demokraten sich zählten, sondern auch einige, die zu der aristokratischen Partei gehörten, auf Einführung eines Strafgesetzbuches. Eine zahlreiche Commission müdete sich eine Zeit lang vergeblich mit dieser Arbeit ab. Endlich überzeugte man sich von der Unzweckmäßigkeit dieses Verfahrens, gelangte aber noch nicht zu der Einsicht, daß ein einziger Beauftragter, nach Festsetzung gewisser Hauptgrundsätze, den Entwurf bearbeiten müsse. Man ernannte einen Ausschuß, welcher aus Usteri, dem Alt-Rathsherr Konrad Meiß, einem älteren gebildeten Mann, und mir bestand.

Schon früher hatte das Criminalfach meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, nicht nur weil ich auf meiner richterlichen Laufbahn mich häufig mit Straffällen beschäftigen mußte, sondern weil die Psychologie hier ein weites Feld für Beobachtungen und Betrachtungen findet. Meine Aufgabe machte es mir zur Pflicht, mich mit den Fortschritten der Wissenschaft näher bekannt zu machen, die damals in Deutschland

und Frankreich stattfanden. Das preußische und das österreich
Strafgesetzbuch standen in großem Ansehen. Quistorp's Autorität
gann dem Uebergewichte eines Kleinschrodt, eines Feuerbach,
Pastoret u. A. m. zu weichen. In formeller Hinsicht machte ich
die Beobachtung, daß die Abfassung einer Materientafel für ein
ausgedehnte Arbeit nicht nur eine sehr nützliche Geistesübung, son
die beste Probe ist, ob die Anordnung logisch sei, oder nicht, we
sogleich auffällt, wenn irgend ein Artikel nicht unter seinen Abtheilu
oder Haupttitel zu stehen kommt. Ich hatte mich nämlich
früher überzeugt, daß die Verfertigung von Registern für einen ju
Arbeiter eine sehr nützliche Uebung ist. Die vielen unsinnigen Ar
welche man in Protokollregistern und in Archivregistern findet, w
eine Menge possierlicher Beispiele zu erwähnen wären, beweisen,
übel man thut, bloßen Taglöhnern solche Arbeiten zu übertr
Man muß bei Verfertigung von Sach- und Namens-Registern i
sich denken können, was der Suchende zu finden wünsche, und
es suchen werde.

Bis in das Jahr 1806 wurde mit vielem Fleiße an dem S
gesetzbuche und an der Proceßordnung gearbeitet. Mir fiel
mehreren Abschnitten des ersteren die Redaction desselben und be
letzteren die ganze Bearbeitung zu. Die Arbeit wurde vor dem Kl
Rathe einläßlich geprüft; aber ihr Schicksal war schon entschi
Mehrere hochstehende Männer hielten ein Criminalgesetzbuch und
Procedurordnung für beschwerliche Bande, durch welche sie nich
hemmt sein wollten. Man sagte, der Richter werde dadurch of
nöthigt, weit strenger zu werden, als er ohne diese Vorschrift ge
wäre, und wo Strenge nöthig sei, werde man diese aus sich
anzuwenden wissen. Diese Ansicht fand bald starken Anklang,
als die Gesetzesentwürfe in der Wintersitzung von 1806 dem G
Rathe vorgelegt wurden, verwarf derselbe den Entwurf des S
gesetzbuches am 20. December mit 75 gegen 41 Stimmen, an
des Monats die Proceßform mit 71 gegen 26 Stimmen. Die
werfenden gehörten beinahe durchaus der aristokratischen Partei
doch zeigt die geringe Zahl der anwesenden Glieder des Großen R
daß kein großes Interesse für den Gegenstand vorhanden war,
geachtet der bei Vielen tief wurzelnden Abneigung. Nur eine
Zahl sprach laut gegen solche Gesetze überhaupt; die Meisten getr

sich nicht, diese Sprache zu führen, und erhoben sich nur gegen einzelne Bestimmungen. Allein im Großen Rathe waren damals keine Abänderungen von Einzelnheiten möglich; das Ganze mußte angenommen oder verworfen werden. Einige forderten sogleich eine neue Bearbeitung, und solche Stimmen erneuerten sich in der Folge von Zeit zu Zeit; aber Usteri und ich mochten uns nicht mehr in eine Arbeit vertiefen, bei welcher wir nur unsere Zeit würden verloren haben. Das Schicksal eines neuen Versuches des talentreichen Oberamtmanns und nachherigen Regierungsrathes Heinrich Escher, bei dessen Prüfung ich beinahe zwanzig Jahre später in der Justiz-Commission und im Kleinen Rathe Referent war, war das nämliche und bewies, daß jene Zeit noch nicht reif für ein Strafgesetzbuch war. Gleichwohl wurden unsere durchgefallenen Entwürfe von dem Obergericht und von den Bezirksgerichten oft als Leitfaden benutzt.

Errichtung des politischen Institutes und Anstellung als Professor an demselben.

Ungeachtet jener Scheu, durch welche man von einer Verbesserung der oberen Lehranstalten zurückgeschreckt wurde, fing man in Zürich an einzusehen, daß das von und für Theologen gegründete Gymnasium für die Bildung der dem Staatsdienst sich widmenden Jünglinge nicht hinreiche und daß diese außer den alten Sprachen beinahe nichts in ihr Fach Einschlagendes lernen konnten. Man empfand die Nothwendigkeit eines wissenschaftlichen Unterrichtes für die Staatsdiener. Niemand war dafür thätiger, als der Alt-Rathsherr, damals Oberrichter Konrad Meiß, dessen eben erwähnt wurde. Freund Reinhard's und drei Jahre älter als dieser, hatte er auf ihn einen starken Einfluß. Reinhard entschied sich bald für eine solche Anstalt. Usteri unterstützte kräftig den löblichen Zweck, und beinahe alle Nicht-Theologen von einigem inneren Werthe stimmten mit ein. Ein politisches Institut wurde angeordnet und drei Professorate bei demselben aufgestellt. Eines derselben sollte in sechs wöchentlichen Stunden das Rechtsfach, ein anderes in fünf Stunden Staatspolizei und Cameralwesen, ein drittes ebenfalls in fünf Stunden die allgemeine und die vaterländische Geschichte in einem Jahrescurse lehren. Der Oberrichter Meiß war der Mann, der den Plan bearbeitete. Für das zweite Professorat war Hans Konrad Escher, der schon früher wißbegierigen jungen

Leuten Unterricht in jenen Materien gegeben hatte, für die Geschi der Professor Heinrich Escher ausersehen worden. Nur für das Rec fach mangelte der Lehrer. Man dachte an mich.

Der Antheil, den ich an einigen gesetzgeberischen Arbeiten nommen, und eine kleine Schrift, die ich, erbittert über den nachläßigten Zustand der Criminal-Justiz und der Sicherheitspoli während der Dauer der helvetischen Republik mit der Aufschr „Ueber die Gebrechen des helvetischen Criminalwesens" herausgeg hatte, worüber man sagen konnte: Fecit indignatio versus, versch mir den Ruf, ich besäße einige juristische Kenntnisse. Meine E schuldigungen wurden nicht angehört. Man gab mir endlich zu stehen, ich sei der Sache nicht geneigt. Dies konnte ich nicht ertra und gab nach. Ein gelehrter Beruf war mir willkommen; aber Grund schauerte ich vor der Aufgabe zurück, das ganze Rechtsfach übernehmen und vollends in sechs wöchentlichen Stunden währ eines Jahres durchzuführen. Fungar vice cotis, so dachte ich end und folgte dem Ruf, und die in der „Isis", Jahrgang 1807, gedruckte, in wenigen erübrigten Stunden niedergeschriebene Eröffnu rede zeigte die Absichten, mit denen ich in dem neuen Fache auftra Der Oberrichter Meiß hatte einen Plan entworfen, nach welchem Recht gelehrt werden sollte; Naturrecht, römisches Recht, Criminal und die Erklärung der einheimischen Gesetzbücher waren darin genommen. Die Oberaufsicht erkannte schon vor dem Abschlusse erſten Jahres, daß zu viel gefordert und zu wenig Zeit eingeräu worden sei. Ich fragte nicht mehr, nahm das deutsche Privatr auch auf, gab noch eine bis zwei freiwillige Stunden, erlaubte für die meisten Lehrfächer, namentlich für die Erklärung der heimischen Gesetzbücher, zwei und drei Jahre zu verwenden, und h die Befriedigung, daß, so beschränkt mein Wissen war, neben jüng

---

*) Anm. des Herausgebers. In der Einleitung des Vortrages der Redner über sich selbst: „Was in meinen früheren Jahren der sehnlichste W meines Herzens gewesen war, ein wissenschaftlicher Beruf, eine ausschließlich einem auf Gelehrsamkeit sich beziehenden Verhältniß thätige, öffentliche Wirk keit; ein Lebensplan, den ich einzig aus Hochachtung für diejenige Hand auf welche ich für berufen hielt, mir meine künftige Laufbahn vorzuzeichnen — sage ich, soll jetzt, wenigstens zum Theil, sei es auf eine kürzere oder längere meine Bestimmung werden."

Leuten eine Anzahl von Beamten und Männern, beinahe meines Alters, die Stunden regelmäßig besuchten. Das Criminalfach hatte ich für ein reiches Feld für Psychologie, das deutsche Privatrecht als ein vaterländisches Institut schon früher lieb gewonnen; nach unseren Gesetzbüchern hatte ich als Richter und Beamter seit vielen Jahren gehandelt und die Wissenschaftlichkeit des römischen Rechtes geehrt, doch in der Ueberzeugung, daß es auf manche unserer gegenwärtigen Rechtsverhältnisse nur theilweise und nicht ohne Vorsicht angewendet werden dürfe.

Das politische Institut und die Anstellung der neuen Professoren gaben, ungeachtet des entschiedenen Willens Reinhard's und noch einiger angesehener Männer und des einmüthigen Beschlusses des Kleinen Rathes, großen Anstoß. Die älteren Professoren des Gymnasiums waren dessen entschiedene Gegner. Unter den jüngeren befanden sich außer dem billigen Fr. S. Ulrich nur Wenige, die nicht Antagonisten der Neuerung und der neu eingedrungenen Professoren waren. Jetzt werde das classische Studium ganz vernachlässigt und nur Brod=Studium getrieben werden, hieß es. Umsonst antwortete man, gerade durch das Studium des römischen Rechtes werde das nur noch von Theologen, Aerzten und seltenen Dilettanten betriebene Studium der alten Sprachen wieder in's Leben treten. Man wollte sich nicht mehr erinnern, daß der gelehrte Philologe Hottinger vor wenigen Jahren in einer öffentlichen Prüfung gesagt hatte: «Auditores, quorum eheu! dimidia pars uno discipulo aegrotat» —, und daß schon früher, wie z. B. in denjenigen Zeiten, wo ich das obere Gymnasium besucht hatte, in mehr als einem Lehrfache nicht mehr als vier, fünf bis sechs Studenten sich befanden. Für die herrschende Stimmung war es bezeichnend, daß die Gesellschaft der Gelehrten auf der Chorherrenstube, zu welcher neben den Professoren die Geistlichkeit und die graduirten Aerzte gehörten, wobei freilich die Geistlichen bestimmend waren, Hans Konrad Escher und mich, der ich freilich meine Ueberzeugung über das Gymnasium schon früher öffentlich ausgesprochen, zu ihren Versammlungen und ihrem Gastmahle nicht einluden, dagegen freundlich den zu gleicher Zeit in Zürich angestellten katholischen Pfarrer dazu baten.

Auch unter den Nicht=Gelehrten fand die Opposition Unterstützung. Man ging zuerst mir zu Leibe und bestritt es, daß ein Staatsdiener zweierlei Besoldungen beziehen könne, obgleich noch zwei andere Raths=

glieder neben dem Rathsherren=Gehalte Besoldungen bezogen. V
einer vermittelnden Seite her gab man mir zu verstehen, wenn
auf die Hälfte meines Professorengehaltes verzichten wollte, das
Ganzen ungefähr 500 Gulden betrug, werde man mich die and
Hälfte genießen lassen. Ich habe mich nicht um die Stelle beworb
und betteln werde ich nicht —: war meine Auffassung. Mit dem A
fange des Jahres 1808 verzichtete ich auf jede Besoldung, stren
auf's Neue mich an, zählte bisweilen nur wenige, bisweilen auch w
in die zwanzig Zuhörer in einzelnen Fächern, und als im Frühl
1813 die schnelle Abnahme des Gesichtes mir die Niederlegung de
Berufes gebot, wollten Mehrere mir diesen Schritt nicht verzeih
bis sie sich von dem Grunde meines Rücktrittes überzeugt hatten.

Diplomatische Verhandlungen, besonders mit dem badischen Gesandten von Ittner

Allmälig hatte man angefangen, im Rathe mich auch für a
gemeine Geschäfte zu gebrauchen. Diplomatische Redactionen wur
mir anvertraut. Zuerst übergab man mir das Anspruchs=Memoi
auf die Collaturen (Patronate) im Thurgau, welches genehmigt u
gedruckt wurde; ich hatte aber dabei, wie mancher Anwalt oder D
plomate, meiner eigenen Ansicht zuwider arbeiten müssen. Denn sc
1803 hatte ich gewünscht, man sollte die in anderen Kantonen liegen
Pfründen jenen überlassen und dagegen die im Kantone befindlic
Pfründen, welche von auswärtigen Collatoren abhingen und größt
theils Klöstern angehörten, zu Handen des Staates ansprechen u
sich deßwegen an diejenigen Kantone anschließen, die das Näml
thaten. Man konnte sich mit dieser Ansicht nicht vereinigen, und w
einmal der Gedanke verworfen, so mußte man nothwendig das Geg
theil behaupten, um nicht Vieles zu verlieren, und Thurgau gab na

Bald folgten Unterhandlungen mit dem Großherzogthum Bad
Ich erhielt den Auftrag, ein Versäumniß eines früheren Unterhändl
gut zu machen. Der Mann, mit dem ich zu unterhandeln hatte, w
der auch als Schriftsteller bekannte badische Gesandte von Ittn
Hier kam es mir zu Statten, daß ich bei meiner ersten Erscheinu
zu Schaffhausen Ittner hinter einem griechischen Codex antraf, d
er bis auf ein Wort hatte entziffern können, und daß gerade
Lösung dieses Räthsels mir, dem weniger Geübten, glückte. J

waren wir gute Freunde und wurden dies noch mehr, weil Ittner Freude daran fand, die ersten Worte von Sentenzen, bisweilen auch von Schwänken, aus geistreichen Schriftstellern hinzuwerfen und sich dann sehr zu ergötzen, wenn Jemand sie fortzusetzen wußte. Ittner verband mit einem außerordentlichen Umfange gründlicher Gelehrsamkeit und Belesenheit eine ausgebreitete Kenntniß der schönen Litteratur der neuen Völker; er war gutmüthig, aber derb und ein alter Student. Aus Schaffhausen besuchte er zuweilen die Conventualen in Rheinau, die ihn als badischen Gesandten in hohen Ehren hielten; dann aber kreuzigte er sie beim zweiten Becher mit mancherlei Fragen, die sie, wenn Fremde zugegen waren, in große Verlegenheit setzten. In Zürich machte er einst einige Professoren durch die Frage irre: „Wie heißen die zwölf Apostel?" —, und als die einen beim neunten, die andern beim zehnten stockten, sagte der katholische Laie ihnen die griechische Stelle her, u. dgl. mehr. Während seines Aufenthaltes in Schaffhausen ließ er eine Schrift drucken, in welcher die Worte stehen: ‹Vervecum in patria crassoque sub aëre nascit› —; aber Niemand wagte es, ihn darüber anzugreifen. — Meine Unterhandlung gelang, und ich erhielt die Entschädigungssumme. — Einiger kleiner Sendungen, die in diese Zeit fallen, gedenke ich nicht.

Theilnahme an der Tagsatzung von 1811; die Recrutirung für Frankreich.

Lange hatte ich Scheu vor den Tagsatzungen. Das Pompöse der Eröffnungen und das Prunkende der Landammann=Stelle ärgerten mich. In jugendlicher Lebhaftigkeit ging ich, um diesen Anblick zu vermeiden, auf kleinen Fußreisen 1804 bei Bern und 1806 bei Basel vorüber, weil gerade damals die Tagsatzungen dort versammelt waren. 1809 wollte man mich, in der Eigenschaft eines zweiten Legationsraths, auf die Tagsatzung nach Freiburg gehen machen; allein ich vereitelte selbst meine Wahl, weil ich aus allen Kräften daraufhin arbeiten half, daß Usteri, den man ausschließen wollte, als erster Legationsrath gewählt wurde, wodurch derjenige, der diese Stelle hätte bekleiden sollen, die zweite erhielt. Im Jahr 1811 konnte ich, ohne einen Schatten auf mich fallen zu machen, mich der Wahl nicht entziehen, und jene Tagsatzung blieb mir auch nachher lehrreich und in angenehmer Erinnerung.

Nach der Einführung der Mediationsacte hatten viele Män von Einfluß nichts Angelegeneres, als eine Militärcapitulation Frankreich, um einer Anzahl von Leuten, denen es schwer war, bequemes Auskommen auf einem andern Wege zu finden, auf d jenigen des Kriegsdienstes Anstellungen zu verschaffen. Die Bedingun waren weniger günstig, als in den älteren Capitulationen; aber i befriedigte sich mit dem, was man erhielt. — Es läßt sich n läugnen, daß dieser ausländische Dienst als eine Kriegsschule betra werden konnte, daß er manchen tüchtigen Mann bildete, und daß die Heimat vieler roher und entbehrlicher Menschen entledigte; al dies wog die Nachtheile der Werbungen, vorzüglich in Kriegszei nicht auf. Diese arteten in die gröbsten Verlockungen einfältiger leichtsinniger Menschen aus, zu denen nicht nur rohe Völlerei, son noch andere Excesse helfen mußten und wobei häufige Pflichtverletzun gegen zurückgelassene Frauen, Kinder oder alte Eltern eintraten. Abmärsche der Recruten stellten in solchen Zeiten oft eine tolle, gebundene Rotte dar, und nicht selten begünstigten die mit Offici und Werbern befreundeten Polizei-Behörden diese Ungebundenheiten Als die Kriege sich erneuerten, die Reihen der Soldaten geli wurden und Napoleon gebieterisch forderte, man sollte die Regime vollgültig erhalten, traten die Verlegenheiten ein. Man berief darauf, daß die Sache früher nicht so sei gehalten worden; die W bung sei freiwillig; u. s. f. Aber Napoleon wollte das geleistet wi was er anzunehmen sich bereit gefunden hatte. Die Gemeinden mu bedeutende Anstrengungen machen, um die Recruten zu kaufen, d man bedurfte. Viele Ausländer erhielten aus dieser Veranlaß vorgebliche schweizerische Namen und Heimaten, und mehr als Heimatloser, der nachher Ortschaften oder Kantone in Verlege setzte, erwarb sich auf diesem Wege Ansprüche auf den Schwe Namen. Thurgau kam einer Conscription nahe, und noch in and Kantonen war man auf demselben Wege. Bei vielen strafrichterli Tribunalien ging man darauf aus, die dringend gewordenen Recru sendungen aus den Strafbaren zu vervollständigen. Mancher w zur Einsperrung und zum Zuchthause verurtheilt, für den eine an Strafe angemessener gewesen wäre, und sobald diese Verurtheilten äußerten, sie zögen es vor, in den französischen Kriegsdienst zu tr wurde dem Begehren entsprochen, wo dies nur immer angehen kor

Die Tagsatzung, die sich 1811 zu Solothurn versammelte, hatte mehrere schwere Aufgaben zu lösen: Die Besetzung eines Theiles des Kantons Tessin durch französische Truppen, die von Frankreich geforderten Recrutenstellungen, die den im Kaiserreiche niedergelassenen Schweizern drohende Conscription, u. A. m. — Napoleon stand damals auf seinem Culminationspunkte, und die Furcht vor seinem Namen durchdrang beinahe alle Herzen. — Auf der Reise nach Solothurn trafen wir in Murgenthal mit mehreren eidgenössischen Gesandtschaften zusammen. Auch der ehemalige helvetische Repräsentant, Doctor Suter von Zofingen, war zugegen. Ein feuriger Republikaner, war er binnen zwölf Jahren kälter geworden; aber er behielt so viel republikanischen Sinn bei, um nicht unbedingter Verehrer des gefürchteten Kaisers zu werden. Bald kamen wir auf den Mann des Tages zu sprechen, und als ich sagte, die Charakteristik des Achill bei Horaz: Impiger, iracundus, inexorabilis, acer jura negat sibi nata, nihil non arrogat armis — sei wie im prophetischen Geiste auf Napoleon gesprochen, wurde mir dies von mehreren Seiten als etwas sehr Verwegenes ausgebeutet, obgleich die Worte in einem Zimmer waren ausgesprochen worden, wo nur Schweizer beisammen saßen. Bei dem eidgenössischen Gruße wurde des jungen Königs von Rom, der seither als Herzog von Reichsstadt starb und durch seinen frühen Tod manche Berechnung durchkreuzte, wie eines höheren Wesens gedacht, und der gutmüthige Bürgermeister Burckhardt von Basel, das damalige Haupt der schweizerischen Freimaurer, nannte ihn in öffentlicher Rede: „Dieses gebenedeiete Kind." Als der zugerische Gesandte Sidler, wegen seiner Jugend ein Phänomen in der schweizerischen Diplomatie, den Ausdruck brauchte: „Stahl und Festigkeit seien dem schweizerischen Geschäftsmann nöthig" — und ein zufälliger Weise anwesender Berner den Gesandten Talleyrand, den Neffen des alten Ministers, darüber neckte und zu ihm sagte: ‹Monsieur Sidler vous a declaré la guerre› —, wurde dieser so aufgeregt, daß Sidler eine Erklärung seiner Worte geben mußte. Damals war die von Napoleon geforderte Abtretung eines Theiles des Kantons Tessin an das italienische Königreich an der Tagesordnung, und der Gesandte verwechselte die ungleichsten Gegenstände so, daß er auf einer seiner Assembléen zu einem Kreise schweizerischer Gesandten, meistens aus den kleinen Kantonen, der sich um ihn her aufgestellt hatte, im Informator=Tone aussprach, nur böser

Wille könne die Kantone abhalten, diesem Begehren zu entsprechen, für die Polizei des italienischen Königreiches nöthig sei. Als er fügte, Basel habe durch Abtretung der Schuster-Insel, zum Zu einer besseren Sicherstellung der Festung Hüningen, befriedigen Gesinnungen an den Tag gelegt, und Jedermann schwieg, konnte obgleich ich nur zweiter Legationsrath, mich nicht enthalten, zu worten, es sei ein großer Unterschied zwischen einigen Jucharten i Kieslandes und mehreren Quadratmeilen Schweizerbodens, die vielen Tausenden Menschen bewohnt seien und einen integrire Theil des mediationsmäßigen Schweizerbodens ausmachen. Der sandte erwiderte nichts und war auch nachher gegen mich keines unhöflich.

Die Tagsatzung unterbrach am Ende des Juli ihre Sitzu und trat am 7. September wieder zusammen. Ihre ganze D behnte sich auf volle drei Monate aus, und wir kamen am 12. Oc wieder nach Hause. Eine kleine Merkwürdigkeit für den unbefang Beobachter, ein wichtiges Ereigniß für die schweizerischen Gesch männer war die Wahl gewesen, durch welche Solothurn, an die S des sechs Jahre vorher als Landammann aufgetretenen Schulthe Glutz-Ruchti, den Schultheiß Grimm zum Landammann wählte. I Wahl brachte eine gewaltige Spaltung in die Solothurn'schen K Der als genialer Kopf und freisinniger Mann bekannte Raths Joseph Lüthi wurde einst von einem dieser beiden Schultheißen Rede gestellt, daß er auch Umgang mit seinem Collegen habe; r und trocken antwortete er: „Ich bin kein Glutzianer und kein G mianer, sonder ein Joseph Lüthianer."

Noch einer andern Scene muß ich hier gedenken, nicht um Personen, sondern um der Sache willen, die im größeren Gesch leben viele Seitenstücke findet. Bald nach meiner ersten Ankun Solothurn sagte mir der Rathsherr Kirchberger von Bern, al mich bei Tische einige Worte mit dem waadtländischen Gesa Blanchenay von Morges wechseln sah: «Gardez-vous de cet indiv C'est un homme de sang» (derselbe hatte als Anführer der W länder die Franzosen beim Einrücken in das Wallis begleitet). W Tage später hatte ich mit dem dritten waadtländischen Gesa Correvon einen Spaziergang auf den Weißenstein verabredet. S Wohnung, die ich vorher noch nicht betreten hatte, lag an me

Wege; ich holte ihn daher ab. Als ich eine Treppe hinaufgestiegen war und in einem Zimmer französisch sprechen hörte, pochte ich, und als ich auf den Ruf: «Entrez» hineintrat, saß Herr Rathsherr Kirchberger neben Herrn Blanchenay, dem er, wie ich bald merken konnte, seine Ansprüche auf Entschädigung der Laudemien empfahl, die er als vormaliger Besitzer der Herrschaft Rolle forderte. Wie leicht zu ermessen, entschuldigte ich mich, ohne mehrere Worte zu wechseln, und suchte das Zimmer Correvon's, mit welchem ich drei Stunden später vom Weißenstein her dem furchtbaren Gewitter zusah, das gerade in jenen Stunden einen Theil des waadtländischen Seeufers verwüstete. Der lebhafte Mann rief aus: «C'est un enfer qui s'ouvre!» Man konnte keinen Donner deutlich vernehmen und in den schwarzen Wolken nur schwach die Blitze bemerken; aber schauerlich nahm sich das dunkle Nebelgebilde in dem auf jeder andern Seite schön beleuchteten weiten Panorama aus.

Ich benutzte den langen Aufenthalt in Solothurn zu einigen kleinen Ausflügen in die umliegenden Gegenden. Ein solcher führte mich zu einer Aufführung des Stückes des älteren J. J. Hottinger, „Karl von Burgund", durch die jungen Leute von Sumiswald, wobei man sich überzeugen konnte, daß viel Schweizer-Sinn in diesem Volke lag; auch war die Auswahl des Stückes in der Zeit, wo Napoleon Alles bedrohte, bemerkenswerth. Eine andere Wanderung nach Neuenburg, wo damals Alexander Berthier herrschte, zeigte mir, daß man daselbst mit seiner milden Regierung zufrieden war, und eine dritte durch das St. Imer-Thal und durch das Münster-Thal ließ mich wahrnehmen, welche unverantwortliche Erpressungen Dorfbeamte in einem großen Staate sich erlauben können. Ich war Zeuge, daß der Maire des Dorfes bei einem Wirthe, der, gebürtig aus dem Kanton Bern, sich dort angekauft hatte, eine Flasche Wein trank, beim Weggehen noch eine andere, die ihm der Hausherr darreichte, in die Tasche steckte und, ohne eine zu bezahlen, davon ging. „Mä het mi bi de Beine ufhänke solle, wien ich i das verflucht Land gange bi" — raunte der gebrandschatzte Wirth mir mehr als halblaut in das Ohr und fügte noch bei, beinahe täglich erneuere sich dieser Besuch, und wenn er den Ungenügsamen nicht befriedigen würde, so könnte dieser ihm noch größeres Uebel zufügen.

Immer stärker zeigte sich von dieser Seite her das Streben Na
leon's nach einer ausgedehnten Herrschaft und es war merkwürdig
sehen, wie Hunderttausende, obgleich sie durch seine Hand sich gedr
fanden, an ihm hingen oder doch mit Schrecken an eine Verändern
dachten. Aufrichtig hatte ich ihm für die Mediation gedankt, d
welche er uns vor Anarchie und Bürgerkrieg rettete. Trauernd sah
ihn den Beruf eines Menschenbeglückers verkennen und nach der A
setzung einer Kaiserkrone sich in die Bahn der Imperatoren stel
die nach einem Weltreiche strebten; dennoch wünschte ich eine Zeit l
seinen Waffen Gedeihen, um nicht sehen zu müssen, daß das G
das bei uns aufgesproßt war, wieder erdrückt werde. Als aber u
achtet des Krieges in Spanien die Mißverhältnisse mit Rußland im
größer und Napoleon's Absichten, auch diesen Damm zu durchbrec
sichtbarer wurden, blieb es keinem Zweifel mehr unterworfen, d
wenn auch die letzte im Osten von Europa noch unerschüttert steh
Macht fallen sollte, die Eroberung nach Asien ausgedehnt und
sucht werden würde, das bisher unerreichbare Großbritannien
Indien zu züchtigen. Es war voraus zu sehen, daß dann zu
die Schweizer, wie jedes andere abhängige Volk, an den Siegesw
sich spannen lassen müßten und daß die Landammannstelle, durch w
sie bereits gewöhnt worden waren, einen Einzigen an der Spitz
sehen, gleich dem Groß-Pensionarate in Holland und der Präsiden
stelle in Cisalpinien auf einen Günstling übergehen oder daß kurz
eine Einverleibung in das Kaiserreich erfolgen und endlich der Ko
wie einst das Reich Alexander's des Großen, in Soldatenherrs
und Anarchie sich auflösen würde. Ich fing an zu hoffen, der Ue
muth werde zum Falle führen, und, vielleicht mit Selbsttäusch
glaubte und sagte ich, es könne nichts Schlimmeres kommen, als N
leon. Ich wähnte nämlich, Fürsten und Völker, Aristokraten
Liberale müßten endlich belehrt sein, daß nur durch das Aufg
ausschließender Vorrechte, unmäßiger Herrschergewalt und alles v
Terrorismus die lang entbehrte Ruhe und ein glückliches St
verhältniß hergestellt werden können. Ich scheute mich nicht, dieses
zu sagen, erzürnte aber Manche, und unter diesen Männer, die
alten Ordnung der Dinge ergeben gewesen waren; man konnte l

bemerken, daß die Einen den Uebergang fürchteten, Andere, wie schon Tacitus sagt, die ruhige Knechtschaft einer unruhigen Freiheit vorzogen, u. dgl. m.*) — Damals trug man Beinkleider, die an die Brust

---

*) Anm. des Herausgebers. Daß diesen fast drei Jahrzehnte nach Napoleon's Sturz geäußerten Gedanken die Auffassungen des Erzählers in der Zeit des Napoleon-Cultus entsprochen hatten, mögen einige Stellen aus den Briefen an Hegner beweisen. — Hegner selbst hatte am 10. November 1805 im Hinblick auf den damaligen Vormarsch Napoleon's gegen Wien gesagt: „Bisher hat der Krieg eine günstige Wendung für uns genommen; aber die armen Schwaben dauern mich. Wie elend haben doch die Oesterreicher ihre Sache angefangen, wie armselig gestritten und noch armseliger ihren Feldzug berechnet, so ganz ohne Rücksicht auf die Schnelligkeit und Tapferkeit des Gegners!" — Am 17. Januar 1806 äußert sich Meyer von Knonau: „Was sagen Sie zu der Lage von Europa? Wir stehen zwar nicht mehr auf dem Vorposten; aber wir sind in die Festung selbst aufgenommen worden und haben unsere Stelle beinahe zwischen dem Troß erhalten. Baiern gönne ich sein Schicksal. Aber mich würde die Krone doch nicht freuen; denn auf welchem gefährlichen Platze steht jetzt ihr Besitzer! Baiern ist mit der Lage der Herzoge von Savoyen im 16. und 17. Jahrhundert zu vergleichen; aber die seinige ist noch gefährlicher." Als dann mit dem Sommer 1806 Deutschland aufgehört hatte, ein gemeinsamer Staat zu sein, frug er am 17. August den einsichtigen Freund: „Verursachten die letzten Ereignisse im Deutschen Reiche nicht auch bei Ihnen wehmüthige Empfindungen? Nicht sowohl um das Römische Reich ist es Schade; denn schon lange war theils nur sein Name vorhanden und theils das Gebäude selbst weder eine bequeme, noch eine sichere Wohnung; aber daß auch diese gothische Antiquität nur darum niedergerissen werden soll, damit übermüthige Ausländer Erholungslager und Lustplätze da aufstecken und ihre Willkür ausüben können, das ist das Uebel. Mag der Deutsche noch so viele Fehler, die deutsche Cultur noch so wenig Originelles, der deutsche Charakter noch so wenig Bestimmtheit gehabt haben, es ist doch ein ungemeiner Verlust, wenn keine deutsche Nation mehr vorhanden ist." — Als 1809 neue nationale Hoffnungen durch den abermaligen Sieg Napoleon's über Oesterreich unterlegen waren, bestätigte ein Brief aus Zürich Ende December ein zutreffendes Wort Hegner's: „Ja wohl sind jetzt die Deutschen des âmes damnées, und auf Kant's herrlichem Tempel baute man Narrenhäuser; aber ich kann gleich selbst die Nation nicht verachten, sondern muß sie bedauern. A potiori verachte ich wohl die Berliner und die mit ihnen gleichgesinnten Preußen, welche auf Grundlage ihrer eigenen Schande speculiren, die Sachsen, weil sie nichts mehr zu thun wissen, als zu schmeicheln und zu kriechen, die Schriftsteller überhaupt wegen des gänzlichen Mangels an Selbständigkeit, des steten Nachbetens und Haschens nach neuen Paradoxa und sogar nach jedem neuen Worte. Aber was wollen wir doch von der Nation sagen? Wo und was war die deutsche Nation, wo ein Vereinigungspunkt für sie? Deutschland, das zertheilte, mußte fallen; aber glauben Sie nicht, daß dasselbe, wenn ergriffen von dem gleichen Geiste, wie Frankreich, und gegangen durch alle Krisen

hinauf reichten, und es fiel mir ein, man könnte eine passende Fo
für die Bezeichnung des Zeitpunktes finden, wenn man nämlich s
würde: „Zu Napoleon's Zeiten, als die Europäer das Herz in
Hosen trugen."

Im Kanton Zürich hatten die Wahlen, durch welche, nach
Vorschrift der Mediationsacte, 1808 die Candidatenliste erneuert wu
aus welcher zwei Drittheile der Stellen im Großen Rathe gew
werden mußten, deutlich gezeigt, daß auf der Landschaft der Pa
geist sich verminderé und dagegen die Einsicht des gemeinschaftl
Interesses der Landbewohner sich vermehre. Die Zahl der von
Einflüssen der Regierung und der Stadtpartei unabhängigen Mä
war in der Candidatenliste größer, als sie 1803 gewesen war. E

---

jenes Landes, jetzt in seiner Lage die gleiche Rolle spielen würde? Wie sch
sich nicht die Deutschen jetzt in Spanien, und wie schlugen sie sich an der Do
Konnte man vernünftiger Weise erwarten, daß ganze Gegenden sogleich für
Schill und einen Herzog von Braunschweig aufstehen würden? Oesterreich und
haben, das eine für eine unüberlegte, das andere für eine mißbrauchte E
wenigstens eine große Kraft entwickelt, und diese Kraft schlummert noch an
Orten." — Mit dem Frühjahre 1813 brach die Zeit der Vergeltung an, und
schrieb der Zürcher Freund am 9. März: „Als Mensch freue ich mich der e
standenen Nemesis, und ich müßte mich ihrer noch freuen, auch wenn ich bef
müßte, bei ihrem Hereinbrechen selbst darnieder getreten zu werden. Von der
nil non arrogat armis hat die Menschheit nichts mehr zu erwarten. In Oester
Hand liegt jetzt das Schicksal von Europa; aber es handelt, wie Preußen
handelte, und bedenkt die Folgen nicht." — „Die großen Weltbegebenheiten
heißt es ferner am 5. November, nach der Schlacht bei Leipzig — „nehmen
heroischen Gang an. Obgleich die Entwicklung höchst bedenklich werden kann
vermag ich doch ein Gefühl von Wohlbehagen über die Demüthigung der Men
verächter nicht zu unterdrücken." — Nach Napoleon's Verbannung nach Elba
er am 29. April 1814 den „weisen Mann" in Winterthur: „Hat nicht Na
seinen Zeitgenossen in den Augen der Nachwelt große Schande bereitet?
wird einst diese sagen, wenn sie liest, daß ein Mann, welcher so abtritt, ein
gemein gefürchtet wurde? Aber bietet Elba Europa Sicherheit? Wie bald i
Mann, dem vielleicht große verborgene Schätze zu Gebote stehen, nach Constanti
oder auf die französische Küste verschwunden. Wenn der neue König mit
Gefährten, welche schwerlich ganz in das neue französische System eingeweiht
anlangt und die letzteren sich auch an die Tafel setzen wollen, die Plätze aber b
eingenommen sind, was soll daraus entstehen? Eigentlich haben die Franzose
Signatur und Farbe geändert. Sie sind freier als zuvor; aber zu Gährung
mancher Stoff vorhanden."

auffallend war zwar die Veränderung noch nicht; aber schon hörte man sagen: „Wir müssen uns in Acht nehmen; sonst gehen wir einem Bauernregimente entgegen.“ Durch die von Zeit zu Zeit erfolgenden Ausloosungen aus der Candidatenliste wurde die liberale Partei im Großen Rathe verstärkt. Schon gab es Aristokraten, welche hofften, Napoleon werde ein Einsehen thun und die Ochlokratie beschränken.

Unter solchen Umständen trat das Jahr 1812 ein. Der Völkerzug nach Moskau lenkte die Aufmerksamkeit jedes Denkenden auf sich; doch nur Wenige wagten eine ganz bestimmte Meinung über das Gelingen oder Mißlingen der Unternehmung zu fassen, und auch von diesen dachte kaum Jemand an eine so schnelle Katastrophe. Die Einäscherung der Stadt Moskau erschütterte Viele; aber man getraute sich auch jetzt noch nicht, ihre Wirkungen zu berechnen. Daß die französische Heeresmacht sich in Verlegenheit befinde, konnte der Aufmerksamkeit nicht verborgen bleiben; ob aber die rückgängigen Bewegungen bloßes Gebot der Klugheit und einstweilige Maßregel, oder ob sie Folge der Nothwendigkeit sei, blieb eine Zeit lang räthselhaft, und Viele verblendeten sich ganz. Als nach langer geheimnißvoller Stille das 29. Bülletin der französischen Armee in Rußland mit einer Offenheit, von der man seit vielen Jahren nichts Aehnliches gesehen hatte, eintraf und den größten Schlag ankündigte, den das neue Frankreich und Napoleon je empfunden hatten, war die Wirkung außerordentlich groß. Usteri, den Moskau's Zerstörung durch russische Hände tief bewegt und entrüstet hatte, war erschüttert und beinahe stumm; Reinhard war sehr betroffen, ernst, und er frohlockte keineswegs. Die meisten unserer übrigen Geschäftsmänner und das Publicum staunten. Viele aufrichtige Freunde der Freiheit waren überrascht, weil sie gutmüthig Napoleon immer noch als den Vertheidiger der Freiheit ansahen. Eine große Zahl berechnete nicht ohne Grund, daß der Krieg und der Kriegsschauplatz wieder sich nähern und vielleicht auch uns berühren möchten. Diejenigen, welche Napoleon's System durchschaut hatten, erwarteten keineswegs gleichgültig, aber mit festem Sinne die sich nähernden Ereignisse, und nur die unverbesserlichen Anhänger des Alten gingen mit heiterer Stirn frohlockend einher. Sie erwarteten von den verbündeten Mächten die Zerstörung aller liberalen Institute und die Herstellung aller alten Vorrechte, gleichgültig, ob dies durch Hinopferung der schweizerischen Selbständigkeit erkauft werden müsse.

Annäherung der Kriegsereignisse und Preisgebung der Neutralität Ende 1813.

Als im Anfang des Novembers 1813 die französischen Trup und die welschen Zollbeamten die besetzten Theile des Kantons Te verließen, war es leicht zu erkennen, der Gewalthaber Frankrei wolle den schweizerischen Forderungen wieder Rechnung tragen wenigstens den Oesterreichern nicht den Weg nach Lugano weisen. von dem Landammann Reinhard nach Zürich einberufene und 15. November eröffnete Tagsatzung der neunzehn Kantone erklärte 18., sie sehe es, jenen alt hergebrachten Grundsätzen getreu, als heilige Pflicht an, sich in dem gegenwärtigen Krieg vollkommen neu zu verhalten und diese Neutralität gewissenhaft und unparteiisch ge alle hohen kriegführenden Mächte zu behaupten: — zu Handhab dieser Neutralität und zu Sicherung der Ordnung in dem Umfa des schweizerischen Gebietes habe sie sich entschlossen, die schweizeris Grenzen mit eidgenössischen Truppen zu besetzen und die Sicher und Unverletzbarkeit ihres Gebietes mit den Waffen zu beschützen. 29. November reisten Landammann Reding und Staatsrath Kon von Escher nach Frankfurt, um bei den beiden Kaisern und dem Ki von Preußen, wenige Tage später der Landammann Rüttimann der Bürgermeister Wieland von Basel nach Paris, um bei Napo die Neutralität der Schweiz auszuwirken. Man weiß, daß die mühungen der ersten mißglückten, weil der Kaiser Alexander abwe war und die Gegner der Mediation sie nur bei dem Geklirre Waffen der Verbündeten umstürzen zu können hoffen durften*). dem kräftigen Auftreten der Tagsatzung war jeder Aufmerksame troffen, daß sie gerade, als die Gefahren dem Vaterlande sich nähe ihre Auflösung beschloß und am 26. November ihre letzte Sitzung h Ich wußte zwar, daß die Mitglieder derselben bei ihren gewöhnli Abendzusammenkünften sich selten die Köpfe mit tiefsinnigen politis

*) Anm. des Herausgebers. Daß der Erzähler dieser Dinge scho 5. November 1813 solches voraussah, zeigt eine Stelle seines an diesem Ta Hegner abgeschickten Briefes: „Wir werden jetzt Neutralität und Festhaltun dem, was ist, proclamiren. Einige möchten gerne der Welt zugleich ankündigen, wir auch die bestehenden Staatsverträge standhaft beobachten werden. Ande und auch ich befürchte das — meinen, das nütze ja gar nichts, und es sei ja früh genug, wenn man uns von außen her fragt, wie wir das verstehen."

Problemen zerbrachen; doch hoffte ich wegen meiner Bekanntschaft mit den meisten unserer Amphiktionen, jetzt ernste Worte über unsere Lage wechseln zu können. Als ich aber in das Zimmer trat, kamen drei Tagherren (zwar nicht aus den wichtigsten Kantonen) zu mir hin und fragten angelegentlich, wo man gegenwärtig in Zürich die besten gedörrten Ochsenzungen kaufen könne, weil sie dergleichen mit sich nach Hause zu nehmen wünschten. Als die Tagsatzung auseinander ging, dachte man an den Strauß, der seinen Kopf verstecken soll, um nicht entdeckt zu werden, und sah leicht voraus, daß Diejenigen, die etwas in der Schweiz suchen würden, sich entweder an den Landammann wenden oder den Weg aus sich selbst finden würden.

Die fremden Heere waren, zum großen Aerger vieler an der Grenze aufgestellten Officiere, der Miliz und der Meisten im Volke, in die Schweiz eingezogen, ohne Widerstand zu finden; der in österreichischem Hofdienste stehende Ritter von Lebzeltern und der in Rußland angestellte Graf Capo d'Istria waren in Zürich angekommen, und obgleich sie von Friede, Freundschaft und Mäßigung sprachen und Enthaltung von jeder Einmischung in die Angelegenheiten des Landes verhießen, gaben sie doch zu erkennen, daß das Mediations-Verhältniß, das von den verbündeten Mächten als eine Abhängigkeit von Frankreich angesehen werde, nicht länger bestehen könne. Dies erregte sogleich große Hoffnungen bei Allen, die das Alte ganz oder theilweise zurück wünschten.

Aufhebung der Mediationsacte.

Die auf den Wunsch des Landammanns in Zürich sich versammelnde Tagsatzung, die, am 27. December eröffnet, bis zum 11. Februar 1814 beisammen blieb, gab, ungeachtet Bern nicht erschien, dem Ganzen noch ein mediationsartiges Aussehen. Doch nicht alle theilnehmenden Kantone erkannten noch einen Landammann der Schweiz an, indem Schwyz schon am 24. December durch eine Zuschrift Zürich aufgefordert hatte, seine alte vorörtliche Stellung wieder einzunehmen, weil die Mediationsacte aufhöre, die Schweiz zu regieren, auch der Kanton Schwyz sich als souverän erklärt und unabhängig constituirt habe. Am 29. December trat eine Abordnung der versammelten Kantone, bestehend aus dem Landammann Alois Reding von Schwyz,

dem Bürgermeister Pfister von Schaffhausen und dem Landshauptm
Arnold aus Uri, in die zürcherische Rathsversammlung, um sie
zuforbern, das eidgenössische Directorium wieder anzunehmen. Die
gerufene Versammlung entsprach, und einmüthig wurde beschlossen,
Landammann aufzufordern, nunmehr als Amtsbürgermeister die
tung der Geschäfte des Directorialstandes zu übernehmen, die di
matische Commission als Staatsrath aufzustellen, die eidgenössi
Canzlei provisorisch mit Anfang des Jahres 1814 unter die Leit
des Directorial=Standes zu setzen. Ebenso beschloß man mit Mehr
den Freiherrn von Lebzeltern und den Grafen Capo d'Istria durch
Abordnung von der angenommenen Directorial=Stellung in Kenn
zu setzen.

Persönliche Verhältnisse. Uebernahme eines Landgutes und Erfahrungen bei dessen Bewirthschaftung.

In meinen häuslichen Verhältnissen hatte schon das Jahr 1
bedeutende Veränderungen hervorgebracht. — Mein Schwiegerv
Quartierhauptmann Jakob Lavater, machte im Sommer dieses Ja
ungeachtet er das Fahren nicht gut vertrug, mit einigen Bekan
eine Reise nach Paris. Er kam unwohl nach Hause, und bald
wickelte sich ein Nervenfieber, das seinen Tod herbeiführte, ohne
er seinen Zustand für gefährlich angesehen hatte. Gegen sich wa
nicht streng, genauer aber gegen die Seinigen, und von ihm ko
man Pünktlichkeit bis auf das Kleinste in der Oekonomie un
anderen Dingen lernen. Eine seiner Lebensregeln, die er häufig
Munde führte und die ich sein Symbol nennen möchte, war: „
muß den Anfängen wehren." Ich konnte mich des Lächelns
enthalten, als er diese Worte mit Anspielung auf einen Spazier
aussprach, den ich mit einigen Freunden im Sommer nach m
Verlobung nach dem häufig besuchten Erholungs=Orte Höckler m
um so viel mehr, da ich nie nach Zerstreuungen haschte. S
mußte ich mein Urtheil modificiren; denn nicht nur auf seinen
und, wiewohl in einem mildern Sinne, auf meine Schwiegerm
nachdem sie durch seinen Tod frei geworden war, paßte die R
sondern selbst auf meine brave Frau, die von jedem Vorwurfe frei
die aber, wenn sie für etwas Neigung faßte, sich beinahe nic

[illegible]

Der Tod meines Schwiegervaters brachte mich zu dem Besitz des in meiner ehemaligen Herrschaft Weiningen gelegenen Gutes Fahrhof bei Ober-Engstringen (das Gut zu Weiningen dagegen war durch Uebereinkunft meinem jüngern Bruder zugefallen). Dasselbe war seit den Jahren des Krieges nur wenig besucht worden und sehr in Verfall gerathen; allein die anmuthige Lage und der schon lange in mir rege gewordene Wunsch, eine ländliche Besitzung zu haben, bewogen mich zur Uebernahme desselben, um so viel mehr, da es nicht nur aus Weinreben und Wiesen bestand, wie die meisten zürcherischen Landgüter, sondern auch Aecker und einige wenig angebaute Grundstücke enthielt, welche die Anwendung verschiedener Zweige der Landwirthschaft gestatteten. Während einer Reihe von Jahren brachte meine Familie drei Sommer- und Herbstmonate daselbst zu, in der Folge einige Wochen weniger. Meine Kinder stärkten sich in der gesunden Luft und lernten die ländlichen Verhältnisse durch Anschauung kennen. Meine Gattin und sie gewannen den Aufenthalt lieb, und nur selten wurde an die früher besuchten Curorte gedacht. Ich machte die Nachbarn durch mein Beispiel auf die Pflanzung der Luzerne aufmerksam, die, zweckmäßig gebaut, nicht nur gutes und frühzeitiges Futter gewährt, sondern auch Dünger erspart, und richtete meine ganze Landwirthschaft so ein, daß mein Bauer oder Lehenmann (wie man im Kanton Zürich spricht) nicht bezahlter Knecht war, sondern an allen Erzeugnissen des Gutes einen bestimmten Antheil hatte, so daß er keine Hand bewegte, ohne daß dies ihm selbst unmittelbaren Nutzen brachte. Das Vieh ging auf seine Rechnung; der Ertrag des Grases, der Luzerne und anderer Futterkräuter fiel ihm zu. Von demjenigen der Aecker gehörte ihm die Hälfte; von dem der Weinreben wurden ihm zwei Fünftheile nach einer den höheren Preisen des Jahres gleichkommenden Taxe bezahlt. Von dem Obste bezog er ein Drittheil. Die Aussaat leistete ich; das Dreschen bezahlte ich zur Hälfte, die Weinlese und das Auspressen ganz. Diese Befugniß, nach meinem Willen zu verfügen, bezahlte ich gerne mit einigen Aufopferungen. Der Erfolg war, daß beinahe doppelt so viel Cerealien und andere

Erzeugnisse der Aecker, auch mehr Wein eingesammelt wurde, mehr Vieh auf dem Hofe stand und doch nur sehr selten Heu gek werden mußte, was früher für den Eigenthümer eine jährliche trächtliche Ausgabe gewesen war. Während des Landaufentha ging ich, wenn Geschäfte von einiger Erheblichkeit vorhanden wa beinahe täglich nach der Stadt und kehrte meistens Nachmittags Abends wieder auf das Gut zurück. Sehr oft machte ich mich Spätjahre auf, wann das ganze Haus noch schlief, kam um Uhr zurück und vereinigte das Frühstück mit dem Mittagsmahl, jemals die geringste Unbehaglichkeit davon zu empfinden. Auch Winter ließ ich niemals vierzehn Tage vorübergehen, ohne das zu besuchen, weil ich meistens ein starkes Weinlager hatte. — Nähe kleiner Gehölze vermehrte die Anmuth des Gutes, das von j andern Seite in's Freie hinausblickte. Amseln waren gewöhn Morgensänger; bisweilen ließen auch Nachtigallen sich hören; Tauben kamen ganz nahe. Das Juchzen der Eulen war eine Belustigung, und in stiller Nachtzeit vernahm man nicht selten Bellen des Fuchses in der Nähe des Hauses. Diese mannigfalt Gattungen von Musikanten, doch wohl verstanden, die der An voraus, waren mir so angenehm, daß ich in den letzten Jahren, ich im Sommer keinen bleibenden Aufenthalt mehr im Gute ma bisweilen an einem schönen Abend in den Ankenhof ging, mich d die Melodien aufwecken ließ und oft schon wieder in der Stadt wann die Sonne den Uetliberg röthete.

In der Weinlese war ich immer der Erste und der Letzte. dehnte sich in diesem Gute auf eine längere Zeit aus, als in man andern, weil ein Theil der Weinreben in den frühesten, ein an in den späteren Lagen sich befand. Ich weckte zwischen vier und Uhr Morgens die arbeitenden Hausgenossen und kam selten lange zwölf Uhr zu Bette. Dennoch nannte ich diese Tage meine Cu weil mein Kopf, mit Ausnahme des Aufzeichnens, ruhete, nur Körper arbeitete und ich mich meistens am Ende dieser Zeit h und gestärkt befand. 1826 und 1828 dauerte diese Curzeit vierzehn Tage, mit der besten Wirkung für meine Gesundheit.

Hier muß ich noch einer merkwürdigen Beobachtung erwäh die beweist, was auch in der Gegend von Zürich der Föhnwind mag. Eben während einer Weinlese, am 30. October 1828, k

nachdem ich Morgens halb fünf Uhr in die Kelter gegangen
, aus derselben zurück und hörte, ehe ich in's Haus trat, noch
Morgenglocke (fünf Uhr) in Zürich erklingen, als wäre sie ganz
:. Kaum war ich im Zimmer, als ich den Ton eines Hornes
ahm, ungeachtet die Fensterladen geschlossen waren. Niemals hatte
die Feuerhörner der Stadt im Gute vernommen, obgleich es schon
erschiedenen Malen während meines Aufenthaltes daselbst in Zürich
annt hatte. Ich öffnete jetzt das Fenster, erkannte den unan=
hmen Schall, und weil ein Hügel die Stadt deckt, eilte ich nach
nahen Ebene hinunter, von welcher man die Stadt frei vor sich
Während ich die Allee hinunter ging, konnte ich deutlich das
en der Feuerspritzen über die hölzerne Brücke unterscheiden. Noch
re Menschen machten die nämliche Wahrnehmung; aber binnen
: halben Viertelstunde verlor sich diese außerordentliche akustische
kung, und man hörte weder die Hörner, noch anderes Geräusch mehr.
Oekonomisch sind solche Besitzungen nicht vortheilhaft. Aus den
hern meines Schwiegervaters und Groß=Schwiegervaters konnte ich
usbringen, daß von 1760, wo der letztere das Gut gekauft hatte,
1807 zwischen 30,000 und 40,000 Gulden an Capital und durch
fall von einem gewöhnlichen Zins eingebüßt worden waren. Mich
en die Beobachtungen und Bücher schon längst überzeugt, daß die
wirthschaft keine große Künste ertrage. Wahr und naiv erzählt
ur Young, die meisten berühmten Landwirthe seien ökonomisch
Grunde gegangen. Meine Regel war, den möglichsten Nutzen mit
lichst geringer Auslage zu suchen, zweifelhafte Versuche nur im
nen vorzunehmen und die Natur nicht zwingen zu wollen, sondern
Stück Land mit demjenigen zu bebauen, wozu die Natur es am
sten gemacht hat oder wozu es ohne große Kosten verbessert
en kann. So kam es, daß ich nach 25 Ernten und Weinlesen
Gut ohne Capitalverlust wieder verkaufte, doch aber im Durch=
tt nicht ganz den Zins von zwei vom Hundert bezog. Berechne
aber, was mich während dieser Zeit Bäder und Curorte hätten
n müssen, so finde ich diesen wohlthätigen Curort sehr wohlfeil,
nirgends hätten die Meinigen für Gesundheit und Frohsinn
r gewonnen. Hätte ich Jahr aus Jahr ein auf dem Gute bleiben
die städtische Wohnung entbehren können, so würde dasselbe mir
gen einen großen Zins getragen haben.

Vom Jahr 1825 an fiel der Landaufenthalt meiner Gattin
beschwerlich. Meine Söhne verloren, nachdem sie in die Gesch
eingetreten waren, die Anhänglichkeit an diese Besitzung immer me
und so trennte ich mich von derselben 1831 ohne einige Nachreue,
so viel mehr, da ich einen Käufer fand, der als verständiger La
wirth und bei bleibendem Aufenthalt sie besser gedeihen machen kon
als ein Eigenthümer, der nur vorübergehend zugegen war.

Lebenserfahrungen hinsichtlich der Einrichtung der Oekonomie.

Die vielen Erfahrungen, die ich über die bedauerlichen Fol
zerrütteter Oekonomien zu machen den Anlaß hatte, ließen mich fr
Oekonomie als die Bedingung eines frohen Daseins und bei vi
Menschen auch für diejenige der Rechtlichkeit ansehen und dieselbe
einer meiner Lebensregeln machen; aber ich unterschied scharf zwis
Habsucht, dem, was die Sprache der Alten Geiz nannte, und Sp
samkeit. Eben so sehr, als ich die letzte lieb gewann, verabscheute
den ersteren. Sobald ich die Worte Sallust's: alieni appetens
profusus gelesen und verstanden hatte, bildete ich meine Regel
gekehrt in den Worten: sui parcus alieni contentor, und so verf
ich, das erste streng beobachtend, wo es mir möglich war, ohne Pfl
oder Schicklichkeit zu verletzen, das zweite immer befolgend.
mir gehörte, ließ ich nicht zurück, ausgenommen wenn es aus
Hand eines Dürftigen kommen sollte. Den Meinigen war ge
vorgeschrieben, keine Geschenke anzunehmen.

Ich traf an einem Abend, als ich meinen Oheim Lavater besu
und bei ihm den Thee trank, eine entfernte Anverwandte dessel
an, welche mit ihren Schwestern von ihren nächsten Verwandten
Nichtachtung behandelt und gekränkt worden zu sein glaubte.
hatte für 6000 Gulden Schuldtitel und in einer großen Scha
schönes Silbergeschirr mit sich. Dies Alles gedachte sie meinem Oh
und mir zu schenken und wollte sich nur die Zinsen der Capita
auf Lebenszeit vorbehalten. Mit Zartheit trug sie uns das Gesc
an. Ich wußte, daß diese Summe den Nachgelassenen des Mann
der vielleicht übermüthig gegen die blinde Frau gehandelt hatte,
zu Statten kommen würde. Durch einen bloßen Wink konnte
meinen guten Oheim von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeu

[illegible] [illegible] [illegible] die Gabe [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] fand ich daselbst ein [illegible]
[illegible] [illegible] Unterschriften [illegible]
[illegible] [illegible] Zahl der geringeren [illegible]
[illegible] dieser Ansicht kam es [illegible]
[illegible] Vermögens zu trennen [illegible]
[illegible] Staatsumwälzung [illegible]
[illegible] sondern ich sah mich [illegible]
[illegible] ich konnte mich [illegible]
[illegible] ich trüge keine [illegible]
[illegible] ich dagegen, daß [illegible]
gemeinnützigen oder [illegible]
[illegible] gethan haben. – [illegible]
[illegible] zu erwerben, ich [illegible]
[illegible], meine Kinder [illegible]
[illegible] glaubte ich, es [illegible]
[illegible] erworben hat, Sorge [illegible]
[illegible] falle, der [illegible]
überträgt, wenn [illegible]
[illegible] sind.

[illegible]

[illegible] ich hole [illegible]
nach.
[illegible] 5. Juni 1[illegible]
[illegible]ater, nachdem [illegible]
erloschen war. [illegible]
auf dem Gut [illegible]
[illegible] Anlagen [illegible]
Felde. 177[illegible]
[illegible] Bürgerm[illegible]
[illegible] gewä[illegible]
[illegible] schönen [illegible]
können, [illegible]
[illegible], nach [illegible]
Staats[illegible]

gelangen ihm vorzüglich gut. Aus einer Albrecht von Haller nachgebildeten Schilderung zürcherischer Magistrate möge nur folgende hier stehen:

Dies ist Magnentius, der ganzen Stadt Herr Vetter,
sehr mager an Verstand — am Leibe ist er fetter —,
der größte Gratulant, ein kleiner Magistrat.
Bei Weibern ist er wach und schläft dann in dem Rath.
Ja, schlafe, lieber Mann, und schliefest du auch immer;
Dein Schweigen schadet nie; das Reden wäre schlimmer.

Das Bild soll sehr kenntlich gewesen sein. Mein Vater hatte auch sehr vielen natürlichen Witz und schnelle gute Einfälle, die von Mund zu Mund gingen, aber dabei den Fehler, daß er witzige Einfälle nicht unterdrücken konnte. Dies machte ihm, weil nichts weniger verziehen wird, wie Witz, Feinde, die noch zahlreicher gewesen sein würden, wenn man nicht seine Gutmüthigkeit gekannt hätte.

Ich selbst wurde einst der Gegenstand davon. Der lustige Reim kam in viele tausend Hände, und mancher Leser mochte ihm einen ernsteren Sinn beigelegt haben, als der Verfasser bei dessen Hinwerfung dachte. Als ich 1790 in den Haag kam, sagte der Schweizer-Soldat, der uns nach damaliger Mode frisirte: „Haben Sie den Spruch auch schon gehört, den der Rathsherr Meyer von Knonau in Zürich seinem Doctor gemacht hat, als er ihn bezahlen sollte?“ Nun las er mir das Gedicht, aus welchem ich nur das Folgende heraushebe:

„Es giebt Difficultäten;
Dein Vater weiß so gut wie ich,
daß Buben kosten wetterlich
auf Universitäten.“

Mein Universitätsjahr, eine Ferienreise nach Dresden und verschiedene Kleider, die ich machen lassen mußte, eingeschlossen, hatte ungeachtet des kostbaren Professorentisches bei Eberhard, der jährlich 100 Thaler Sächsisch für das Mittagsmahl forderte, Alles zusammen nicht 600 Gulden und mein ganzer Aufenthalt im Auslande, das Universitätsjahr eingeschlossen, nicht volle 1900 Gulden gekostet; aber mein Vater dachte an nichts Weiteres und noch weniger an das Publicum, wenn ein Gedanke ihm einfiel. — Er verstand es auch, schnell und gut zu antworten. Als er Landvogt in Eglisau war, wurde ein angesehener Mann, der den Frömmler spielte, angeklagt, in Erstattung des Zehntens einen groben Betrug begangen zu haben. Als er vor die Audienz trat, reckte er beide Hände empor und rief mit feierlicher Stimme aus:

Vergilt mir [illegible]
rden nach meinen [illegible]
as Wort des Herr[illegible]
n Streichen ge[illegible]
allen Geschäften [illegible]
n Studium zurück [illegible]
und verschönerte [illegible]
Zeit zu Zeit [illegible]
Inhalts *).

---

nm. des Hera[illegible]
cht in den „[illegible]
auf S. 251: „[illegible]
wie viel hat's [illegible]
Festigkeit und [illegible]
Umriß vom Charak[illegible]
:it und Witz [illegible]
ht bestimmt genug [illegible]
t, zeigt es doch [illegible]
los. Er will, [illegible]
icher. — Geut: [illegible]
endend nach dem [illegible]
nehr und nicht [illegible]
e Niemand, als er. [illegible]
unedel gehandelt [illegible]
hm einen Freund [illegible]
ung hätte, ihm [illegible]
Sohn am 4. Jun[illegible]
n wahrscheinlich [illegible]
nur in seinem [illegible]
bereits unterlie[illegible]
der zwei letzten [illegible]
Beileidsbezeugun[illegible]
eil noch im [illegible]
llegen; aber in [illegible]
en Staatsmän[illegible]
ublifen befan[illegible]
virorum gra[illegible]
nichts wußte[illegible]
so talentvolle[illegible]
enige, wahre [illegible]
hülfe verge[illegible]

Sechster Abschnitt.

Die Zeit der Restauration.

1814 — 1830.

Versuche zur Herstellung der vorrevolutionären zürcherischen Verfassung und Erwägung von Maßregeln hiegegen.

Die Anhänger des Alten in Zürich, an deren Spitze der Geri
herr Georg Escher von Berg und, mehr hervorgestellt, als jetzt noch f
thätig, der Statthalter Konrad Hirzel sich befanden, indeß der ein
reiche Seckelmeister Kaspar Hirzel an dieser Bewegung keinen A
nahm und zur Mäßigung rieth, suchten Reinhard, der seit vielen Ja
mit Escher in enger Verbindung stand, für sich zu gewinnen. Er w
stand; seine Vertrauteren im Rathe folgten seinem Beispiele, nicht
Viele aus ihnen das Bisherige, die mediationsgemäße Ordnung, a
beibehalten wollten, sondern, weil sie erkannten, daß die Beweg
partei in Zürich auf eine Herstellung der Zunftverfassung au
während sie selbst zwar eine Beschränkung der Landpartei, nicht
die Wiederkehr des Zunftwesens, vielmehr einen überwiegenden Ei
der angesehenen Familien der Stadt wünschten. Die Bewegungsm
aber waren thätig und scheuten sich nicht, die einzelnen Glieder
Regierung anzusprechen, von denen jedoch nicht einer zu ihnen
ging. Auch bei diesem Anlasse bewährte sich die öftere Erfahrung,
Diejenigen, welche suchen, was sie verloren, um dessenwillen Andern
was diese einbüßten, noch nicht gönnen, und daß man nur zu gern
Aristokrat nach unten wirkt, während man nach oben hin nur Gleich

gelangen ihm vorzüglich gut. Aus einer Albrecht von Haller nachgeb
beten Schilderung zürcherischer Magistrate möge nur folgende hier steh

Dies ist Magnentius, der ganzen Stadt Herr Vetter,
sehr mager an Verstand — am Leibe ist er fetter —,
der größte Gratulant, ein kleiner Magistrat.
Bei Weibern ist er wach und schläft dann in dem Rath.
Ja, schlafe, lieber Mann, und schliefest du auch immer;
Dein Schweigen schadet nie; das Reden wäre schlimmer.

Das Bild soll sehr kenntlich gewesen sein. Mein Vater hatte a
sehr vielen natürlichen Witz und schnelle gute Einfälle, die von M
zu Mund gingen, aber dabei den Fehler, daß er witzige Einfälle ni
unterdrücken konnte. Dies machte ihm, weil nichts weniger verziel
wird, wie Witz, Feinde, die noch zahlreicher gewesen sein würden, we
man nicht seine Gutmüthigkeit gekannt hätte.

Ich selbst wurde einst der Gegenstand davon. Der lustige Re
kam in viele tausend Hände, und mancher Leser mochte ihm ein
ernsteren Sinn beigelegt haben, als der Verfasser bei dessen H
werfung dachte. Als ich 1790 in den Haag kam, sagte der Schweiz
Soldat, der uns nach damaliger Mode frisirte: „Haben Sie den Spr
auch schon gehört, den der Rathsherr Meyer von Knonau in Zür
seinem Doctor gemacht hat, als er ihn bezahlen sollte?" Nun las
mir das Gedicht, aus welchem ich nur das Folgende heraushebe:

„Es giebt Difficultäten;
Dein Vater weiß so gut wie ich,
daß Buben kosten wetterlich
auf Universitäten."

Mein Universitätsjahr, eine Ferienreise nach Dresden und verschied
Kleider, die ich machen lassen mußte, eingeschlossen, hatte ungeac
des kostbaren Professorentisches bei Eberhard, der jährlich 100 Thc
Sächsisch für das Mittagsmahl forderte, Alles zusammen nicht 6
Gulden und mein ganzer Aufenthalt im Auslande, das Universitä
jahr eingeschlossen, nicht volle 1900 Gulden gekostet; aber mein Va
dachte an nichts Weiteres und noch weniger an das Publicum, we
ein Gedanke ihm einfiel. — Er verstand es auch, schnell und gut
antworten. Als er Landvogt in Eglisau war, wurde ein angesehe
Mann, der den Frömmler spielte, angeklagt, in Erstattung des Zehnt
einen groben Betrug begangen zu haben. Als er vor die Audienz tr
reckte er beide Hände empor und rief mit feierlicher Stimme au

„Herr! Vergilt mir nicht nach meiner Missethat und laß es mir nicht werden nach meinem Thun!“ Sogleich erwiderte mein Vater: „Wer das Wort des Herrn weiß und hält es nicht, der wird mit doppelten Streichen geschlagen werden.“ — Als die Staatsumwälzung ihn aus allen Geschäften heraushob, kehrte er vorzugsweise zu dem classischen Studium zurück, dem er nie entsagt hatte, und dasselbe erheiterte und verschönerte sein Greisenalter. Seinen Enkelchen dichtete er von Zeit zu Zeit Liederchen und Sinnsprüche des rührendsten und zartesten Inhalts *).

*) Anm. des Herausgebers. Ein Profilporträt von Kaspar Meyer von Knonau steht in den „Physiognomischen Fragmenten, erster Versuch“, und Lavater sagt dazu auf S. 251: „Man findet dies Porträt ähnlich. — Es ist's zum Theil; und doch wie viel hat's in Kraft und Blick verloren! — Die Stirne zeigt viel Verstand, Festigkeit und Verschlossenheit. — Die Nase (die durch den unbestimmten höckerigten Umriß vom Charakter verliert), verkündigt Stärke, Muth, Entschlossenheit. — Klugheit und Witz schweben über den Lippen. — Ueber's Auge getrau ich mir, weil's nicht bestimmt genug gezeichnet ist, wenig zu sagen. So unfest es aber gezeichnet ist, zeigt es doch durchschauende Kraft und Heiterkeit. — Der Kopf ist nicht planlos. Er will, und kann, und wird sich hervordrängen, ohne Geräusch, still und sicher. — Geübt und leicht in Geschäften, fertig mit der Feder, beredt und sich wendend nach dem Gegenstande, den er vor sich hat: den Menschen kennend und nicht mehr und nicht weniger, als er will, sich ihm mittheilend — wird er Zwecke erreichen, die Niemand, als er, absieht; keine böse Zwecke! Er wird viel Gutes thun; der Vorwurf, unedel gehandelt zu haben, würd' ihm tödtend unerträglich sein. — Ich wünscht' ihm einen Freund, der so viel Verstand als Er, seine Beredsamkeit und Größe genug hätte, ihm unentbehrlich zu sein.“ — In der Correspondenz an Hegner redet der Sohn am 4. Juni 1808: „Meines lieben alten Vaters Augen sind erloschen und werden wahrscheinlich bald sich gänzlich schließen. — Oft bedauerte ich es, daß Sie ihn nur in seinem sinkenden Alter gesehen haben, wo seine Laune dem Hypochonder bereits unterlegen war; Ihre Reise nach Paris war eines der wenigen Producte der zwei letzten Decennien, die ihm noch wahren Genuß gewährten.“ Hegner's Beileidsbezeugung wird neun Tage später verdankt: „Meinen Vater würde Ihr Urtheil noch im Tode freuen. Im Aeußeren unterschied er sich wenig von seinen Collegen; aber in seiner Denkungsweise wich er sehr von der Heerstraße der zürcherischen Staatsmänner ab. — Zu sehr mit der großen Geschichte und den alten Republiken bekannt, konnte er das Lächerliche des Wichtig- und Vornehmthuns der virorum gravissimorum, ihr geheimnißvolles Wesen über Dinge, wovon sie selbst nichts wußten, nie leiden. Er war übrigens großentheils Autodidakt. Sein ebenso talentvoller als bizarrer Vater hatte neben anderen besonderen Maximen auch diejenige, wahres Talent werde sich selbst durcharbeiten, wo keines sei, wäre auch Nachhülfe vergebens, um etwas Rechtes herauszubringen.“

Sechster Abschnitt.

Die Zeit der Restauration.

1814 — 1830.

Versuche zur Herstellung der vorrevolutionären zürcherischen Verfassung und Erwägung von Maßregeln hiegegen.

Die Anhänger des Alten in Zürich, an deren Spitze der Geric
herr Georg Escher von Berg und, mehr hervorgestellt, als jetzt noch sel
thätig, der Statthalter Konrad Hirzel sich befanden, indeß der einfl
reiche Seckelmeister Kaspar Hirzel an dieser Bewegung keinen T
nahm und zur Mäßigung rieth, suchten Reinhard, der seit vielen Jal
mit Escher in enger Verbindung stand, für sich zu gewinnen. Er wi
stand; seine Vertrauteren im Rathe folgten seinem Beispiele, nicht
Viele aus ihnen das Bisherige, die mediationsgemäße Ordnung, an
beibehalten wollten, sondern, weil sie erkannten, daß die Bewegun
partei in Zürich auf eine Herstellung der Zunftverfassung ausg
während sie selbst zwar eine Beschränkung der Landpartei, nicht
die Wiederkehr des Zunftwesens, vielmehr einen überwiegenden Ein
der angesehenen Familien der Stadt wünschten. Die Bewegungsmä
aber waren thätig und scheuten sich nicht, die einzelnen Glieder
Regierung anzusprechen, von denen jedoch nicht einer zu ihnen i
ging. Auch bei diesem Anlasse bewährte sich die öftere Erfahrung,
Diejenigen, welche suchen, was sie verloren, um dessenwillen Andern
was diese einbüßten, noch nicht gönnen, und daß man nur zu gern
Aristokrat nach unten wirkt, während man nach oben hin nur Gleic

nen will. Entschieden drangen die Männer der Bewegung auf die
rstellung des alten Großen Rathes mit gleicher Stellvertretung der
:izehn Zünfte. Scherzend antwortete ich den zwei Wortführern, die
ch besuchten: „Sie werden in diesem Falle doch der Constafel ihre
ıtzehn im Großen und die sechs im Kleinen Rathe nicht entziehen
llen?" (Die Constafel, auf welcher die adelichen Familien nach Vor=
rift der Verfassung, zugleich aber auch andere Mitglieder nach freier
illkür sich befanden, lieferte jene größere Zahl; jede der übrigen
ölf Zünfte hatte drei Glieder in den Kleinen und zwölf in den
roßen Rath gewählt.) „Dies geht nicht mehr an", antworteten
eide sogleich aus einem Munde.

Man wußte, daß Zusammenkünfte in der Stadt gehalten wurden,
ß die Mißvergnügten ihre Kräfte berechneten; aber man wußte auch,
ıß diese Partei auf keinen bedeutenden Anhang im Lande zählen
nnte. Gleichwohl war man nicht sicher, ob nicht einige heftige
lenschen einen Gewaltstreich versuchen würden, und traute eine Zeit
ng dem Auslande, vorzüglich Lebzeltern, nicht ganz. Aus der ehe=
aligen Herrschaft Wädenswil, von Stäfa, u. a. O. m., waren auf
e erste Nachricht von diesen Bewegungen Zuschriften an die Re=
erung eingekommen, welche die einmüthige Ergebenheit zusicherten
ıd zur Festhaltung an dem Bestehenden aufforderten. Eines Abends,
s man wieder von geheimen Anschlägen sprach, ging ich zu Reinhard
ıd sagte ihm, ich habe meine Anstalten getroffen, wenn ein gewalt=
mer Versuch gemacht werden sollte, schnell die Stadt zu verlassen
ıd entweder zu Stäfa oder in dem ehemaligen Regensberger Quartier
nen Kern zu bilden, an den bald sich Andere anschließen würden.
einhard gab mir die merkwürdige Antwort: „Machen Sie mit Ihren
reunden diese Revolution, wenn es sein muß. Ich kann nicht mit=
ındeln; ich bin zu alt. Aber ich werde meine Gesinnungen nicht
ndern."

Nichts dergleichen wurde nöthig; aber man sah in kurzer Zeit,
aß ein bedeutender Rückschritt stattfinden werde. Usteri war ent=
uthigt; er beruhigte sich in dem Gedanken, daß die lähmende Zunft=
erfassung nicht mehr zurückkehren, und mit der Hoffnung, daß eine
ristokratie der Gebildeten an ihre Stelle treten werde. Täglich und
einahe stündlich hörte man Aeußerungen, jetzt müsse man den Zeit=
unkt benutzen, das eingebrochene Bauernregiment auf immer zu

beseitigen. Nicht nur Unterrichtete, sondern auch Kaufleute, die ni
eine Zeile orthographisch zu schreiben im Stande waren, sprachen
Verachtung von Mitgliedern des Kaufmannsstandes am Zürichsee,
in Bildung ihnen nahe standen oder gleich kamen. Man hörte Ha
werker sich hoch über Tausende von Menschen hinwegsetzen, die du
tägliche Betrachtung der Natur und dessen, was auf der Erde vorg
ebenso sehr und vielleicht noch mehr befähigt werden, die Bedürfnisse
Staats und des Volkes zu beurtheilen, als jene in ihren Werkstätt
Ich fühlte tief, daß die nahen Veränderungen und die bevorstehen
Herausstoßungen aus dem Großen Rathe früher oder später R
wirkungen zur Folge haben würden, und war von diesem Unrecht
verletzt.

Diese Empfindungen trieben mich zu Lebzeltern und Capo d'Is
hin. Ich wurde bei dem ersteren eingeführt, sagte ihm, ich sei M
glied der Regierung und aus einer Familie, die seit bald 450 Jah
zu den Angesehenen und Regierenden gehöre, daß ich meine Einlaßk
in die gegenwärtige Ordnung der Dinge theurer bezahlt, als
Anderer im Kanton, weil ich an Patrimonial-Herrschaften und Feu
rechten einen größern Werth eingebüßt habe, als irgend Jem
Allein zugleich bekannte ich die innigste Ueberzeugung, daß die Gleich
der Rechte, welche 1798 dem ganzen Volke feierlich zugestanden w
und in deren Besitz es durch die Mediationsacte seit zehn Ja
größten Theils geblieben sei, ihm nicht wieder entrissen werden dü
und daß etwas früher oder später das Traumbild von Vorrech
das man jetzt sich mache, auf eine gewaltsame Weise werde zer
werden. Ehe er mir antworten konnte, trat Capo d'Istria in's Zim
mit den mir unvergeßlichen Worten: «Mon ami! je vous prés
Monsieur M., un homme de bien, comme on ne trouve pas
jours. Il renonce à ses droits pour le bien commun.» Ganz
stand ich die Worte, die in dem Munde des vieljährigen Diplom
nichts anderes hießen, als: „Freund! Hier ist ein aufrichtiger T
der einen Vortheil, den er erreichen könnte, schwärmerisch hingie
Neu und tiefer belebt wurden jetzt meine Ueberzeugungen, und
freute mich zu bemerken, daß der auf russischen Boden verpfl
Halb-Grieche für meine Ansicht noch einigen Sinn hatte; doch
er sagte mir, jetzt müsse das Werk Frankreichs geändert, der S
ein überwiegender Einfluß gegeben werden, und zwar um so viel

da das ganze Volk zufrieden sei und auch nicht eine Stimme von Bedeutung sich bei ihm und seinen Collegen habe hören lassen. Ich verdeutete ihm, das augenblickliche Stillschweigen beweise nichts und beruhe auf einer Art von Betäubung, die das Volk ergriffen habe. Unverzüglich wandte ich mich an den Rathsherrn Rebmann und den Staatsschreiber Stapfer und ermahnte sie, einzeln oder gemeinschaftlich Schritte gegen die Abgeordneten zu thun, ihnen die Lage der Sachen zu verdeutlichen und die Wünsche des Volkes vorzulegen. Rebmann antwortete mir, Alles sei jetzt entschieden; er könne nicht französisch sprechen; wenn Usteri sich in diese Verhältnisse finde, so müssen es Andere auch thun. Stapfer, der fertig französisch sprach, sorgte, er würde allein nichts vermögen, und blieb bei der Aeußerung stehen, es reiche hin, wenn das Volk im Großen Rath eine Art von Landständen habe und einige fähige Männer vom Lande in den Kleinen Rath aufgenommen werden. Mehr war unter diesen Umständen nicht zu thun.

Versuche der Verschiebung kantonaler Abgrenzungen.

Dem Versuche, die ehemaligen Freien Aemter dem Kanton Zug zuzutheilen, den der Landammann Sidler von Zug lebhaft unterstützte, wurde auch Reinhard gewogen, weil er berechnete, daß, wenn die Freien Aemter mit Zug vereinigt würden, die ehemalige Landvogtei oder Grafschaft Baden an Zürich angeschlossen werden könnte. Als gewesener Landvogt zu Baden hatte er eine Vorliebe für diese Landschaft, die zugleich auch schöne Jagdreviere darbot, die ihm als Freund der Jagd sehr zusagten. In den Freien Aemtern zeigten sich Wünsche für eine Anschließung an Zug, in Baden sehr wenige für eine solche an Zürich. Genau hing mit diesem Gedanken das laut ausgesprochene Begehren sehr vieler Sarganser und Uznacher zusammen, mit dem Kanton Glarus sich zu vereinigen und von St. Gallen sich zu trennen, dessen Folge dann der ebenfalls angeregte Plan gewesen wäre, Rapperswil und seinen Bezirk mit Schwyz zu verbinden. Nicht nur war ich überzeugt, daß eine solche Zergliederung der Kantone Aargau und St. Gallen das schweizerische Staatssystem tief erschüttern und noch größere Folgen haben würde, sondern auch, daß der Uebergang einer zahlreichen Volksmenge in die sogeheißene reine Demokratie oder Landsgemeinde-Verfassung, der sie früher niemals angehört hatten, die Lüsternheit

der Rheinthaler und Toggenburger, des zürcherischen Volkes und vi
vieler anderer Schweizer für eine ähnliche Staatsreform sehr vermehr
und, weil diese reinen Demokratien für das Ganze beinahe nich
leisten, dadurch ein bedeutender Theil der eidgenössischen Kraft ve
loren gehen würde.

Diese Ueberzeugung veranlaßte mich, bei Capo d'Istria, den i
von Zeit zu Zeit besuchte und der mich immer gefällig aufnahm,
wie bei den eidgenössischen Gesandten, die ich kannte, soweit ich
vermochte, diesen Plänen entgegen zu wirken und schnell die klei
Schrift: „Sargans und Uznach" abzufassen, die Müller-Friedberg
gleich nach St. Gallen sandte und dort abdrucken ließ. Es schlich
sich zwar einige arge Druckfehler in dieselbe ein; allein sie wurde
der Tagsatzung und noch bei vielen Personen vertheilt. Ob sie e
das Nichtglücken aller dieser Plane wesentlich eingewirkt habe, verm
ich nicht zu sagen.

Feststellung des neuen Bundesvertrages. Zürich's vorörtliche Stellung.

Usteri und Finsler, die sich meistens kalt und nicht selten bit
gegenüber standen, waren, als Zürich aufgefordert wurde, die vorö
liche Stellung wieder bleibend einzunehmen, sogleich einverstanden,
Einzelherrschaft des Landammanns zu brechen und ihm einen Staatsr
an die Seite zu stellen. Mit voller Ueberzeugung wirkte auch
so viel ich vermochte, zu diesem Zwecke. Dagegen trug ich, so w
meine Kräfte reichten, auch dazu bei, daß Zürich nicht trachte, wie
beständiger Vorort zu werden. Ich verkannte keineswegs die günsti
Seiten eines solchen Vorzuges; aber alle verschwanden bei der Ber
sichtigung des verderblichen Einflusses, den der bleibende Aufenth
der auswärtigen Gesandten auf die Länge hervorbringen müßte.
war nicht zu verkennen, daß, wenn auch zuerst mehrere dieser Gesand
einen anderen Aufenthalt vorziehen sollten, sie doch allmälig bei d
beständigen Vororte sich vereinigen würden. Ich glaubte, daß
Gegenwart und das Beispiel vieler Menschen, die durch ihre dip
matische Stellung sich von jedem Zwange der örtlichen Gesetze l
gebunden glauben, an sich schon nachtheilig sei. Noch mehr scheute
die Folgen des politischen Einflusses, der den Magistratspersonen v
Zeit raubt, sie zu Aufwärtern, Werkzeugen und Nachäffern je

Gesandtschaften und nur zu leicht abhängig von ihnen macht. Hierzu kam noch die Erfahrung über die nachtheiligen Folgen des Hoftones, der sich in den letzten Jahren um den Präsidenten der Tagsatzung her auszubilden begonnen hatte.

Unter den größeren politischen Verhandlungen dieses und des folgenden Jahres waren vorzüglich zwei, bei deren Lösung ich mich nicht ganz beruhigen konnte. — Die eine war die Aufnahme Neuenburg's als eines durchaus gleichberechtigten Kantons; denn, wenn auch seine Bewohner, seine Leistungen und das damalige System des preußischen Hofes große Beruhigungen gaben und die schönsten Hoffnungen einflößten, so waren die möglichen künftigen Nachwehen nicht zu verkennen. — Die andere war die Neutralität der sardinischen Besitzungen am Genfer See und die Verpflichtungen, welche die Eidgenossenschaft gegen sie übernehmen mußte oder zu leicht auf sich nahm.

Die Beschwörung des eidgenössischen Bundes, August 1815, geschah auf die möglichst glänzende Weise. Höchst merkwürdig war es, daß ein österreichischer Erzherzog, der edle Johann, der Feierlichkeit beiwohnte*), und nicht weniger des Andenkens und der Beherzigung werth sind die Worte, die er an jenem Tage wiederholt gegen schweizerische Geschäftsmänner aussprach: „Bleiben Sie bei der Einfachheit! Diese wird Ihnen die Achtung des Auslandes am meisten verschaffen."

Gestaltung der zürcherischen Kantonalverfassung und Neubesetzung der Behörden.

Die alte Zunftverfassung blieb beseitigt; zugleich wurde aber auch der Grund zu einem städtischen Patriciate gelegt. Ungemein groß war damals die Begierde, in den Großen Rath einzutreten, und eine Menge von Bewerbern konnte beinahe täglich die Stunde nicht erwarten, wo sie gewählt werden würden. Die öfteren Aeußerungen dieses Treibens bewogen mich, zwei Mal im Rathe es auszusprechen, wenn es nur um Stellen zu thun sei, so stehe die meinige zur Verfügung. Jetzt sah man, wie schwer es sei, dem Einflusse der Jugend-

*) Anm. des Herausgebers. Wie billig, sprach sich der Erzähler erheblich kühler über den Bruder Johann's, den Kaiser Franz, in einem Briefe an Hegner, am 27. October 1815, aus: „Ich ließ dem Kaiser Franz die Straße zurecht machen und sah ihn, vom Stege unter unserem Gute, dicht neben mir vorüberfahren. Er grüßte den Lehenmannsjungen und mich mit gleicher Aufmerksamkeit."

freunde, Gesellschaften und nächsten Anverwandten zu widerstehen. Männ
von innerer Kraft wurden dadurch mehr oder weniger gelähmt.

So hatte Reinhard, abgesehen von seiner eigenen Stellung und
der Mediations-Verfassung, dieselbe so lieb gewonnen, daß er oh
einen starken Antrieb nicht davon würde abgewichen sein, und d
Landammann von Wattenwil, ein aufrichtiger Mann, den ich 181
in Solothurn oft allein sah und sprach, war nicht weniger mit d
damaligen Ordnung der Dinge versöhnt und zufrieden: — man müs
sich fest an die Mediation halten, sagte er mehrere Male in alle
Ernste zu mir. Aber einige bedeutende Personen ließen eine Art d
douce violence an sich verüben, als die leidenschaftlichen Vertheidig
des Alten zu stürmen begannen, und bei mehreren konnte man sage
Video meliora proboque, deteriora sequor. Sie fühlten das G
waltthätige der Maßregel; aber sie widerstanden ihr nicht. Die Lo
preisungen, die man der Mediationsacte als Rettungsbalken gespend
hatte, wurden ebenso vergessen, wie man bei der Insurrection von 18(
und nachher die 1798 feierlich anerkannte Gleichheit der Rechte all
Kantonsbürger vergessen hatte. Die Heftigeren unter den Restaurator
waren erbittert gegen Alles, was einer Vertheidigung der Rechte d
Landschaft ähnlich sah. Kaum erhob der Kantonsrath Tobler v
Wülflingen seine Stimme mit einigem Nachdrucke, aber bescheiden i
Großen Rathe in diesem Sinne, als man hörte: „Der muß weg
— und wirklich fiel er in den nächsten Erneuerungswahlen herau

Die Verfassung von 1814 gab der Stadt Zürich auf jede d
dreizehn Zünfte zwei Glieder und 104, die der Große Rath f
wählte, indeß die Stadt Winterthur und die Landschaft 82 erhielte
von denen in der Folge noch einige an Zürcher übergingen, die a
dem Lande wohnten und daselbst gewählt werden konnten. — M
glaubte den Austritt der Mitglieder vom Lande dadurch zu milder
daß man die Ausloosungen der Abtretenden und die neuen Wahl
auf die Jahre 1814, 1815 und 1816 vertheilte und mittlerwe
keinen Regierungskalender erscheinen ließ. Ein Verfahren, durch welch
ein Theil der Glieder vom Lande nicht mehr gewählt werden konn
war also unvermeidlich, um allmälig 130 Zürcher in den Groß
Rath zu bringen.

Schon während der ganzen Mediationszeit hatte mir die au
schließende Initiative des Kleinen Rathes mißfallen. Jeder mus

begreifen, daß manches Gesetz und mancher Beschluß weit besser würde gewesen sein, wenn Veränderungen und Verbesserungen möglich gewesen wären. Man sagte in solchen Fällen: „Wir bedürfen jetzt des neuen Gesetzes. Wir müssen es daher annehmen; eine Verbesserung desselben wird später möglich sein.“ Auf diese Weise wurde von Zeit zu Zeit ein Gesetzesvorschlag zum Gesetz erhoben, dessen Gebrechen man schon während der Berathung erkannt hatte. Nichts desto weniger hielt Usteri so fest an der Initiative des Kleinen Rathes, als Reinhard, Finsler und Andere, weil der Grundsatz französischen Ursprunges für ihn eine starke Autorität war. Die Aristokraten nährten überdies die Besorgniß, der Große Rath möchte ohne diese Schranke einen stärkeren Einfluß gewinnen und Manches in die Gesetzgebung einschmuggeln, das dem Kleinen Rathe und dem herrschenden Systeme nicht zusagen würde. Man sagte, es könnten Einschiebsel in die Gesetze gebracht werden, durch welche ihre Zweckmäßigkeit oder wenigstens ihr Zusammenhang gestört würde. Das letzte glaubte auch Usteri.

In dem neuen Großen Rathe von 1814 entwickelte sich ein Geist, der diese Behörde, die bisher zwar die höchste genannt worden, dies aber in der That nicht gewesen war, wirklich zu einer solchen machen wollte und dadurch zugleich in die neue städtische Aristokratie eine demokratische Beimischung brachte. Dieser Geist machte bald der unbedingten Initiative des Kleinen Rathes ein Ende und löste einige Bande, die bisher die freie Bewegung des Großen Rathes zurückgehalten hatten*). Mit den Rathsherren Vogel, Pfenninger, dem

*) Die zürcherische Kantonalverfassung in der Mediationsacte hatte im fünften Artikel nach dem Wortlaute der deutschen Uebersetzung gesagt: „Ein Großer Rath von einhundertundfünfundneunzig Mitgliedern macht die Gesetze und Verordnungen und übt die andern Acte der höchsten souveränen Gewalt aus.“ In demjenigen Systeme, durch welches der Kleine Rath stark gemacht wurde, setzte der Große Rath von 1803 sich durch das Reglement mehrere beengende Schranken, indem er beschloß, der Kleine Rath habe dem Großen Rath die Vorschläge aller Gesetze, Verordnungen und andern Souveränetätsacte zu unbedingter Annahme oder Verwerfung zu hinterbringen. Die Verfassung vom 11. Juni 1814 dagegen drückte sich im § 12 aus: „Ein Großer Rath von 212 Mitgliedern ist die höchste Gewalt, der die Ausübung der Souveränetätsrechte und die Gesetzgebung des Kantons zusteht“; u. s. f. Im folgenden Jahre ging der Große Rath einen Schritt weiter und beschloß am 26. December 1815, mit Abweichung von dem vorgelegten Entwurfe, mit 72 Stimmen, zu denen auch ich gehörte, gegen 55, in § 1 des

aristokratisch gesinnten, streng rechtlichen Grebel, stimmte ich der V
änderung bei, gegen welche mehrere Glieder des Kleinen Rathes u
noch Andere mit Nachdruck sprachen.

Bürgermeisterwahlen im Jahre 1814; Hans Konrad von Escher (der Aeltere), David von Wyß.

[Hier ist im Manuscript durch Fehlen eines Blattes eine kl
Lücke. Nach der demselben beigelegten Inhaltsübersicht muß hier v
der bei Anlaß der Annahme der neuen kantonalen Verfassung u
der neuen Bestellung der Behörden, Juni 1814, vorgenommenen W
des an die Stelle des nicht mehr erwählten bisherigen Collegen Re
hard's, des 1761 geborenen Bürgermeisters Hans Konrad von Esch
des Jüngeren (von der Badergasse), gesetzten 1743 geborenen Ha
Konrad von Escher, des Aelteren (von Stadelhofen), die Rede gewe
sein.]

Der neue Bürgermeister — Hans Konrad von Escher der Aeltere
führte seine Geschäfte zu allgemeiner Befriedigung und erhielt,
Reinhard auf den Friedenscongreß nach Wien abging, den Vorsitz
der immer noch versammelten Tagsatzung, in welcher er sich allgem
Achtung erwarb. Aber am 12. December desselben Jahres 18
machte, als er seine Wohnung verlassen wollte, um die Tagsatz
zu besuchen, ein Schlag seinem Leben ein schnelles Ende. Eine son
bare Verkettung der Umstände verursachte, daß wegen Reinhard's A
wesenheit der Vorgänger und Gegenschwiegervater des Verstorbene
als erster Staatsrath die Sitzung des Großen Rathes eröffnen mu
Mit Zartheit und Klugheit erwähnte er der öffentlichen und priv
Tugenden des Hingeschiedenen, zwischen dem und ihm selbst vom T
der Bürgermeister-Wahl an das gute Einverständniß nicht gestört
sein schien. Sichtbar war die Rührung vieler Mitglieder, und n

---

veränderten Reglements: „Der Kleine Rath hinterbringt der Verfassung zufolge
Großen Rathe die Vorschläge aller Gesetze, Verordnungen und anderer Souveränet
acte zur Annahme oder Verwerfung, wobei dem Großen Rath jedoch das R
allfälliger Redactions-Veränderungen und Weglassungen einzelner Bestimmun
oder Artikel solcher Vorschläge vorbehalten ist."

*) Anm. des Herausgebers. Eben der im Juni des Jahres nicht wi
erwählte Bürgermeister Hans Konrad von Escher, der Jüngere.

sah, daß mancherlei Gefühle sich durchkreuzten. Ein erstes Scrutinium wandte jetzt eben diesem gewesenen Bürgermeister und jetzigen Vorsitzer von 190 Stimmen 91 zu. Er verbat sich in einer ruhig gehaltenen Anrede, in welcher die Schilderung der Tugenden und Eigenschaften, die der zu Wählende besitzen müsse, an Ironie grenzte, die Wahl, welche auf ihn gefallen war, und in einem dritten Scrutinium wurde der Rathsherr David Wyß mit 112 Stimmen gewählt; Usteri erhielt deren 70.

Es mag hier noch bemerkt werden, daß unter dem Vorsitze dieses neuen Bürgermeisters, dem Usteri als erster Legationsrath beigegeben war, die seither so viel besprochene Bundesverfassung vom 7. August 1815 zu Stande kam. Das Verfahren der Tagsatzung erwarb sich die Zufriedenheit und den Beifall der großen Mächte, und das österreichische Cabinet fand sich bewogen, dem Präsidenten der Tagsatzung Wyß den großen, dem eidgenössischen Canzler Mousson den kleinen Stephansorden zu verleihen. Man versicherte, der letztere sei auch Finsler zugedacht gewesen, der durch seine Leistungen als Generalquartiermeister bei dem nach Napoleon's Rückkehr aufgestellten eidgenössischen Kriegsheer die Aufmerksamkeit der Lenker der europäischen Angelegenheiten auch auf sich gezogen hatte, daß derselbe aber nicht nur keine Schritte zu dessen Erwerbung gethan, sondern diese Beschenkung zu vermeiden gesucht habe. Ludwig XVIII. übersandte dem Bürgermeister Wyß sein marmornes Brustbild. Bemerkenswerth ist es, daß gegen Reinhard von Seite der großen Mächte nichts von dieser Art gethan wurde. Gerade hieraus kann man am besten beweisen, daß er am Ende des Jahres 1813 nichts gethan habe, wodurch er sich die Zuneigung derselben erworben hätte, und es war ersichtlich, daß man ihn wegen seiner früheren wiederholten Berührungen mit Napoleon als den Mann ansah, der nicht ganz dem Umschwung angehöre. Man schien nicht zu wissen, daß Napoleon ungeachtet mehrerer öffentlicher Beweise von Aufmerksamkeit und Zuneigung, die er Reinhard gegeben hatte, dennoch 1811, als dieser mit Müller-Friedberg und Michel von Flüe an ihn gesandt war, bei einem Anlaß, wo er von Leuten sprach, die in der Schweiz unter gewissen Umständen nach Osten und Norden hinblicken würden, beigefügt haben soll: «Et entre autres vous, mon cher!» —, sowie auch, daß Reinhard damals lange in Paris hingehalten wurde und beinahe ohne Antwort heimkehren mußte.

Ich schließe diese Episode mit einer Anekdote, deren Gewißh
mir von guter Hand versichert wurde. Als am Schlusse der Tagsatzu
zu Bern 1817 plötzlich bekannt wurde, der bereits zum zweiten Ma
Wittwer gewordene 54jährige Bürgermeister Wyß, erster Gesandte d
Kantons Zürich, den der Schultheiß von Mülinen zu sich eingelad
hatte, habe sich mit der dreißig Jahre jüngeren Tochter desselben ve
lobt, hätten die meisten auswärtigen Gesandten diese Begebenheit a
ein diplomatisches Ereigniß ihren Höfen gemeldet und darauf d
Schluß gegründet, das Einverständniß zwischen den beiden Vorort
Zürich und Bern, welches seit 1813 und 1814 merklich gestört wa
weil Zürich sich an die Spitze der Stände gestellt hatte, die nicht zu
Alten zurückkehren wollten, sondern die Unabhängigkeit der neu
Kantone, namentlich von Waadt und Aargau, vertheidigten, wer
nun gänzlich wieder hergestellt werden. Sie wußten nicht, wie wen
die Verhältnisse einer einzigen Magistratsperson in solchen Ding
wirken. Glücklicher Weise heilten die Zeit und gesunder Sinn di
Wunde, die übrigens nie sehr gefährlich war.

Ablehnung einer Wahl in den Staatsrath; Art und Weise der Theilnahme an den Berathungen.

Als 1814 nach dem Tode des Bürgermeisters Hans Konr
von Escher, des Aelteren, ein Mitglied in den Staatsrath gewäh
wurde, vereinigten sich im ersten Scrutinium 29 Stimmen auf mi
Zwei andere Glieder des Kleinen Rathes, der bekannte biedere Ha
Konrad Escher und Jakob Hirzel, Reinhard's Liebling, der seit zwe
Jahren zu sehr vielen Geschäften war gebraucht worden, auch viel
Tagsatzungen und Conferenzen beigewohnt hatte, erhielten eine größe
Stimmenzahl; allein es waren noch Andere in der Wahl und so d
Sieg zwischen den beiden Genannten nicht ganz entschieden. Im Innerst
ergriffen stand ich auf, erklärte, ich wolle die Wahl zwischen zw
von mir hochgeachteten Männern nicht aufhalten: — ich verbitte m
dieselbe, und zwar nicht bloß für jetzt; sondern ich bitte, daß ma
auch später bei solchen Wahlen und, wo es um höhere Stellen z
thun sei, nicht an mich denke. Beinahe alle meine und die meist
der übrigen Stimmen fielen sogleich auf Escher, und er wurde dur
eine große Mehrheit gewählt.

Bald bemerkte ich eine nicht erwartete, aber für mich erfreuliche Wirkung dieser Erklärung. Seit meinem Eintritte in den Kleinen Rath hatten, wie ich schon oben bemerkt habe, beinahe alle Anträge, mit denen ich zuerst auftrat, einen starken Widerspruch von Seite der herrschenden Partei, vorzüglich einiger Männer gefunden, die mich als einen Nebenbuhler ansehen mochten. Ich fiel oft mit solchen Anträgen durch, weil einige meiner Collegen glaubten, ich könnte zu Einfluß gelangen. Dies lehrte mich, diejenigen Ideen, die mir vorzüglich wichtig waren, Anderen beliebt zu machen und zu trachten, daß sie von diesen zuerst eröffnet würden. Ich sprach mich dann nur unterstützend aus. Nicht selten gab ich mir bei meinen Vorschlägen, doch ohne die Hauptidee oder den Hauptzweck zu vernachlässigen, absichtlich Blößen, indem ich das eine Mal etwas unentwickelt ließ, ein anderes Mal meinem Votum etwas Entbehrliches, bisweilen etwas Gewagtes beifügte, was meistens die Folge hatte, daß die Gegner sich nur über diese schwache Seite herwarfen und dabei die Befriedigung genossen, das Unvollkommene vervollständigt oder das Zuweitgehende beschnitten zu haben. Ich erreichte dadurch den Vortheil, daß Diejenigen, die mir widersprochen hätten, nun in die Lage gesetzt wurden, dasjenige behaupten helfen zu müssen, was sie selbst zu Tage gefördert hatten.

In meinen jüngeren Jahren, insbesondere während meiner richterlichen Laufbahn, und ebenso im Großen Rathe, ehe ich in den Kleinen Rath gewählt wurde, hatte ich an den meisten Verhandlungen lebhaften Antheil genommen und für einen leidlichen Redner gegolten *). Im Laufe der Zeit, und nachdem ich oft im Innersten durch Beschlüsse verwundet war, die man umsonst bekämpft hatte, beschränkte ich meine Theilnahme an den Verhandlungen und sprach meistens nur, wenn meine Ueberzeugung mir sagte, man wolle von irgend einer Seite her etwas Schiefes oder Unrechtes erzwingen; dann freilich

*) Anm. des Herausgebers. Meyer von Knonau schrieb einmal an Hegner: „Noch nie habe ich weder im Großen, noch im Kleinen Rathe einen Vortrag gehalten, den ich vorher ausgearbeitet oder wovon ich etwas niedergeschrieben hätte. Das ist gut bei Gelegenheitsreden, zwar auch nicht nothwendig. Doch bei Deliberationen, insbesondere wenn man nicht erster Opinant ist, taugen solche studirte Reden nicht. Sie sind noch unbehülflicher, als die ungeheuren Kanonen auf den Batterien der Dardanellen, welche nur gerade vorwärts schießen."

schwieg ich nie. Doch war es mir immer sehr unangenehm, kām
und hadern zu müssen, und zwar gerade, wenn ich fühlte, daß
Wahrheit ganz auf meiner Seite sei, weil ich mich ärgerte, daß i
nicht durch sich selbst den Sieg davon tragen sollte. So lange
was ich für Recht hielt, in Gefahr stand, oder wenn ein erhebli
Nachtheil zu befürchten war, hielt ich es immer für Pflicht, bei me
Ueberzeugung fest zu bleiben und diese auszusprechen. Einige M
wo ich beharrlichen Widerspruch fand und dennoch von der Richti
meiner Behauptung überzeugt war, der zu fassende Beschluß
keine schnellen nachtheiligen Folgen besorgen ließ, gedachte ich
Lebensregel, daß man auch Andere durch Erfahrung klug we
lassen müsse, und schwieg. Meine Gegner prallten an und mu
nachher den Beschluß verändern, was mehr belehrte, als wem
hartnäckig meine Meinung vertheidigt hätte.

Viele Beobachtungen trugen dazu bei, daß ich bei vorgerü
Alter weit weniger heftig wurde, als ich in meiner Jugend ge
war. Ich begriff je länger je mehr, daß von den Cabineten,
lamenten, Kammern bis in die kleinsten Raths= und Verhandlu
Sääle hinein nicht die Hälfte der vorgebrachten Meinungen
Werth hat, und daß Manches, was mit Lebhaftigkeit behauptet
später von dem nämlichen Votanten, wenn er wieder darüber nachd
nicht mehr als wichtig betrachtet wird. Sehr Vieles wird nur d
angegriffen, weil ein Anderer es gesagt hatte, dem man die
nicht gönnen will, Vieles bloß aus Liebe zum Widersprechen, V
aus Mangel an ruhiger Ueberlegung. Vieles wird mit Nach
vertheidigt, weil man zuerst die Sache nicht richtig auffaßte und,
geachtet man sich in seinem Innern durch die Gründe der G
belehrt und besiegt fühlt, doch aus falscher Ehrliebe oder Eit
den Irrthum nicht eingestehen will. Sehr oft wird Stunden
für abweichende Meinungen gestritten, die am Ende zum näml
Ziele führen, und der Beobachter findet sich oft im Falle, nach kür
oder längerer Zeit zu bemerken, daß Männer, die etwas sehr
betonten, nachher unter gleichen oder ähnlichen Umständen, je nac
Andere sprachen oder nicht sprachen, gerade das Gegentheil
früheren Ansicht behaupten. Von den zahllosen Fällen, wo Parte
keit oder eigener Vortheil wirken, spreche ich hier nicht. Diese
fahrungen machen es begreiflich, wenn ein leidenschaftsloser Bei

eines Collegiums oft kalt, oft gleichmüthig bleibt und oft lieber ein non liquet aussprechen, als einem Antrage beipflichten möchte, weil keiner der vorgebrachten Anträge ihm genügt.

Ich kehre von dieser Abschweifung wieder zu meiner öffentlichen Thätigkeit zurück, und ich darf es wiederholen, daß ich, von der Stunde meiner Erklärung über die Staatsrath=Stelle an, eine unparteiischere Aufnahme meiner amtlichen Wirksamkeit erfuhr. Finsler sagte nicht lange nach jener Großraths=Sitzung zu mir: „Sie müssen sich nicht selbst vom Staatsrathe ausschließen.“ Man fing an, mir zu glauben, daß ich nichts suche, als die Erfüllung meiner Pflicht, und daß ich nicht nach Höherem strebe. Gleichwohl wurde ich durch allzu häufigen Beifall nicht verwöhnt. So suchte mehrere Jahre später ein Theilnehmer an dem Aufstand von 1804 um Milderung seines Urtheils an. Er erhielt eine Erleichterung. Dies veranlaßte mich, den Versuch zu machen, ob nicht nach so langer Zeit eine allgemeine oder bedingte Amnestie eingeleitet werden könnte; allein ich traf auf einen Widerstand, der mich aus dem Felde schlug, und fand einige Gegner, die ich nicht erwartet hatte. — Auf Tagsatzungen ging ich nicht mehr und lehnte auch einige diplomatische Sendungen ab, die mir anvertraut werden sollten. Dagegen behielt ich die Grenzangelegenheiten (oder Marchungssachen, wie man bei uns spricht) bei, weil ich mich in dieses Fach eingearbeitet hatte und Reinhard in dieser Beziehung ein großes Vertrauen in mich setzte. So wohnte ich manchen Grenzconferenzen und Grenzberichtigungen mit dem Großherzogthum Baden und mit benachbarten Kantonen bei *).

---

*) Eine solche ließ mich am 17. März 1815 ganz unerwartet auf den Bergen über Wasterkingen und Hüntwangen den Kanonendonner vernehmen, der zu Hüningen und Neu=Breisach den Anschluß Frankreichs an die Sache des aus Elba zurückkehrenden Kaisers verkündigte. Auffallend, aber ohne Worte war die Aufmerksamkeit der beiderseitigen Dorfvorsteher, die uns begleiteten und große Dinge zu erwarten schienen. Jedermann war damals in gespannter Erwartung. Immer dem Ausposaunen unbestimmter Nachrichten abgeneigt, gab ich am folgenden Morgen in der Rathssitzung nur unserem Bürgermeister Kenntniß von dieser Wahrnehmung, die um 11 Uhr die Basler Post erklärte.

Wirksamkeit als Obmann bei einer schiedsrichterlichen Entscheidung zu Cur.

Zwischen dem Kanton Graubünden und der Gemeinde Malan entstand ein Rechtsstreit über die Frage, ob diese Gemeinde befu sei, die ihr zugehörende Tardis= oder untere Zollbrücke an den b maligen Zöllner Stephan Riggli von Grüsch zu verkaufen. Die Ei wendungen der Regierung beruhten darauf, daß sie besorgte, der Käufe ein Mann ohne Vermögen, werde die Brücke schlecht unterhalten un wenn der Rhein sie, wie dies schon oft geschah, wegreiße, davongeh und dem Staate die Sorge für die Wiederherstellung der unentbeh lichen Brücke überlassen. Die Verfassung von Graubünden sagte § 22, daß in solchen Fällen jeder Theil wenigstens zwei Schied richter ernennen solle, und wenn diese sich weder über die Entscheidun noch über die Wahl des Obmanns vereinigen können, die Tagsatzu und, wenn diese nicht versammelt ist, der Vorort ersucht werden so den Obmann zu ernennen. Die Verhandlungen dauerten mehre Jahre hindurch, und der in der Verfassung vorausgesehene Fall tr ein. Die Regierung Graubünden's bat sich von dem damaligen Vo orte Zürich einen Obmann aus. Man dachte an mich, und ich en zog mich der Aufforderung nicht. Ich traf am 19. Mai 1815 Cur ein, beschäftigte mich zehn Tage lang mit der Untersuchung d weitläufigen Acten und fällte am 29. Mai meinen Ausspruch in de dortigen Regierungs=Gebäude in Gegenwart eines sehr zahlreich Publicums. Die bündnerische Regierung bezeugte der zürcherisch ihren Dank und ihr Wohlgefallen über meine Beflissenheit. Zn Brüder Tscharner vertheidigten die Forderungen beider Parteien u bewiesen dabei, daß sie nicht nur Juristen, sondern auch mit d staatsrechtlichen Verhältnissen wohl vertraut seien. Die Vorbehal unter welchen die drei Bünde 1529 dem Medardus (daher der Na Tardis=Brücke) Heinzenberger die Erbauung dieser Brücke erlaubt hatt und die Vorbehalte, die bei verschiedenen Verkäufen von Seite d Staates gemacht wurden, bewogen mich zu dem Urtheile, daß d Verkauf ungültig und die Gemeinde Malans zur Beibehaltung d Brücke verpflichtet sein soll, bis mit Zustimmung des Staates d bestehende Vertrags=Verhältniß verändert oder demselben ein befr digender Uebernehmer dargestellt werden könne.

Heilung eines eingewurzelten körperlichen Leidens durch selbstgewählte diätetische Lebensweise.

Auf der Sendung nach Bünden zog ich mir durch eine allzu leichte Bekleidung, wozu ein sehr schwüler Nachmittag mich verleitet hatte, des Abends während des Aufenthaltes in einem Garten, an welchem die Plessur vorüberfließt, von einer angenehmen Gesellschaft zurückgehalten, eine äußerst hartnäckige Erschütterung des Unterleibes zu. Der erfahrene Dr. Amstein, den ich sogleich berief, glaubte das Uebel leicht zu stillen. Doch dasselbe begleitete mich nach Hause und trotzte nicht nur durch häufige aus den leichtesten Veranlassungen hervorgehende Rückfälle allen angewandten Gegenmitteln; sondern im Sommer 1817 befiel mich eine Entzündung im Unterleibe, die mich nach dem Befinden Aller, welche die Krankheit beobachteten, an den Rand des Grabes brachte, an welchem mich aber der sorgfältige Archiater Rahn zurückzuhalten wußte. Mancherlei Versuche, die öfteren Rückfälle zu hindern und die Krankheitsanlage durch Arzneimittel zu heben, waren umsonst. Endlich nahm ich meine Zuflucht zu einer diätetischen Heilart. Ich enthielt mich während einiger Monate aller leichten oder anreizenden Speisen und nährte mich beinah einzig durch Brod und mehlige, auch durch Milchspeisen und hielt den Unterleib warm, doch ohne ihn zum Schweiß zu reizen. So nahm die Verdauung allmälig wieder einen geregelten Gang und das Uebel, welches während dreizehn Jahren mehrere Male eine Erschöpfung der Kräfte herbeizuführen schien, verließ mich. — Schon früher und auch seither habe ich oft die Erfahrung gemacht, daß man durch Beobachtung seiner Natur oft sein eigener Arzt sein kann und daß Befolgung derjenigen Diät, die der Körper fordert, ohne dabei ängstlich zu sein, daß Bewegung und Vermeidung starker Arzneimittel oder eines öfteren Gebrauches derselben sehr heilsam sind. Dazu bediente ich mich bis in's höhere Alter mit vielem Vortheil des Gebrauches des See- und Flußbades.

An verschiedenen Personen, deren Lebensweise ich genau kannte und beobachten konnte, hatte ich die Erfahrung gemacht, daß sie durch allzu häufigen oder andauernden Gebrauch von Arzneimitteln ihre Gesundheit gänzlich untergruben, an einigen anderen, daß sie, nachdem sie einem langjährigen Gebrauche von Arzneimitteln entsagt hatten,

nachher einer weit besseren Gesundheit genossen. Bei bedeutende
Krankheitsanfällen ließ ich es nie lange anstehen, den Arzt herbei
zurufen, befolgte seine Anweisungen, entstieg aber bisweilen de
Krankenbette oder nahm meine Geschäfte wieder auf, ehe der Arzt e
erlaubt hatte. Ich hatte oft wahrgenommen, daß sehr geschickte Aerzt
wenn sie sich unwohl befanden, ihrem Berufe dennoch oblagen, wen
es nicht mehr gehen wollte, sich zu Bette legten, Thee tranken, u
einen Schweiß zu befördern, und zuletzt einen andern Arzt herbeiriefe
Dieses Verfahren glaubte ich auch beobachten zu dürfen, rühmte mi
aber immer gegen meinen Arzt, daß ich gewissenhafter sei und i
diesem letzten Falle meinen Arzt berufe, und zwar ehe die Krankhe
auf's Höchste gestiegen sei.

Die große Theurung von 1817.

Die 1817 eingetretene Theurung, bei welcher das Getreide a
einen Preis stieg, der denjenigen der in meiner ersten Kindheit erlebt
Theurung von 1771 beinahe um das Doppelte übertraf, gab Regi
renden und Regierten unerwartete Belehrungen und bewies, wie g
es sei, wenn der Staat in solchen Zeiten einige Getreidevorräthe b
sitzt. Bei uns, gleich wie durch einen großen Theil von Europ
war die Idee verbreitet, nach der Ausdehnung, die der Kartoffelb
gewonnen hat, sei eine allgemeine oder gefährliche Getreide-Theuru
nicht mehr zu befürchten. Man konnte sich daher während der se
niedrigen Getreidepreise bei uns nicht entschließen, eine bedeuten
Summe auf die Anlegung von Getreidevorräthen zu verwenden. A
im Spätjahre 1816 die Kornpreise zu steigen begannen, wurden V
anstaltungen getroffen, um Getreide aus der Ferne zu kaufen, u
ein Ausschuß der Regierung mit diesem Geschäfte beauftragt. M
erhielt von dem Könige von Sardinien die Bewilligung zum Ank
von tausend Säcken Reis, von dem Könige von Baiern eine sol
für fünftausend Scheffel Getreide, machte Bestellungen zu Odessa u
traf weitere Maßregeln. Doch im Anfang des März 1817 ben
das fortgesetzte Emporgehen der Kornpreise den Rath, einen and
Ausschuß zu wählen und mit der Austheilung und dem Verkaufe
Getreides zu beauftragen, das theils in beschränktem Maße aus
Zehnten und Grundzinsen des verflossenen Jahres noch vorhand

theils von außen her zu erwarten war. Der Vorrath des eigenen Getreides belief sich nur auf achttausend Mütt.

Ich war Mitglied dieses Ausschusses, was mir verschiedene Beschäftigungen gab. Zu diesen Geschäften gehörte im Anfang des Juni eine Sendung an die Regierung von Schaffhausen, um einigen Hemmungen entgegen zu wirken, die der freien Korndurchfuhr daselbst waren entgegen gesetzt worden. Ein Ausflug, den ich in die benachbarten schwäbischen Gegenden machte, um zu erfahren, was für Getreidevorräthe noch vorhanden sein möchten, verschaffte mir den Anlaß, die dortige Art der Aufspeicherung der Getreidevorräthe einzusehen, sowie das schwarze Brod kennen und essen zu lernen, das dort der Bauer beinahe allgemein und ebenso auch meistens der Bürger genießt. Es ist wegen der beigemischten Wicken schwärzer und rauher als das Roggenbrod, doch nicht unschmackhaft. Gleichwohl wurden die Proben, die ich nach Hause brachte, selbst von meinen Arbeitern mit Verwunderung betrachtet und gekostet. Man weiß übrigens, daß in den meisten Getreideländern das schlechteste Brod gegessen, in den besten Weinländern geringer Wein genossen wird, weil man das bessere Getreide, den bessern Wein ausführt, und daß daher der Holländer, der Appenzeller u. s. f., denen kein oder nur wenig Brod wächst, das weißeste Brod essen. Mir wurde nun ein Mühlgang in der Mühle des Hospitals angewiesen, um mit jeder Art des ausländischen Getreides Proben zu machen, wie viel feines und gröberes Mehl und Kleie sie abwerfe. Ich beobachtete da, was aus einheimischem oder aus schwäbischem, bairischem, sicilianischem, ägyptischem, russischem Getreide und an verschiedenen Arten des Mehles gewonnen werden könne. Dies lehrte mich die Verhältnisse des Müllers genau kennen, gleichwie ich früher auf meinem Gute, wo ich das Brod im Hause hatte backen lassen, die Verhältnisse des Bäckers und das, was er gewinnen kann, zu ermessen den Anlaß hatte.

Bald überzeugte man sich, daß die vorgeschriebenen Austheilungen an Bedürftige, welche sich bei dem Ausschusse melden würden, den vorgesetzten Zweck nicht erreichten, weil viele Bedürftige sich nicht meldeten oder nicht melden konnten und manche das, was sie erhielten, an Speculanten verkauften. Man gerieth daher auf einen Gedanken, der ohne Zweifel von jedem Theoretiker wird mißbilligt werden und nur unter besonderen Umständen, wie es die damaligen waren, auf-

genommen und durchgeführt werden durfte. Er bewährte sich a
zweckmäßig; aber nichts desto weniger trug ich selbst 1832 auf ei
andere Art der Unterstützung an. — Man konnte im Frühling 181
einer reichen Ernte mit Zuversicht entgegensehen und zugleich berechne
daß ein beträchtlicher Theil des in den Häfen des mittelländisch
und schwarzen Meeres angekauften Getreides nicht mehr lange au
bleiben werde; aus Baiern und Schwaben waren bereits kleinere Z
schüsse eingetroffen. Es war daher nothwendig, dahin zu wirken, d
während eines nicht vollen Vierteljahres die Kornpreise nicht a
eine solche Höhe stiegen, daß das Volk dadurch beunruhigt würd
Um das Verhältniß beurtheilen zu können, muß man wissen, d
damals eine Korntaxe stattfand, die aus einem Durchschnitte der a
dem Kornmarkte geschlossenen Käufe, soweit die Preise der zur B
aufsichtigung des Kornmarktes verordneten Commission zur Anzei
kamen, erhoben wurde und auch als Maßstab der Brodpreise dien
Lange Erfahrungen hatten gezeigt, daß oft höhere Kaufpreise a
gegeben wurden, als die Käufe wirklich waren abgeschlossen word
um die Vortheile der Müller und Bäcker zu erhöhen. Diese Taxe a
zuschaffen, hatte damals die Regierung nicht gewagt, und würde sie d
gethan haben, so hätte leicht ein Aufstand entstehen können, weil m
die Korntaxe als eine Schutzwehr gegen einen ungemessenen Ko
wucher ansah, der wie ein Schreckbild vor den Augen des Vol
stand. Es blieb daher kein Ausweg übrig, als zu trachten, die
künstlich erhöhte Korntaxe zu ermäßigen. Als z. B. am 30. M
mit Einschluß von 870 Mütt, welche auf dem letzten Markte ni
waren verkauft worden, weil die Verkäufer das Steigen der Pr
voraussahen, nur 1710 Mütt auf dem Markte sich befanden und
Verkäufer 25 bis 35 Gulden forderten, verkauften wir 585 M
um 16½ Gulden und erhielten dadurch die Korntaxe auf der H
von 26 Gulden und 24 Schillingen, den Brodpreis auf 23 Schillin
und 6 Hellern. Diese Maßregel brachte am nächsten Markttage v
6. Juni mehr Getreide, nämlich 1186 Mütt, aus ihren Schlupfwink
auf den Markt. Die Verkäufer forderten 30 bis 43 Gulden;
brachten 737 Mütt um 16 Gulden und 20 Schillingen bis 18 Gul
und 10 Schillingen auf den Markt und behielten die Getreidet
auf 29¼ Gulden, den Brodpreis auf 25½ Schillingen. Als auf f
genden Märkten Speculanten nach ausländischen Vorgängen 40 Gul

und noch mehr zahlen zu wollen verkündigten, machten wir bekannt, wer mehr als 32 Gulden bezahle, werde keine Zulage, wer um 29 Gulden kaufe, eine solche von fünf, und wer um 31 Gulden kaufe, von drei Achteln des Betrages seiner Ankäufe, wer um 30 Gulden kaufe, die Hälfte erhalten, und brachten 797¾ Mütt auf den Markt.

Der Ausschuß erließ gleich nach der Eröffnung eines jeden Kornmarktes, sobald man wußte, wie sich ungefähr die Kaufpreise gestalten werden, eine Verkündigung, um anzuzeigen, daß jeder Käufer, der um keinen höheren, als um den von dem Ausschusse festgesetzten Preis, welcher um mehrere Gulden unter dem von den Käufern geforderten stand, ankaufen würde, je nach Beschaffenheit der größern oder kleinern Zufuhr aus den Staatsvorräthen eine Zulage erhalten werde, von einem Drittel, einige Male von zwei Fünftheilen seines Kaufes, nach einer zwanzig bis dreißig Procent unter den laufenden Preisen stehenden Taxe. Ueber die Weise, wie die Käufer mit den Verkäufern übereinkamen, traten wir nicht ein; allein die Käufer konnten ihre Berechnungen sehr leicht selbst machen, und sie fühlten keinen Reiz, höhere und künstliche Preise anzugeben, weil sie dadurch der Zulage verlustig geworden wären. — Dergestalt machte man ein höchst nachtheiliges Gesetz, das immer umgangen wurde, durch eine neue Umgehung, welche sich nur durch das dringende Bedürfniß rechtfertigte, unschädlich. So wurde es, ungeachtet die Ernte noch um mehrere Wochen entfernt war, möglich, die Preise niedriger zu halten, als sie am 6. Juni gestanden waren, während sie in Luzern, einem Getreidelande, auf 48 Münzgulden, im Kanton St. Gallen auf 50 und 60 Reichsgulden stiegen; auch war das Publicum mit Ausnahme weniger Mäkler und Bäcker sehr wohl zufrieden.

Diese Theurung gab zufälliger Weise der zürcherischen Regierung den Anlaß, gegen Baden mit Festigkeit aufzutreten. Eine benachbarte großherzoglich badische Behörde hatte zu Balm, gleich unterhalb Rheinau, einen Zollgardisten-Posten aufgestellt, und es wurde bekannt gemacht, daß auf dessen Anrufen alle von Lauffen oder von Rheinau kommenden Schiffe anlegen und, wenn dies nach dreimaligen Anrufen nicht geschehe, Feuer auf sie gegeben werden sollte. Der Oberamtmann zu Andelfingen machte ohne Erfolg Gegenvorstellungen und berichtete das Ereigniß ein. Immer war es mein Grundsatz, keinen Nachbarn zu

reizen und noch weniger einem solchen Trotz zu bieten, wohl ab
jeder Anmaßung fest entgegen zu treten. Ich trug daher in d
Sitzung vom 10. Mai an, daß sogleich der angrenzenden badisch
Beamtung angezeigt werde, in der Gegend des oberen Thores z
Rheinau, wo man das gegenüber liegende Balm frei vor sich ha
seien Scharfschützen aufgestellt, mit der Anweisung, jeden Schuß, d
auf zürcherische Schiffe geschähe, gegen die Schießenden zu erwider
und diese Maßregel sogleich eintreten zu lassen. Der Antrag wur
genehmigt, der Scharfschützen-Posten angeordnet, dies der badisch
Behörde mitgetheilt, und die Folge davon war, daß die badisch
Behörden sich ohne Zögerung erklärten, die Veranstaltung solle kein
wegs auf zürcherische oder solche Schiffe angewandt werden, die a
linken Rheinufer beladen werden, sondern nur auf solche, die an de
rechten badischen Ufer Ladung einnehmen würden. Die Kunde hie
gelangte bis zu den auswärtigen Gesandtschaften, und man vernah
mehrere davon hätten ihren Höfen gemeldet, wie Zürich gegen Bad
aufgetreten sei.

Ich glaube es nicht unterlassen zu sollen, einige Beobachtung
die ich während verschiedener Theurungen zu machen den Anlaß hat
hier niederzulegen. Die Theurungen kommen oft schnell und unerwart
und wenn man auch darüber streitet, ob sie künstlich und durch
geheißenen Kornwucher hervorgebracht seien, so sind sie doch da. B
ihrer Annäherung Ankäufe in benachbarten Gegenden, aus denen
gewöhnliche Zufuhr herkommt, zu machen, erlauben bisweilen e
getretene Verbote nicht, oder man läuft Gefahr, durch Ankäufe v
Staats wegen die Preise in die Höhe zu treiben. Gewöhnlich s
Diejenigen, die sich Sachverständige und Politiker nennen, nicht ein
wann man anfangen solle, in der Ferne Ankäufe zu machen. G
schieht dies, und die Preise steigen nicht, so machen die Gegner
Ankaufes und ein großer Theil des beweglichen Publicums den B
förderern des Ankaufes Vorwürfe wegen ihrer Uebereilung, und m
sagt, sie hätten das Geld weggeworfen; wartet man lange, so verzög
sich die Zufuhr, und weil die Lieferanten und die Transportmi
nicht selten von vielen Seiten angesprochen werden, auch jene ih
Vortheil zu befördern suchen, so treten oft Zögerungen ein, die
durch neue Geldanstrengungen zu überwinden sind und dennoch v
säumen. Das in der Ferne angekaufte Getreide trifft während

Theurung nicht oder nur sparsam ein, und wann es endlich ankommt, so ist oft die Theurung vorüber, und es muß mit Verlust verkauft werden, oder es verschlingt ein großes Capital, das nun todt bleibt. So geschah es 1817 mit einem bedeutenden Theile des Getreides, welches der für den Ankauf verordnete Ausschuß hatte kommen lassen. Auf Privatunternehmer ist wenig zu bauen, weil sie dem nämlichen Schicksal bloßgestellt sind und das Geschrei der Menge über Getreidewucher manchen redlichen Mann von gemeinnützigen Unternehmungen abhält. Dies Alles beweist, daß ein Staat, der von ausländischer Getreidezufuhr abhängt, wohl thut, wenn er immer einige Getreidevorräthe besitzt, die bis zu einer nahen Ernte, oder bis die fremde Zufuhr eintrifft, wenigstens nothdürftig aushelfen können. Noch besser ist es, wenn man den einheimischen Getreidebau ermuntern und vor dem Ersterben bewahren kann, was aber sehr schwer ist, wenn nicht das eigene Interesse dazu auffordert.

Charakteristik Hans Konrad Escher's (von der Linth).

Der Eintritt Hans Konrad Escher's*) in den Großen Rath und in den Regierungsrath (1814) war für das liberale System und für alles Gute ein großer Gewinn. Er gehörte nach seinem ganzen Wesen zu den wenigen Republikanern, die sich auch in höherer Stellung als solche bewähren. — Es giebt viele Leute, die (Einige sprechen es öffentlich aus, und Andere werden darüber weniger laut) ganz ernsthaft glauben, Verschlagenheit und Täuschung seien die Bedingungen eines wahren Geschäfts- oder Staatsmannes. Sie exempliren zunächst mit der Politik des Auslandes, die nach ihrer Meinung einzig in Trug und List besteht. Nur ein Roué — sagen sie — sei einer guten Geschäftsführung fähig. Wir geben gerne zu, daß ein Schwachkopf oder einer, der sogleich Alles herausplaudert, ebenso Derjenige, welcher sich in Furcht setzen läßt, nicht weniger, wer durch Schmeicheleien, namentlich wenn man ihm sagt, es hänge viel von ihm ab, er vermöge viel zu Hause, u. s. f., leicht bestochen wird, ein schlechter Staats-

*) Anm. des Herausgebers. Dieser schon in den vorhergehenden Abschnitten oft genannte Mann ist der durch Rathsbeschluß, doch erst nach seinem Tode, mit dem Namen „Escher von der Linth" geehrte edle Patriot.

mann oder Unterhändler sei, und daß Rechtschaffenheit ohne Besonnenheit nicht ausreiche. Hieraus folgt aber noch lange nicht, daß Verworfenheit eine Haupteigenschaft des Geschäftsmannes ausmache. Jene Leute verwechseln Pfiffigkeit und Klugheit. Viele durch nichts ausgezeichnete Menschen (auch viele Thiere) sind sehr pfiffig und wissen ihre Absichten schlau auszuführen, wobei nicht selten die Geradheit gegen sie den Kürzeren zieht; aber sie sind bald durchschaut. Man vertraut sich ihnen nicht mehr, und ihre Wirksamkeit ist beobachtet und beschränkt. Die schlauesten und treulosesten Minister und Unterhändler verlieren gewöhnlich ihren Einfluß bald. Mazarini, Alberoni u. A. brachten ihre Höfe in die größten Verwicklungen; der wohldenkende Fleury erwarb dem französischen Cabinet, dem ganz Europa mißtraute, wieder Vertrauen. Chatham hob das Ansehen des großbritannischen Cabinetes hoch empor. Franklin's Einfachheit und Geradheit, die aber mit Klugheit verbunden war, entwaffnete die Intriguen des verdorbenen Hofes von Versailles. Friedrich II., den Alle fürchteten, erwarb sich im Alter durch eine einfache, offene und doch feine Politik das Vertrauen der Deutschen, selbst der geistlichen Fürsten.

Unerschütterliche Rechtschaffenheit und Pflichttreue waren es, welche jede der Handlungen Escher's leiteten. So erzählte er mir, daß er deutlich bemerke, wie der berüchtigte Joachim Schmid von Lachen und noch einige Matadoren der Linthgegend ihn als einen unbeholfenen Menschen betrachteten und es gar nicht begreifen konnten, daß er von seiner Stellung bei der Linth-Entsumpfung keinen Mißbrauch zur Erreichung unredlicher Vortheile mache. Freilich war Escher eine Persönlichkeit, der Jedermann vertraute, während jene wenig achtungswürdigen Menschen in sehr geringem Vertrauen standen. — Aber nicht nur in der Politik, sondern auch in anderen höheren Beziehungen war Escher von Vorurtheilen und Befangenheit frei. Auch in wissenschaftlichen Fragen und in seinen Lieblingsfächern verschlang ihn das System niemals ganz; sondern er stand über demselben.

Sehr viele Gelehrte, insbesondere diejenigen, die sich auf ein einziges Fach beschränken oder nur im Zimmer und nicht in größeren bürgerlichen oder politischen Verhältnissen leben, sind sehr einseitig. Sie achten gewöhnlich nur ihr Fach und blicken mit Geringschätzung auf Andere hin; sie sind denen zu vergleichen, die edle Metalle a

dem Schooße der Erde hervorholen und dabei für ihre Person und für den Verkehr mit Andern beinahe verloren gehen, während sie durch das, was sie ausbeuten und zu Tage fördern, sehr nützlich werden könnten. Solche Gelehrte gleichen oft auch einem Manne, der einen großen Bund Heu auf dem Kopfe trägt, von seiner Bürde gebückt und geblendet unsicher einherschreitet und nicht weiß, wohin er sich wendet. Der Mann hingegen, der über seinem Systeme steht, wird durch dasselbe gehoben, so daß er es nicht nur überblickt, ungehindert und frei benutzt, sondern durch seine höhere und ungehemmte Stellung in den Stand gesetzt wird, auch andere Dinge leichter einzusehen und zu beherrschen.

Escher liebte das Volk und verstand dessen Worte; er begriff, daß der gesunde Menschenverstand in ungelehrtem, selbst in fehlerhaftem Vortrage oft die Dinge richtiger erkennt und darstellt, als der Gebildete und Gelehrte. Das Recht und die Sache des Einzelnen war ihm nicht zu klein, sondern wichtig und heilig, und er wies das Individuum nie von seiner Thüre weg, um desto ungehinderter über Lieblingsgegenstände, Politik oder Völkerglück, schreiben zu können. Im Jahr 1803 war er von beiden Parteien in den Wahlen übergangen; auf seiner Zunft, der Constafel, fiel er 1814 bei den Wahlen in den Großen Rath durch, wurde dann aber vom Großen Rathe, und zwar durch höchst ehrenvolle Wahlen mit Umgehung Anderer, in den Kleinen Rath und in den Staatsrath eingeführt.

Weitere Rathsmitglieder.

Der nachherige Bürgermeister von Muralt war ebenso ein großer Gewinn für den Kleinen Rath; zwar nicht so entschieden Republikaner, wie Escher, war er nicht weniger redlich, gewissenhaft und gerecht. Er schmiegte sich nicht nach dem Worte der Tongeber, und wenn er schon nicht, wie Usteri und Escher, eine wirkliche Opposition bildete, so scheute er sich nicht, der Opposition beizupflichten, so oft seine Ueberzeugung es gebot; allem Unrechten und Gewaltsamen trat er fest entgegen. In vielen Dingen war auch Rathsherr Spöndli ganz liberal und nicht weniger, als die vorher Genannten, Freund und Bekenner des Rechts. Rathsherr Heinrich Hotz von Hittnau kannte die Verhältnisse und Bedürfnisse des Volks, hatte viel Verstand, einen richtigen Blick,

Erfahrung und eine Art von Appenzeller Witz; er war nicht heftig
oder gereizter Volksmann und half dadurch der guten Sache. D
Winterthurer Kaufmann und der Astronom Johann Kaspar Horne
der freilich nur kurze Zeit dem Rathe angehörte, standen zwar i
aristokratischen Lager, waren aber nicht Parteimänner, sondern in d
Regel Vertheidiger des Rechts. — So athmete man immer frei
Der drückende Einfluß der Commission der administrativen Streiti
keiten und das System der Begünstigungen mußten von dieser Z
an immer mehr der Wahrheit weichen. Zeitgemäße Anordnungen, ei
freiere Presse und noch Anderes gingen aus der neueren Zusamme
setzung des Raths-Collegiums hervor. Sehr fühlbar war zwar 18
Escher's Tod, der mich tief ergriff und der auch dadurch desto wichtig
wurde, daß er der einzige Mann war, der auf den in seiner A
geschlossenheit oft einseitigen Paul Usteri einigen Einfluß hatte.

Martin Usteri.

Im Juni 1815 wurde an die Stelle Ulrich Hegner's, der sein
1814 im Kleinen Rathe gewonnenen Sitz bald wieder aufgab, Mart
Usteri erwählt.

Eine Rathswahl, wie diejenige dieses meines neuen Collegen, m
in einer Republik, die keine Pensionen ausbezahlt und keine Ord
kennt, als ein Seitenstück der eben genannten Auszeichnungen betrach
werden. Unstreitig darf dies nur gegen Männer von Kopf und a
so nur dann geschehen, wenn in den Hauptcollegien eine größere A
zahl von Beisitzern sich befindet. Martin Usteri war ein Rathsh
wie dreißig Jahre früher Salomon Geßner. Ein richtiger heller V
stand, ein im Denken geübter, den größern Weltansichten nicht fremd
Kopf findet sich in den oberen administrativen Geschäftskreisen zieml
bald zurecht: so auch Martin Usteri. Er war daher hier nichts weni
als eine Null. Obgleich er sehr selten sprach, wußte er wohl, wozu
stimme. Gewöhnliche Geschäfte zogen ihn dagegen nur wenig an. W
ein feines Gehör hatte und nicht ferne von ihm saß, konnte ihn
solchen Verhandlungen oft ganz sachte nach irgend einer Singw
oder einem Sylbenmaße etwas trillern (der Zürcher sagt „möne
hören und mit einigen Fingern den Tact dazu bezeichnen seh
In solchen Schäferstunden wurden Dichtungen oder Theile dersell

geschaffen oder vervollständigt, und ihr Schöpfer war im Geiste weit von seinen Collegen entfernt. Einige Beisitzer schnitten bei solchen Wahrnehmungen bedenkliche Gesichter und beklagten ohne Zweifel den ungeregelten Geist. Allein wenn man bedenkt, wie Viele im Parlament, in den Kammern, in Cabineten und Rathsversammlungen oft gar nichts oder zerstreut an fremdartige Gegenstände denken, so werden wir bald dem Dichter, der doch etwas Schönes zur Welt fördert, und ebenso auch seinen Wählern vergeben. Er war ganz Genie und hatte für Witz und Einfälle den feinsten Tact. In der Finanz-Commission saß ich ihm gegenüber, an dem aus früheren Zeiten herstammenden Tische, in den große Schiefertafeln eingelassen sind. Wenn ich, durch die Deliberation veranlaßt, von einer gediegenen Sentenz oder einer Stelle aus einem guten deutschen Dichter einige Worte mit Kreide auf den Tisch schrieb, so verstand er mich sogleich, und weil er mit der größten Fertigkeit verkehrt lesen und schreiben konnte, so stand seine Antwort alsbald lesbar vor meinen Augen. Machten wir bisweilen zusammen eine Geschäftsreise, so zerbrachen wir uns die Köpfe, um Sprichwörter, alte Redensarten, seltene Ausdrücke älterer Chroniken zu entziffern. Zuweilen wechselten wir Briefe in der Sprache des 15. Jahrhunderts, die ich ziemlich, er sehr gut erfaßt hatte. Wenn mein Stil seinen Beifall erhielt, so fehlte dagegen meinen Briefen, die ich nicht mehr selbst schreiben konnte, der äußere Schmuck, der die seinigen zu wahren Cabinetsstücken stempelte. Er hatte die Schriftzüge jenes Zeitalters ganz in seiner Gewalt, schrieb auf Blättern, die er aus alten Büchern oder Heften des nämlichen Jahrhunderts hernahm, und wußte wächserne Siegel so geschickt zu verfertigen und anzubringen, daß man einen Archivar hätte auf die Probe stellen können, um so viel mehr, da er auch der Dinte die Färbung der erbleichten alten Schriften mitzutheilen verstand. *)

---

*) Anm. des Herausgebers. Aus einem Briefe des Verfassers an Ulrich Hegner, vom 6. November 1804, mag hier eine Stelle hervorgehoben werden:

„Martin Usteri und sein durch eine seltene Naivetät sich auszeichnender jüngerer Bruder Paul, der schon im 23. Jahr starb, waren von Jugend auf große Freunde alter Balladen und Ritterlieder, die sie beinahe alle auswendig wußten. Sie verbanden damit sehr viel Kunstsinn. Beide waren Zeichner schon durch bloßes natürliches Talent, das aber bei Beiden, besonders beim älteren, ausgebildet wurde. Als ein fein gebauter, beinahe zärtlicher Knabe saß dieser mehr über den Büchern und

An Martin Usteri gab ich 1817 den Beisitz im Abgaben-Depar-
tement ab, um ihm, der als gewesener Kaufmann gute Kenntnisse i

---

besuchte, wenn ich mich nicht irre, noch die untersten Classen des Gymnasiums. -
Seine Liebe für die Rittergeschichten und Ritterlieder brachte ihm eine besonde
Vorliebe für das Studium der Cultur- und Kunstgeschichte der mittleren Zeit
bei. Schwerlich wird er durch Viele unserer Zeitgenossen in Absicht auf Bekann
schaft mit Sitten, Gebräuchen, dem Costüme, der häuslichen Lebensweise der ve
flossenen Jahrhunderte, vorzüglich in unsern und den benachbarten Ländern, übe
troffen. Außer Freund Hegner kenne ich Niemand bei uns, der, nicht mit den Druck
sondern mit den interessanteren, zur Culturgeschichte jener Jahrhunderte gehörende
Werken so bekannt wäre; und ebenso kenne ich sonst Niemand, der so oft in jen
Schriften geblättert und gelesen und doch so viel Geschmack beibehalten und wirkl
daraus gewonnen habe. Der sensus pulchri ist aber bei Martin Usteri ganz z
Natur geworden. Ohne eben geckig zu sein, ist er in seinem Aeußern, selbst b
einfacher Kleidung, äußerst elegant. Seine Handschrift ist wie gestochen; seine Kau
mannsbücher sind kalligraphische Seltenheiten. Seine Manieren haben beinahe etw
Geziertes und seine Aeußerungen etwas Gesuchtes. Sein Stil ist voll von Idee
bezeichnend, sententiös, wenn er will, voll des beißendsten Witzes, aber bisweilen g
zu witzig, und meistens wünschte man ihn weniger gekünstelt. — Noch vor wenig
Jahren fehlte er nicht selten, nicht so fast gegen die Reinheit der Sprache, a
gegen die Grammatik.

„Freut Euch des Lebens“, „Wo hört sich Weisheit besser?“, „Die alten u
die neuen Sitten“ u. s. f. sind von ihm. Sinnbildliche Darstellungen und zahllo
Carricaturen, besonders auf die Revolution, sind aus seinem Bleistift hervorg
gangen. — Von seinen ersten Knabenjahren her hatte er immer etwas zu liebe
ausschweifend war er nie. Er heiratete eines der schönstgewachsenen Mädchen, ei
Blonde, voll der seltensten Naivetät, so lange sie jung war, aber sehr eingeschränk
Er liebelte zehn, vielleicht fünfzehn Jahre lang, vielleicht jetzt noch, mit einem ande
Weibe, einer schönen, aber ausdruckslosen und gänschenhaft einfältigen Brünette. -
Stunden lang konnte er beim Mondenschein, oft an kalten, stürmischen Winte
abenden, in den Revieren ihrer Wohnung herumgehen, ihr Zimmerfenster von fer
belauschen, obgleich er als naher Verwandter sie häufig sehen und sprechen konnte. -
In den ersten zwei Jahren der Revolution war er Obereinnehmer; aber sei
Handlungsgefährten wollten ihn nicht länger beide Geschäfte beisammen behalten lasse
Seine Handlungsgeschäfte sind schon von langem her ungünstig; aber von sein
Frau hatte er ein ansehnliches Vermögen. Er ist heftiger und bitterer Aristokr
Als Secretär der öffentlichen Bibliothek geiselte er im letzten Sommer in der Da
stellung ihrer Schicksale während der letzten sieben Jahre die Revolution mit sta
lichten Dornen und stellte einige unserer bekanntesten Männer ziemlich grausam de
versammelten gelehrten Publicum zur Schau. Doch waren sie glücklicher Weise a
wesend.

So viel über diesen talentvollen Mann, der unstreitig zu unseren merkwürdig
Leuten gehört.“

echnungssache besaß und deßwegen in die Finanz=Commission auf=
nommen wurde, einen angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen.

Mehrere Aeußerungen Usteri's liefern übrigens Beweise von der
eränderung der menschlichen Ansichten während der Zeit eines halben
hrhunderts und von der Milde, mit welcher man einst Aeußerungen
urtheilte, die gefährlicher klangen, als sie gemeint waren. In den
eunzigerjahren hörte ich Reinhard, den jüngeren Bürgermeister Wyß,
ele andere angesehene Männer, unter diesen auch Geistliche, Usteri's:
Wo hört sich Weisheit besser?" und mit diesem Liede die Strophe
ngen:

„Die Herren Theologen — nur leise singt man das —
Dociren und beweisen, sie wissen selbst nicht was.
Ich denk bei ihrem „Glaubet", und das nicht ohne Grund:
Zu viel, zu viel, zu viel, zu viel, zu viel ist ungesund."

as Lied war in Jedermanns Mund, und Usteri wurde in das Con=
torium seiner Kirche, in den Erziehungsrath und zum Vorsteher der
ürgerschule gewählt.

Man muß diesem Liede durchaus keine schlimmen Absichten unter=
zen; es war der fröhliche Sinn eines muntern Lyrikers, und diese
trophe das Seitenstück der folgenden:

„Die Aerzte durchstudiren beinah die halbe Welt,
Um es dann gehn zu lassen, wie's der Natur gefällt.
Drum denkt bei ihrem „Trinket", und dies nicht ohne Grund:
Zu viel, zu viel, zu viel, zu viel, zu viel ist ungesund."

Die Frage der Zulässigkeit der Ehe zwischen Schwager und Schwägerin.

Um ein anschauliches Bild von dem damaligen Geschäftsgange
geben, führe ich hier zwei Gegenstände der Gesetzgebung an, welche
e oberen Behörden wiederholt beschäftigten, wovon der erste von dem
nflusse der politischen Parteien ganz unabhängig war.

Er betraf die Frage, ob die Ehe mit Geschwistern verstorbener
Ehegatten erlaubt werden solle. Früher war unsere Gesetzgebung in
eser Beziehung sehr streng gewesen. Selbst die Kinder von Geschwister=
indern mußten zur Verehelichung bei dem Rathe um Dispensation
chsuchen und eine Gebühr oder sogeheißene Dispensationsbuße dafür
zahlen. In meinem Entwurfe eines Matrimonial=Gesetzbuches trug

ich auf gänzliche Aufhebung der Dispensationsbußen, auf Bewilligun der Ehe zwischen Geschwisterkindern und mit Geschwistern verstorben Ehegenossen an. Das erste wurde genehmigt, dagegen die Ehe unt Geschwisterkindern nicht ohne Widerspruch, diejenige mit Geschwist verstorbener Ehegenossen aber durch eine große Mehrheit der Glie des Kleinen Rathes verworfen, so daß der Antrag damals nicht den Großen Rath gelangte. Ich hatte in anderen Gegenden mehr Beispiele beobachtet, wo Schwestern einer zu frühe verstorbenen Mut sehr gute Stiefmütter wurden, und bei uns einige Fälle gesehen, Mütter es tief betrauerten, daß sie bei ihrem Hinschied nicht b Gatten in einer Schwester ein Vermächtniß machen konnten. Was einem großen Theile des protestantischen Europa gestattet war selbst in der katholischen Kirche nicht verweigert wird, sobald Geldmittel vorhanden sind, um die Bewilligung zu erkaufen, hielt auch bei uns für zulässig. Während der helvetischen Periode wa einige solche Fälle durchgeschlüpft, doch nicht ohne nachherige Geldstraf

Bald nach der Annahme des Matrimonial=Gesetzes trat wie ein solcher Fall ein, zwar nicht von der Geschlechtsseite her, die n zu diesem Antrage bewogen hatte. Er betraf eine junge Wittwe, welche ein Bruder ihres verstorbenen Gatten eine große Zuneig hatte. Mehrere angesehene Männer Zürich's wurden befragt und hie die Sache für unmöglich; nun wurde auch ich consultirt, und weil mir wichtig war, den Grundsatz allmälig durchzuführen, so entzog mich der Sache nicht und rieth den Betheiligten, ihr hiesiges Bür recht aufzugeben, dasjenige des Kantons St. Gallen anzunehmen, weil solche Ehen daselbst bereits gestattet waren, dort trauen zu la und dann als St. Gallen'sche Bürger die Duldung als Ansäßen Zürich zu erlangen. Jene Schritte geschahen; allein der letzte Punkt anlaßte zuerst Gelärm und fand Widerspruch. Man mußte aber zu begreifen, daß man nach bestehenden Verträgen diesen unbescholt St. Gallen'schen Bürgern nicht verweigern könne, als Ansäßen in Zi zu leben. — Dieses Beispiel fand Nachfolge aus manchen Gege des Kantons, doch beinahe immer so, daß ein Wittwer die Schw seiner verstorbenen Gattin zu heiraten wünschte. Diese Personen warben sich das Bürgerrecht im Kanton St. Gallen, später auch Kanton Schaffhausen, wo solche Ehen auch bewilligt wurden, und le dann als Ansäßen im Kanton Zürich.

Einige dieser Ehelustigen wandten sich an die Regierung und
aten um Aufhebung des Verbotes. Jedes Mal begann ich den Kampf
nd wurde dabei von Rebmann und noch von einigen Collegen unter-
ützt; immer blieb die Anstrengung vergeblich. Beinahe jährlich er-
euerten sich die Fälle. Ein geachteter Mann vom Lande wandte sich
n die Regierung, und zur nämlichen Zeit trat in Zürich ein Ver-
ältniß ein, das von Niemand genannt, aber von Vielen gekannt war
nd, ohne betrieben zu werden, den Ausgang des soeben erwähnten
Begehrens erwartete. Noch nie hatten sich die Aspecten so günstig ge-
eigt. Ich war entschlossen, das Mögliche zu versuchen; aber die ein-
lußreichsten Männer in der Regierung waren alle der Sache ent-
chieden zuwider, Reinhard vielleicht aus Grundsätzen, vielleicht weil
ein Bruder, der mit einer zweiten Schwester seiner verstorbenen Gattin
inen Haushalt bildete und von dem Viele behaupteten, er habe sich
.807 in Paris heimlich mit ihr trauen lassen, durch eine solche Frei-
ebung genöthigt worden wäre, diese Verbindung kund zu geben und
adurch vielleicht in seiner Familie Anstoß zu verursachen. Bürger-
neister Wyß schien aus Grundsätzen abgeneigt. Der Alt-Bürgermeister
on Escher, welcher in sittlichen Fragen nicht gerade Rigorist war, wider-
trebte nicht weniger. Finsler war sehr entschieden, der alte Rathsherr
Pestalozzi ebenso. Usteri, von dem man eine Opposition am wenigsten
rwartet hätte, schloß sich ganz an dieselbe an, vorzüglich weil die
ranzösische Gesetzgebung diese Ehen verwarf. Hans Konrad Escher
dankte, weil, wie er sagte, verständige und rechtliche Frauen dieses
Eheverhältniß mißbilligen. Der Kampf begann im Rathe; die Raths-
herren Hirzel und Kahn waren jetzt auf meiner Seite, und neben diesen
er größere Theil. Alle Gründe wurden von den Gegnern aufgeboten.
Sie sprachen nicht nur von Störung der bürgerlichen Ordnung, des
Hausfriedens, von allgemeinem Aergerniß, Anhäufung allen Vermögens
n derselben Familie, sondern sogar von Nachstellungen und Vergift-
ungen, die durch ein solches Gesetz veranlaßt würden. Umsonst trachtete
man, diese Einwürfe zu widerlegen. Man zeigte, daß jene Anhäufungen
von Reichthümern nicht so leicht eintreten werden, weil die reichen
Schwestern kaum werden vergessen und der ungewissen späteren Zu-
eigung eines verheirateten Schwagers vorbehalten werden, daß die
Furcht vor Vergiftungen zu viel beweise, indem man so jede zweite
Ehe verbieten müßte, um einen Bösewicht, der sich eine andere Gattin

wünsche, zu hindern, einen Anschlag auf das Leben seiner Frau
machen. Man berechnete die Summen, die wegen dieser Hemmu
schon außer den Kanton gegangen seien, entwickelte die Störung
manches Familienglückes, machte auf die feste Anhänglichkeit aufmerksa
die unter so ungünstigen Umständen ihre Wünsche nicht aufgebe, u. s.
Im Kleinen Rathe siegte endlich die Wahrheit, und ein Gesetz
vorschlag, der auf Bewilligung antrug, kam zu Stande.

Im Großen Rathe wurde, ungeachtet bisher in allen Fällen d
jenigen Glieder des Kleinen Rathes, welche vorzugsweise einen Antr
an denselben veranlaßt hatten, als Referenten waren bezeichnet word
nicht ich, sondern der Rathsherr Pestalozzi von dem präsidirend
Bürgermeister zum Referenten gewählt. Der Gesetzesvorschlag bli
bis auf den letzten Sitzungstag des Großen Rathes verschoben, w
man wußte, daß die meisten Mitglieder vom Lande dem Vorschla
günstig seien, und es bekannt war, daß ein Theil derselben nach einig
Tagen nicht mehr ausharre. Finsler gab ein Mittagessen, zu welch
mehrere Winterthurer und noch Andere eingeladen waren, denen m
den Gesetzesvorschlag als gefährlich für das öffentliche Wohl darstell
Am Donnerstag fiel der Regen in Strömen herab; der Oberamtma
zu Kiburg, der dortige Landschreiber und drei andere Mitglieder,
jenseits der Kempt wohnten und ihr Anschwellen befürchteten, kehr
schnell nach Hause, weil sie wegen des damaligen Mangels einer Bri
abgeschnitten zu werden fürchteten und noch auf den Sieg der gu
Sache hofften. Der Gesetzesvorschlag kam jetzt zur Discussion. M
unterließ von Seite der Vertheidiger desselben nichts, und als Usi
sich auf die französische Gesetzgebung berief, antwortete ich ihm sch
haft, man sollte in einem schweizerischen Rathssaale die Franzo
wenigstens nicht in Matrimonialsachen als Autorität betrachten. A
der Antrag wurde mit 72 gegen 58 Stimmen verworfen.

Die Fälle erneuerten sich abermals. Noch einige Male wur
im Rath Versuche gemacht; allein sie mißlangen, weil jenes oben
gedeutete zürcherische Wittwer-Verhältniß sich mittlerweile anders
löst hatte. Muralt berief sich auf die Autoritäten, die Hans Kon
Escher angeführt hatte; Spöndli sagte, nach der Annahme eines solc
Gesetzes könnte man eine unverheiratete Schwägerin nicht bei sich
Hause haben. Als aber nach der Staatsveränderung von 1831 d
Materie wieder zur Sprache kam, war der Widerstand im Regierun

rath, und ebenso im Großen Rath, ganz unbedeutend. Das Eheverbot wurde am 23. December 1831 nicht nur aufgehoben; sondern mein oft erneuter Antrag erhielt noch eine Ausdehnung, auf welche ich niemals angetragen hatte.

Die Frage der Laudemien und persönliches Interesse an deren Entscheidung.

Der andere Gegenstand, der meine eigene Oekonomie berührt, ist nicht weniger bemerkenswerth. Die helvetische Gesetzgebung hatte alle persönlichen Feudalrechte aufgehoben. Zu diesen wurden auch die Laudemien oder Löberschätze, wie man sie in Bern, Ehrschätze, wie man sie in Zürich und anderwärts nannte, gezählt, obgleich sie unzweifelhaft dinglich waren. Ich besaß deren in der Herrschaft Weiningen im Capitalwerthe von 4000 bis 5000 Gulden. Die Gerichtsherren von Uitikon, diejenigen von Kempten und einige Klöster hatten ähnliche Ansprüche. Diese Laudemien bestanden darin, daß bei jedem Verkaufe der Grundstücke, auf denen diese Verpflichtung lag, gewisse Procente von der Kaufsumme dem Herrschaftsherrn oder dem Berechtigten bezahlt werden mußten. — Derjenige von Weiningen war berechtigt, den dritten Pfennig zu fordern, mußte aber, wenn der dritte Theil des Kaufpreises vollständig erlegt wurde, dem Bezahlenden das Gut freigeben. Die Offnung der Herrschaft Weiningen sagte hierüber: „Ein Vogt hat Recht, wo Eigen oder Erb ist, das vogtbar ist, wird dasselbe Gut verkauft, weil dann ein Vogt, so muß ihm, der das Gut verkauft, geben den dritten Pfennig, was ab dem Gut erlöst ist. Nimmt er aber den dritten Pfennig, so soll ein Vogt ihm dann dasselb Gut frygen. Läßt er aber mit sich thädingen, so behept er syn Recht.“ Einzelne Pflichtige zahlten in früherer Zeit den dritten Pfennig, um das Gut frei zu machen. Gewöhnlich kam man überein. Im vorletzten Jahrhundert wurden 10, später 7, im letzten Jahrhundert 5 Procent gefordert, weil sich die Anwendung aller Feudalrechte im Laufe der Zeit milderte. — Nirgends waren in der Schweiz diese Laudemien wichtiger, als im Waadtland, wo die vormaligen Herrschaftsherren, meistens Berner, viele besaßen. Diese Eigenthümer blieben auch während der Mediationszeit nicht ruhig; sondern sie wandten sich an die Eidgenossen und selbst an den französischen Kaiser. Sie hatten bei Napoleon bereits Gehör gefunden.

Auch die Tagsatzung trat über das Begehren ein, und viele Jahre hindurch instruirte der Große Rath des Kantons Zürich seine Gesandtschaft zur Unterstützung der Löber=Berechtigten. Immer wurde die Sache hin und her gezerrt, bis endlich auf neue Anregung der Ansprecher die Wiener=Congreßacte im § 8 aussprach: „Die dazwischenkommenden Mächte, in der Absicht, die Zerwürfnisse auszugleichen, welche sich in Hinsicht auf die ohne Entschädigung aufgehobenen Löbers-Gerechtsamen (Laudemien) erhoben haben, verordnen: — es solle den Privaten, welche Eigenthümer von Laudemien sind, eine Entschädigung gezahlt werden."

Die gleich mir im Kanton Zürich Berechtigten waren entschlossen, ihre Ansprüche nicht aufzugeben. Ich selbst fühlte, daß ich bei gänzlichem Stillschweigen mir Vorwürfe von meinen Nachkommen zuziehen könnte, und vereinigte mich mit den übrigen Ansprechern zu einer Eingabe an den Kleinen Rath. Man stellte diesem vor, daß ein Staat, der viele Jahre lang einen Grundsatz gegen einen andern Staat behaupte, sich verpflichtet, ihn auf sich selbst anzuwenden, wonach der Kanton Zürich den Löber=Berechtigten eine Entschädigung oder den Schutz ihres Rechtes schuldig sei. Der Kleine Rath war in seiner Meinung getheilt; die einen Mitglieder wollten entschädigen, die andern lieber das Recht wieder in Ausübung bringen, noch andere dasselbe als erloschen betrachten. Die Sache wurde in die Länge gezogen.

Während der langen Tagsatzung in Zürich 1814 und 1815 befand ich mich einst bei dem preußischen Abgeordneten, dem kräftigen Justus Gruner (diesen Mann hörte ich bei seinem ersten Auftreten vor Bürgermeister Reinhard, als dem Präsidenten der Tagsatzung, mit solcher Lebhaftigkeit und Beredtsamkeit sprechen, daß wenige republikanische oder englische Parlamentsredner es ihm würden gleich gethan haben), mit dem ich auf freundschaftlichem Fuße bekannt war. Die waadtländische Gesandtschaft ließ sich melden, machte ihm ihre Vorstellungen über diesen Gegenstand, und der liberale Mann äußerte sich sehr entschieden gegen sie. „Habe ich ihnen nicht die Wahrheit gesagt?" — fragte mich Gruner, als die Waadtländer weggegangen waren. Ich erwiderte ihm: „Ich selbst bin in einem ganz ähnlichen Falle." Ich erzählte ihm, wie sich die Sache verhalte, und er antwortete mir mit Lachen: „Wenden Sie sich an mich und an d

übrigen Gesandten! Man wird Ihre Regierung auf die Wiener-Congreß-acte hinweisen und nebenbei an ihr eigenes Votum in der waadtländischen Angelegenheit erinnern." Ich bemerkte ihm, ich hege eine tiefe Verachtung gegen jeden Schweizer, der eine fremde Macht wider sein Vaterland anrufe, und habe Diejenigen, die dies thaten, schon lange mißbilligt: „Ich werde mich noch einmal an meine Landesregierung wenden" — und Gruner stand nicht an, diese Ansicht gut zu heißen.

Endlich wurde von dem Kleinen Rathe am 18. Juni 1818 ein Gesetzesvorschlag, der auf einen sehr mäßigen Loskauf antrug, dem Großen Rathe vorgelegt. Bei der Berathung über die Zehnten, Grundzinsen u. s. f. hatten in beiden oberen Behörden die Berechtigten und die Verpflichteten gesprochen und mitgestimmt, ohne daß Jemand an eine Anschließung dachte. Vor der Eröffnung der gegenwärtigen Sitzung wurde nun von mehreren Votanten begehrt, die Laudemien-Besitzer sollten nicht mitstimmen. Der gewesene Gerichtsherr von Kempten, Schinz, und ich waren die einzigen Mitglieder des Großen Rathes, welche Ansprüche zu machen hatten. Wir forderten über diese Einwendung keine Entscheidung; denn das Unrecht war zu auffallend. Wir traten ab, nachdem wir gesprochen hatten, indessen zehn Glieder des Großen Rathes, die zu Laudemien pflichtig waren, im Rathsaale und bei der Abstimmung blieben. Gemäßigt, aber frei, sprach ich bei diesem Anlasse. Ich erinnerte an den Satz: Quidquid juris in alterum statueris, eo ipse utaris —, gab zu verstehen, daß ich fremde Hülfe hätte finden können, daß ich aber, wenn mir auch Unrecht geschehen sollte, wohl zu unterscheiden wisse, daß nicht mein Vaterland selbst mir Unrecht thue, sondern Andere in dessen Namen. Man fand nun viele Bedenklichkeiten auf, besorgte Consequenzen und beschloß eine Zurückweisung an den Kleinen Rath. Die Sache wurde nun wieder in die Länge gezogen und mir so ekelhaft gemacht, daß ich keine Schritte mehr that, insbesondere da der tief gekränkte Gerichtsherr Steiner von Uitikon mittlerweile gestorben war und seine Söhne die Forderung ruhen ließen. — Dagegen muß ich hier noch anführen, daß ein paar Jahre später der Oberst Georg Bürkli, nachdem er sein Gut bei Engstringen, die Weid genannt, verkauft hatte, sich bei mir meldete und fragte, was meine Forderung betrage. Der Ehrschatz wäre in diesem Falle auf wenigstens 200 Gulden gestiegen;

allein mein Gefühl sagte mir, daß, da seit 1798 vielleicht hundert Käufe von laudemienpflichtigen Gütern in der Herrschaft Weiningen waren geschlossen worden und kein Anderer sich zur Zahlung der Gebühr erboten hatte, einem dem Alten ergebenen Aristokraten gegenüber der Liberale nicht minder gewissenhaft sein soll. Ich dankte ihm mit der Erklärung, ich könne und wolle seine Geradheit nicht mißbrauchen, würde aber, wenn meine Forderung gut geheißen werden sollte, ihn gleich jedem anderen Pflichtigen wieder erinnern. Dazu aber kam es nie.

Abnahme der Sehkraft.

Schon seit dem Jahre 1809 war mein von Kindheit her schwaches Gesicht noch schwächer geworden, insbesondere das rechte Auge. Das Arbeiten bis in die tiefe Nacht und die kleine Schrift, an die ich mich gewöhnt hatte, mochten viel dazu beigetragen haben, noch mehr der Gebrauch des Augenglases, durch welches ich mit dem linken Auge zu sehen gewohnt war, was weit schädlicher ist, als die Brille, weil das andere Auge in Unthätigkeit versetzt wird. Ich entsagte dem Augenglase; aber ein starker Gebrauch der Augen dauerte fort, wozu die Stelle am politischen Institut bedeutend beitrug. Ein sehr ungünstiger Platz, den ich während der langen Tagsatzung in Solothurn einnahm und wo ich wieder sehr viel schrieb, wirkte ebenfalls nachtheilig. Während einer Conferenz zu Schaffhausen, der ich in den ersten Monaten des Jahres 1812 für die Schließung eines Zoll- und Handelsvertrages als Abgeordneter meines Kantons beiwohnte, began die Verminderung der Sehkraft auch im linken Auge bemerkbar zu werden. Im Spätjahr 1812 fand ich mich im Lesen und Schreiben gehemmt; nur größere Schrift blieb mir lesbar, und meine eigene wurde unsicherer und schlechter. Dies nöthigte mich, im Frühjahr 1813 meine Professorate niederzulegen und mich an zwei Dinge zu gewöhnen, gegen welche ich früher eine große Abneigung gehabt hatte: Dictiren und Vorlesen. Gewöhnt, Alles, was ich zu thun hatte, selbst zu verrichten, hielt ich das Dictiren, so lange es nicht wegen mehrerer Personen, die das Nämliche schreiben müssen, nothwendig wurde, nicht nur für etwas Versäumendes, sondern für eine übel angewandte Bequemlichkeit. Das Vorlesen scheute ich noch mehr wegen des Zeitverlustes und der leichten Störung des Zusammenhanges. Gegen

meine Erwartung konnte ich an Beides mich bald gewöhnen. Das Dictiren brachte eine wesentliche Veränderung meines Stiles hervor. Früher hatte ich meistens mich in großen verschlungenen Sätzen ausgedrückt. Jetzt mußte ich mich an eine kürzere und einfachere Art des Ausdruckes gewöhnen.

Gute Menschen und wohlgemeinte Räthe blieben nicht zurück. Man rieth mir äußerliche und innerliche Mittel, empfahl mir galvanische Versuche u. A. m., ferner den Gebrauch von Brillen, die Enthaltung von vielen Speisen, von starker Bewegung u. s. f. Ich gebrauchte einige innere und äußere Mittel, vereinfachte meine Diät, versagte mir größere Spaziergänge, die bisher meine Erholung gewesen waren; allein das Uebel nahm von Monat zu Monat zu, und ein gleichsam aus dem Innern des Kopfes nach dem Auge hin sich ausdehnendes Stechen, das ich von Zeit zu Zeit empfand, verminderte sich keineswegs. Brillen von verschiedener Art, die ich mir, folgsam gegen meine Rathgeber, anschaffte, halfen nicht; sondern wenn ich durch dieselben sah, wurden die Augen gereizt, und oft erschien mir Alles röthlich. Kurz ich begriff bald, daß mein Zustand amaurotisch, eine Annäherung des sogeheißenen schwarzen Staares sei. Ich wünschte des Lichtes noch so lange als möglich zu genießen und gedachte des alten Sprichwortes: „Nichts ist gut für die Augen" —, das, zwar auf äußerliche Augenkrankheiten und auf den grauen Staar wenig anwendbar, auf meinen Zustand nach allen meinen Erfahrungen ganz paßt. Ich entsagte dem Gebrauche aller Gläser, hörte auf zu lesen, schrieb nur noch einzelne Zeilen, meistens mit Bleistift. Bald hörte das Stechen in den Augen auf. Ich erlaubte mir wieder starke und angreifende Bewegungen, beobachtete keine andere Diät, als vorher, und fühle jetzt seit 28 Jahren kaum eine unbedeutende Vermehrung meines Augenübels, während Andere, die mit mir und nach mir von dem nämlichen Uebel befallen wurden, schon lange ganz blind sind.

Einst kam ein Bekannter, der an der gleichen Augenschwäche litt, zu mir und erzählte mir, wie der Galvanismus seine Augen stärke. Ich erwiderte ihm, ich halte dies für eine augenblickliche Anstrengung, die eine größere Schwäche zurücklassen würde. „Hätte ich drei oder vier Augen", setzte ich hinzu, „so würde ich etwas wagen; aber so darf ich das nicht thun." Ein Jahr nachher kam der gute Mann, der sich hatte galvanisiren und elektrisiren lassen, von seinem Sohne geführt,

blind zu mir, um mir zu danken, daß ich ihn gewarnt hatte. Ich besuchte ihn nachher wieder, und immer bereute er seine allzu große Hingebung; jetzt drückt ihn kein Leiden mehr. Ich hatte manches Auge erblinden gesehen und durfte auf kein besseres Schicksal hoffen. Ich machte mich daher, als das Uebel — besonders im Jahre 1813*) — schnell zunahm, mit dem Gedanken vertraut, spätestens binnen wenigen Jahren des Augenlichtes verlustig zu sein. Weit entfernt zu klagen, preise ich mich jetzt jeden Tag glücklich, daß mir immer noch von diesem kostbaren Sinne so viel übrig geblieben ist, dessen Verminderung außerdem ein sehr gutes Gehör mir bisweilen ersetzt. Keiner der geschickten Aerzte, die meine Freunde sind, hat je mein Benehmen getadelt, und ich werde von Zeit zu Zeit von Leuten, deren Sehkraft sich vermindert, mittelbar oder unmittelbar gefragt, wie ich es mache, daß ich durch Berg und Thal einhergehen könne und es bei mir nicht schlimmer werde.

Wissenschaftliche Beschäftigung; litterarische Thätigkeit.

Ich gehe wieder einmal auf meine litterarische Laufbahn hinüber. Meinen früheren Studien hatte ich nie den Abschied gegeben, sondern von Zeit zu Zeit wieder Blicke auf dieselben geworfen.

So habe ich je zum dritten Male die Sprachlehre jeder Sprache, die ich früher gelernt hatte, repetirt. Meinem Bruder hatte ich in meiner Jugend in mehreren Fächern Unterricht gegeben, auch meiner Tochter, als sie ein junges Mädchen war. Als Mitglied des Erziehungsrathes und Visitator der Schulen erhielt ich den Anlaß, viele gute und üble Manieren des Jugendunterrichtes zu beobachten und zu studiren. Plötzlich aber kam ich als Mann von 46 Jahren in die Lage, Pädagoge von Beruf zu werden. Eine allgemeine Umbildung unserer Schulen ging damals vor. Ich besorgte, meine beiden Knaben, welche immer dieselbe Classe besucht hatten, möchten, weil zufälliger Weise in der Zahl derjenigen, mit denen sie zusammen gereihet werden sollten, wenig

---

*) Anm. des Herausgebers. Tief resignirt schrieb der Erblindung Befürchtende am 6. August aus dem Ankenhofe an Hegner: „Hier lebe ich ganz in Erntegeschäften. Ich genieße jetzt noch den Anblick der Natur, so lange mir dieser beschieden bleibt. Vom Lesen und Schreiben bin ich jetzt schon beinahe ganz weggekommen.“

Antrieb und Wetteifer zu erwarten war, in dieser Verbindung erschlaffen und nachläßig werden. Vielleicht war ich da zu bedenklich: genug — ich zog sie aus der Schule zurück. Das Lateinische, Griechische, die Geschichte, Geographie und Mathematik übernahm ich; für das Deutsche, dessen Grammatik und Orthographie beständig wechseln, fand ich mich zu alt. Dieses Fach und die übrigen, welche in unseren Schulen gelernt werden, hatte ich das Glück, einem Studenten anzuvertrauen, der Ernst, Liebe und eine gute Methode vereinigte, der jetzt noch der Freund und oft der Rathgeber meiner Söhne ist und den ich seit vielen Jahren als einen der biedersten, offensten und zuverläßigsten Charaktere, die ich angetroffen habe, kenne. Es ist mein Freund Pfarrer Konrad Bleuler.*) Die Unternehmung war nicht leicht; sie forderte, wenn ich meine Pflicht erfüllen wollte, wöchentlich ungefähr zwanzig Stunden; allein ich fand mich nach Verfluß von drei Jahren dafür belohnt. Meine Söhne hatten etwas Rechtes gelernt und traten in den Collegien in eine Classe ein, die ihrer früheren um ein Jahr voranging. Sie hatten meinen und ihres vortrefflichen Lehrers Unterricht so lieb gewonnen, daß sie sich nur sehr ungern davon trennten. Ich selbst lernte während dieser Zeit als Schulmeister wieder eben so viel, als ich während der mehr als sechsjährigen Anstellung am politischen Institut in anderen Fächern als Professor gelernt hatte, und hätte ich die Wahrheit des docendo discimus nicht schon früher erfahren, so würde ich mich jetzt vollständig davon überzeugt haben.

Auf dieser Altersstufe und als halbblinder Mann sollte ich auch noch Schriftsteller werden. Ich hatte zwar in jüngeren Jahren, wie ich oben bemerkte, Einiges geschrieben, in der naturforschenden Gesellschaft manche Vorlesung gehalten und immer noch von Zeit zu Zeit, meistens von Usteri aufgefordert, Artikel in öffentliche Blätter geschrieben. Jetzt wieder aufzutreten, würde ich aus mir selbst nie gewagt haben. Unversehens aber ergab sich eine Veranlassung. Die kurze Geschichte der Schweiz, die mein geliebter Lehrer Rudolf Maurer 1779 noch als junger Mann herausgegeben hatte, die, von der Jugend begriffen, nicht nur ein zweckmäßiges Schulbuch, sondern auch ein angenehmes Lesebuch

---

*) Anm. des Herausgebers. In das Privatleben zurückgetreten, als ehrwürdiger bis zum Lebensabschluß gänzlich rüstig gebliebener Greis 1873 zu Zollikon gestorben.

gewesen war, fiel — Maurer starb 1805 — in die Hände von Bearbeitern, die es in ein Allerweltsbuch umzugestalten sich bestrebten, wo jede Confession und jedes politische System sich befriedigen und die ganze deutsche Schweiz ein Schulbuch finden sollte. Dem Büchlein war dadurch Kraft, Leben und Eigenthümlichkeit geraubt. Der hell und frei denkende Maurer war aus demselben verbannt. Tief schmerzte mich diese Entdeckung, und ich übernahm, von Anderen ermuntert, eine Umarbeitung, im Geiste der ersten Ausgabe, doch mit bedeutenden Milderungen mehrerer Stellen, die in confessioneller Hinsicht zu stark scheinen konnten *). Es war meine erste Arbeit von dieser Art, seit ich nicht mehr selbst las und schrieb. Meine damalige Hülfe war beschränkt, kein umsichtiger Corrector vorhanden, und so schlichen sich mehrere Druckfehler ein. Dennoch erhielt die kleine Arbeit Beifall.

Bald sah ich mich zu meiner großen Verwunderung aufgefordert, in der Encyklopädie von Ersch und Gruber die geschichtlichen Schweizer-Artikel zu übernehmen. Ich wies die ersten Einladungen zurück und ließ mich am Ende zu einstweiliger Theilnahme nur durch den Gedanken hinleiten, daß ich dadurch befähigt werde, manche Ueberzeugung in Beziehung auf theologische, politische und philosophische Materien einem größeren Publicum mitzutheilen. Mit Unverdrossenheit begann ich das Werk, überzeugte mich zwar bald von der Größe der Forderungen, die ich zu befriedigen hatte. Nichts desto weniger glückte es mir, das Vertrauen der Herausgeber und den Beifall eines nicht unbedeutenden Publicums zu erhalten. Die Artikel: Bern, Breitinger, Bullinger, Calvin und viele kleinere gaben mir den Anlaß, den vorgesetzten Zweck zu verfolgen. — Gewissenhafte Beobachtung der Forderung der Herausgeber, daß „Wort-Kargheit" beobachtet werde, nöthigt mich, Manches nur anzudeuten, das einer ausführlicheren Darstellung nicht unwerth gewesen wäre. Gleichwohl muß ich finden, daß der einsichtige Ersch, der in der Kürze das Gedeihen des schönen Werkes erblickte, richtig urtheilte, und es ist zu bedauern, daß sie seit mehreren Jahren von manchem Mitarbeiter, der sein Schreibpult in die Encyklopädie ausleert, nicht mehr beobachtet wird.

---

*) Kurze Geschichte der Schweiz. Vierte Auflage, fortgeführt bis auf 181[illegible] Zürich 1816.

Die religiöse Stimmung der Zeit und eigenes Verhalten zu derselben.

Während der Zeit meiner Jugend hatten sich die Ansichten über das Religiöse und Kirchliche sehr verändert. In den Jahrzehnten, die dem Ausbruche der französischen Staatsumwälzung vorangingen, schienen bei Vielen sehr freie Ansichten zu walten. Oft hörte man Aeußerungen, die nicht nur in eingreifende Urtheile, sondern in Spöttereien übergingen, welche, ohne auf Nachdenken und Ueberzeugung gegründet zu sein, eitle Ansprüche auf Geistesstärke unterstützen sollten. Dieser Ton, verbunden mit Gleichgültigkeit, war in den oberen Classen und in der sogeheißenen großen Welt vorzüglich in Frankreich sehr verbreitet. Neben diesen Ausartungen entwickelten sich nichts desto weniger auch erfreuliche Erscheinungen; denn zu gleicher Zeit bildeten sich unter allen Confessionen nicht nur bei denkenden Theologen, sondern auch bei Nicht-Theologen hellere und höhere Ansichten über das Religiöse aus. Unter den Katholiken traten Schriftsteller auf, die theils im Confessionellen, theils in ihren Kämpfen gegen die Hierarchie so viel Licht verbreiteten, daß der aufgeklärte Protestant ihnen gerne die Bruderhand reichte. Zwischen den Katholiken und Protestanten milderte sich an vielen Orten die frühere bittere Stimmung. Geistliche und Weltliche von beiden Confessionen näherten sich einander nicht selten auf trauliche Weise, und das harmlose Verhältniß gedieh um so viel mehr, als viele katholische Geistliche von ihren nächsten Oberen au keine Weise gegen Protestantismus und Protestanten unfreundlich gestimmt wurden. Die Lutheraner und Reformirten entsagten ihren thörichten Fehden und begannen sich als eine einzige geistige Körperschaft zu betrachten. In manchen katholischen Gegenden entstand ein achtungswerther Sinn für Duldung. Keineswegs soll indessen hierdurch geläugnet werden, daß nicht noch viel Religionshaß und Unduldsamkeit übrig geblieben und daß auch die Protestanten nicht frei davon gewesen seien.

In diese Geistesrichtung brachte die Staatsumwälzung allmälig eine große Veränderung. Der plötzliche Einsturz des Glückes und das Erlöschen des Glanzes vieler Großen, die Einbußen, die eine sehr zahlreiche Classe von Menschen, die bei jenen Höhern ihr Auskommen gefunden hatten, dadurch erlitten, und zwar so, daß die meisten aus ihnen wie durch einen Schlag aus dem größten Wohlstand in das

tiefste Elend versetzt wurden, mußten nothwendig diese zahlreiche Classe zu ernstem Nachdenken bringen. Gleichwie man vorher mit Leichtsinn und Gleichgültigkeit über die höchsten Angelegenheiten gedacht und gesprochen hatte, warf man sich jetzt in das entgegengesetzte Extrem blindlings hinein. Die Greuelscenen der Schreckenszeit, die Irreligiosität und rohe Sittenlosigkeit, die von Vielen absichtlich zur Schau getragen wurde, mußten diese Eindrücke noch vermehren. Nicht nur erhielt der gröbere und sinnlichere Katholicismus dadurch einen neuen Aufschwung; sondern auch Protestanten, die über die Revolution erschrocken oder durch ihre Folgen verletzt waren, näherten sich demselben, oder sie gingen vollends zu ihm über. Der Widerstand, den ein großer Theil der katholischen Geistlichkeit der Revolution und nachher auch dem Kaiser Napoleon entgegensetzte — man übersah, daß ein großer Theil der protestantischen Geistlichkeit dem Neuen eben so abgeneigt war —, die Klugheit und Gewandtheit, die Papst Pius VII., nach einigen ersten Fehlgriffen, in einem leidenden Zustand bewies, wodurch er Millionen glauben machte, seine Sache und die der Gegenrevolution seien ganz in einander verwoben, wirkten mit außerordentlicher Kraft, so daß, wenn man das 18. Jahrhundert, als es seinem Ende entgegen ging, bald im Ernste und bald im Scherz, das aufgeklärte philosophische nannte, man das 19., als es kaum sein erstes Jahrzehnt zurück gelegt hatte, schon das pfäffische zu nennen geneigt war. — Der wiederauflebende Jesuitismus trat, mit allen Waffen und von den verschiedensten Gehülfen unterstützt, gegen den Protestantismus auf. Schauspiele, Gedichte und Romane mußten auf die Einbildungskraft, andere nicht weniger wohl berechnete Schriften, mit Politik verschwistert, auf das ruhige Urtheil und auf das persönliche Interesse wirken. Hierbei ist wohl zu bemerken, daß von langem her die rohesten Gegner jeder Religion und des Glaubens an Vorsehung und Zukunft weit erbitterter gegen den Protestantismus und vorzüglich gegen die protestantische Geistlichkeit waren, als gegen die katholische Religion und ihre Geistlichen. Die einen wähnten, der Katholicismus sei schon zu Grabe getragen, und sie müssen daher ihre Pfeile desto kräftiger auf den Protestantismus richten, weil er weniger Blößen giebt und ihnen daher desto verhaßter ist. Eine andere Classe, die in ihrer Rohheit den Atheismus und den Materialismus zur Schau trug und es verschmäht hatte, sich mit Gott und Religion bekannt zu machen, fand

es bequem, wenn schwere Schicksale oder die zunehmenden Jahre die Besinnung und das Gewissen aufweckten, die Leerheit des Gemüthes in den bloß sinnlichen Gestaltungen eines äußerlichen Gottesdienstes auf eine behagliche Weise zu betäuben, indem nicht dabei gedacht werden muß. Diese Classe von Hässern höherer religiöser Ansichten gleicht dem Fetisch-Anbeter und dem armen Calabresen, der einen Anderen erdolcht und dann sich vor dem Bilde seines Schutzheiligen zur Erde wirft. Bei noch einer anderen Classe beruht der Haß gegen den Protestantismus darauf, daß seine ächten Bekenner über die Heiligkeit moralischer Grundsätze, die jener verhaßt sind, nicht capituliren. Diese verschiedenartigen theils älteren, theils neu auflebenden Widersacher des Protestantismus konnten um so viel mehr wirken, weil die große Mehrzahl seiner Genossen, auf seine gute Sache vertrauend, oft nur zu gleichgültig gegen dasjenige ist, was außer ihrem nächsten Kreise vorgeht, und weil der Protestantismus nach keiner Alleinherrschaft strebt. *) — Hiezu kam eine besondere Lieblingsidee des 18. Jahr-

*) Von unendlichem Werthe waren unter diesen Umständen die Jubelfeiern der Reformation, die gerade dadurch, daß sie während einer langen Reihe von Jahren sich bald da, bald dort erneuerten, einen desto tieferen Eindruck machten. Erhebend waren die Theilnahme und der leidenschaftlose Enthusiasmus, der viele Hunderttausende belebte. Möchten sie durch den unseligen politischen Hader der neueren Zeit nicht geschwächt werden!

Zusatz des Herausgebers. Wie sehr das Reformationsfest Meyer von Knonau beschäftigte, und er eine Wirkung auf die lebende Generation daraus erhoffte, zeigt auch eine Stelle eines Briefes an Hegner: „Während man Reformation bald nicht mehr für einen Buchhändlerartikel hielt, übertrifft nun der Absatz der durch das Fest geschaffenen Schriften alle Erwartung und ist die ganze Lesewelt in den Gegenstand hineingezogen. Denker und Forscher wurden beschäftigt, die Freunde reinerer Gottesverehrung erbaut und ermuthigt. Die Modewelt entdeckte verwundert in der Reformation einen Gegenstand, welcher die beliebteren, gangbar gewordenen Modeartikel hinter sich zurück ließ. Der Katholicismus selbst mußte, ohne seine Verlegenheit darüber ganz verbergen zu können, unserer Ermannung überrascht zusehen." — Diese seine tapfere protestantische Gesinnung verhehlt er überhaupt niemals. So hatte er nach der Veröffentlichung des verbesserten Maurer'schen Abrisses dem Freunde gemeldet: „Feinde kann und muß meine Darstellung des katholischen Systems dem Büchlein und auch mir zuziehen, wenn es an streng katholischen Orten bekannt wird; aber das kann nicht anders sein. Wer die Wahrheit sagt, darf die Folgen nicht scheuen. Sollten wir das, wofür unsere Väter Ruhe und Leben gewagt haben, nicht auch vertheidigen dürfen? Ich rufe dem Kriege nicht; aber wenn es um die Aufrechterhaltung des Protestantismus zu thun ist, ziehe ich heute wieder nach Cappel und falle mit Freuden für denselben, und den, der zu Hause bleibt, beneide ich nicht."

hunderts, die eines unaufhaltsam vorwärts schreitenden Geistes der Zeit. Viele der besten Köpfe hatten sich in dieselbe so eingewiegt, daß sie von allen sich ankündigenden Zeichen einer veränderten Zeit nichts bemerkten, oder daß sie dieselben als leicht vorübergehende Phänomene ansahen. Der Geist der Zeit, dem sie vertrauten, war in ihren Augen eine Sonne, die mit unwiderstehlicher Kraft Alles erleuchten und jeden politischen, philosophischen und theologischen Nebel auflösen sollte. Umsonst machte man Freunde dieser Schule aufmerksam, daß mancherlei Geister der Zeit spuken. Sie sahen diese nur als flüchtige Erscheinungen an. Ich führe hierüber nur ein Beispiel an. Sobald Karl Ludwig Haller, den ich schon von Rastatt her nur zu genau kannte, seine „Restauration der Staatswissenschaft“ geschrieben hatte, sagte ich zu Usteri und zu Anderen: „Der Mann ist heimlich katholisch, und zwar ultramontan katholisch.“ „Das ist nicht möglich“, versetzte mir Usteri, und viele Andere urtheilten, wie er. *)

Ich konnte in dieser Beziehung mich weniger täuschen, als manche Andere; denn ich hatte von Kindheit an den Anlaß, den auf Alleinherrschaft Anspruch machenden Katholicismus oder vielmehr Ultramontanismus genau kennen zu lernen. Mein oft andauernder Aufenthalt in den Klöstern Rheinau, Einsideln, Fahr und anderen, de häufige Umgang mit Affiliirten des Jesuitismus oder überhaupt mi Ordensleuten, Klosterzöglingen und selbst mit Klosterdienstboten, machte mich mit dem Volks-Katholicismus bekannt. Ich wußte das Ave, di Invocationen der Heiligen, des Schutzpatrones u. s. f. auswendig, wi die katholischen Kinder. Ich lernte mich bekreuzigen und berechnen, wi viele Quadragenen Ablaß zu erwerben seien, wenn man sein Gebe im Anblick eines Kreuzes oder einer Kreuzesgestalt verrichte. Ma wies mir den Gebrauch des Weihwassers und pries mir an, wie ma auf die einfachste Weise seiner Sünden los werden und in den Himme eingehen könne. Mehrere Male hörte ich gutmüthige Klosterfrauen in Beziehung auf die Wirkung gewisser Gebete und Gebräuche, vo Gott sagen: „Er muß, er muß!“ Ich sah in Einsideln, wo damal die Bekehrungssucht sich weniger, als anderswo, äußerte, Schaaren vo Pilgern sich ihrem Enthusiasmus hingeben und befand mich selbst i

*) Anm. des Herausgebers. Haller's erster Band erschien 1816; 182 trat er offen zur katholischen Confession über.

Innersten der sogeheißenen heiligen Capelle von niedergeworfenen, sich bekreuzenden und die Brust zerschlagenden, laut und lispelnd betenden, ihre Rosenkränze wendenden Pilgern und Pilgerinnen umringt. Ich hörte den Protestantismus auf jede Weise anklagen und wurde dahin gebracht, daß ich seine Stifter eine Zeit lang als gefährliche Neuerer und als Leute ansah, die mit der englischen Oppositions-Partei und den Nordamerikanern, von denen ich in den ersten Blättern gesprochen habe *), auf gleicher Linie ständen. Weiter aber kam es mit mir nicht. Ein einfaches Gebetchen sprach mich immer weit mehr an, als Pomp und alle Verheißungen von Sündenverzeihungen. Das Kind konnte nie begreifen, wie eine Lehre, deren Stifter arm einherging und nur auf Gott und innere Verbesserung hinwies, in einer gebieterischen, weltherrscherischen, prunkvollen Gestalt, wo so Vieles nur auf äußerlichen Dingen beruht, wieder gefunden werden könne. Meine Beobachtungen gingen allmälig weiter. Ich sah eine Menge gutmüthiger Menschen in die Ueberzeugung versenkt, man stehe gegenüber Gott in einem Verhältnisse, wie ein Schuldner gegen seinen Gläubiger, dem er seine Schuld kurzweg bezahlen kann, und der Mensch, Priester genannt, sei nicht ein bloßer Wegweiser zu dem Höheren, sondern ein Magier, der die Pforten des Himmels durch höhere Gewalt öffne und schließe. Bald wurde es mir klar, wie man sich auf dieser Irrbahn betäube und die unmittelbare Erhebung zu einer höheren Vorsehung vergesse. Mit Schauer entdeckte ich, wie durch schlaue Gleißnerei bekehrt werde, um zu verführen, verführt, um zu bekehren, und wie eine bequeme Casuistik diese Sünden wegwasche. Später wurde mir auch das Glück zu Theil, würdige katholische Geistliche und Nichtgeistliche kennen zu lernen, die selbst, alle diese Ausartungen tief verabscheuend, die Protestanten, die sie sehr richtig als ihre Vormänner im Kampfe gegen die Hierarchie betrachteten, aufforderten, nicht lau zu sein, sondern kräftig zu kämpfen und die Hand nicht Rom, sondern ihnen zu reichen. Von solchen denkenden Katholiken können viele Protestanten am besten lernen, wie ultramontane Priestergewalt Alles lähmen, den Kaiser wie den Tagelöhner fesseln und in das Innerste der geistigen, politischen und bürgerlichen Freiheit eingreifen will, sowie daß die römische Curie noch nie einer ihrer fürchterlichen Anmaßungen entsagt hat, sondern sie

*) Vergleiche oben Seite 10 u. 11.

nur zeitweise, sobald die Verhältnisse nicht günstig sind, ruhen läßt. Noch nie hat Rom öffentlich den Satz widerrufen, Ketzern (d. i. Nicht Katholischen) sei man weder Treu noch Glauben schuldig, noch die Lehre, der Papst könne die Völker von ihren Verpflichtungen gegen den Staat und dessen Oberhaupt losbinden, noch nie, daß die weltliche Gewalt ihren Inhabern nur von der Kirche oder dem Papste verliehen sei, und noch viel Aehnliches mehr. — So erklärt es sich, daß man gegen Hierarchie, in der, wie in jeder Universalmonarchie, alle Höhere und Edlere erstickt, beharrlich kämpfen kann, ohne ein Feind des reinern Katholicismus zu sein.

Freuen soll es mich, nach diesen düsteren Schilderungen einen Charakter darzustellen, der einen Priester zeigt, der Liebe ausübt und nicht verdammte. Es ist Fürstabt Beat (Küttel, aus Gersau) von Einsideln, geboren 1731, gestorben 1808. Ich war mit ihm von unserer Herrschaft Weiningen wegen sehr genau bekannt. Nur einige Züge sollen ihn schildern. — Schon in den Neunzigerjahren war der Beichtiger des Klosters Fahr, Alois Jauch, ein Urner, aus dem Kloster entflohen und zur reformirten Religion hinübergetreten. Als der Fürst nach einiger Zeit nach Fahr kam und ich ihn daselbst sprach, wußte man, daß Jauch zu Astrachan eine Anstellung suchte. Fürst Beat kam auf ihn zu sprechen und ersuchte mich, nachzuforschen, ob Jauch einer Unterstützung bedürfe, weil er ihm in diesem Falle eine solche zukommen lassen wolle: — „Denn er ist auch mein Kind", setzte der gute Mann hinzu. Einmal, als ich ihm meine beiden Söhne als ganz kleine Kinder vorstellte, fragte er mich: „Darf ich die Kinder segnen?" Niemand wird glauben, daß ich den frommen Wunsch des gutmüthigen Greises zurückgewiesen habe. Der hagere Mann von ungewöhnlicher Größe legte nun einem nach dem andern die Hand auf das Köpfchen und sprach zu Beiden nichts Anderes, als: „Gott sei mit Dir!" — Das Merkwürdigste ist das Folgende. Der Kleine Rath zu Zürich hatte den ersten katholischen Pfarrer daselbst wenige Tage vorher gewählt, ehe der Fürst einmal in's Kloster Fahr gekommen war. An der Mittagstafel kam man auf diese Wahl zu sprechen; drei Conventualen von Einsideln, ein Weltpriester und ein Capuciner, die gegenwärtig waren, geriethen sehr bald in großen Eifer. „Er ist ein Schüler Wessenberg's" — sagten die Einen, „und es ist sehr unglücklich, daß ein solcher Mann an eine Stelle komme

soll, von der man so Vieles hoffte." Ernst, aber freundlich nahm nun Abt Beat das Wort und sagte: „Ihr Herren! Ich freue mich dieser Wahl und erwarte Gutes. Das, was geschehen ist, hat der Geist Gottes gethan. Ich will jetzt nichts mehr dagegen reden hören." Die Eiferer mußten anhören, daß Beat eine von dem reformirten Rathe zu Zürich getroffene Wahl eines von Wessenberg Empfohlenen ein Werk des Geistes Gottes nannte; aber die klösterliche Obedienz gebot, und man schwieg.

Mit diesen Dingen bekannt und im Hinblick auf jene Gleichgültigkeit einer großen Zahl von Protestanten wagte ich es, die Schrift: „Geistesreligion und Sinnenglaube im 19. Jahrhundert" 1822 an's Licht treten zu lassen. Weil damals auch viel von kirchlichen Concordaten, von Einem Hirten und Einer Heerde geschrieben und gesprochen wurde, fügte ich einen Anhang: „Ueber die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse" bei. In diesem Letzteren sprach ich meine tiefe Ueberzeugung aus, daß jedes Concordat und jedes articulirte System gleich einer Universalmonarchie wirken, Bande schmieden, die Theologen zu Inquisitoren machen, auch das geistige Leben ersticken würde, und daß eine Annäherung von dieser Art nur auf dem Wege freier allgemeiner Ueberzeugung unnachtheilig bleiben könnte. Ich hatte die Befriedigung, daß ein zahlreiches Publicum, Geistliche von freieren und strengeren Ansichten, auch Katholiken diesen Bestrebungen ihren Beifall gaben. — Von Langem her hatte ich mich vielfach mit Theologie beschäftigt, weil ich nachzudenken begann und überzeugt war, daß der Mensch, ohne über sein Verhältniß zu Gott beruhigt und im Klaren zu sein, nicht glücklich sein könne. Bei meinen Prüfungen und Studien und ebenso in meinem praktischen Leben kam es mir oft so wohl zu Statten, daß ich meinen alten Katechismus, mit demselben zahlreiche Schriftstellen, dem Gedächtnisse eingeprägt, die ganze Bibel einige Male durchgelesen und mich auch mit den Lehren der katholischen und lutherischen Kirche bekannt gemacht hatte.

Die Abfassung des „Handbuches der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft."

Im Jahr 1821 war eine Aufforderung an mich gelangt, die mich zu einer noch größern Anstrengung führte, als diejenige, welche die Uebernahme der Lehrerstelle am politischen Institute von mir

gefordert hatte, schon darum, weil ich zu jener Zeit meiner Augen n
ganz mächtig gewesen war.*) Die Buchhandlung Orell, Füßli & Co
bei welcher meine Umarbeitung der Maurer'schen Geschichte der Schwei
herausgekommen war, verlangte eine neue ausführliche Bearbeitun
die einen mäßigen Band ausmachen sollte. Ich fühlte die zahlreich
Schwierigkeiten der Aufgabe, und was am Ende meine Bedenklichkeit
überwog, war wieder der Gedanke, daß ich in einem solchen Bu
einen Theil der auf einer langwierigen Laufbahn gesammelten E
fahrungen niederlegen könne, indem ich bei vielen wichtigen Ereigniss
zugegen und mit vielen dabei handelnden Personen in Verbindun
gestanden war, daß ich mithin Manches aussprechen könne, das hi

---

*) Anm. des Herausgebers. Uebrigens hatte Hegner schon 1806 d
Freund aufgefordert, sich als Geschichtsschreiber zu bethätigen: „Ich wünschte, me
Lieber, Sie wären einige Jahre aus den Localschreibereien über juridische Geg
stände heraus, um jetzt in der Blüthe ihrer Kraft etwas Bleibendes, auf das Gan
Wirkendes zu machen“ —, und im nächsten Briefe nach einer Zwischenfrage: „W
Sie schreiben sollen? Bearbeiten Sie einen Zeitpunkt aus der Geschichte Zürich
etwa den Zustand der Sitten nach den burgundischen Kriegen! Mit der Sachkenntni
die Sie haben, und mit dem geläuterten Localitätsgeiste, der der Geschichte Wichti
keit giebt, könnten Sie gewiß was Herrliches leisten. Füßli's Waldmann ist
circumspect und allgemein darüber. — Doch das soll keine Aufgabe sein. E
werden schon etwas zu finden wissen, wenn Sie nur wollen; aber wollen sollten Si
Der Aufgeforderte freute sich über den Wink und gestand, daß gerade diese Peri
ihn auch schon angezogen habe, „aber nicht um Waldmann den Unterdrück
sondern um ihn als zwar gewandten und nicht gemeinen Staatsmann, doch a
als den Mann zu schildern, der jedes Mittel verstand und ohne Aengstlichkeit
nutzte, um den Staat und seine eigene Stellung zur Erreichung seiner eigen
Zwecke zu gebrauchen.“ — Später, als 1826 sich Hegner für den ersten Band d
„Handbuches“ bedankte, schrieb er: „Das heiß ich schweigen können! Keine Ahn
hatte ich von Ihrem großen Unternehmen. Noch habe ich erst in Ihrem Bu
so ein wenig hin und her geguckt, aber mich doch schon so mancher Speciali
erfreut, die nur ein Staatskundiger, wie Sie, finden und herausheben konn
Zschokke schrieb als Kosmopolit und für Kosmopoliten; sein Buch ist wie
hübscher Spaziergang im Freien. Sie schrieben als geborener Schweizer mit tie
Kenntniß des Geistes aller schweizerischen Zeiten und der eidgenössisch-politisch
Kreuz- und Querzüge. Ihr Buch wird im Stillen gelesen und benutzt werd
ein Haus- und Handbuch bleiben für ernste und gebildete Regenten und Freu
des Vaterlandes.“ Auch für den zweiten Band sprach Hegner 1829 seinen Gl
wunsch aus: „Sie sind der Meister. Es ist ein erstaunender Verstand in der
handlung, eine Besonnenheit, Umsicht und Erfahrung, worüber alle Nachfolger
Geist aufgeben werden, und welche rechtliche Unparteilichkeit, welche weisen Wink

und wieder, von einem Leser aufgefaßt, meinem theuren Vaterlande nützlich werden dürfte. Ich entschloß mich, die Arbeit zu übernehmen, und viele tausend Stunden, ich kann sagen, jede erübrigte Minute von sieben Jahren meines Lebens, liegen in dem nicht bändereichen Werke. Man hat in mehreren Recensionen mir zu meinem Gedächtnisse Glück gewünscht; allein ich hatte es mir vorgesetzt, nichts aus der Erinnerung zu schreiben, wenn ich dessen noch so sicher zu sein glaubte, sondern über Alles nachzuschlagen und mich nur auf sichere Quellen zu stützen. Wie manches Buch, welche Menge von Materialien, Urkundensammlungen und selbst Flugblättern nachgelesen werden mußten, kann nur derjenige beurtheilen, der ähnliche Arbeiten geliefert hat, wobei oft viele Stunden hingehen, ohne daß das Gesuchte aufgefunden werden kann. Einem im öffentlichen Dienste stehenden Manne, der seinem Hauptberufe nicht untreu werden will, wird eine solche Arbeit auch dadurch ungemein erschwert, daß er häufig und meistens gerade, wenn er einen guten Gedanken entwickelt, unterbrochen wird. Bedenkt man, daß Alles mit fremden Augen gelesen, mit fremden Händen*) notirt und nachher wieder mit solchen ausgearbeitet werden mußte, so wird man sich weniger über das Gesagte verwundern, und es wird noch begreiflicher, wenn ich sage, daß ich über den weit größeren Theil des zweiten Bandes nichts Ausgearbeitetes vor mir liegen hatte, sondern nach eigenem Plane arbeiten mußte. Die Vorrede ist über alle diese Punkte noch ausführlicher, und ich setze dem dort Gesagten hier nur bei, daß die Unmöglichkeit, das Gedruckte selbst nachzulesen, viele größere und kleinere Druckfehler und unrichtige Interpunktionen veranlaßt hat. Allem Pompösen abhold, wollte ich meiner Arbeit die Aufschrift: „Versuch einer neuen Bearbeitung der Schweizerischen Geschichte“ geben; aber dem Verleger mißfiel diese Benennung, und ich mußte mich zu dem Worte „Handbuch“ bequemen. Eine Folge dieser neuen Arbeit war es, daß ich meine Theilnahme an der Encyklopädie von Ersch und Gruber auf die Abrisse einer kurzen Geschichte der einzelnen schweizerischen Staaten beschränkte.

Ich hatte meine politischen und noch andere Ueberzeugungen so

---

*) Anm. des Herausgebers. Und was für Händen! Ein solcher Copist schrieb einmal, statt des Dictates: „sieben Fahnen Eidgenossen“ — „sieben lahme Eidgenossen.“

unverhohlen in diesem Versuche über die Schweizergeschichte niedergeleg oder da, wo ich in Hinsicht auf Politik meinen damaligen freundliche Censor nicht in Verlegenheit setzen durfte, so angedeutet, daß ich nich zweifeln durfte, ich werde weit voraus dem größern Theil der herr schenden Classe in der Schweiz und noch Anderen Anstoß geben. Zwa hatte ich oft bemerkt, daß die Menschen in Büchern eine Menge vo Behauptungen duldsam aufnehmen, die sie demjenigen, der denselbe gemäß handelt, nicht verzeihen. So findet man z. B. in der Geschich der zürcherischen Handelschaft von Schinz Wahrheiten und Sätze vo solcher Stärke, daß man glauben sollte, sie hätten in jenem Zeitalte dem Verfasser schwere Rügen zuziehen sollen, der aber dennoch un verfolgt blieb und in die Magistratur befördert wurde. Ich konnt mir nicht verbergen, daß dieser Mann und noch Andere gleich ihr in einer Zeit geschrieben hatten, wo solche Ideen keiner Verwirklichun fähig schienen; aber jetzt hatte man seit geraumer Zeit gesehen, wohi diese Ideen führen, und daß sie nicht leere Worte sind. Meine Er wartung war daher nicht ungegründet, — um so viel mehr, da i in der Folge von freisinnigen und unterrichteten Männern vernahm mein Buch habe in unserm Kanton und außer demselben manche Leser zum Nachdenken über die politischen Verhältnisse veranlaßt.

Anders, als ich erwartet hatte, war der Erfolg. Zürich nah das Buch mild, sogar nicht ohne Beifall auf, und zu meiner wir lichen Verwunderung hinderte dasselbe nicht, daß ich bald nach seine Erscheinen am 30. November 1829 an die Stelle des Staatsrath Hirzel mit 127 Stimmen von 170 oder 172 im zweiten Scrutiniu zum Mitgliede des Staatsrathes gewählt wurde.

Familienverhältnisse; die Entwicklung der Söhne.

Im Jahre 1817 war mein Bruder, der viele natürliche A lagen hatte, schon im einundvierzigsten Altersjahr zu Weiningen g storben*), und im Jahr 1819 war ihm meine Mutter im zweiun siebenzigsten Jahre ihres Lebens durch einen schnellen Tod nachgefolg

*) Anm. des Herausgebers. Er war mit einer Base, Anna Ma Hirzel, Tochter des Landschreibers von Weiningen und Stiefschwester des Chorhe Heinrich, zum grünen Schloß, verheiratet gewesen. Die treffliche Frau wurde zweite Frau des Archiaters Rahn, die Stiefmutter von Dr. Rahn-Escher.

Meine Söhne, auf deren Erziehung ich einen großen Theil meiner Zeit verwendet hatte und auf die ich die Hoffnung setzte, sie werden dasjenige leisten, was ich, den man meistens seinen Weg selbst hatte suchen lassen, entweder nicht gefunden, oder was ich nach dem Verluste meines Gesichtes nicht mehr mit der vollen Kraft und Thätigkeit, wie ich es gewünscht hätte, zu erfüllen kräftig war, wuchsen zum Jünglingsalter heran. Sie hatten von Kindheit her in Allem die nämliche Erziehung und Bildung genossen und immer zusammen denselben Unterricht empfangen. Gleichwohl zeigte sich in beiden Brüdern, was die Anlage vermöge, indem sich ihre Fähigkeiten auf eine so verschiedene Weise entwickelten, daß ich sehr oft den Einen in demjenigen zurückhalten mußte, was ich nachdrücklich dem Andern empfahl.*) Der Eine war bald ein so eifriger Schwimmer, daß er über den See schwamm, indeß der Andere gegen das kalte Bad eine Abneigung hatte. Der Eine war ein geschickter Reiter und Tänzer; der Andere vermied Beides. Dieser letztere wurde ein guter, ausdauernder und so schneller Fußgänger, daß man ihn oft mäßigen mußte; der Schwimmer, Tänzer und Reiter ermüdete im Gehen bald. Dagegen wurde er ein gewandter Turner, während sein Bruder den Turnplatz ungern besuchte. Der Eine lernte mit großer Leichtigkeit ältere und neuere Sprachen, das Hebräische und dessen Dialekte besser, als seine theologischen Mitschüler, und eignete sich fremde Aussprache so an, daß Deutsche, Engländer und Franzosen ihn oft für einen Landsmann ansahen. Dem Andern wurde in seinen früheren Jahren das Sprachstudium weniger leicht. Er hatte dagegen eine große Neigung für Geschichte, Statistik, Geographie, in denen Jener sich weniger gefiel, obgleich alle seine Arbeiten ihm leicht und gut aus der Hand gingen, indeß Dieser sich durch fleißig bearbeitete und gelungene Schriften öffentlich bekannt machte und dafür die Achtung des Publicums erhielt. Der Eine konnte als Schönschreiber gelten; der Andere nahm eine Gelehrten-Schrift an. Ich könnte die Gegensätze noch weiter fortführen; allein das Gesagte mag hinreichen. Im reiferen Alter gewann aber jeder von ihnen auch die Studienbahnen des andern lieb.

*) Anm. des Herausgebers. Der ältere Sohn, Gerold Ludwig, geb. 1804, gest. 1858, ist der spätere Staatsarchivar. Der jüngere, 1805 geb., Johann Konrad, bis 1839 Staatsschreiber, starb 1865.

Um meine Söhne zu lehren, sich selbst in die Welt einzuführen, machte ich 1819 mit ihnen eine Reise durch die nordwestliche, 1820 durch die nordöstliche, 1821 und 1822 durch die innere Schweiz und die Gebirgsgegenden derselben. Ueber die zwei ersten bemerke ich nichts. Die beiden letztern erfüllten mich, obgleich die vorgegangenen großen Veränderungen mir bekannt waren, dennoch mit eigenthümlichen Empfindungen, insbesondere, wenn ich da, wo ich in der Jugend ein Strohlager, oder nicht viel mehr, und einfache ländliche Kost gefunden hatte, jetzt Canapé, doppelte Vorhänge, französisch sprechende Kellner und die Speisekarte oder die Tafel einer größern Stadt antraf. Ich bewunderte diese Veränderungen eben so wenig, als ich sie verdammte. Wünscht sich der noch denkende Reisende bisweilen in eine einfachere Zeit zurück und lächelt er über einzelne Verwandlungen, so behagt ihm dagegen oft eine solche recht gut.

Ich hatte im siebenzehnten und im vierunddreißigsten Jahre meines Lebens die Reise durch das Berner Oberland gemacht. Zufälliger Weise traf es sich, daß ich sie wieder nach siebenzehn Jahren zum dritten Male machte. Im Verlauf der letzten Zwischenzeit hatten diese Veränderungen sich zugetragen, während hingegen der Fortschritt vom ersten zum zweiten Male nicht sehr bedeutend gewesen und nur aus dem Zustande wirklicher Entbehrungen zu der Leistung des Nothwendigen übergegangen war. Schon als unerwachsener Jüngling konnte ich 1787 mit meinen Reisegenossen in dieser Landesgegend leicht wahrnehmen, wie der Besuch der Fremden einen Theil des Volkes zur Bettelhaftigkeit und Gewinnsucht verleite. Jetzt waren diese Fehler, die Neigung zur Prellerei und die Verdorbenheit, noch sichtbarer geworden. Doch auch in anderen Gegenden, die häufig besucht werden, zeigt sich jedem Reisenden dieselbe Erscheinung, so daß derjenige, dem der Gewinn nicht alles Andere überwiegt, sich eingestehen muß, daß ein Volk nicht leicht eine bedauerlichere Erwerbsart haben kann, als wenn es von Fremden sich nährt, die einen längeren oder kürzeren Aufenthalt bei ihm machen und von denen es sich, wo nicht Alles doch Vieles gefallen lassen muß. Wer denkt hier nicht auch an große Garnisonen, zahlreich besuchte Universitäten, Messen u. dgl., die einen

kleinen Orte zwar Nahrung verschaffen, denselben aber nur zu oft unthätig machen oder moralisch verderben.

Einen eigenthümlichen Anblick bot im Juli 1821 das Berner Oberland dar. Die beiden ersten Male hatte ich dasselbe bei sehr schöner und trockener Witterung, im vorgerückten Sommer, besucht. Jetzt geschah dies, während die Erzeugnisse eines an Schnee und Eis reichen Winters noch auf mittleren Höhen sehr sichtbar waren. Nach anhaltendem Regen war die Sommerhitze eingetreten. Schon im Thale strömten die Lütschenen als mächtige Waldströme uns entgegen. Der Staubbach trug jetzt seinen Namen mit Unrecht, weil ein gewaltiger Gießbach weit über den Felsen hinaus in das tiefe Becken hinabstürzte. Die Fälle des Reichenbaches waren reißende Ströme, von denen man sich ferne halten mußte, wenn man nicht durchnäßt werden wollte. Da, wo man in anderen Jahren Silberfäden über die hohen Felsen herabrieseln sah, ergossen sich starke und ungestüme Bäche. Stets erneuerte sich das Krachen und Herabstürzen losgewordener Schnee- und Eismassen. Furchtbar mächtig überraschte mich eine solche Erscheinung; als ich von Lauterbrunnen mit meinen Söhnen nach der Wengern-Alp hinanstieg, erscholl plötzlich hoch über uns ein Donnergetöse, und der schnelle Aufblick zeigte mir, ungeachtet meines beschränkten Gesichtes, das Bild eines in ungeheuren Trümmern gegen uns herabstürzenden Berges. Meine Kinder! war mein erster leiser Gedanke; aber augenblicklich folgte ihm der zweite, daß unmöglich ohne eine Erdrevolution von dem Berge, an welchem wir standen, eine solche Schuttmasse herabkommen könne. Binnen zwei Minuten war das große Schauspiel verschwunden. Nur kleinere Losreißungen folgten nach; aber mächtig ertönten die Schläge aus dem unsichtbaren Thale herauf. An der Jungfrau hatte sich eine ungeheure Eismasse, wie sie die Hirten auf der Berghöhe seit Jahren nicht erblickten, losgemacht und war in vielen Bruchstücken in das zwischen uns und der Jungfrau liegende Trümleten-Thal hinuntergefallen. Weil die optische Täuschung die weite Kluft, die zwischen der Jungfrau und der Wengern-Alp geöffnet ist, denen, die von Lauterbrunnen heransteigen, verbirgt, schienen die Stürze den Ansteigenden unmittelbar entgegenzukommen, so daß jeder mit der Gegend nicht bekannte Reisende seinen unausbleiblichen Untergang hätte erwarten müssen. — Diese Reise zeigte mir viele merkwürdige Naturscenen in so veränderter Gestalt, daß ich

zwar keinem, der nur eine oder zwei solcher Reisen machen kann, wohl aber denen, die schon mehrere Male des herrlichen Schauspieles genossen haben, anrathen möchte, wo möglich einmal den Zeitpunkt zu wählen, wo die großen Schnee- und Eismassen sich auflösen und trocken oder flüssig den Thälern zueilen.

Die Reise, die 1822 bei der schönsten Witterung gemacht wurde, gewährte mir einen reichen Genuß, indem sie mich im Zickzack über die Gebirge, die Bünden und Wallis von der übrigen Schweiz trennen, und einen Theil der mächtigen Wasserscheide führte, welche zwischen den Gebieten der Nordsee und des mittelländischen Meeres die Grenze bildet. Aus dem höchst anmuthigen Elmer-Thale, wo auf Wicheln eine Badeanstalt errichtet werden könnte, die dem für Curorte und Curen geneigten großen Publicum einen sehr angenehmen Aufenthalt gewähren würde (doch möchte ich keinen Unternehmer aufrufen, ehe er wohl geprüft hat, ob der alte Ruf dieser Quellen die Concurrenz mit dem neu erprobten Stachelberger-Wasser auszuhalten vermöge), steigt man durch den merkwürdigen Jätz-Schlund über die Schneemassen, die sich nach dem Hausstock hinaufziehen, empor und von der einsidlerischen Felsenhütte Crap-Taglia nach Paniz hinunter. Wenn man hin und wieder den Weg beschwerlich findet und nicht ganz sicher glaubt, muß man an Suwarow's erschöpftes Heer denken, das nach achttägigem Kampfe gegen einen eben so thätigen als muthigen Feind mit Lastthieren und Gepäcke auf diesen Pfaden seinen Rückzug machte. — Außerordentlich groß zeigt sich die Natur auf dem Zickzack, den ich über die hohe Alpenkette beschrieb. Wie von aller Welt abgeschieden ist der Uebergang vom Tavetsch und Selva nach der Oberalp und bis da, wo das freundliche Urseren-Thal sich öffnet, von ähnlichem Eindruck, aber offener, der Uebergang über die Furca. An der Maienwand hinan führte uns der Knecht des Capuciners zu Realp, der sich nach Hause sehnte, nicht auf dem gewöhnlichen Pfade, sondern möglichst abkürzend durch ungebahnte Stellen, wo oft das leichteste Ausgleiten ein Hinabstürzen hätte zur Folge haben müssen. Niemand lasse sich hier von dem gewöhnlichen Pfade ableiten. — Schöner und größer zeigt sich wohl nirgends der Granit, als auf der Höhe, wo man gegen das Grimsel-Hospiz hinuntersteigt. Eine abgesonderte Weltgegend scheint dieser Erdfleck mit seinen Seen zu sein und der Ausblick von dieser Gebirgsherberge auf die Wüste, die sich

nach Westen erstreckt, wo die Aare ihren Ursprung nimmt, reizt mehr, als irgendwo, zum Eindringen in die Eisregionen, weil man jetzt weiß, daß sie nicht undurchdringlich sind. — Merkwürdig ist der Bergpfad vom Hospiz nach Wallis, wo damals noch zunächst am Wege, mehrere hundert Fuß über der Grenze des gegenwärtigen Holzwuchses, Stümpfe mächtiger Tannen zu sehen waren, wovon einer von mehreren Fuß im Durchmesser, noch ungefähr zehn Fuß hoch, aber rund ausgekerbt und oben in Splitter und Spitzen ausgehend, ein Abkömmling aus einer Zeit war, wo kräftige Waldung noch die höheren Berge bedeckte. — Die Ueberschreitung der Gemmi in großer Gesellschaft aus verschiedenen Nationen, unter diesen gesprächige und trauliche Engländer, war ein wahrer Spaziergang.

Ueber Eigenthümlichkeiten und Volkscultur nur Folgendes. — Zu Waltensburg in Bünden befand sich kein Brunnen in der Nähe des Wirthshauses; sondern das Wasser mußte aus dem Bache geholt werden, der, durch einen Gewitterregen angeschwollen, beinahe ganz weiß floß. Die weiblichen Hausgenossen (der Mann war abwesend) sprachen nur romanisch, und die Bibel, die wir auf dem Gestelle über dem Tische entdeckten und aufschlugen, mußte uns als Wörterbuch und als Mittel dienen, uns verständlich zu machen. Am folgenden Morgen sperrte in einer Waldung ostwärts von Truns ein umgestürzter sehr starker Baumstamm den Weg so, daß man sich mühsam durcharbeiten mußte. Wir vernahmen im Dorfe, er liege schon seit gestern, und man bemerkte noch keine Anstalt, die Bahn zu öffnen, ungeachtet bisweilen auf diesem Wege geritten oder gefahren wird. — Zwischen Dissentis und dem Tavetsch machte ich zum ersten Male in meinem Leben eine annähernde Erfahrung, wie es denen zu Muthe sei, die einzeln ein Land bereisen, dessen Sprache ihnen fremd ist. Ich hatte für meine müde gewordenen Söhne ein Wägelchen gemietet; ein angesehener verständiger Mann von Truns, der den in der deutschen Litteratur in neuerer Zeit beinahe gebrandmarkten Namen Casanova trug, jedoch nun in sich rechtfertigte, führte das Wägelchen, das nach Landesart so niedrig war, daß man aus demselben leicht die Erde berühren konnte. Sogleich verließ ich dieses mir sehr widerliche Fuhrwerk, und indeß ich glaubte, eine Abkürzung einzuschlagen, verlor ich den Fahrweg. Drei Stunden lang wanderte ich einzeln; das Deutsche half mir bei den wenigsten Leuten, die ich antraf, und auch da nur

sehr beschränkt. Italienische Anreden verstanden Mehrere, ich hingegen von ihren romanischen Antworten nur abgerissene Worte, bis ich endlich an einem Hause die freundliche Auskunft verstehen konnte, es sei heute noch kein solches Wägelchen hier gesehen worden: — einen anderen Weg gebe es nicht, und wenn der Herr Bischof selbst käme, so müßte er hier durchfahren. Nun blieb ich, und bald kamen die Vermißten angefahren. — In Selva übernachteten wir bei dem Pfarrer, der uns mit einem Kuchen speiste, die drei Betten im Hause uns überließ und eine Schlafstelle bei seinen Eltern suchte. Eine kleine Bibliothek war in einem der Zimmer aufgestellt, die einem Pfarrer in einer gebildeten deutschen Gegend zur Empfehlung bei jedem nicht unverständigen Reisenden würde gedient haben. Seine Verwandten erzählten uns, der Herr Bruder habe sieben Jahre in Deutschland zugebracht und 1500 Gulden (ungefähr 1200 rheinische) „verstudirt"; schwerlich würde mancher Andere mit diesem Gelde ausgereicht oder, wenn ich sprechen darf, wie die ehrlichen Selvaer, so viel „erstudirt" haben, wie der gute Pfarrer. Ungemein sprach mich der Gemeindepräsident dieses Oertchens an, der uns als Führer nach Urseren begleitete. Beinahe auf der obersten Höhe, wo der Anblick auf die Berggipfel und in den blauen Aether zu ernsteren Unterhaltungen stimmte, kamen wir auf eine solche, und hier sagte mir der nur gebrochen deutsch redende katholische Mann: „Der Immel isch für All gemacht, wenn der Mensch nur recht thut." Schnell drückte ich ihm die Hand mit den Worten: „Wir haben Einen Glauben", und immer noch denke ich mit Wonne an den Augenblick zurück. — In Urseren vernahm ich eine Anekdote, die noch nie zu meinen Ohren gekommen war: — die Russen hätten nämlich 1799 bei Suwarow's Durchmarsch zwei bis drei Centner Seife daselbst rein aufgezehrt. — Ein Beispiel von der Unzuverlässigkeit vieler Führer ist folgendes. In Urseren erzählte ein solcher, der von Realp herkam, deutsche Herren hätten heute von dorther gegen seinen Rath den Weg über die Furca eingeschlagen; allein es liege auf derselben seit ehegestern so viel Schnee, daß er überzeugt sei, sie haben ihr Leben eingebüßt. Ich hatte an demselben Morgen am Bergabhang der Oberalp nur einige Zoll hoch Schnee angetroffen und stellte daher der Aussage keinen Glauben zu, weil ich leicht merken konnte, der Führer wolle mich nur verleiten, mit ihm den Weg nach Altorf einzuschlagen. Meine Vermuthung bestätigte sich, und am

folgenden Tage erstiegen wir die Furca-Höhe auf festem Schnee, der keinen Fuß tief war. Anderthalb Stunden lang dauerte er auf der Urner Seite, und auf der steilen Westseite war keiner mehr zu sehen. — In Münster erzählte uns der Wirth, nachdem der seit Kurzem in dieser Gegend sich aufhaltende Arzt das Zimmer verlassen hatte, so lange als man den nächsten Arzt in Urseren (neun bis zehn Stunden weit) habe aufsuchen müssen, sei man in diesem Thale beinahe immer gesund gewesen: jetzt aber glaubten die Weiber bald diese, bald jene Krankheit zu verspüren, und auch die Männer fingen an, sich nach dem Arzte umzusehen. Während des Nachtessens legte er sich in sein in der Ecke des Gastzimmers stehendes Bett, unterhielt uns aus demselben mit Beobachtungen, die er in Frankreich, Italien und Deutschland gemacht hatte, ersuchte uns dann, als wir schlafen gingen, die im Zimmer befindliche Lampe zu löschen. Gleichwohl war der Mann ein vortrefflicher Gesellschafter in Vergleichung mit seinem bei den Jesuiten erzogenen Sohne, dessen finstere Miene sich keinen Augenblick erheiterte. Hier hatten wir eine gute Küche angetroffen; am folgenden Tage setzte man uns hingegen in einem Gasthofe zum Mittagsmahl neben einem Stücke so harten Brodes, daß ich an demselben die Spitze eines großen Taschenmessers zerbrach, durchaus nichts Anderes, als ein tüchtiges Stück Rindfleisch vor, das, wie wir nachher erfuhren, am nämlichen Abend einer anderen Reisegesellschaft wieder aufgetischt wurde und vielleicht schon am Tage vorher einer anderen war vorgelegt worden. — Als ich in Visp am nämlichen Abend Obst forderte, belehrten mich die Tochter und die Magd, die neben einem alten Stallknecht in Abwesenheit der Eltern allein die Wirthschaft besorgten, man könne dergleichen auf dem Marktplatze kaufen. Wirklich trafen wir daselbst schöne Aprikosen und Birnen an. Des Morgens, als ich die Zeche bezahlen wollte, wies mir der alte Diener eine halb offen stehende Thüre auf ebener Erde, wo ich endlich die beiden Frauenzimmer noch zu Bette fand und ihnen in einem Dämmerlichte, wo man die Münzen kaum unterscheiden konnte, das Geforderte in die hervorgestreckte Hand legte. — Beim Herabsteigen von der Furca und beim Hinansteigen auf die Gemmi hatte ich den Anlaß, mich auf's Neue zu überzeugen, wie schwer es sei, Contrebande zu verhüten, und wie nachtheilig jede Aussicht, die zum Schmuggeln anlockt, auf den Volkscharakter wirkt. Auf der Grenze gegen Uri soll während der Einverleibung des Wallis

in das französische Kaiserreich der Zug des Schleichhandels in sehr ausgedehntem Maße hinter dem Berge hindurch, den man beim Herabsteigen von der Furca links vor sich sieht, getrieben und nur selten von den Zollwächtern entdeckt worden sein. Ueber die Felswand, nordwestlich von den Leuker=Bädern, wo der Reisende nur unersteigliche Felswände zu erblicken glaubt, seien des Nachts und mehr noch beim Nebel mehrere Pferde häufig gebraucht worden, um Schleichhandel zu treiben. Mit dem Ausdrucke des Selbstgefühls und der Zufriedenheit zeigte uns ein Führer, wie er und andere seiner Cameraden während der französischen Herrschaft zwei Male die „Proposen" (nach den Worten: préposés aux douanes bildeten die Walliser für die Benennung der Douaniers den Ausdruck „Proposen"), welche ihnen in die Quere gekommen seien, über die Felswände hinuntergestürzt hätten. Man sah ein solches Verfahren als eine bloße Nothwehr oder als einen gerechten Krieg an. — Von dem Ansehen der Jesuiten beobachtete ich im Wallis mehrere Beispiele. Am Abende meiner Ankunft in den Bädern von Leuk wünschte die Gesellschaft nach dem Abendessen zu tanzen, und wiederholte Deputationen mußten, obgleich es kein Feiertag war, an den Pfarrer, einen Jesuiten, abgehen, bis er die unschuldige Erholung auf ein Paar Stunden gestattete.

Abreise der Söhne auf die Universität Berlin.

Bald kam die Zeit herbei, wo ich mich von meinen Söhnen trennen, sie zur Vollendung ihrer Ausbildung auf eine hohe Schule senden und die Welt sehen lassen sollte. Die gelehrte Ausstattung, mit welcher mehrere junge Leute von der neuen Universität Berlin nach Hause zurückgekehrt waren, konnte gegen diese hohe Schule mißtrauisch machen; aber ich hatte auch tüchtige Zöglinge derselben beobachtet und gab dem Wunsche meiner Söhne nach. Sie verreisten im März 182 und es war für mich eine wahre Freude, daß ihre Abreise nicht von dem brüllenden Gelärm einer zahlreichen Cameradschaft begleitet war, wie dies zu jener Zeit bei der Abreise mehrerer junger Leute geschah. Mir schien es, es bleibe ohnehin oft nur frommer Wunsch, daß junge Leute dasjenige, was Eltern oder Lehrer ihnen in der ernsten Stunde des Scheidens an das Herz legen, sich tief einprägen und nachher fe

halten, und daß kein tumultuarisches Benehmen bei der Entfernung aus dem Vaterlande den Eindruck auslöschen sollte.

In welchem Sinne ich meine Söhne von mir entließ, mögen die Worte zeigen, welche ich dem jüngeren, Konrad, beim Abschiede zum Angedenken mitgab: „Hast Du gleich kein Stammbuch, mein Geliebter! so möchte ich dennoch in das Album Deiner Seele hineinschreiben: bleibe immer Deiner selbst würdig! Nil conscire tibi, nulla pallescere culpa: sei das Ziel Deines moralischen Strebens! Lerne deinen Beruf gründlich kennen, belade aber Dein Fahrzeug nicht nur mit einem einzigen Waaren-Artikel,*) so daß für andere köstliche und unentbehrliche Frachten kein Raum mehr übrig bleibt! Gewöhne Dich in Deinen Studien, in Deinem geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben, da, wo nicht Alles aufgefaßt werden kann, das weniger Wichtige fahren zu lassen und im Sturme das Entbehrliche über Bord zu werfen, um das Unentbehrliche zu retten! Vergiß nicht, daß sich selbst beherrschen der schönste Sieg ist: Animus, nisi paret, imperat. Ohne einen gewissen Grad von Stoicismus ist keine innere Größe möglich. Vortrefflich sind Gellert's Worte: „Genieße, was Dir Gott beschieden, entbehre gern, was Du nicht hast" —; aber nur der kann entbehren, der nicht Sclave des Genusses ist. Uebe über Dich ein unbestochenes Richteramt aus und gedenke dabei an das Alles erforschende Auge der Vorsehung! Halte Deinen Vater für Deinen besten Freund und erinnere Dich in entscheidenden Augenblicken seiner Worte!"

Allgemeine politische Veränderungen zwischen den Jahren 1815 und 1830.

Die Veränderungen, welche in der Schweiz während der Jahre 1814 und 1815 eingetreten waren, hatten zwar Manches zerstört oder modificirt, worin sich Viele glücklich oder wenigstens zufrieden befunden hatten, und dagegen manche Saat zu Reactionen ausgestreut; doch genoß das Vaterland fünfzehn Jahre lang mit geringen Unterbrechungen einer vortheilhaften Ruhe. Gleichwohl konnten seine Bewohner gegen die in einigen Nachbarländern sich zeigenden politischen Erscheinungen nicht gleichgültig sein.

---

*) Dies bezog sich darauf, daß viele junge Leute damals einzig das Rechtsfach kennen lernen wollten.

Man mußte Egoist sein, um zu verkennen, daß die unermeßlichen Opfer, welche die deutschen Völker gebracht hatten, um das französische Sclavenjoch abzuschütteln, das nicht nur auf ihnen, sondern auch auf ihren Fürsten lag, und um der systematischen Räubereien los zu werden, welche die Kräfte der Länder verzehrten, verdienten, daß den Befreiern des Vaterlandes ein geregeltes Maß von Freiheit und eine Mitwirkung auf die Leitung der Staatsangelegenheiten zu Theil werde. Tief mußte man es bedauern, daß dies nicht in dem verdienten Maße geschah, noch mehr aber, daß unbesonnene und eben so oft rohe Menschen unter dem schönen Namen constitutioneller Freiheit Ungebundenheit oder den gänzlichen Umsturz des Bestehenden suchten und dadurch hin und wieder die gerechten Ansprüche vereitelten. — Höchst merkwürdig war zur Zeit der ersten politischen Aufstrebungen, die in Deutschland stattfanden, das Benehmen des Kantons oder vielmehr der Stadt Basel, die einer Anzahl deutscher Flüchtlinge, ungeachtet wiederholter Forderungen der Cabinete und ohne auf die Vorstellungen der Miteidgenossen zu hören, eine Freistätte gewährte und ihren Schutz beharrlich fortsetzte. So sah man, daß ein unabhängiges Glied einer Bundesverfassung Maßregeln behaupten kann, die eine Central=Regierung schwerlich durchführen könnte.

Spanien liegt zu entfernt, als daß die dortigen Aufstrebungen die Schweiz hätten gefährden können; aber kein billig Denkender konnte theilnahmlos bei der Aussicht bleiben, die einem großen Volke, das durch frühere Anstrengungen zu besseren Hoffnungen berechtigt war, sich darbot, um aus einer politischen Versumpfung sich heraus zu arbeiten. Denn es war nicht zu erwarten, daß so viele Anlagen einer pestartigen Selbstsucht unterliegen würden. — Drohend und gefährlich für die Eidgenossen waren die Bewegungen in Italien, vorzüglich die piemontesischen, die nur zu leicht die schweizerische Neutralität gefährden konnten. Aber es hielt schwer, bei einer Unternehmung, die sich national zu gestalten schien, das Gefühl zu unterdrücken, das zerrissene Italien dürfe dem Gedanken Raum geben, ein Ganzes zu werden, und siebzehn Millionen Menschen es versuchen, ein selbständiges Wort im Kreise der europäischen Völker zu führen. Gleichwohl könnte ich mich nicht überreden, daß die Stämme Italiens zu einem Enthusiasmus reif und daß ihre weichlichen Hände den Fäusten der Deutschen und Ungarn gewachsen seien. Dennoch verletzt es das Nationalgefühl des Schweizers,

daß seine Landsleute, ähnlich den Albanesen, das bereitwillige Werkzeug sein sollten, Völker zu zügeln, die einst hoch standen. *)

Allgemeine Aufmerksamkeit zog der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und den Türken 1828 auf sich. Viele größere und kleinere Politiker erwarteten wenig Gutes für die Russen, wenn sie über die Donau gehen und den Balkan zu überschreiten versuchen würden. Man wußte, daß die russischen Streitkräfte weit beschränkter seien, als man sie schilderte; aber man bedachte nicht, daß auch die Macht der Türken kaum noch diesen Namen verdiene. Man hielt den Balkan für undurchdringlich und glaubte, daß, wenn er wirklich bezwungen werden sollte, den Russen die Zufuhr fehlen, eine sehr zahlreiche türkische Bevölkerung sich erheben, auch weder Oesterreich, noch England gegen eine Unterwürfigkeit der Türken unter die Politik Rußlands gleichgültig bleiben würden. Ich ging davon aus, daß Rußland in diesem Kriege, gleich von der Donau auf eine nahe und sichere Linie gestützt, gegen den Feind operiren und alle Bedürfnisse weit sicherer, als früher, herbeischaffen, auch seinen linken Flügel vom Meere her unterstützen könne. Ich stellte mir zwar Rußlands verfügbare Kräfte größer vor, als sie waren, zugleich aber auch die türkischen weniger schwach, als sie sich nachher erwiesen. Daß Rußland, auch im glücklichsten Falle, sich noch nicht an eine Eroberung Constantinopel's wagen würde, davon war ich überzeugt, und eben so sehr, daß weder das Wiener Cabinet, noch dasjenige von St. James sich einem beschränkten Vorschritte der russischen Macht mit offener Gewalt entgegensetzen würde. Mit einem meiner Collegen, der die Kriegsgeschichte sehr wohl kannte, und noch mit Anderen stritt ich oft hierüber und behielt am Ende doch noch Recht. ‹Nous aurons la guerre› — sagte man mir oft, und ich antwortete immer: — „Jene Cabinete werden es nicht wagen, wenn ihnen der Schritt nicht abgenöthigt wird. Theils fehlt ihnen das Geld; theils wissen sie zu wohl, was sie auf das Spiel setzen würden.“

---

*) Anm. des Herausgebers. Gemeint sind die damaligen Söldnertruppen, voran im Königreich beider Sicilien.

Stimmung im Kanton Zürich gegen das Ende der Zwanzigerjahre.

Ein großer Theil des Volks des Kantons Zürich hatte den Sturz Napoleon's ungerne gesehen, weil es fürchtete, es möchte mit dem Siege der Verbündeten alles Alte wiederkehren; doch ergab es sich geduldig in die veränderte Verfassung, weil es bald einsah, daß die Regierung selbst den Bestrebungen derjenigen Stadtpartei, die das Alte so viel wie möglich herzustellen suchte, Widerstand geleistet und sich mit denjenigen Kantonen vereinigt hatte, die theils neu entstanden, theils freieren Grundsätzen zugethan geblieben waren. Verschiedene Staatseinrichtungen, durch welche die große Mehrheit des Volkes in der Mediations-Periode sich belästigt gefunden hatte, wurden abgeschafft. Die Eintheilung des Kantons in elf Bezirke, welche die Mehrzahl der Bevölkerung ihren Beamten und dem Gerichtssitze näher brachte, und die Aufhebung der Zunftgerichte ersparten Zeit und Geld, und diese Maßregeln waren deßhalb populär. Der Kanton Zürich war 1815, als nach Napoleon's Rückkehr eine schweizerische Armee aufgestellt wurde, derjenige, dessen Contingent verhältnißmäßig als das schnellste und das zahlreichste auf der Linie stand, und als 1820 eine Bewegung im Kanton Schaffhausen ausbrach, äußerte sich nicht der geringste Anklang im Kanton Zürich. Die politischen Rückschritte berührten die Wünsche und Bedürfnisse der großen Mehrheit des Volkes nur wenig; aber von dem gebildeteren und höher stehenden Theile der Landbewohner wurden sie und die immer fühlbarer werdenden Ausschließungen tief empfunden. In der Folge vermehrte sich diese Mißstimmung hin und wieder durch Beamten-Wahlen, die mit Beiseitesetzung tüchtigerer Männer auf Solche fielen, deren Verdienst nur darin bestand, daß sie unbedingt dem herrschenden Systeme ergeben waren.

Einsetzung Melchior Hirzel's als Oberamtmann zu Knonau.

Ein der veränderten Staatsform zuträgliches Ereigniß war 182[illegible] die Wahl des Oberamtmanns, seitherigen Bürgermeisters Melchio[r] Hirzel nach Knonau, an die Stelle des Oberamtmanns Frick. Diese[r] Mann, ein Bürger des Bezirks (von Maschwanden), besaß gute Fähig-keiten; aber er verirrte sich auf eine solche Stufe von Anmaßung un[d]

gebieterischer Behandlung der Untergebenen, daß, als noch andere mehr und weniger gegründete Vorwürfe hinzukamen, die Abneigung gegen ihn bei vielen Bezirksbewohnern zur Erbitterung stieg. Er wurde vom Obergericht am 19. September 1823 seiner Stelle entsetzt. Die Einführung des neuen Oberamtmanns Hirzel war von der Grenze des Bezirkes an ein Volksfest, und die Freudenschüsse hörten den ganzen Tag hindurch nicht auf. Ich hatte Frick eingeführt, und nun wurde mir auch die Einführung des neuen Oberamtmanns aufgetragen. Ich glaubte, das Vorgegangene mit Schonung berühren, aber den Anlaß benutzen zu müssen, um mehr die Pflichten, als die Rechte in Erinnerung zu bringen, und schloß meine Anrede mit den Worten: „Der sehe zu, daß er nicht falle, der, wenn sein Nächster fällt, noch steht." Eine aus der Erinnerung an die Volksbewegungen von 1798 und 1804 hervorgegangene Aengstlichkeit hatte die Regierung bewogen, die Einsetzungen der Oberamtmänner in die Gerichtshäuser und auf die bloße Gegenwart einer Anzahl von Beamten zu beschränken, obgleich ehemals die Landvögte in den Kirchen waren eingesetzt worden. Würde dies noch stattgefunden haben, so hätte die zu Knonau die Volksmenge nicht aufzunehmen vermocht. In diesem Bezirke befestigte der Contrast zwischen der milden Verwaltung des Stadtzürchers und der hochfahrenden Härte seines Vorgängers, des Bezirksmitbürgers, die Anhänglichkeit des Volkes an die Regierung.

Anfänge einer Opposition innerhalb der Hauptstadt selbst.

Die Erschütterung der politischen Grundlage und des Regierungssystems kam von einer Seite her, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte, und es ging eine Reihe von Jahren vorüber, bis sich merkbare Spuren davon wahrnehmen ließen. Es ist schon gezeigt worden, wie in eben dem Maße, als vom Jahr 1814 an das Uebergewicht der Stadt sich befestigt hatte, auch der Große Rath eine höhere Stellung gegen den Kleinen Rath einnahm und dadurch im Innern des Hauptortes das demokratische Princip das aristokratische zurückdrängte. Seit der Mitte der Zwanzigerjahre erhob sich eine neue opponirende Kraft in Zürich's Mauern. Sie beruhte auf den jüngeren Männern, vorzüglich auf denen, die wissenschaftliche Bildung besaßen. Um den Gang

ihrer Entwickelung zu erklären, muß ich bis gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts zurückkehren.

Der damals in hohem Ansehen stehende Professor Bodmer hatte eine Gesellschaft gebildet, die sich mit historischen Forschungen beschäftigte, Vorlesungen hielt und eine freie Kritik des Vorgelesenen ausübte, wodurch der Weidspruch einiger eifersüchtiger Staatsmänner, man müsse das Alte oder den alten Mist nicht mehr aufregen, beseitigt wurde. Heinrich Füßli, Bodmer's Nachfolger, hielt diese Gesellschaft in Thätigkeit, und vorzugsweise wurden die weniger bekannten, von der Censur zurückgewiesenen oder verstümmelten, meistens in die Archive oder Privatsammlungen eingeschlossenen Nachrichten von Gährungen, politischen Reibungen, Verfolgungen, geheimen Verhandlungen und ähnlichen Vorgängen mitgetheilt und besprochen. Nachdem die französische Revolution auch auf den Kanton Zürich stärker zu wirken begonnen hatte, wurde diese Gesellschaft gegen die Mitte der Neunzigerjahre den Regierungshäuptern bedenklich. Es erfolgten Winke, und ihre Thätigkeit hörte auf. Während der fünf Revolutionsjahre und noch lange nachher war in Zürich Alles, was an Gährungen erinnerte, übel angesehen, und Obmann Füßli, der Vorsteher der Gesellschaft, galt einem Theile der älteren Mitglieder so sehr als ein Stein des Anstoßes, daß unter seinem Vorsitze keine Vereinigung zu erwarten war. Viele Mitglieder standen einander in ihren politischen Gesinnungen entgegen, und die Häupter der Regierung würden eine erneuerte Thätigkeit dieser Gesellschaft für gefährlich gehalten haben. Erst nach der Restauration von 1815 erinnerte man sich an dieselbe und empfand ein Bedürfniß, die jüngeren Leute wieder zum Studium der vaterländischen Geschichte und zu einer freieren Beurtheilung derselben aufzuwecken.

Die wenigen noch übrigen Mitglieder vereinigten sich zu diesem Zwecke, und eine bedeutende Anzahl, theils jüngerer Männer, theils ganz junger Leute, schloß sich an sie an. Füßli konnte nicht mehr selbst auftreten, und ich wurde zum Präsidenten der erneuerten Gesellschaft gewählt. Mit großer Thätigkeit und Lebendigkeit zeigte sich dieselbe eine Reihe von Jahren hindurch. Selten fehlte es an anziehenden Stoffen zu ihrer Unterhaltung. Die Beurtheilung der Vorlesungen war freimüthig und artete nie in Lobpreisungen aus, sondern veranlaßte oft einläßliche und scharfe Gegensätze. Der damals sehr

freisinnige Professor Heinrich Escher und der geniale öffentliche Ankläger Heinrich Escher, seither Regierungsrath*), brachten eine höchst anziehende Polemik in den gesellschaftlichen Kreis, bei welchem der letztere von zwei Studenten der Theologie, dem seither in Bern als Professor verstorbenen Leonhard Usteri und dem nachherigen Herausgeber des schweizerischen Beobachters, dem ebenfalls früh verstorbenen Heinrich Nüscheler, wie von zwei Adjutanten, unterstützt war. Voll Geradheit, ohne irgend einen Rückhalt, naiv, aber als stürmischer Republikaner reihte sich an sie der seitherige Bank-Cassierer Wilhelm Meyer.**) Die Gegenwart und das Bestehende kamen oft dabei sehr in's Gedränge, und ich mußte, obgleich mir dieser Geist willkommen war, bisweilen Männern entgegen treten, die jetzt sich demjenigen wieder genähert haben, was sie damals heftig bekämpften, als es sich nur noch auf dem Papier oder in der Idee befand. Die Genannten waren keineswegs die einzigen Liberalen; doch fehlte es auch nicht an Vertheidigern des Hergebrachten, an deren Spitze, unerschütterlich und selten die ruhige Fassung verlierend, der ebenfalls mit vielen Kenntnissen ausgerüstete seitherige Stadtrath und Oberst David Nüscheler***) stand, der keinen Fuß breit Land unvertheidigt aufgab. Die zürcherische Opposition war indeß der Regierung noch ungefährlich und reichte wenig über die Thüre des Versammlungszimmers hinaus.

Die Opposition der jüngeren juristischen Schule.

Weit wichtiger wurde eine andere Opposition, die ganz aus jüngeren Männern bestand. Mit wahrer Freude hatte ich während der Zeit, in welcher ich die Lehrstellen des Rechtsfaches bekleidete, Liebe und einen wirklichen Eifer für das Studium der Rechtswissen-

*) Anm. des Herausgebers. Der erstere als Professor der Geschichte am Gymnasium 1860, der letztere als solcher an der staatswissenschaftlichen Facultät der Hochschule 1870 gestorben.

**) Anm. des Herausgebers. Der 1877 verstorbene W. Meyer-Ott, der sich insbesondere auch als Militärgeschichtschreiber in späteren Jahren einen höchst geachteten Namen schuf.

***) Anm. des Herausgebers. Der auch noch der jüngeren Generation bekannte, zwar einseitige, doch muthige und seiner Ueberzeugung getreue Vertheidiger des Alten, Oberst Nüscheler zum Neuegg, gest. 1871, auf historischem Felde zuletzt besonders durch seine Geschichte der zürcherischen Artillerie thätig.

schaft aufblühen und eine Reihe von Jünglingen mit dem Zwecke, sich zu gründlichen Juristen auszubilden, auf hohe Schulen abgehen gesehen. Dieser Eifer dauerte fort. Im Anfang der Zwanzigerjahre fingen die zurückgekehrten Juristen an, ihre Stimmen zu erheben, und so wie ihre Zahl sich vermehrte, desto bemerkbarer, vorzüglich als die seitherigen Obergerichts-Präsidenten Keller und Finsler *), der eine als Richter, der andere als Gerichtsschreiber, in das Bezirksgericht Zürich eingetreten waren. Eine seit der neuen Ordnung der Dinge unbekannte Selbständigkeit begann sich in dieser Behörde zu entwickeln, so daß mehr als einmal Gegenstände, namentlich Klagen über Preßvergehen, ganz anders und milder entschieden wurden, als die Mehrheit des Kleinen Rathes, der die Klagen dem Richter zugewiesen hatte, es erwartete. Obgleich das Obergericht bisweilen seine liebe Noth mit diesen jungen Rechtsgelehrten hatte, lernte es doch von ihnen, dem Kleinen Rathe sich entschiedener entgegen zu stellen, als es dies früher nicht gewagt hätte, und so sah dieser in den Gerichten eine geschlossene Macht ihm gegenüber sich bilden. Verlegenheiten, nicht aber wirkliche Erschütterungen, hatte er von diesen richterlichen Behörden zu erwarten.

Doch gefährlicher wurde ihm das individuelle Einverständniß dieser jungen praktischen Juristen mit einigen Anderen, die dem administrativen Fache sich widmeten, und mit mehreren jungen Theologen. Laut, und zwar nicht nur in engeren Kreisen, sondern auch an öffentlichen Orten, kritisirten und bespöttelten diese jungen Männer beinahe alle Maßregeln und Beschlüsse des Kleinen Rathes, denen sie Unwissenschaftlichkeit und ein gänzliches Zurückbleiben hinter den Forderungen der Zeit vorwarfen, worin sie oft nicht Unrecht hatten. Einige von ihnen gingen so weit, daß sie die bessern Eigenschaften der damaligen Geschäftsmänner ganz verkannten und behaupteten, nur Juristen taugen für den höheren Staatsdienst, namentlich auch für die politische Seite desselben, und die Grundbedingung davon sei das römische Recht. Auf dieses letztere wollten sie alle unsere Rechtsinstitute begründen. So sehr mich das aufgewachte Studium des

*) Anm. des Herausgebers. Jener der berühmte, als Professor in Berlin 1860 verstorbene Romanist Friedr. Ludw. Keller, dieser der vortreffliche 1863 verstorbene Jurist Joh. Georg Finsler.

mischen Rechtes erfreut hatte, konnte ich doch diese Ansicht nicht
eilen. Ich meinte, Richelieu, Franklin, Washington, Friedrich der
roße, Napoleon, Talleyrand, mehr als ein Schweizer, und noch sehr
le Andere seien gute Politiker und hingegen in den Pandekten und
stitutionen schlecht bewandert gewesen. Ebenso schien es mir, daß
i aller Nützlichkeit eines gelehrten Studiums des römischen Rechtes
d ungeachtet der Wünschbarkeit, daß mehrere seiner Lehren auch
f unsere Gesetzgebung übergehen möchten, es höchst nachtheilig für
ser kleines Ländchen sein würde, wenn unser zersplittertes Grund-
genthum und unser mannigfaltiger Verkehr nach den Rechtsgrund-
tzen behandelt werden sollten, die auf die großen römischen Besitz-
gen, einen ganz anderen Verkehr, andere Gebräuche und ein anderes
lima berechnet waren. Ich billigte das Studium des römischen
echtes, empfahl aber auch das deutsche Privatrecht und glaubte, für
n wirklichen Staatsmann seien das Studium der Geschichte, die
enntniß der gegenseitigen Verhältnisse der Staaten u. s. f. unent-
hrlich.*) Mit den vorzüglichen Köpfen unter den Juristen vertrug
mich ganz gut. Einige aus ihnen bekleideten damals Lehrstellen
n politischen Institut. Ich besuchte als Vorsteher desselben von
eit zu Zeit ihre Collegien, und wir verstanden uns. Weniger gut
m ich bei einigen ihrer Nachtreter an, die mich als einen Gegner
r Juristen ansahen und nicht gut auf mich zu sprechen waren. Ein
lcher, gegen den ich einst zwar nicht die Unverbesserlichkeit unseres
tadt-Erbrechtes, sondern nur behauptete, dasselbe veranlasse weniger
rocesse, als manches andere Gesetzbuch, antwortete mir, wir sollten
ır ein wissenschaftliches Gesetzbuch einführen, so würden auch mehrere
rocesse entstehen und ein größeres Feld für die Wissenschaft geöffnet
in. Man mußte bei dieser Antwort an die Aerzte denken, die es
bauern, wenn es an Kranken für die Klinik gebricht, oder wenn
ichtige chirurgische Operationen selten werden.

*) Daher einige der meinem jüngeren Sohne bei seiner Abreise zugestellten
orte.

Die Leistungen des Kleinen Rathes in der Restaurationszeit; dessen Haltung gegenüber der Opposition.

Der Vorwurf von gänzlicher Unwissenschaftlichkeit und von Unfähigkeit, den jene Männer dem Kleinen Rathe machten, war übertrieben und hätte noch mancher aus ältern Männern zusammengesetzten Behörde im In- und Auslande gemacht werden können. Blößen wurden gegeben, und ich selbst nahm manchen Aerger davon ein. Neue Ideen waren im Schooße des Kleinen Rathes nicht willkommen. Mich zwar beschäftigte schon sehr früh der Gedanke, man sollte jungen Leuten von Bildung, die sich dem Staatsdienste widmen, es gestatten, ohne in die Classe der Advocaten einzutreten, von denen damals kaum Einzelne sich auszeichneten, Rechtsangelegenheiten vor dem Gerichte vorzutragen und Vertheidigungen zu führen, und man sollte sie dazu ermuntern. Ich fand nirgends Beifall. Alles, was gelehrt schien, war einer Anzahl von Tonangebern im Kleinen Rathe verdächtig, und man mußte sehr bald von „Doctrinen" und „Doctrinärs" reden hören, wenn man etwas von dieser Art vertheidigte. Als ich in dem Entwurfe des Strafgesetzbuches den Ausdruck „Fahrläßigkeit" gebrauchte, behauptete ein sehr angesehener Mann, man könne dieses Wort nur dann gebrauchen, wo durch unvorsichtiges Fahren eine Rechtsverletzung entstanden sei. Es war eben derselbe, welcher, von noch Anderen unterstützt, einige Male verlangte, man solle den schwäbischen Kornhändlern verbieten, Aepfel auszuführen, weil sie dadurch auf dem Markte theurer würden. Man mußte diesen Leuten vorstellen, daß ohne Zweifel in Schwyz und Zug Hausmütter seien, welche die Ausfuhr der Butter nach Zürich auch ungern sehen. — Viele Jahre später vertheidigte ich umsonst den Ausdruck „Exterritorialität", den der Entwurf eines Strafgesetzbuches des damaligen Oberamtmanns Heinrich Escher zu Grüningen enthielt, gegen Staatsrath Finsler, der behauptete, man solle doch keine solche ungewöhnlichen Ausdrücke aufnehmen, und Niemand unterstützte mich, auch Usteri nicht, ohne Zweifel aus Abneigung gegen stete Klopffechtereien. Den angeführten Beispielen könnte ich noch mehrere beifügen. Reinhard warf oft einen Artikel eines Gesetzesvorschlages weg und wurde dabei von Anderen unterstützt, wenn jener nur von Ferne entbehrlichschien, damit die verhaßte Kette wenigstens um ein Gelenk kürzer werde, und lange

gefielen sich viele Mitglieder in den hergebrachten Phrasen: „Welches der Richter zu thun wohl wissen wird", u. dgl. m.

Man möchte sich bei solchen Thatsachen bisweilen in die tiefste Barbarei versetzt glauben, und dennoch muß ich diesen Männern das Zeugniß geben, daß sie Manches gut machten und Einzelnes besser, als es heut zu Tage zu geschehen pflegt. Man berechnete Alles, was man that, gleichsam auf die Ewigkeit und tröstete sich nicht mit dem Gedanken, es sei, wenn man nur über die nächsten Jahre wegzukommen hoffen könne, das Nothwendige gethan. Daher die Sparsamkeit im Finanzwesen, die oft in Aengstlichkeit ausartete, dagegen denjenigen, die hinten nach kamen, die Mittel verschaffte, manches Große zu leisten. Staatsangelegenheiten, sowohl in Beziehung auf die Eidgenossenschaft, als auf das Ausland, wurden in der Regel mit großer Aufmerksamkeit geprüft, und in dieser Beziehung leisteten Reinhard, Usteri, Wyß, Finsler, Hirzel, später Muralt (die beiden Letzteren erkannten das Nachtheilige jener Unwissenschaftlichkeit und halfen bisweilen gegen sie ankämpfen) sehr Vieles, und selten kam ein Geschäft zur Instruction an den Großen Rath oder an die Tagsatzung, ohne wohl geprüft zu sein. Reinhard war ein wahrer Finanzmann und würde als Präsident einer Finanzkammer viel geleistet haben. Präsident des Finanzwesens war der Rathsherr Hans Jakob Pestalozzi, derselbe, mit dem ich seiner Zeit als Secretär nach Rastatt gereist war, ein Mann von vielen Fähigkeiten, von Geschäftserfahrung und Beflissenheit, der aber durch eine natürliche Aengstlichkeit und allzu große Bedächtlichkeit gehindert wurde, Manches zu leisten, wozu er befähigt gewesen wäre.

Der Tadel und der Spott, mit welchem die jüngeren Männer aller Orten von dem Rathe und von dem Regierungs-Systeme sprachen, waren von Wirkung. Der Glaube an Unerschütterlichkeit, in den man sich lange eingewiegt hatte, wurde so gebrochen, daß man anfing, über den Tadel der jungen Leute, die man vor Kurzem noch belächelt hatte, ängstlich zu werden, so daß, als einst im Rathe die Rede davon war, dem zürcherischen Bezirksgerichte in einer Sache, wo es in der Materie nicht Unrecht hatte, in der Form aber der Rath arg von ihm geneckt worden war, kräftiger entgegen zu treten, und auch ich, tief davon überzeugt, daß, wenn ein Landgericht das Nämliche gethan hätte, eine harte Rüge dasselbe treffen würde, dazu stimmte,

ich mit Wenigen in der Minderheit blieb. Reinhard, Wyß, Finsler, Pestalozzi, Rahn u. s. f. konnten sich immer noch nicht in ihre verfassungsmäßige Stellung einer vom ganzen Kanton Zürich gewählten und diesen darstellenden Regierung hineindenken, und vielleicht ohne deutliches Bewußtsein waren sie von einem Gefühle beherrscht, ihre Gewalt gehe von der Stadt aus und sei durch diese bedingt. So kam es, daß die Männer, die 1802 der helvetischen Regierung Trotz boten und mit Bonaparte rechteten und 1804 den Widerstand des Kantons niederschmetterten, jetzt von ein paar Dutzend jüngerer Männer aus Zürich sich einschüchtern ließen. Eine gute Folge der sich laut äußernden Kritik bestand darin, daß die Commission der administrativen Streitigkeiten und die Polizei-Commission, insbesondere ihr Präsident, es immer weniger wagten, Begünstigungen zu machen oder gewaltsame und verletzende Maßregeln eintreten zu lassen. Aber allmälig wurden der Spott und der Tadel so laut, daß ein großer Theil des städtischen Publicums sich darüber zu ärgern anfing und es der Regierung zum Vorwurf machte, daß sie diesem Treiben zusehe. Von Zeit zu Zeit hörte man selbst freisinnige Männer von der Landschaft, die auf zürcherischen Caféhäusern oder anderswo diese Sprache vernahmen, sich darüber befremden und laut sagen: „Sie wollen uns aufreizen. Und was würde aus uns werden, wenn wir uns solche Ausdrücke erlaubten?"

Erwartungen der jüngeren Männer; eigene Gedanken hierüber.

Das Zeitungsblatt, das Heinrich Nüscheler seit Mitte 1828 herausgab, „Der schweizerische Beobachter", schonte nichts, und es war in seinem Tone nicht nur weit freier, als die von Paul Usteri redigirte „Neue Zürcher Zeitung", sondern reich an Persönlichkeiten, die Usteri vermied, wenn er nicht bestimmte Zwecke mit denselben verband. Unverkennbar war die Tendenz dieser jüngeren Männer, den Credit des Rathes zu lähmen, ihn zu beseitigen und eine Herrschaft der Gelehrten einzuführen, durch die ihre Pläne für Gesetzgebung und Staatsanstalten verwirklicht werden sollten. Weil sie wußten, daß dies Usteri's Wunsch war, und deßwegen mit ihm in Verbindung getreten waren, gaben sie der Hoffnung Raum, die Landschaft, deren gebildeter Theil von langem her Usteri als seinen ersten Vertheidiger und Wortführer ansah, werde nicht nur sie unterstützen, sondern sich an sie anschließen.

Sie waren davon überzeugt, daß demnach die Leitung der Bewegung ganz in ihren Händen bleiben und die Landschaft sich befriedigen werde, wenn die Privilegien beseitigt und gebildeten Männern vom Lande ein gewisser Zutritt und Einfluß in die Verwaltung gelassen würde.

Es war nicht schwer, diesen Plan zu durchschauen, und mehrere Mitwisser waren darüber nicht zurückhaltend. Ich verhehlte mir nicht, daß eine Vermehrung des Einflusses der Landschaft eine Vermehrung der Volksgewalt überhaupt herbeiführen müsse, daß diese auch bei einem guten Volke, wenn Demagogen Einfluß erhalten, in rohe Begehrlichkeit ausarten könne; allein ich wußte eben so gut, daß die Aristokratie, wenn sie Gewalt hat, immer weiter um sich greift. Mich erfreute die Aussicht, daß die Freiheit in unserm Kanton und allmälig auch in der übrigen Schweiz verwirklicht, dadurch eine aufrichtige Theilnahme aller Gebildeten an den Schicksalen des Staates herbeigeführt und dasjenige, was 1798 dem Volke verheißen und von demselben nie wieder vergessen worden war, Wahrheit werden sollte. Zu weit gehende Rückschritte hatte ich oft bekämpfen geholfen; doch nicht selten ergriff mich Mißmuth, der mich im Rathe und in Commissionen häufig vom Sprechen abhielt. Um so mehr freute ich mich dann stillschweigend, wenn etwas ohne mein Zuthun in guter Weise geschah. Usteri verhielt sich ähnlich, konnte aber bisweilen bitter werden, wenn er seinen Zweck nicht erreichte.

Immer ärgerte es mich tief, wenn ich geringschätzend oder sogar wegwerfend über Leute sprechen hörte, deren Anlagen und gesunder Sinn sich bei jedem Anlaße kund gaben, und denen nichts fehlte, als höhere Ausbildung, wozu ihnen die Mittel entweder ganz abgeschnitten gewesen waren, oder die sie nur mit großen Kosten und meistens ohne Aussicht, sie anwenden zu können, hätten erkaufen müssen. Ich verbarg es mir keineswegs, daß die Executionen, Contributionen, Geld- und Ehrenstrafen aus dem Jahre 1804, die Verfassungsveränderungen, die Ausstoßungen aus dem Großen Rathe seit 1804 und 1815 und Anderes noch nicht vergessen seien, und daß ein unvorsichtiger Versuch einer Staatsveränderung großes Unheil herbeiführen könnte. Immer war ich ein Freund besserer Staatseinrichtungen und wissenschaftlicher Anstalten; aber nie konnte ich es billigen, wenn ich sah, daß das Volk der Stoff sein sollte, an welchem Theoretiker und Systematiker gewagte und bald wieder verschwindende Theorien versuchen. Ganz

billige ich es, wenn große Staaten den Druck, der dort auf die mittleren und unteren Volksclassen fällt, durch mannigfaltige Staatsanstalten zu vergüten suchen, aus denen auch diese Vortheil ziehen können. In kleinen Republiken soll dagegen nach meinem Befinden der höher strebende Staatsgenosse seine Forderungen beschränken und nicht Alles verlangen, wozu die Kräfte nicht hinreichen. Er soll in der Freiheit dafür einen Ersatz finden. Das Leben in großen und kleinen Staaten ist dem Stadt- und Landleben zu vergleichen. Aus dem erstern läßt sich Vieles auf das letztere übertragen; wer aber das Stadtleben ganz auf das Land verlegen will, thut besser, wenn er in der Stadt bleibt oder sich dort niederläßt.

Zu der Ausbreitung liberaler Ansichten beinahe durch die ganze Schweiz hatten seit mehreren Jahren die vielen Vereine wesentlich beigetragen. Ihre Zwecke waren theils wirklich liberal; theils machten sie viele Menschen unter sich bekannt, die ohne diese Verbindungen einander fremd geblieben wären. Mancher bisher aristokratisch denkende oder auf sein Wissen sich viel zu Gute thuende Mann machte da die Erfahrung, daß es auf der Landschaft nicht nur eben so viel gesunden Verstand gebe, als in den Städten, sondern daß auch dieser gesunde Verstand oft den Mangel eines höheren Grades von Kenntnissen bedeutend vergüte, und mancher Freund der Vorrechte wurde durch die Beobachtungen, die er auf einem Boden machte, der ihm bisher beinahe unbekannt geblieben war, mehr oder weniger bekehrt. Usteri und andere Männer, die nicht nur die Beförderung liberaler Grundsätze, sondern auch eine stärkere Centralität des eidgenössischen Staatsverbandes wünschten, erkannten in diesen Vereinen ein Mittel, viele ähnlich Gesinnte in Verbindung zu bringen und sie für solche Bestrebungen zu begeistern. Die aus der Schwäche meines Gesichtes hervorgehenden Hemmungen, mein Beruf und meine litterarischen Beschäftigungen erlaubten mir zwar nicht, an diesen Verbindungen in einem großen Maße theilzunehmen. Doch in der vaterländisch-historischen und in der naturforschenden Gesellschaft, in der Usteri Präsident war, an deren Verhandlungen bis zu seinem Tode Hans Konrad Escher, dann Hofrath Horner, der Weltumsegler, Doctor Ebel und Andere eifrigen Antheil nahmen, war ich nicht unthätig. *)

*) Von sehr vielen Vorlesungen, die ich in der letzteren hielt, erwähne ich hier nur die Abhandlung, die unter dem Titel „Milderung des Klimas durch

Erschütterung des bestehenden Regierungssystemes durch die Katastrophe des Staatsraths Finsler.

Zur Emporhaltung des Ansehens des Kleinen Rathes hatten der Ruf der Rechtlichkeit, in welchem seine Gesammtheit mit geringen Ausnahmen stand, und derjenige einer guten Finanzverwaltung viel beigetragen. Beinahe alle oberen Beamten waren von jedem Vorwurfe der Bestechlichkeit frei. Gerüchte von dieser Art trafen nur ein oder zwei Individuen aus dieser Classe, und auch über untere Beamte wurden nicht oft solche Klagen gehört. Gleich nach einander trugen sich aber nun zwei Ereignisse zu, wovon das eine mit, das andere ohne Grund dieses Ansehen tief erschütterte, und beide Vorfälle gaben allen Classen des Volkes sehr viel zu sprechen.

Das erste war der Fall des Handelshauses Gebrüder Finsler im Februar 1829 und der mit demselben verbundene politische Sturz des in Zürich und in der übrigen Schweiz bisher hoch angesehenen Staatsraths Konrad Finsler. Dieser hatte sich eine Stelle zu verschaffen gewußt, die man in einem Freistaate beinahe als unmöglich ansehen sollte, wenn man nicht von Zeit zu Zeit wahrnähme, wie die Menschen immer geneigt sind, sich Idole zu schaffen und dann sich vor ihnen zu beugen oder vollends sich niederzuwerfen. Finsler besaß viele mathematische, militärische, staatswirthschaftliche und statistische Kenntnisse. Er war bekannt mit der Geschichte und den größeren Verhältnissen Europa's. Die Ereignisse und Folgen der Revolution überhaupt und die der schweizerischen insbesondere hatte er aufmerksam beobachtet und als helvetischer Finanzminister während der Jahre 1798 und 1799, als Vollziehungsrath nach dem 7. Januar 1800 wichtige Stellen während derselben eingenommen. In seinen Plänen gestört und gereizt, wurde er entschiedener Gegner der helvetischen politischen Gestaltungen und erbitterter Feind derer, von denen er sich gehemmt oder beleidigt glaubte. Von 1800 an war er kräftiger Theilnehmer an

---

zunehmende Cultur und Vermehrung des Schnees und Eises in hohen Gebirgen durch Anhäufung" (der naturforschenden Gesellschaft in Zürich vorgelesen im Februar 1816) in den „Zürcherischen Beiträgen", 1816, neuntes Heft, abgedruckt ist. Diese Abhandlung verursachte in der naturforschenden Gesellschaft lebhafte und wiederholte Erörterungen, die in die helvetische naturforschende Gesellschaft übergingen und diese zu Aufnahme dieses Themas veranlaßten.

den Plänen zum Umsturz der helvetischen Republik, die am 7. Januar jenes Jahres durch die Ausstoßung Laharpe's und seiner Schicksalsgenossen die erste tödtliche Wunde erhalten hatte, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß Laharpe selbst im vorhergegangenen October mit dem schlimmen Beispiele vorangegangen war, durch die eigenmächtige Entlassung eines Theiles der Richter in den von den Oesterreichern und Russen besetzt gewesenen Kantonen der Verfassung und Gesetzlichkeit eine leichtere Wunde zu versetzen; denn eine Gewaltthat gegen die Verfassung führt nur zu bald andere herbei. Im Sommer und Herbst 1802 war Finsler einer der Lenker der Insurrection gegen die helvetische Regierung und sehr thätig, um den Sieg der aristokratischen Partei zuzuwenden. Bei der Einführung der Mediations-Verfassung wurde er in den Staatsrath und als zweites Mitglied in die Finanz-Commission gewählt. Hier übte er einen überwiegenden Einfluß aus. Der geschäftserfahrene und kluge, aber furchtsame Präsident, Rathsherr Pestalozzi, fürchtete ihn und hatte nicht den Muth, etwas Wichtiges ohne Finsler's Zustimmung zu unternehmen; denn für diesen war es ein Vergnügen, im Rathe jeden erheblichen Antrag der Finanz-Commission, über den er nicht befragt worden war und zu dem er bisweilen wegen seiner öftern Abwesenheit in eidgenössischen Geschäften nicht mitgewirkt hatte, durchfallen zu machen. Weil Finsler die frühern Morgenstunden gerne für sich benutzte, so brachte er es nach wenigen Jahren dahin, daß die Finanz-Commission um neun, später nicht eher, als um zehn Uhr, versammelt wurde. So konnten nur die dringenden oder sogeheißenen laufenden Geschäfte abgethan werden, was auch gewissenhaft geschah. Die wichtigeren Fragen blieben dabei oft zurück, und Reinhard, der keinen Geschäftszweig unbeachtet ließ und gerne scherzte, sagte einige Male zu mir: „Händ Er au ä chli Finanz-Commission g'ha? Wenn mached Er au s'Größer?" („Habt Ihr auch wieder einmal ein wenig Finanz-Commission gehalten? Wann macht Ihr auch das Größere?") — Im Bau-Departement, an dessen Spitze Finsler stand, herrschte er unbedingt und machte beinahe, was er wollte, doch mit Sorgfalt und Redlichkeit; aber er hatte die seltsame Liebhaberei, in alte Gebäude hineinzuflicken und große Summen auf dieselben zu verwenden. Der rechtschaffene derbe Rathsherr Schinz, sein vieljähriger College im Bauwesen, scheute nur ihn, und in der Finanz-Commission unterwarf selbst der unerschrockene

Hans Konrad Escher sich oft, seiner eigenen Ueberzeugung entgegen, dem Willen des Gefürchteten. Mehrere Male sagte der alte Präsident Pestalozzi zu mir: „Was bauen wir gegenwärtig im Zuchthause und Obmannamt?" — und ich antwortete ihm: „Ich will Benz fragen" (so hieß ein Unteraufseher), setzte aber bisweilen selbst hinzu: „Wollen wir nicht auch einmal unsere Stellung behaupten?" Dann erhielt ich die Antwort: „Man muß es so geschehen lassen; es geht ja doch gut. Es könnten Spannungen entstehen." — Als nach dem Tode Martin Usteri's seine Bibliothek und noch andere Sammlungen verkäuflich wurden, machte ich Finsler darauf aufmerksam, daß dies eine erwünschte Erwerbung für die Stadtbibliothek sein würde, und daß man wenigstens prüfen sollte, ob nicht sehr viele Seltenheiten und kostbare alterthümliche Gegenstände dort vorhanden seien. „Es ist größtentheils Basel.*) Ich kenne die Sammlung" — war Finsler's Antwort. Er war Quästor der Stadtbibliothek, und es ergab sich später, daß auch dort die Baarschaft in der Casse erschöpft war. Der Ausfall wurde zwar vergütet, und die Bibliothek litt keinen Verlust. — Nur noch ein Beispiel von Finsler's Neigung zum Hohne. Reinhard hatte auf seiner Sendung an den Wiener Congreß den eidgenössischen Geschäftsträger Müller von Mühleck kennen gelernt und von ihm Höflichkeiten empfangen. Müller wünschte das zürcherische Bürgerrecht zu empfangen, und Reinhard, der damals noch im höchsten Ansehen stand, unterstützte den Wunsch. Als des Landrechtes und Bürgerrechtes im Großen Rathe beiläufig gedacht und die Sache von Reinhard empfohlen wurde, sagte Finsler, er kenne durchaus keine Verdienste dieses Mannes, ausgenommen, daß er einigen Herren, die nach Wien gekommen seien, wohl aufzuwarten gewußt habe, und am Schlusse der Sitzung ging er von seinem entfernten Platze auf Reinhard los, stieg neben ihm die Treppe hinunter und sprach mit ihm von gleichgültigen Dingen. Hier hatte Finsler in der Hauptfrage nicht Unrecht; aber der Ton war charakteristisch. — Als 1814 Ulrich Hegner in den Kleinen Rath gewählt wurde und zufolge der Richtung, die der Staatsschreiber Lavater den Wahlen gegeben hatte, in die neunte Stelle eintrat, erbitterte dies Finsler, obgleich es ihn nicht persönlich betraf; denn er war der achte. Hegner saß in der Ver-

*) Werthloses Zeug.

sammlung des Großen Rathes neben mir, und als ich zufällig während der Wahlen in den Vorsaal hinausging, sagte Finsler, indem er sich an mich wandte: „Ihr Herr Nachbar ist ein insolenter Camerade.“ Ich antwortete: „Er wußte von Allem nichts, und Insolenz war nie sein Fehler.“ Da lächelte er.

Als eidgenössischer Oberst und General=Quartiermeister leistete Finsler sehr gute Dienste und bewies, daß er sich in dieses Fach wohl hineingearbeitet habe. Durch die Ablehnung des kleinen St. Stephans=Ordens, der ihm 1815 zugedacht war, erlangte er die Achtung vieler Eidgenossen für seine Person. Dennoch war er mehr gefürchtet, als geliebt. Nach höheren Stellen schien er nicht zu streben; sondern es behagte ihm besser, ohne Rücksicht seinen schneidenden Ton zur Anwendung bringen zu können. Man bewies ihm äußerlich große Achtung; aber Viele nährten gegen ihn inneren Groll. Die geheimen Wahlen gaben einmal, schon 1817, von der Stimmung des Großen Rathes einen Beweis; denn ich erhielt damals bei der Ernennung des Wahl=Collegiums, am 15. December, einige Stimmen mehr, als er, was ich gerne vermieden hätte, weil ich wußte, daß er dies stark empfinde.

Wie das Bau=Departement, so beherrschte er auch das Salz=Departement und kannte dieses Fach sehr wohl. Beinahe immer wurden die Verträge mit dem Auslande über den Salzankauf geschlossen und die Anordnungen über die Salzsachen des Kantons im Innern so getroffen, wie er sie vorschlug. Seinen Antrag, daß die Geldsumme, welche nach dem Befinden des Salz=Departements zur Betreibung des Verkehrs in der Casse liegen mußte, nebenbei auch zu Wechselgeschäften benutzt werde, konnten die Mitglieder der Finanz=Commission, die nicht Kaufleute waren, nicht bestreiten, weil die wirklichen und die gewesenen Kaufleute den Antrag zweckmäßig fanden. Nach Finsler's Weise wurde über dieses Geschäftsfach nur so viel berichtet, als durchaus erforderlich war. Aber an den Rechnungen war nichts zu tadeln, und in Geldsachen hatte kein Vorwurf Finsler jemals getroffen. Die Glieder des Salz=Departements äußerten niemals irgend ein Bedenken über den Geschäftsgang, und etwa laut werdenden Bedenklichkeiten wurde entgegnet: „Man darf ihn nicht unwillig machen und muß ihn nehmen, wie er ist.“ Ihn anzugreifen, lag ein bestimmter Grund nicht vor; unräthlich schien es, bei seiner Art nicht zu vergessen, oft nach Jahren Vergeltung zu üben, ihn zu reizen. So wurde die Finanz=Commission, und ganz Zürich

ihr, durch die volle Größe des Deficits überrascht, das sich in Salz=Casse zeigte, sobald der unerwartete Fall des Finsler'schen ndelshauses bekannt wurde. Noch am Morgen des Tages, an dessen nd das Gerücht von dem Wanken desselben die Stadt durchlief, i ich gegen Finsler zu einer seltsamen Aeußerung. Während der ung der Finanz=Commission war die Rede von einem unteren anzbeamten, mit dessen Verwaltung man zufrieden war und der) den größten Theil seiner Geschäfte gut führte; doch wurde be= kt, einige seiner eigenen Geschäfte leite er nicht gut. Als wir auf= iben, wandte ich mich gegen Finsler mit den Worten: „Haben Sie t oft gesehen, daß Leute, die gewisse Geschäfte vortrefflich machen, inderen ganz irre gehen und die verkehrtesten Schritte thun können?" as ist ganz richtig" — erwiderte er sehr ernsthaft, und seit diesem jenblicke sah ich ihn nie mehr: so schnell trat der Schlag ein.*) Stadt Zürich, der Kanton und beinahe die ganze Schweiz ertönten dem großen Mangel in der Salz=Casse und von dem Sturze des ises der Gebrüder Finsler. Man fühlte, daß man zu viel Ver= ien gehabt habe und den Fehler büßen müsse. Eine Subscription z um, und in wenigen Tagen war der auf 114,000 Franken steigende rag der Wechsel, welche das Haus Finsler ausgestellt hatte und it mehr einzulösen vermochte, vollständig gedeckt. Dieses Ereigniß embdete Viele und machte einen tiefen Eindruck; doch brachte es i Credit der Regierung noch keine gefährliche Wunde bei. Allein h drei Vierteljahren folgte ihm ein anderes nach, das in seinen en Gestaltungen noch auffallender war, aber bei allem Betrübenden Vorganges durch den Wegfall jeder Verschuldung sich von dem en unterschied.

Tod des Staatsraths Jakob Hirzel.

Dieser zweite Fall betraf den Sohn des 1827 verstorbenen Seckel= sters Hans Kaspar Hirzel, eines der besten Männer der früheren jierung, den Staatsrath Jakob Hirzel. Der geistreiche und schöne inn war während seines Aufenthaltes in Paris 1791 mit mehreren

---

*) Anm. des Herausgebers. Von Zürich ging Finsler nach Bern, wo er) starb.

ausgezeichneten Gliedern der National=Versammlung in genaue Bekanntschaft getreten; doch hielt die Achtung für seinen Vater, dessen Abneigung gegen die neuen Gestaltungen der Politik er kannte, ihn ab, eine angebotene Stellung zu übernehmen. Zunächst vor dem Ausbruche der schweizerischen Staatsumwälzung stand er mit Usteri, Hans Konrad Escher, dem Buchhändler Heinrich Geßner und anderen Männern, die als entschiedene Liberale bekannt waren, in freundschaftlicher Verbindung, die aber von jedem Vorwurfe unreiner oder selbstsüchtiger Absichten frei war. Sie wollten das Ungewitter beschwören und den Uebergang erleichtern, nicht ungeneigt, selbst dabei mitzuwirken. Hirzel's richtigem Blicke entging das Bevorstehende nicht. Während meines Aufenthaltes auf dem Friedens=Congresse zu Rastatt erhielt ich von ihm aus Lausanne, wohin er die eidgenössischen Repräsentanten begleitet hatte, einen Brief, der nur die Worte enthielt: „Freiheit — Gleichheit" — und dadurch mehr sagte, als wenn ein ganzes Blatt angefüllt gewesen wäre. Noch dauerten seine Verhältnisse mit jenen Männern fort; allein in dem entscheidenden Zeitpunkte erfolgten einige Mißverständnisse und Kränkungen, und von dieser Zeit an entstand zwischen Hirzel und Usteri eine Spannung, die sich zwar selten lebhaft äußerte, aber nie mehr aufhörte. Während einer langen Reihe von Jahren war Hirzel eines der angesehensten und wirksamsten Glieder der Regierung, ein tüchtiger, auch in anderen Kantonen und bei mehreren ausländischen Behörden bekannter Geschäftsmann. Das etwas hochfahrende und durchgreifende Benehmen, wozu ihn natürliche Lebhaftigkeit, der schnell erhaltene bedeutende Einfluß, vor Allem aus die 1803 und 1804 bei Vielen herrschend gewordene Maxime, man müsse mit starker Hand eingreifen, hingerissen hatten, fiel nur den tiefer Stehenden, weit weniger den Höheren auf. Während der Mediationszeit und noch während einigen folgenden Jahren durfte er sich der Erwartung hingeben, einst die obersten Stufen des Staatsdienstes zu betreten; denn nie hätte die damals herrschende Partei Usteri, den Viele nur als einen Geduldeten oder vollends als ein nothwendiges Uebel betrachteten, bis zu denselben sich erheben lassen. Die Veränderungen, welche die Jahre 1814 und 1815 hervorbrachten, wirkten auch auf Hirzel's politische Stellung. Bald mußte er in Hans Konrad Escher, der ihm in der Staatsrathswahl durch eine weit überwiegende Stimmenmehrheit vorgezogen wurde, einen Concurrenten erkennen, obgleich dieser von

Ehrgeiz frei war, und auch nach Escher's Tod konnte es Hirzel vom Jahr 1824 an nicht verborgen bleiben, daß der immer steigende Credit des Rathsherrn von Muralt den seinigen erreiche und allmälig hinter sich zurücklasse. — Schon seit mehreren Jahren hatte Hirzel jenes hochfahrende Benehmen ganz aufgegeben. Der wirklich gebildete Mann wurde milder in seinem Benehmen und gewann dadurch in der Achtung aller Wohldenkenden. Als Censor der Zeitungsblätter benahm er sich seit dem Anfange der Zwanzigerjahre so wenig streng, daß er sich Vorwürfe zuzog und daß am Ende des Jahres 1821 durch einen Rathsbeschluß die Censur der Zeitungen für das nachfolgende Jahr dem Staatsrath (Alt=Bürgermeister) von Escher übertragen wurde, mit der Begründung, daß die damalige vorörtliche Stellung des Kantons Zürich es erfordere, daß ein Mitglied des mit den politischen Verhältnissen näher bekannten Staatsrathes dieses Geschäft besorge. Man sieht, daß diese Motivirung zugleich eine Schonung des Zurückgesetzten sein sollte. — Mir strich er als Censor in meinem Handbuche der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft nicht eine Sylbe, was außer Usteri und vielleicht Muralt schwerlich ein Mitglied des Kleinen Rathes auf sich zu nehmen gewagt hätte, und theilte mir einige Thatsachen mit, die er früher ohne Zweifel als Staatsgeheimnisse angesehen und verschweigen zu müssen geglaubt haben würde.

Im freundschaftlichen Umgange wurde der einst immer fröhliche und gesprächige Gesellschafter ernster und stille. Den letzten Abend seines Lebens, den 8. November 1829, brachte ich in einem Kreise vieljähriger Freunde bei ihm zu. Er sprach wenig, war aber nicht ohne Theilnahme an der Unterhaltung. Als von einigen Gemälden gesprochen wurde, die ich kurz vorher erhalten, wurde er aufmerksam, und als ich ihn fragte, ob er sie gelegentlich zu sehen wünsche, war seine Antwort: „Ja, gern!" Der Eindruck, den die Nachricht, er sei verschwunden, auf die Rathsversammlung am 10. November machte, war ungemein stark. Der Rathsherr Hotz, der bei seinem Eintritte in das Rathszimmer die beiden Bürgermeister und den Präsidenten der Polizei in ernsthaftem Gespräche angetroffen hatte, bemerkte mir, es müsse etwas Wichtiges vorgegangen sein, und nicht lange nachher erhielt ich von einem meiner Söhne die Nachricht, man vermisse Hirzel seit gestern. Mehr als einmal wurden harte Schläge des Schicksals mir kund, während ich mich mitten unter andern Personen befand, ohne daß ich

mich vor jenen bloß gab; doch jetzt war ich einige Minuten lang der Verhandlung fremd, und man konnte die Bestürzung eines Jeden, zu dessen Kunde das Ereigniß gelangte, auf seinem Angesichte lesen, wenn er wieder in das Zimmer trat. Doch wurde der ungewissen Sache nicht erwähnt, und mehrere Mitglieder verließen die Sitzung, ohne etwas von diesem Gerüchte vernommen zu haben. Die widersprechendsten Sagen durchliefen die Stadt und den Kanton. Es ergab sich, daß er am Nachmittag des 9. November über den Höckler-Hof nach der Kuppe des Uetliberges hin gegangen und daselbst gesehen worden war; allein man wollte ihn später noch an andern Orten erblickt haben. Ich behauptete immer, man müsse ihn auf dem Berge suchen, weil ich seine Vorliebe für diese Gegend kannte und nicht glauben konnte, daß er weiter gegangen sei. Wäre ich nicht gerade in jenen Tagen von starken Schmerzen an einem Schenkel befallen gewesen, so würde ich dies selbst gethan haben, zweifle aber, ob ich die Stelle geahnet oder entdeckt hätte. Er wurde am dreizehnten Tage nach seinem Verschwinden in dem verschlossenen Wachthäuschen todt gefunden, ohne daß die Section die Todesart entdecken ließ. Sehr viele Leute ließen sich damals die Idee nicht nehmen, ein großes Deficit sei in dem kaufmännischen Directorialfond vorhanden gewesen, den er verwaltete. Allein es war dem durchaus nicht so, und wäre auch ein kleines Deficit vorhanden gewesen, so hätte dies leicht aus seinem eigenen Vermögen ausgefüllt werden können. Ein augenblicklicher Irrthum vielmehr, der den ohnehin von tiefer Melancholie schwer gedrückten Mann glauben machte, ihm fehle eine bedeutende Summe, mag ihn zu seinem letzten Gange bewogen haben. Wenn ein Gefäß bis an den Rand voll ist, so bedarf es nur noch eines Tropfens, und es fließt über.

Wirkung dieser Ereignisse; Aenderung des Reglements des Großen Rathes.

Bereits hatte der tiefe Eindruck, den Finsler's schnelle Entfernung und die Lücke in der Salz-Casse auf ein großes Publicum gemacht hatten, sich zu mildern begonnen, als der neue Vorfall und die Deutungen, die ihm gegeben wurden, nicht nur die nachtheilige Stimmung erneuerten, sondern noch sehr vermehrten. Es kam mir damals vor, als ob, wenn ein Rathsherr spazieren gehe, die Menge

starr auf ihn hinblicke und denke: „Da geht auch wieder ein Rathsherr zum Thor hinaus.“

Nach dem Aeußeren zu schließen, war das Volk des Kantons Zürich ganz ruhig; aber verbergen konnte der Unbefangene es sich nicht, daß den Personen und der bisherigen Stellung der Regierung ein Angriff drohe, und zwar nicht von der Masse des Volkes, sondern von der gebildeten Classe her. Schon seit geraumer Zeit war ein Theil der Rathsglieder, zu denen auch ich gehörte, bereit, zu einer Veränderung des Reglements des Großen Rathes, durch welche die Macht des Kleinen Rathes beschränkt würde, die Hand zu bieten. Einige Andere thaten dies aus Klugheit, noch Andere, weil es sein mußte. Das Reglement wurde so verändert, daß es die Wünsche derjenigen, die dem Großen Rathe einen größeren Einfluß zu geben gedachten, befriedigen konnte. Diese Veränderung ging dahin, daß der Große Rath die von dem Kleinen Rath eingereichten Vorschläge zu Gesetzen und Beschlüssen unverändert oder mit beliebigen Abänderungen annehmen oder verwerfen könne, und das wurde am 14. December 1829 von der obersten Behörde angenommen.

Häusliche Ereignisse; Todesfälle in der Familie (Alt-Staatsschreiber Lavater).

Ich gehe zu meinen häuslichen Verhältnissen zurück.

1827 im März kehrte mein jüngerer, der ältere Sohn im Juni von ihren Reisen zurück. In der Ueberzeugung, daß die Staatscanzlei, wenn schon nicht mehr in dem Grade, wie vormals, als Zürich beständiger Vorort und der Rath auch die obere Appellationsbehörde war, doch jetzt noch eine vortreffliche Schule für den praktischen Staatsdienst sei, ließ ich den jüngeren Sohn als freiwilligen Arbeiter in die Staatscanzlei eintreten, wo er arbeitete, bis ihm ein erledigtes Departements-Secretariat anvertraut wurde. Den älteren Bruder hätte ich gerne der richterlichen Laufbahn gewidmet; aber seine Vorliebe für Geschichte, Statistik, Geographie und Cameralwesen machten es mir zur Pflicht, ihn eine Laufbahn einschlagen zu lassen, auf welcher er im Vaterlande Beschäftigung finden könne. Er trat daher in die Finanzcanzlei ein, dehnte aber seine Privatthätigkeit bald auch auf Schweizer-Geschichte, Geographie, Statistik u. A. m. aus.

In Jahresfrist endigten die drei nächsten Verwandten meiner

Gattin ihr Leben. — Im Januar 1829 starb unverheiratet ihr Oheim Ludwig Lavater. Er hatte viel Belesenheit; classische Bildung, große Rechtschaffenheit und ein strenges Festhalten an dem Hergebrachten zeichneten ihn aus, so daß seine alterthümliche Kleidung und eine Lebensweise, die in verschiedenen Dingen von derjenigen der jüngeren Welt abwich, ihn bisweilen dem Muthwillen bloßstellten. Allein er war mild gegen die Armen, nachsichtig gegen diejenigen, die ihm etwas zu leisten hatten, äußerst streng gegen sich selbst. Gegen seine nächsten Verwandten, die er ganz wie seine Kinder betrachtete und behandelte und für die er leben zu sollen glaubte, war er voll Sorgfalt und sehr freigebig. Mir schenkte er ununterbrochen seine Liebe und sein Wohlwollen. Im hohen Alter wurde er geisteskrank, quälte sich ununterbrochen mit durchaus unbegründeten Vorwürfen, als hätte er mich und andere Personen geschädigt, beleidigt, mißhandelt. Er wurde einem Arzte, Billeter zu Meilen, anvertraut, der Irre sehr gut zu behandeln wußte und eine Gattin hatte, die sich ganz ihrer Pflege widmete. Beinahe immer, wenn ich nach einem Besuche von ihm schied, hallten seine lauten Rufe mir nach; dann glaubte er, ich sei auf der Rückkehr getödtet, in den See gestürzt worden, u. dgl. m. Bisweilen mußte ich mich bald wieder bei ihm einfinden und ihn durch meine Gegenwart überzeugen, daß ich noch lebe. Die gemüthskranken Personen, die neben ihm sich befanden, beurtheilte er so richtig, daß weder Aerzte noch andere Psychologen es besser hätten thun können. Bisweilen waren seine Aeußerungen launig und selbst witzig. Der geschickte, thätige und verständige Arzt, bei dem er sich befand, hatte eine große Neigung für das Bauen und gab seiner Wohnung, sowie seine Pfleglinge sich vermehrten, eine bedeutende Ausdehnung. Einst, als er und ich auf dem Zimmer meines Oheims beisammen waren, rief dieser plötzlich aus: „Man hält mich für verrückt; aber der (er wies auf seinen Hausherrn) ist ein weit größerer Narr, als ich. Ich habe mein Haus stehen lassen; er wirft das seinige über den Haufen, um seinen Baugeist zu befriedigen. Oft glaube ich des Morgens durch einen Donnerschlag aufgeweckt zu werden, und es wird ein Ofen niedergerissen oder eine Mauer abgebrochen, die noch Menschenalter hindurch ausgehalten hätten." Der Arzt lächelte, antwortete ihm passend; aber der Kranke ward, wie immer, nicht belehrt. Friede sei mit seiner Asche! Er sieht jetzt wieder klar und grämt sich nicht mehr. — Im October

des nämlichen Jahres starb meine Schwiegermutter an einem Schlage, der ihr sogleich das Bewußtsein raubte und binnen zwei Stunden den Tod zur Folge hatte. Sie war eine geborene Schinz*), vereinigte mit großer Lebhaftigkeit viele Fähigkeiten und begann in einem Alter, wo Dichter gewöhnlich zu dichten aufhören, poetische Versuche, die in Hinsicht der Gedanken und des Versbaues zu den gelungenen gezählt werden durften.

Im Januar 1830 folgte meiner Schwiegermutter durch einen noch schnelleren Tod ihr Sohn, der gewesene Staatsschreiber J. J. Lavater, mein Schwager, nach. Er besaß viele Fähigkeiten, die aber durch den Mangel an Kraft, sich selbst zu beherrschen, und durch große Schwachheiten oft zu Nichte gemacht oder doch aufgewogen wurden. — 1798 war er neben mir an das Canzleipult der Verwaltungskammer berufen worden, und er machte sich da bald mit den Angesehensten aus der demokratischen Partei bekannt. Nach dem Einmarsche der Oesterreicher wurde er Secretär der Interims-Regierung und vertheidigte dieselbe sehr geschickt, als sie nach der Niederlage der Russen verantwortlich gemacht wurde. Als erster Staatsschreiber hatte er von 1803 an dem angenommenen Systeme, wie oben erzählt wurde, große Dienste erwiesen und dargethan, welch einen Einfluß ein erster Canzleibeamter sich verschaffen kann, wenn er seine Stellung versteht und etwas Tüchtiges leistet. Er bewirkte durch seine pünktlichen und guten Arbeiten, daß er für beinahe unentbehrlich gehalten wurde und daß man ihm große Verirrungen übersah. In Wahlsachen galt er für den wirksamsten Mann im Kanton, und neben vielen tüchtigen Leuten dankten auch manche Andere nur seinem Einflusse ihre Anstellung. Mit Paul Usteri setzte er sich durch mancherlei litterarische Mittheilungen und Gefälligkeiten in ein Verhältniß, das, wenn es schon nicht Einverständniß war, ihm doch einen bedeutenden Einfluß auf den Mann verschaffte, der sich von keinem Menschen beherrschen ließ. Mit der freisinnigen Partei vertrug er sich so, daß ihm manche Glieder derselben zugethan waren. 1814 und 1815 wirkte er den Bestrebungen Derjenigen, die das Alte

---

*) Anm. des Herausgebers. Sie war eine Tochter des 1788 verstorbenen Pfarrers zu Altstätten, Heinrich Schinz, der mit Bodmer in lebhaftem Briefwechsel stand — derselbe kam durch letztwillige Verfügung von G. Meyer von Knonau 1858 an die Stadtbibliothek — und an des Freundes Interessen theilnahm.

wieder herstellen wollten, oft kräftig entgegen. Er unterstützte die Emporhebung Hans Konrad Escher's und Ulrich Hegner's, der damals die aristokratischen Bestrebungen nicht billigte. Eine gänzliche Zerrüttung seiner Oekonomie entfernte ihn aber 1816 von der Staatsschreiberstelle. Er lebte nun eine Zeit lang im Kanton St. Gallen und arbeitete nachher während mehrerer Jahre in der eidgenössischen Canzlei als geschickter Gehülfe. Während den letzten Jahren seines Lebens schwanden seine physischen Kräfte, und auch die geistigen ertrugen Anstrengungen nicht mehr.

König Karl X. und die Expedition nach Algier.

Ludwig XVIII. hatte die französischen Witzworte, die Bourbons hätten nichts vergessen und nichts gelernt, nicht ganz in Wahrheit übergehen lassen; diese Verwirklichung war Karl X. vorbehalten, welcher, Wüstling in der Jugend, Frömmler im Alter, den Beifall, den er den Befreiern Nordamerika's zugewinkt hatte, durch die Unterdrückung aller freisinnigen Institute in seinem Vaterlande abbüßen zu wollen schien. Nichts desto weniger ging aus seinem Cabinet eine Unternehmung hervor, die Europa's größere Seemächte von einer Schmach reinigte, die Jahrhunderte lang auf ihnen gelegen hatte. Die Rüstungen, die Frankreich gegen Algier veranstaltete, erregten die Aufmerksamkeit der schweizerischen Regierungen, sobald die Rede davon war, daß auch die Schweizer-Regimenter zur Theilnahme an diesem Kriegszuge aufgefordert werden sollten. Die Capitulation mit der Krone Frankreich enthielt die Bestimmung, die im Dienste Frankreichs stehenden Schweizertruppen sollten nirgend anderswo, als in Europa und auf den einen Theil von Europa ausmachenden Inseln gebraucht werden. Gewöhnt, über jedes eidgenössische Rechtsverhältniß zu wachen und Störungen eines solchen so viel wie möglich zu verhüten, dachten Zürich's Magistrate bald an die Gefahren, welche die Kriegsleute bei einem solchen Kriegszuge laufen würden. Usteri theilte diese Ansicht und sprach sich nicht nur im Rathe, sondern auch in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 31. Juli 1830 dahin aus, die schweizerischen Behörden sollten eine solche Theilnahme nicht nur nicht bewilligen, sondern hindern. Er nannte diese Expedition die zweideutigste und wurde in seiner Ansicht durch den Abscheu bestärkt, den ihm die Politik des damaligen

französischen Cabinetes einflößte, um so viel mehr, da die französischen nationalen Blätter nur Begehrlichkeit und Eitelkeit als Beweggründe dieser Unternehmung anerkennen wollten. Ich wich von allen meinen Collegen ab; denn ohne mich jemals zu einem allgemeinen Kosmopolitismus zu bekennen, war ich von lange her von der Ueberzeugung durchdrungen, daß jede politische Erwägung weichen müsse, wenn es um Vertilgung der afrikanischen Raubnester zu thun sein würde, unter denen Algier das gefährlichste und stärkste war. Ich glaubte, zu einer solchen Unternehmung sollte Jedermann gerne mitwirken, und so auch die Schweizer, wenn sie dazu keineswegs gezwungen, sondern nur eingeladen würden. Mitgehen und mitgehen lassen sei in einem solchen Falle das, was Ehre und Gefühl für die europäische Gesittung gebiete. Ich fand, man dürfe dies laut aussprechen; auch sei die Theilnahme nicht von hoher Wichtigkeit und keineswegs mit denjenigen früheren Fällen zu vergleichen, wo Frankreich von den Schweizer-Truppen mehr gefordert hatte, als die Capitulation gestattete, und zwar im Widerspruche mit Verpflichtungen und Rücksichten, welche die Schweiz gegen europäische Staaten zu beobachten hatte.

Die französischen Zustände vor der Juli-Revolution; deren Beurtheilung in Zürich.

In Frankreich ging mittlerweile die Reaction vorwärts, und viele Freunde des Alten, doch mehr noch in anderen Kantonen, als in Zürich, erfreuten sich dessen. Denjenigen, denen Denkfreiheit, Sprechfreiheit und Lesefreiheit theuer waren, mußten diese Erscheinungen beunruhigend sein. Der Nachdenkende bedauerte nicht nur, daß ein großes Volk die so schwer erkauften Güter wieder einbüßen und geistig herabgedrückt werden sollte; sondern er begriff, daß, wenn in Frankreich die Reaction gelänge, diese Versuche auch anderswo Nachahmung finden würden. Man mußte nicht nur die Gefahr einer solchen Niederlage des Besseren beklagen, sondern schon wieder an den späteren unausbleiblichen Umschwung denken, der, wenn er gleich das einzige Rettungsmittel aus dem Zustande der Unterdrückung ist, dennoch Besorgnisse einflößt, weil keine Umwälzung ohne Zerstörungen stattfindet und immer auch Gutes in Schlacken begräbt. Die Julius-Ordonnanzen erschienen, und mit diesen stand auch der Culminationspunkt dem Beobachter vor den Augen. Sie vernichteten die Freiheit der periodischen Presse, lösten

die Deputirten-Kammer auf und führten eine sehr aristokratische Wahlart ein.

Ich ging, nachdem sie bekannt geworden waren, mit dem Staatsrathe Pestaluz vom Rathhause. Er sagte zu mir: „Die Sachen gehen in Frankreich zu rasch. Was soll daraus werden?“ Ich antwortete ihm: „Schon lange sehe ich die englische Restauration sich erneuern. Nur werden jetzt zehn Jahre derselben in weniger als einem Jahre durchgespielt.“ — Schon oft hatte ich Hoffnungen auf den Herzog von Orleans gesetzt. Er hatte Beweise gegeben, daß er ein Mann von Kopf, Kenntnissen und Welterfahrung sei. Er war durch die Schule der Widerwärtigkeiten gegangen, jetzt selbst beobachtet und zurückgesetzt: von ihm konnte man hoffen, daß, wenn ein Umschwung ihn an die Spitze der Nation setzen würde, er so glücklich sein werde, die großen Erfahrungen Frankreichs und seine eigenen zu benutzen und zu begreifen, daß in der gegenwärtigen Zeit nur durch Redlichkeit und Volksthümlichkeit der Sitz auf einem französischen Throne behauptet werden könne. Das Gedeihen einer Republik in Frankreich konnte ich nicht hoffen; denn die Nation hatte gezeigt, daß sie zu unruhig und zu flüchtig sei, um sich selbst zu beherrschen, und daß die große Mehrheit der vorgeblichen Republikaner aus Napoleonisten und hungrigen Kriegsgurgeln oder aus Anarchisten bestehe, deren Hauptgedanke eine neue Plünderung der Nachbarländer und in Ermangelung derselben ein Umsturz des Eigenthums im Innern sei. Die große Anhänglichkeit vieler Millionen von Franzosen an Napoleon konnte ich nur aus einer deutlichen und aus einer halb deutlichen Idee erklären: — die erste war, daß man gerne unter einer Leitung, wie die seinige war, einen unbegrenzten Ehrgeiz und eine gierige Habsucht befriedigen möchte, die zweite, daß man fühlte, die Franzosen bedürften eines eisernen Stabes, um durch denselben geleitet zu werden. Bei Vielen mögen beide Gedanken zusammenfließen. — Ich überzeugte mich daher, daß aus einer französischen Republik nur Reibungen, wahrscheinlich ein Soldatenregiment und ein erneuertes Bestreben, die Nachbarn auszuplündern und als Mittel für eigene Zwecke zu gebrauchen, hervorgehen und daß kaum ein zweiter Napoleon sich finden würde, der stark genug wäre, Ordnung im Innern zu gebieten, daß demnach die Völker Europa's auf's Neue zu den Waffen gerufen und dadurch vielleicht die letzten Tage der schweizerischen Unabhängigkeit herbeigeführt werden würden.

Siebenter Abschnitt.

Die Umgestaltungen der Dreißigerjahre.
1830 — 1838.

Die Julius-Tage; erste Anzeichen einer Bewegung im Kanton Zürich und in angrenzenden Landschaften.

Die Julius=Tage stürzten die übel berechneten Plane der Bedrücker. Die durch das Blut von Millionen errungenen Güter einer constitutionellen Freiheit blieben einstweilen gerettet. Die der Schweiz im Innern bevorstehende Krise und vielfache Gefahren von Außen her zeigten sich zwar unverschleiert; aber mich belebte die Hoffnung, und ich fühlte mich auf's Neue in meinen Bestrebungen für wahre dauerhafte Freiheit bestärkt. Bald kehrten die entlassenen Schweizer=Soldaten zurück, und bei uns hörten die Werbungen mit ihren oft peinlich hervortretenden üblen Einwirkungen auf.

In Kurzem konnte man wahrnehmen, daß eine Bewegung das ganze Land durchdringe. Eine Grenzuntersuchung führte mich in jenen Tagen durch die Gegend zwischen dem Rheine und der Reuß, wo Zürich und Aargau einander berühren. Dieser Landstrich war seit den ersten Tagen der Revolution immer einer der am wenigsten bewegten Landestheile gewesen; aber jetzt bemerkte man, daß alle weiter Sehenden auf die öffentlichen Ereignisse aufmerksam waren, im Aargau weniger, als bei uns. Doch war ich damals Zeuge, daß der Badener Eduard Dorer in den ersten Ergießungen seiner republikanischen Thätigkeit gegen die anwesenden aargauischen Regierungsglieder mit einem nicht

unbilligen Begehren lebhaft auftrat. In unserm Kanton vernahm ich (man war mitten in der Ernte) von Männern, die noch niemals politische Regsamkeit gezeigt hatten, die Worte: „Wenn Einer jetzt bis in die Nacht hinein gearbeitet hat, so muß er noch die Zeitungen lesen, ehe er sich zu Bette legen kann." Diese Wahrnehmung, die man aller Orten machen konnte, beweist am besten, wie unwahr die nachher oft erneuerte Behauptung gewesen sei, die Veränderungen in der Schweiz seien nur das Werk einer Propaganda und französischer Einwirkungen gewesen. Obgleich ich immer in der Ueberzeugung stand, damals habe es keinen fremden Einflusses bedurft, unterließ ich es nicht, seither zu wiederholten Malen mit Männern hierüber zu sprechen, die mit den Ereignissen des Tages vertraut waren und von deren Aufrichtigkeit und freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich ich überzeugt bin. Lächelnd versicherten sie mich immer, es sei auch nicht der entfernteste Grund zu einer solchen Behauptung vorhanden gewesen. Meistens setzten sie hinzu: „Man war mit der Verwaltung, im Ganzen genommen, nicht unzufrieden; aber ein tiefes Gefühl, daß man nicht in den politischen Verhältnissen stehe, in denen man hätte stehen sollen, war so allgemein verbreitet, daß die Nachricht von dem Umschwung in Frankreich elektrisch durch die ganze gebildetere Classe wirkte." Der höchst begabte Hegetschweiler, mein nachheriger College im Regierungsrathe, erzählte mir, in ihm und in Anderen sei damals ein Gedanke aufgewacht, der sie ganz erfüllte: — sie hätten eine neue Verbindung der europäischen Mächte und einen Krieg gegen Frankreich erwartet und besorgt, die schweizerischen Regierungen würden zur Theilnahme aufgefordert werden und diesem Begehren entsprechen; um dies zu verhüten und auf die Leitung der Staatsangelegenheiten kräftig einwirken zu können, hätten sie nun eine entscheidende Stellvertretung in dem Großen Rathe zu erhalten gesucht.

Der beste Beweis von dem Dasein einer großen Empfänglichkeit für die Wirkungen der Julius-Tage und des politischen Umschwunges in Frankreich liegt darin, daß nicht nur die alten aristokratischen Kantone, die 1814 von den Zugeständnissen, welche sie 1798 ihrem Volke gemacht hatten, wieder zurück getreten waren, sondern auch die neuen Kantone von der Bewegung ergriffen wurden. Die Verfassungen dieser letzteren hatten sehr viel Zweckmäßiges; aber es lag in denselben ein Gebrechen, das nicht verkannt werden kann, nämlich die Wahlform,

die Denjenigen, welche bereits an oberen öffentlichen Stellen standen, Mittel an die Hand gab, ihre Günstlinge leichter empor zu heben. Gleichwohl würde dieses Gebrechen jene große Empfänglichkeit und Neigung für eine gänzliche Umänderung jener Verfassungen nicht hervorgebracht haben, wenn nicht die Regierungen selbst durch einige Mißgriffe dazu beigetragen hätten. Man verfuhr insbesondere in den Kantonen Aargau und Thurgau, namentlich im Straßenbau, zu befehlshaberisch und mit zu wenig Schonung. Hierzu kam ein allzu vornehmes Aeußeres, mit welchem sich Regierungsglieder, bisweilen auch Unterbeamte, umgaben. Mehrere Male fiel es mir auf, wenn ich aargauische Regierungsglieder von ihrem Volke beinahe immer: „Hochwohlgeborene hochgeachtete Herren" nennen hörte und sah, wie sie mit großer Ehrerbietung angeredet wurden. Im Thurgau gab ein zwar bescheidener Staatswagen, in welchem die Regierungsglieder ihre Reisen machten, Anstoß; in St. Gallen fand einiges Aehnliches in geringerem Grade statt. Aber alles dies zeigt nur zu klar, wie sehr man in Freistaaten sich vor Anmaßungen hüten und Eifersucht nicht reizen müsse. Diese Kantone, welche durch Beseitigung einiger Gebrechen ihrer Verfassungen und wenige reglementarische Vorschriften für ihre Regierungen sehr günstige Zustände in ihrem Innern hätten herbeiführen können, haben nun durch die allgemeine Umwälzung lockere Verfassungen erhalten, die mit großen Gebrechen behaftet sind.

Nüscheler's „Beobachter", Usteri's „Neue Zürcher Zeitung" gegenüber den sich regenden Volkswünschen.

Ich hatte damals weder nähere Verbindungen, noch Umgang mit bedeutenden Männern auf der Landschaft, meine Collegen ausgenommen. Rebmann, der bedeutendste unter ihnen, war theils als Siebenziger, theils wegen seiner Bedächtlichkeit nicht zu großen, eingreifenden Maßregeln geneigt; der einst enthusiastische Pfenninger war aufmerksam, aber nicht thätig; die ganze Landschaft war stille, machte aber den Eindruck schwüler Luft vor dem Gewitter. — Der junge zürcherische Candidat der Theologie, Heinrich Nüscheler, den man von seinem Zeitungsblatte, dem „Schweizerischen Beobachter", beinahe allgemein den „Beobachter" nannte, war damals auf unserer politischen Schaubühne eine bedeutende Person. Der talentvolle, aber von sich sehr

eingenommene junge Mann durfte auf seine Stellung in der öffentlichen Meinung sich etwas zu Gute thun; denn seine Stimme und sein Blatt galten bei einem großen Theile der Zeitungsleser, insbesondere bei den jüngeren Leuten, bereits mehr, als die Worte Usteri's und dessen „Neue Zürcher Zeitung." So entschieden Usteri sich aussprach, wo er einen Gegenstand seiner Abneigung, wie Karl X. und das Cabinet Polignac, die damalige Regierung von Bern u. dgl., vor sich hatte, war er doch im Ganzen milder und umsichtiger geworden. Er scheute alles Gewaltsame und was unmittelbar aus dem Volke hervorging. Eine Verbesserung der Kantonsverfassung war ihm nur halb willkommen, weil er befürchtete, sie möchte seinem Lieblingsgedanken, einer starken Centralität oder einer wirklichen Einheit, hemmend entgegen stehen, die er durch die Vereine und die zahlreichen gebildeten jüngeren Männer, die an denselben Antheil nahmen, zu bewirken hoffte. Nüscheler war kein Gegner eines solches Planes; aber weil er die Verwirklichung desselben noch nicht nahe glaubte, so arbeitete er desto mehr auf eine Umformung der Kantonsverfassung und auf eine Beseitigung der bestehenden Regierung hin und sah diese Veränderung als die Bedingung jedes weiteren Fortschrittes an.

Nüscheler war seit einiger Zeit unwohl geworden; doch sah man seine Krankheit, die später in eine Abzehrung überging, noch nicht für sehr gefährlich an. Ich besuchte ihn; denn er war, nachdem mein Bleuler eine Vicarstelle auf der Landschaft angenommen hatte, eine Zeit lang Lehrer meiner Söhne gewesen und mir ohnehin bekannt. Er begann von der politischen Lage des Kantons und der Schweiz überhaupt zu sprechen, ging weiter und sagte mir, die politische Verbesserung sei der Ausführung nahe: er und seine Freunde hätten die Leitung der Sache in ihren Händen. Offen erklärte ich ihm, daß ich von dem Rechte der Ansprüche der Landschaft auf eine wirkliche Stellvertretung und auf einen entscheidenden Einfluß auf die Leitung der Staatsangelegenheiten überzeugt sei, verbarg ihm aber nicht, daß ich nicht wünsche, das Volk aus der Aristokratie der Bevorrechteten unter diejenige der Systematiker hinübergehen oder in die Hände der Demagogen fallen zu sehen. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß man bei uns eben so wenig, als oft schon an anderen Orten Denjenigen, durch deren Kraft und Unterstützung eine Staatsveränderung bewirkt wird, einfach zurufen könne: „Bis hierher und nicht weiter!" — und

daß unser Volk nicht von der Art sei, daß man in dessen Mitte ein doctrinäres Staatsgebäude aufführen und ihm dann ein beschränktes Maß von Freiheit gleichsam octroyiren könne; auch verhehlte ich ihm nicht, daß jede Aufregung des Volkes gefährlich sei und daß das Ideal der Freiheit leicht von materiellen Bestrebungen verdüstert werde. Er hieß mich ruhig sein, und ich bemerkte leicht, daß er meine Ansicht als Aengstlichkeit des Alters und als Irrthum ansah. — Einige Zeit nachher, als er sich nach dem Curorte Hütten begab, fand sich eine zahlreiche Versammlung jüngerer Leute, Leser seines Blattes, daselbst ein, und der Doctor Schmid von Richterswil brachte ihm einen Toast, in welchem auch von Befreiung aus Sclavenketten gesprochen wurde. Jetzt war Nüscheler, wie ein Augenzeuge mir erzählte, ganz erschüttert. Von dieser Stunde an suchte er den gegebenen Anstoß zu beschränken und erkannte, daß ein lebendiges, von einer großen Idee ergriffenes Volk diese selbst entwickeln und nicht mehr auf den Mentor hören will.

Gegenstände der politischen Erörterungen (der Fonds des kaufmännischen Directoriums).

Je länger je mehr beschäftigten sich der gebildetere Theil der zürcherischen Landbewohner und Alle, die nach Höherem strebten, mit den politischen Verhältnissen des Landes, und hiezu gab die Stellvertretung im Großen Rathe den meisten Stoff. Ferner bot der kaufmännische oder Directorial-Fonds, der seit 1803 wiederholt die Frage veranlaßt hatte, ob er ein mittelbares oder ein unmittelbares Staatsgut sei, und ob die zürcherischen Kaufleute oder die Stadt selbst Ansprüche auf denselben zu machen haben, zu Erörterungen neuen Stoff.

Der Fonds war um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts aus Beiträgen der damals sich bildenden Corporation der zürcherischen Kaufleute entstanden, die einer Innung gleich und einige Zeit nachher nahe daran war, in eine Zunft zusammen gedrängt zu werden. Der Fonds wuchs an, weil die Postverwaltung dieser Corporation überlassen wurde, blieb aber in einem unbestimmten Verhältnisse, weil er durch ein Collegium verwaltet wurde, das aus Gliedern der Regierung und der Kaufmannschaft zusammengesetzt war. Er wurde in der Regel zu öffentlichen, gemeinnützigen Zwecken verwandt, nahm aber sehr zu, weil seine Einkünfte die Ausgaben beträchtlich überstiegen. —

Auf der Landschaft hielt man beinahe allgemein dafür, ein größtentheils aus Posteinkünften entstandener Fonds müsse Kantonalgut sein, und mehrere Regierungsglieder aus Zürich standen in denselben Ansichten.

Anfänge bestimmterer Verabredungen auf der Landschaft; das Memorial von Uster vom 13. October.

Nach der Mitte des Septembers 1830 versammelte sich auf Bocken bei Horgen eine Anzahl meistens angesehener Männer von beiden Seeufern, um sich über diese und noch andere verwandte Gegenstände ihre Gedanken mitzutheilen und zu prüfen, was die Landschaft gegenwärtig im Verhältniß zu der Regierung thun oder wirklich fordern solle. Man war größtentheils einverstanden, daß man nicht länger stille stehen könne; allein die Klügeren und die große Zahl der Wohldenkenden waren nicht ohne Besorgnisse über die Folgen einer politischen Anregung. In denjenigen Gemeinden, die 1804 mit Executionen und Strafen waren belegt worden, befanden sich Viele, bei denen die großen und kleinen Summen, die sie hatten bezahlen müssen, und die Strafübel, von denen sie waren betroffen worden, noch in tiefer Erinnerung standen, und Mehrere kehrten in ihren Berechnungen bis in das Jahr 1802 und noch weiter zurück. Ob die Entschädigungen bei dem Staate oder bei Privatpersonen zu suchen seien, war wieder eine andere Frage; doch von alle dem wollten jene klugen und wohldenkenden Männer durchaus nichts wissen. Ihnen sollte die Begründung der Volksrechte und eine billige Verfassung mit keinen Gewaltthätigkeiten oder heftigen Reibungen verbunden sein. Aus allen Kräften und nicht immer ohne ihre Popularität in Gefahr zu setzen, strebten sie darauf hin, den besseren und einflußreicheren Theil der Bevölkerung für sich zu gewinnen und jene übeln Bestrebungen zu erdrücken. Ihre Bemühungen hatten einen glücklichen Erfolg. Sie zeigten sich dadurch von einer sehr edlen Seite und machen es jedem Zürcher zur Pflicht, diesem Benehmen seine bleibende Achtung zu widmen.

Am Morgen eines October-Tages fand sich der Kantonsrath, nachher Gerichtspräsident, Stapfer von Horgen bei mir ein und eröffnete mir, er habe gerade vorher Usteri mit den Wünschen bekannt gemacht, die jetzt von vielen Bewohnern des Landes gehegt werden,

namentlich für eine bessere Stellvertretung im Großen Rathe und für noch andere Verbesserungen in der Verfassung und Verwaltung. Er verhehlte mir nicht, Usteri sei ihm nicht entgegengekommen, wie er es gewünscht und erwartet, indem derselbe ihm Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten entgegen gesetzt habe, doch ohne die Sache zurückzuweisen. Ich erklärte ihm, solche Begehren seien mir weder neu noch unerwartet, und ich werde mich wirklich derselben erfreuen, wenn ich die Beruhigung haben könne, daß sie auf Billigkeit gegründet und nicht von heftigen Reactionen begleitet seien. Er versicherte mich, er und seine Freunde seien vermögend, heftige Ausbrüche und Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten, und ihre Forderungen selbst werden gemäßigt sein. Ich verbarg ihm nicht, daß wenn schon viele gebildete jüngere Zürcher liberalen Grundsätzen zugethan seien, doch manche aus ihnen kaum zur Uebertragung einer überwiegenden Gewalt auf die Landschaft geneigt sein würden, und daß die große Mehrheit der älteren Männer in Zürich einer solchen Unternehmung nicht hold sein werde, daß es demnach sehr zu wünschen sei, allfällige Schritte möchten auf eine milde und nicht allzu dringende Weise geschehen. Wir schieden freundschaftlich, in Erwartung der Dinge, die da kommen würden.

Schon zeigten sich Schattirungen unter den Liberalen, sowohl auf der Landschaft als in Zürich. Während einzelne der Letzteren ihre Freunde am See noch aufmunterten und sie Freiheitslieder singen lehrten, begannen Andere, über den möglichen Umfang der Bewegung ernsthafter nachzudenken. Der „Schweizerische Beobachter" selbst enthielt Vorschläge, durch welche die Stellvertretung im Großen Rathe zwischen Stadt und Land ungefähr gleich getheilt wurde, und machte vorzüglich auf die Aristokratie, die in die Länge aus der Erwählung von 130 Gliedern durch den Großen Rath selbst entstehen müßte, und auf die Nothwendigkeit der Vermehrung der unmittelbaren Volkswahlen aufmerksam. Doch wollte Nüscheler's Blatt die Wahlen durch den Großen Rath oder durch Wahlkreise nicht beseitigen, weil er solche Wahlen als das einzige Mittel betrachtete, eine größere Zahl von Unterrichteten für den Großen Rath zu erhalten.

Nachdem am 9. October zu Richterswil, am 11. zu Meilen diejenigen Männer, die früher in Bocken zusammen getreten waren, in Verbindung mit noch einigen Anderen sich wieder versammelt hatten, fand am 13. in Uster eine Versammlung von einunddreißig Gliedern

des Großen Rathes statt, unter denen sich neben denjenigen vom Zürichsee, welche die ersten Schritte gethan hatten, auch andere von Winterthur und aus verschiedenen Landesgegenden befanden. Die Freunde der Neuerung zu Zürich waren betroffen, daß keine Zürcher waren eingeladen worden; allein es war zu begreifen, daß Diejenigen, welche die Emancipation der Landschaft aus der bisherigen Beengung verlangten, auch ohne in einem allgemeinen Mißtrauen gegen die Bürger von Zürich befangen zu sein, doch unbeobachtet und ohne zürcherischen Einfluß sich berathen wollten. Bereits vernahm man, die von dem „Beobachter" vorgeschlagene Theilung der Repräsentation im Großen Rathe zwischen Zürich und dem übrigen Kanton befriedige nicht, und ebensowenig Usteri's Gedanke, die Beruhigung durch die Verdoppelung der Stellvertretung der Seegegend und einiger anderer Zünfte, durch die Verfünffachung derjenigen der Stadt Winterthur, durch die Trennung der Gewalten und die Emporhebung des Obergerichts hervorzubringen, und es kam zur Mittheilung, daß drei Fünftheile der Stellvertretung für die Landschaft verlangt würden. Die einunddreißig Kantonsräthe sprachen sich in ihrer Eingabe (zu Uster, vom 13. October datirt) an die Regierung, die das „Memorial von Uster" genannt wurde, hierüber nicht ganz deutlich aus. Sie verlangte eine beförderliche außerordentliche Zusammenberufung des Großen Rathes, eine Revision der Verfassung, besonders bezüglich auf die Herstellung einer gleichmäßigen, den Fortschritten der Zeit entsprechenden Volksrepräsentation, Veränderung der bisherigen Wahlform, vorzüglich in Hinsicht auf die indirecten Wahlen in den Großen Rath, endlich einige in die Gesetzgebung einschlagende Veränderungen und Erleichterungen.

Bald sah man deutlich, wie sehr sich Diejenigen geirrt hatten, die glaubten, die Leitung der Bewegung in ihrer Hand zu haben. Der „Beobachter" verhehlte seine Beunruhigung nicht und bestritt nicht nur die in einer Druckschrift verbreitete Forderung, daß die vom Großen Rathe beschlossene Veränderung der Verfassung dem Volke zur Annahme oder zur Verwerfung vorgelegt werden müsse; sondern er äußerte auch noch andere Bedenklichkeiten und sprach von Gesetzlosigkeit.

ußerordentliche Berufung des Großen Rathes: Bestellung der Commission der Ein-
undzwanzig und deren Entwurf (Auslassung des Wahlcollegiums aus demselben).

Der Kleine Rath rief den Großen auf den 1. November außer-
rdentlich zusammen, und dieser war von der Wichtigkeit und Dring-
ichkeit der Sache so erfüllt, daß von den 212 Gliedern nur Wenige,
urch Krankheit abgehalten, ausblieben. Der Antrag des Regierungs-
athes war über alle Forderungen des Memorials von Uster mehr
der weniger entgegenkommend; doch ging er in Hinsicht auf den
aatsrechtlichen Theil davon aus, es sei jetzt nur um das Verhältniß
er Repräsentation und um die Wahlart der Stellen in den Großen
Rath, mithin nur um Abänderungen in den Paragraphen 17 bis 20
er Verfassung, zu thun. Der 75jährige Vorsteher, Bürgermeister
Reinhard, war dem Bedürfniß der Zeit nicht fremd geblieben. Er
prach sich entgegenkommend, aber vermittelnd und bedächtig aus,
hne sein seit vierzig Jahren beobachtetes System zu verläugnen, doch
, daß Usteri in der „Neuen Zürcher Zeitung“ seiner Umsicht und
Klugheit Beifall zollte. Noch mehr trug zur Gewinnung eines gewissen
Grades von Zutrauen von Seite der Großen Raths-Glieder der Land-
schaft und der Landbewohner, welche die Verhandlungen des Großen
Rathes beobachteten, der Referent des Kleinen Rathes, Staatsrath
von Muralt, bei, in dessen Vortrag Usteri große Beredtsamkeit, Ein-
sicht und vaterländische Betrachtungen, die Geist und Gemüth an-
sprechen, anerkannte („Neue Zürcher Zeitung“ vom 6. November).
Eine drei Tage hindurch dauernde Berathung, in welcher 98 Glieder
sprachen, bewies bald, daß der Große Rath, wenn schon ohne Leiden-
schaft, sich dennoch seine Aufgabe nicht vorzeichnen lasse, sondern daß
r sie selbst bestimmen wolle.

Eine aus 21 Gliedern bestehende Commission erhielt den Auf-
rag, Alles, was auf Stellvertretung und Wahl sich beziehe, mithin
18 Paragraphen der Verfassung, zu prüfen und beförderlich zu begut-
achten. Die Revision der ganzen übrigen Verfassung wurde, mit
inziger Ausnahme der Stimme des Oberrichters Konrad Nüscheler,
dem Kleinen Rathe zugewiesen. Es wurde gefordert, in der Commission
sollten alle Gegenden des Landes vertreten sein. Wie billig, wurden
Usteri zum ersten, der Referent Staatsrath von Muralt zum zweiten
Mitglied gewählt. Der Rathsherr Kaufmann von Winterthur war

das dritte, der Rathsherr Rebmann von Stäfa das vierte Mitglied, und nun wandte das Zutrauen des Großen Rathes sich auf mich, als den Fünften. Noch sieben Zürcher, ein Winterthurer und acht Glieder von der Landschaft machten die Zahl der 21 vollständig, deren Popularität aber bald an eine mächtige Klippe stoßen sollte. Die Commission arbeitete vom 8. bis 15. November, meistens vom frühen Morgen bis in den späten Abend, und ungeachtet die Meinungen, vorzüglich über das Verhältniß der Stellvertretung, sich eine Zeit lang stark entgegen standen, vereinigten sie sich zu einem einmüthigen Antrage: Zürich sollte 92, Winterthur 14, die Landschaft 106 Stellen erhalten und kein Zürcher oder Winterthurer auf der Landschaft wählen oder wählbar sein. Gleich wie 1814 den Kantonsräthen von der Landschaft der Austritt aus dem Großen Rathe dadurch versüßt werden sollte, daß er auf drei Jahre vertheilt wurde, so waren jetzt die nämlichen Fristen für die Zürcher vorgeschlagen, welche in den Austritt fallen würden. Die Wahlen sollten theils unmittelbar, theils durch Wahlmänner der Oberämter, theils durch den Großen Rath geschehen, ein Vermögen von 5000 Franken und das zurückgelegte 27. Altersjahr die Bedingungen der Wählbarkeit sein.

Das seit 1814 eingeführte Wahlcollegium war nicht mehr aufgenommen. Weit entfernt, die Zweckmäßigkeit eines aus Notablen zusammengesetzten Wahlcollegiums für manches Wahlgeschäft zu verkennen, dachte ich mir während der Restaurations-Periode, wenn ich die Wahlcollegien angriff, nur das bei uns und in einigen anderen Kantonen eingeführte System. Dasjenige, welches für die Ernennung von 130 Gliedern (von drei Fünftheilen des Großen Rathes) angeordnet war, beruhte auf § 19 der Verfassung von 1814, welcher lautete: „Mit der Wiederbesetzung der von dem Großen Rath selbst zu wählenden Stellen wird so lange zugewartet, bis fünf Vacanzfälle eingetreten sind. Dann macht erstens der Kleine Rath dem Großen Rath bei seiner nächsten Versammlung Anzeige von den Erledigungsfällen, und der Große Rath wählt hierauf durch das geheime und absolute Mehr ein Vorschlagscollegium von fünf Gliedern des Kleinen und zehn Gliedern des Großen Rathes und nimmt dasselbe sofort in Pflichteid; zweitens tritt dieses Collegium unverweilt zusammen und bildet durch geheimes und absolutes Mehr eine Vorschlagsliste

ıglicher und mit den verfassungsmäßigen Erfordernissen ausgestatteter
änner in der dreifachen Anzahl der Vacanzen; drittens wählt aus
sen der Große Rath durch geheimes und absolutes Mehr fünf
ieder." Durch ein Gesetz vom 22. Juni 1821 wurde diese Wahl=
: näher bestimmt und angeordnet, es sollten vorerst zehn Glieder
Kleinen und zwanzig des Großen Rathes durch Ziehung von
ıgeln ausgeloost, dann sogleich aus diesen die Hälfte vom Großen
the selbst gewählt und so das Vorschlags=Collegium gebildet werden.
es gab einen Schein von Unparteilichkeit; aber der Erfolg zeigte,
ß die Macht nur in wenige Hände gelegt sei. Viele Rathsherren,
fünf oder sechs Mal die Kugel herauszogen, wurden nie gewählt,
dere, so oft sie in die Wahl fielen. Aehnliches geschah mit den
ntonsräthen. Persönlich hatte ich keine Ursache, mich zu beklagen;
m so oft ich die Kugel zog, wurde ich gewählt. Aber gerade
durch lernte ich den geheimen Gang der Sache desto deutlicher er=
nen. Dies bestand darin, daß vor jeder Wahl die Bürgermeister
d einige ihrer Vertrautern sich vereinigten und eine Auswahl von
ählern bezeichneten, die dann durch Inspiration durch die Bänke des
roßen Raths vertheilt wurden. Sie war in der Regel nicht zu tadeln;
er sie hätte auch schlimm sein können und konnte das in der Folge
rden. Bei jedem Anlaß bekämpfte ich dieses Institut, und immer
tgegnete man mir, ohne eine solche Andeutung würde der Große Rath
viel Zeit verlieren. Meine Antwort war stets: „Lasse man Alle,
: bei dem ersten Scrutinium nicht fünf oder sechs Stimmen auf sich
reinigen, aus der Wahl fallen, so wird kein bedeutender Mann
rloren gehen und der Große Rath ohne ein Vorschlags=Collegium,
cht unmittelbar wählen können."

Usteri und ich waren bereit gewesen, in der Repräsentation für
: Landschaft noch weiter zu gehen; doch war Usteri ängstlich. Mich
schäftigte die Voraussicht, daß die städtische Mehrheit im Großen
ıthe leicht zu einer Verwerfung gestimmt und dadurch eine folgen=
che zerstörende Entzweiung veranlaßt werden könnte. Vorzüglich aber
ren wir dadurch gehemmt, daß auch nicht ein Mitglied des Landes
ıen beharrlichen Widerspruch gegen die 92 machte.

Bald jedoch vernahm man aus Winterthur, die Mehrheit der
rtigen Bürger mißbillige es, daß man ihrer Stadt eine größere
ellvertretung einräumen wolle. Die Beschränkung der Landschaft auf

die Hälfte der Stellvertretung, das Bestreben, die bisherigen zürcherischen Kantonsräthe noch eine Zeit lang vollständig beisammen zu erhalten, die starke Zahl der durch Wahlmänner oder durch den Großen Rath zu wählenden Mitglieder, u. A. m., verursachten unter den Liberalen großen Unwillen und viele Vorwürfe gegen die XXI, insbesondere gegen deren Glieder vom Lande. Durch den größten Theil des Kantons geriethen die Angeseheneren in lebhafte Bewegung; Gesellschaften, Vereine, Zünfte und Gemeinden traten zusammen, am 19. November in Stäfa mehr als hundert Männer, meistens aus den Gebildeteren des Volkes. Aeltere Männer, Kreislehrer Stapfer von Horgen, Landis von Kilchberg, Jakob Wieland, Bruder des nachherigen Bezirksrathes, brachten die Forderung von drei Viertheilen der Stellen im Großen Rathe für die Landschaft zur Sprache. Andere bekämpften dieses Begehren, vorzüglich der Oberst Rudolf Brändli von Stäfa (dessen älterer Bruder, Jakob Brändli, war der Verfasser eines vielgelesenen „Gespräches zwischen Jakob und Konrad"). Man war darüber einverstanden, daß der größte Theil der Wahlen unmittelbar durch das Volk selbst geschehen sollte. Ueber die Weise, wie nun fortzuschreiten sei, stand man eine Zeit lang an.

Die Versammlung zu Uster am 22. November.

Augenzeugen sagten mir, Arzt Zollinger von Dürnten habe zuerst dem nachherigen Domänen-Cassier J. J. Steffan aus Wädenswil zugeflüstert: „Wir müssen eine Landsgemeinde haben!" Dieser sprach es laut aus, und der Antrag fand, obgleich zuerst einige Bedenklichkeiten erhoben wurden, Genehmigung. Ein kurzer Aufruf, der davon sprach, daß wenigstens zwei Drittheile der Stellen im Großen Rathe dem Volke zugesichert werden sollten, und die Einladung enthielt, daß man sich am 22. November zahlreich in Uster einfinde, wurde ohne Beisetzung einer Unterschrift zu Wädenswil lithographirt und vorzüglich durch Veranstaltung eines Bruders von Jakob und Rudolf Brändli, des Scharfschützenmajors oder, wie ihn das Volk nannte, des „Jägerhauptmanns", Johannes Brändli aus Stäfa, nach allen Landesgegenden durch schnelle Sendungen verbreitet. Dieser verständige und charakterfeste Mann, der in der Folge nicht nur höhere Stellen, die ihm angeboten wurden, ablehnte, sondern auch auf Mäßigung einwirkte, war

einige Zeit vorher bei der Wahl eines Obersten der Scharfschützen von der Regierung übergangen und dadurch tief gekränkt worden. Mehrere Rathsglieder hatten es für allzu bedenklich gehalten, die Oberbefehlshaber=Stelle einer Waffenart auf einen Nicht=Zürcher übergehen zu lassen.

Der Aufruf gelangte nicht nach allen Gemeinden des Landes; doch traf am 22. eine Volkszahl in Uster zusammen, die von den einen auf 6000, von anderen auf 7000 Mann und noch höher geschätzt wurde. Die Lenker der Bewegung suchten eine beruhigende Form zu beobachten. Am frühen Morgen begaben sich der Major Brändli und J. J. Steffan zu dem Oberamtmann Ott im nahen Greifensee, um ihn zu versichern, daß keine Störung der Ruhe vorgehen werde, und um anzufragen, ob die Regierung eine solche Versammlung hindern wolle. Der Oberamtmann antwortete, er habe keine Aufträge erhalten. Der Müller Heinrich Gujer von Bauma (nachheriger Statthalter und Präsident des Großen Rathes), der in Stäfa sich lange dem Aufruf an das Volk widersetzt hatte, ließ sich bereden, den ersten Vortrag an die Versammlung zu halten. Der Dr. Johannes Hegetschweiler, der am 19. der Zusammenkunft in Stäfa nicht beigewohnt und am folgenden Tage den Staatsrath Usteri, der ihm sehr zugethan war, in Zürich besucht und von dem, was vorgehen sollte, benachrichtigt hatte, war von diesem ermuntert worden, mäßigend aufzutreten. Er that dies als zweiter Redner, und nach ihm sprach J. J. Steffan einläßlicher als dritter Redner zum Volke. Die von dem Advocaten Furrer in Bubikon abgefaßten Beschlüsse oder Begehren der Volksversammlung forderten zwei Drittheile der Stellvertretung im Großen Rathe außer dem Kreise der Bürger von Zürich, baldige gänzliche Erneuerung des Großen Rathes, Trennung der Gewalten, Preßfreiheit, Petitionsrecht, Oeffentlichkeit der Sitzungen des Großen Rathes, Abschaffung einiger verhaßter Gesetze, Abgaben und Einrichtungen. Zwei= bis dreitausend Unterschriften unterstützten die Eingabe, die durch ernannte Abgeordnete dem Amtsbürgermeister Reinhard übergeben wurde. — Als am 22. in Zürich die Nachricht eingetroffen war, große Volksschaaren ziehen nach Uster, berief Reinhard die Mitglieder des Staatsrathes, den Präsidenten der Polizei, Rathsherrn Rahn, und den Rathsherrn Rebmann in seine Wohnung. Bald erhielt man Nachrichten, wie die Versammlung sich gestalte, wer

als Redner auftrete, und theilweise, was vorgetragen werde. Eine Anzeige, es sei um einen Zug nach Zürich zu thun, um den Forderungen Nachdruck zu geben, bewog mich zu erklären, ich sei bereit, den Heranziehenden entgegen zu gehen, wenn man mich bevollmächtige, ihnen eine Beruhigung zu geben, und Rebmann mich begleiten wolle; doch vernahm man nach kurzer Zeit, die Versammlung habe sich aufgelöst und Jedermann kehre ruhig nach Hause zurück.

Höchst ungleich waren die Eindrücke, welche die Versammlung von Uster hervorbrachte. Daß sie Folgen haben müsse, begriff jeder, der nicht ganz befangen war; dennoch sahen sehr Viele das Ereigniß als weniger wichtig an, weil die Leute nicht gelärmt, keine Gewaltthätigkeiten ausgeübt, sondern ruhig zugehört hatten und ebenso am Abend nach Hause zurückgekehrt waren. Man sagte, das Ganze sei nur künstlich angelegt, betonte, daß aus vielen Dörfern nur Wenige, aus manchen Niemand gekommen sei. „Die Versammlung hielt sich passiv", hieß es —: „Ohne die Redner, die auf die Bühne traten, wäre keine Lebendigkeit vorhanden gewesen, und hätte nicht der dritte Redner das Volk gefragt: Wollt Ihr nicht noch dies oder jenes? —, so wäre es bei der Annahme derjenigen Punkte geblieben, die von den Lenkern der Bewegung schon früher waren festgesetzt worden." Diejenigen, die so urtheilten, glaubten jetzt noch, die Aufregung sei mit wenigen Zugeständnissen zu stillen; Manche stellten sich vor, es sei möglich, der Volksmasse von Uster eine andere Versammlung entgegenzustellen. Andere machten es der Regierung zum Vorwurf, daß sie nicht durch eine bewaffnete Macht die Versammlung von Uster zersprengt und die Führer aufgegriffen habe, doch ohne darzuthun, wo man eine solche bewaffnete Macht auf der Stelle hätte hernehmen können, und ohne den Einwurf zu beantworten, was die Folge eines solchen Machtstreiches gewesen sein würde. Andere dagegen überzeugten sich, die Versammlung sei darum wichtig, weil ein sehr großer Theil der einflußreicheren und unterrichteteren Männer der Landschaft dabei gegenwärtig gewesen war, weil Winterthur, das sich bisher nie an die Bewegungen der Landschaft angeschlossen, sondern lieber für sich allein, über Zurücksetzungen und Bedrückungen klagend, eine duldende Rolle gespielt hatte, jetzt durch tüchtige Männer sich theilnehmend aussprach, weil es leicht zu begreifen war, daß eine Anzahl entfernter Gemeinden, an welche die lithographirte Aufforderung nicht gelangt

war, die demnach von der Versammlung nichts wußten, theilnahmlos blieben, eben so wie es hingegen auffallend war, daß aus Gegenden, die den größeren politischen Fragen bisher ganz fremd geschienen hatten, große Züge von Menschen sich schnell auf den Weg gemacht, als sie kaum die Einladung erhalten hatten, obgleich diese nur oberflächlich in Kenntniß dessen setzte, worum es zu thun war, endlich weil die kecke Bevölkerung der auf einige Stunden um Uster her liegenden Dörfer sich sehr zahlreich eingefunden hatte.

Eindruck in Zürich (Versammlung im Schützenhause); Versammlung des Großen Rathes am 25. November.

Die Regierung und der überlegende Theil des zürcherischen Publicums standen nicht lange darüber an, was zu thun sei. Der Große Rath wurde schnell auf den 25. November einberufen, sobald die Abgeordneten der Versammlung von Uster dem Amtsbürgermeister die ausgesprochenen Begehren zugestellt hatten. Zu gleicher Zeit konnte aber auch der Beobachtende deutlich erkennen, daß das Ansehen der Regierung gebrochen war. Viele Mitglieder derselben und mit ihnen noch andere Personen glaubten zwar eine Schutzwehr sich bilden zu sehen, als am 23. mehrere hundert Einwohner Zürich's, unter diesen auch Geistliche und Ansäßen, im Schützenhause unter dem Vorsitze des bisher sehr liberal gewesenen Professors der Geschichte Heinrich Escher zusammentraten, eine Kundmachung erließen, die sie auch außerhalb Zürich's Mauern verbreiteten, und eine Vorsteherschaft wählten. In einem ersten Artikel sprach sich diese Kundmachung aus: — die Vereinigung sei keineswegs gesonnen, sich einen ungesetzlichen Schritt zu erlauben, noch auch hinsichtlich der bevorstehenden Verfassungs-Veränderung irgend einen Wunsch gegen den Großen Rath auszusprechen, noch endlich eingereichten Wünschen entgegen zu treten; sie vertraue in dieser Hinsicht unbedingt auf die Weisheit und Vaterlandsliebe der obersten Landesbehörde. Weiter sagte die Kundgebung: „Die Mitglieder der Versammlung verpflichten sich, jedes an seinem Orte, mit Wort und That zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, zur Erweckung gegenseitigen Vertrauens, nöthigenfalls auch zur Sicherstellung der Personen und des Eigenthums alles Erforderliche beizutragen" —, u. s. f. Doch schon im nächsten Blatte

des „Beobachters“ las man in einem Aufsatze, der sich als ganz im Namen dieses Vereins sprechend ankündigte, die Veranstaltung sei ausschließend zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung in der Stadt bestimmt und die einfache Einleitung zur Bildung einer Art von Communalwache auf den Fall unruhiger Zeitumstände: — eine solche könne sich mit keinen politischen Interessen befassen, weder mit denjenigen einer Regierung, noch mit denjenigen einer Partei im Staate, u. s. f. Man sah demnach ganz deutlich, daß hier eine bewaffnete Kraft ohne die Autorität des Staates sich unabhängig aufstelle und daß sie sich als eine Zwischenmacht neben der Regierung und allfälligen Parteien betrachte. Die Vorsteherschaft, in welche fünf Officiere waren gewählt worden, die sämmtlich den neuern Ansichten abgeneigt waren und von denen mehrere im Auslande gedient hatten, und die Zusammensetzung des ganzen Vereins, in welchem man den größten Theil der kräftigeren Bevölkerung Zürich's und neben einigen wenigen bisherigen Liberalen beinahe alle entschiedenen Aristokraten und Gegner des Neueren entdeckte, bewies auf's deutlichste, daß hier eine von der Regierung unabhängig handelnde Macht stehe.

Die Commission der XXI begriff bald, daß ihr Antrag nicht mehr tauge. In der Versammlung des Großen Rathes vom 25. November sprachen während zehn Stunden etwa neunzig Votanten. Dem Anstoße von Uster Folge leistend, setzte der Große Rath am 27. das Verhältniß der Stellvertretung der Stadt Zürich auf ein Drittheil fest, und zwar so, daß ein zürcherischer Bürger auf keiner anderen Zunft wählbar sei. Nichts desto weniger drückte dieser Große Rath, nur wenige Tage nach der Versammlung von Uster, in seiner Kundmachung an das Volk sich noch ganz in dem Stile einer feststehenden Regierung folgendermaßen aus: „Wir ermahnen Euch daher, sämmtliche getreue Kantonsangehörige, mit väterlichem Wohlwollen, aber auch alles Ernstes, die Schranken gesetzlicher Ordnung zu beachten und künftig alle unruhigen Bewegungen, Zusammenrottungen und großen Volksversammlungen bei hoher Verantwortung zu vermeiden.“

Der größte Theil der Bewohner Zürich's war sehr betroffen. Die zahlreichen Freunde des Bisherigen stützten sich auf die Hoffnung, daß vermittelst näheren oder entfernteren Beistandes diese Krise vorübergehen und nach ihren Wünschen sich endigen werde. Der größte Theil der zürcherischen Liberalen war bestürzt. Er sah seine Hoffnungen

vereitelt oder doch sehr gefährdet. Man hörte viel davon sprechen, die ökonomischen Beiträge Zürich's an die Bedürfnisse des Staates, und noch weit häufiger, Zürich's Intelligenz, von der oft bis zur Uebersättigung gesprochen wurde, sollten weit mehr berücksichtigt werden. Selbst Dr. Friedrich Ludwig Keller hatte noch in den Stunden der Entscheidung im Großen Rathe mit mir davon gesprochen und gehofft, neben den 71 Stellen sollte eine freie Wahl für Zürcher behauptet werden können.

Eigene Auffassung der Lage der Dinge: Erwählung in den neu bestellten Großen Rath.

Ich war überzeugt, daß Zürich unter den damaligen Verhältnissen nicht zugleich ein Vorrecht und die freie Wahl behaupten könne, und daß es, wie alle Privilegirten, erst dann für alles Bessere empfänglich werde, wenn der Entschluß nicht mehr von ihm selbst abhänge, ob es gerecht, billig und klug sein wolle, sondern nur dann, wenn es sich wirklich genöthigt sehe, das zu werden und so zu handeln. Gleichwohl dachte ich mir das, was erfolgen werde, beinahe gerade so, wie es sich später entwickelte. Ich hatte schon im jugendlichen Alter, dem doch Manches verziehen wird, wegen der Bekleidung öffentlicher Beamtungen von 1798 bis 1803 Bitterkeiten in hohem Maße erfahren und die Abneigung mancher Vertheidiger des Alten noch weit später empfunden. Ich hatte gesehen, wie Heinrich Füßli nach Jahrzehnte dauernder Zurücksetzung erst als hochbetagter Greis einer doch meist kalten Schonung theilhaft zu werden begann. Meine Ueberzeugung und Vieles, was ich oft ausgesprochen oder gedruckt kund gethan und als Wunsch geäußert hatte, stimmten mit dem, was jetzt in Erfüllung gehen sollte, größtentheils zusammen, und mir blieb kein Zweifel übrig, daß ich mich nicht dazu bekennen sollte. Ob ich aber als alter Mann mich wieder wählen lassen, in die Magistratur eintreten und in dieser Stellung die neuen Grundsätze gegen beinahe alle meine Bekannten und die große Mehrheit meiner Mitbürger vertheidigen sollte, schien mir eine Frage, die reiflich erwogen sein wollte. In Gesellschaften mich herumzubeißen, war mir immer ekelhaft gewesen. Anspielungen, Vorwürfe, Ergüsse einer üblen Laune geduldig über mich ergehen zu lassen, fand ich eben so unerträglich, und vollends

verschmähte ich immer das, was ich bisweilen gesehen hatte, daß man nämlich in anderen Umgebungen Grundsätze und Collegen preisgab, wohl selbst gegen sie loszog, um sich in einem gefälligen Lichte bei der Gegenpartei darzustellen. Ich gedachte daher, zwar der Sache getreu zuzustimmen, dann aber mich nicht mehr wählen zu lassen; allein meine Familie und einige meiner Freunde, denen ich diesen Gedanken mittheilte, bestritten denselben so sehr, daß ich mich entschloß, einfach zu erwarten, was erfolgen werde.

Am Montag den 6. December, der für die Wahlen des neuen Großen Rathes bestimmt war, wurde ich von meiner Zunft, der Constafel, nach dem Bürgermeister Reinhard und dem Alt-Bürgermeister von Escher als drittes von fünf Mitgliedern gewählt, welche sie zu ernennen hatte. Ich benutzte die Antwort, welche ich meinen Wählern bei der Annahme der Wahl zu geben hatte, um zu erklären, daß ich gesonnen sei, die Grundsätze, zu denen der Große Rath sich bekannt habe, durchführen zu helfen und gerechten Ansprüchen der Landschaft entgegen zu kommen. Ebenso sprach ich mich aus, daß ich bereit sein werde, billige Forderungen des Obergerichtes zu unterstützen und die richterliche Gewalt unabhängiger zu machen. Ich bemerkte sogleich, daß diese Worte Vielen nicht gefielen, und doch äußerten, ehe man auseinanderging, die ersten Glieder der Versammlung noch mehr Bedenklichkeiten über den Schluß meines Vortrages, als über dessen Anfang.

Der Fischer-Zug in den aargauischen Freien Aemtern.

Zur nämlichen Zeit traf die Nachricht ein, im Aargau drohe ein Bürgerkrieg auszubrechen und ein bewaffneter Zug — nach einem Anführer, dem Schwanen-Wirth Fischer von Merischwanden, erhielt er den Namen Fischer-Zug — aus den Freien Aemtern setze sich gegen Aarau in Bewegung. Es sei unmöglich, dachte ich jetzt, daß in einem Kanton, wo keine alten Vorrechte vorhanden sind, wo das aristokratische Princip noch in seiner ersten Entwicklung ist, eine tief wurzelnde Entzweiung bestehen sollte. Allerdings hatte ich wenige Jahre vorher den Bürgermeister Herzog im Casino zu Zürich zu einigen unserer Staatsmänner sagen hören: ‹Notre constitution est foncièrement aristocratique›; doch hatte ich diese Worte an die politischen Raketen, die der gewandte Mann bisweilen

auswarf, angereiht und die Aristokratie noch nicht als sehr gefährlich angesehen. Aber ich wußte, daß, wenn in einem Freistaate ein Parteikampf ausbricht und Bürgerblut fließt, die geschlagene Wunde oft lange nicht mehr heilt, und überdieß besorgte ich, durch einen Parteikampf im Aargau möchte Vieles, das in den übrigen Kantonen gut gemacht werden sollte, verschlimmert werden. Ich schlug daher Reinhard vor, wir möchten eilends eine Abordnung hinsenden, um nach der Art der alten Eidgenossen in die Mitte der Entzweiten zu treten, um vor Allem aus Blutvergießen zu verhüten. Ich erbot mich, die Sendung zu übernehmen, und versprach ihm, ich werde, es möge stehen, wie es wolle, zwischen die Entzweiten treten. Er mißbilligte meine Absichten nicht, war aber so von dem Begriffe der Unabhängigkeit einer Regierungsgewalt erfüllt, daß er die unberufene Einmischung einer andern Regierung unzuläßig fand. Ebenso dachten noch andere Collegen, und er beschränkte sich darauf, einen Boten an den Bürgermeister Fetzer in Aarau abzusenden, um anzufragen, ob eine Abordnung nöthig oder erwünscht sei. Mittlerweile war der Knoten gelöst, zwar glücklicher Weise kein Blut geflossen; aber die Genossen des Fischer-Zuges hatten die Schinken und Würste der Aarauer, zum Theil auch der Lenzburger verzehrt, das Selbstgefühl vieler einflußreichen Männer des alten Aargaues verletzt, und so wurden gerade Diejenigen, die vor nicht vielen Jahren den liberalen Kern des wichtigen Kantons Aargau gebildet hatten, den neuen Entwicklungen abgeneigt gemacht.

Abordnung auf die zum 23. December nach Bern einberufene außerordentliche Tagsatzung.

Die Ausschreibung einer außerordentlichen Tagsatzung durch den Vorort Bern beschleunigte den zuerst auf den 20. December angesetzten Zusammentritt unseres Großen Rathes, den der Kleine Rath nun auf den 14. einlud. Seine nächste Aufgabe war, die dreiunddreißig indirecten Mitglieder in den Großen Rath zu wählen. Hieran schloß sich die Ernennung einer Commission, um den Antrag für die Instruction auf die außerordentliche Tagsatzung zu prüfen, welche der Kleine Rath entworfen hatte. Nach Usteri und Muralt wurde ich als drittes Mitglied in dieselbe gewählt. Sie trennte sich über den Inhalt des zweiten Artikels, nämlich über die Frage, wie man sich in Hinsicht

auf das durch viele Kantone verbreitete Bestreben des Volkes, die Rechte wieder zu erlangen, welche ihm 1798 zugestanden und welche durch die Mediation bekräftigt worden waren, benehmen solle, namentlich, ob man die gegenwärtigen Regierungen als eine dem Volke gegenüber stehende legitime Gewalt und den Bundesvertrag von 1814 nur als zwischen den Regierungen selbst geschlossen anzusehen habe. Usteri, ich und die überwiegende Mehrheit der Commission stimmten für die freisinnigere Meinung, weil wir tief überzeugt waren, daß der Versuch einer solchen Hemmung nicht nur im Widerspruche mit Allem, was bisher geschehen war, sei, sondern daß er den Gegnern des bisher Geschaffenen ein Mittel zu den nachtheiligsten Reactionen in die Hand legen würde. Muralt, der ohne Zweifel dieses Letztere zwar nicht wünschte, aber von den Ansichten unserer ältern Magistrate und dem hergebrachten Staatssysteme sich nicht trennen wollte, stand an der Spitze der Minorität. — Am 17. wurde ferner eine Commission zu Entwerfung der Verfassung, worin Usteri als Vorsitzer, ich als zweites Mitglied, ernannt. Bereits hatte der Grundsatz der Volkssouveränetät so viel Anerkennung gefunden, daß der Große Rath in § 5 seiner Kundmachung über die neue Staatsverfassung es aussprach, sie solle der Bürgerschaft des Kantons zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden. Am 18. endlich kam die Instruction zur Tagesordnung, und nach einer mehr als zehnstündigen sehr lebhaften Discussion wurde mit 153 Stimmen unser Majoritäts-Antrag vom Großen Rathe genehmigt.

Diese Instruction lautete: „Der Stand Zürich rathet und wünscht durch seine Gesandtschaft bei der Tagsatzung Folgendes: — Erstens. Die Eidgenossen sollen sich wehrhaft und kriegsfertig machen. Zu diesem Zwecke sollen die beiden Contingente an Mannschaft und Kriegszeug, wo es erforderlich sein mag, eidgenössisch gemustert und besichtigt werden. Für einen Nothfall in der Nähe soll die Landwehr in angemessene Wehrhaufen eingetheilt werden. Die Tagsatzung soll den Grund dieser Rüstungen, die ausschließlich zur Erhaltung der Neutralität der Schweiz bestimmt sind, der gesammten Eidgenossenschaft verkünden, u. s. f. — Zweitens (dieses nach dem Antrage der Mehrheit der Commission). Unsere Gesandtschaft soll in Bezug auf das vorörtliche Kreisschreiben vom 7. dies erklären, daß der Kanton Zürich zu keinen Mitteln Hand biete, um den Bestrebungen der Kantone

nach Verbesserung ihrer Verfassungen entgegen zu treten. Was die in einzelnen Kantonen ausgebrochenen Unruhen anbelangt, so hält der hiesige Stand dafür: um Ruhe und Eintracht herzustellen und durch diese größere Kraft zu entwickeln, sei es das beste und wirksamste Mittel, die angebahnten Verfassungsarbeiten beförderlich in eidgenössischem, freiem und volksthümlichem Geiste zu beendigen. Bewaffnete Einmischung der einen Kantone in die Angelegenheiten der andern erachte Zürich als die allgemeine Ruhe der Schweiz gefährdend und unzuläßig; wohl aber soll kräftige eidgenössische Vermittlung da eintreten, wo solche wider Verhoffen durch unglückliche Vorfälle nothwendig würde. — Drittens. Die Leitung der eidgenössischen Geschäfte soll mit dem 1. Januar folgenden Jahres in die Hände des Vorortes Luzern übergehen und die Tagsatzung, wenn sie bis zu diesem Zeitpunkte ihre Geschäfte nicht beendigt haben sollte, in Luzern fortgesetzt werden. Findet die Tagsatzung für gut, sich zu vertagen und für die Zwischenzeit dem Vorort eine eidgenössische Commission beizuordnen, so soll hiefür unsere Gesandtschaft Hand bieten." — Dieser dritte Artikel bezog sich darauf, daß man Spuren hatte, die inneren Kantone würden aus Mißtrauen gegen die liberale Stimmung des Kantons Luzern darauf antragen, die Tagsatzung in Bern verbleiben zu lassen, und dafür sowohl von dort her, als von der aristokratischen Partei überhaupt Unterstützung finden.

Am Schlusse der Sitzung war noch die Gesandtschaft auf die Tagsatzung zu wählen. Usteri, auf den die Mehrheit der Stimmen sich vereinigt hatte, lehnte die Wahl beharrlich ab und mochte dazu vorzüglich durch das unangenehme Verhältniß bewogen sein, in welchem er zu dem Vororte Bern stand, dessen politisches Verfahren er seit geraumer Zeit in der „Neuen Zürcher Zeitung" oft scharf tadelte und der dafür dieses Zeitungsblatt am 22. September in seinem Gebiete, Usteri dadurch noch mehr erbitternd, verboten hatte. Muralt, der nahe an 70 Stimmen, diejenigen, welche die angenommene Instruction mißbilligten, und noch einige andere, für sich hatte, erklärte sogleich, er könnte den Auftrag nicht annehmen, wenn auch eine Mehrheit sich für ihn erklären würde. Nun wurde ich ganz unerwartet und ungeachtet meines dringenden Ansuchens, mich nicht auf eine Tagsatzung zu wählen, die ich seit vielen Jahren vermieden, zum ersten Gesandten gewählt. Man drang sehr in mich, und ich sah, daß die Versammlung

einen großen Werth darauf lege, nicht länger hingehalten zu werden. Ich nahm an und hielt mich um so viel mehr dazu verpflichtet, weil die Instruction größtentheils in meiner Ueberzeugung lag und man voraussehen konnte, daß sie einer kräftigen Vertheidigung bedürfen werde. Der Oberamtmann Melchior Hirzel, der spätere Bürgermeister, der das Meiste zu der Instruction beigetragen hatte, und Dr. Hegetschweiler, der bedächtliche Redner von Uster, seitheriger Regierungs- und Staatsrath, waren meine Collegen. So ungern ich wegen meines schwachen Gesichtes und meiner Abneigung gegen das Tagsatzungsleben die Sendung übernahm, war ich doch nicht ohne Hoffnung für das Gedeihen der übernommenen Aufgabe. Usteri, der mir in starker Bewegung und sichtbarer Rührung guten Erfolg wünschte, versicherte ich, daß, habe ich jetzt einmal die Hand kräftig an das Werk gelegt, ich dieselbe nicht zurückziehen und weder zur Rechten noch zur Linken abweichen werde. — Der Zeitpunkt war ohne Zweifel bedenklich, und geübte Geschäftsmänner verrechneten sich damals politisch in hohem Maße. Im Hinausgehen aus dem Rathssaale sagte Reinhard traulich und bewegt zu mir: „Ihr wagt sehr viel! Man wird Euch auf der Tagsatzung mit einer solchen Instruction nicht aufnehmen, sondern abweisen.“ General Ziegler und noch Andere sprachen: „Wie Ihr in Bern eintrefft, werden die Franzosen von Westen, die Oesterreicher von Osten her in die Schweiz einrücken.“ Der „Beobachter“ und noch andere Blätter äußerten sich in beinahe dem nämlichen Sinne, und Usteri selbst hatte noch am 14. December sich in der „Neuen Zürcher Zeitung“ ausgedrückt: „Die nach Bern einberufene außerordentliche Tagsatzung wird eine Versammlung etlicher Tage sein.“ — Statt weggewiesen zu werden, wurden wir zwar als eine ungewöhnliche Erscheinung betrachtet, doch auf keine Weise zurückgesetzt. Die fremden Heere kamen nicht; sondern die europäische Diplomatie stutzte über unsere Rüstungen, und die Tagsatzung dauerte bis zum 9. Mai 1831.

Seit vielen Jahren war keine zürcherische Gesandtschaft, ohne einen Bürgermeister an der Spitze zu haben, auf einer Tagsatzung erschienen. Seit neunzehn Jahren hatte ich keiner solchen beigewohnt, war daher vielen schweizerischen Geschäftsmännern nur zum Theil bekannt und bei ihnen durch keinen äußeren Nimbus unterstützt. Ich sah mich an, als wäre ich plötzlich auf die wichtige Tagsatzung hingeschleudert worden, faßte aber nichts desto weniger festen Muth, und

von meinen Collegen fand ich mich auf das Beste unterstützt. — Ein ungewöhnlich tiefer Schnee hemmte die sonst so leichte Reise. Wir kamen am ersten Abend nur bis Lenzburg. Am folgenden Morgen getrauten die mit der Straße wohl bekannten Kutscher sich nicht anders als langsam zu fahren, weil die Seitengraben vom Schnee ganz ausgefüllt waren, und so kamen wir erst am dritten Tage nach unserer Abreise des Morgens zu Bern an, doch nicht ohne merkwürdige Belehrung. Im Aargau waren große politische Veränderungen vorgegangen. Männer, die lange Zeit zu einem zwar nüchternen, aber entschieden liberalen System sich bekannt, zu den Vorkämpfern gehört hatten und noch vor Kurzem in diesem Sinne aufgetreten waren, fanden wir jetzt verstimmt, mißmuthig und den beginnenden Entwicklungen abgeneigt. Der Fischer-Zug hatte bei einer großen Zahl aargauischer Männer solche Besorgnisse gegen radicale Fortschritte erzeugt, daß sie Alles, was jetzt gethan werden sollte, mit Mißtrauen ansahen. Umsonst stellten wir Denjenigen, die wir sahen und sprachen, vor, daß wir Zürcher einander schon zu wiederholten Malen in offenem Kampfe auf Leben und Tod entgegen gestanden, und daß es nicht der Mühe werth sei, sich über das bei ihnen Vorgegangene von einander zu trennen. Man hörte unsere Worte an; aber wir belehrten nicht.

In Bern angekommen, bemerkten wir leicht, daß man den Kanton Zürich als den Feuerherd einer bedrohlichen politischen Umwälzung und die ungewöhnlichen Gesandten als die Träger von Brandfackeln ansehe. Die Freunde des Bisherigen näherten sich uns mit einer Art von Neugierde und nicht weniger mit Mißtrauen. Je mehr ich meinen Auftrag durchzuführen entschlossen war, desto ruhiger glaubte ich auftreten zu müssen. Den Schultheißen von Bern und allen Gleichgesinnten kündigte ich an, daß, wenn schon unser System geändert, die Freundschaft Zürich's gegen seine Mitstände immer dieselbe sei. Man schien sich dessen zu freuen, behauptete aber, dem Heil des Vaterlandes sollten jetzt alle örtlichen Wünsche aufgeopfert werden. Bald bemerkte ich, daß meine Arbeiten über die vaterländische Geschichte mir einiges Ansehen verschafft hatten und vor mir hergegangen waren. Bei dem eidgenössischen Gruße machte ich aufmerksam, daß der Kanton Zürich seine jetzige kräftige Stellung und das Glück, nicht durch Factionen zerrissen zu sein, dem verdanke, daß die obern

Behörden selbst der Bewegung entgegen gekommen, daß sie den Bedürfnissen der Zeit freiwillig nachgegeben haben, daß es höchst nöthig sei, daß bei einem gewaltigen Sturme die Führer eines schwer beladenen Schiffes dasselbe zu erleichtern und das Ueberflüssige über Bord zu werfen verstehen, und daß man ja nie die Seekarte, den Compaß und das Senkblei mit dem Ballast oder mit Waaren, sollte man diese auch für kostbarer halten, verwechseln dürfe. Ich empfahl ein solches Verfahren jedem andern Kanton, der mit uns in ähnlichem Falle sei, vorzüglich aber der Eidgenossenschaft überhaupt.

Sogleich wurde beschlossen, für die Vorberathungen der politischen und diplomatischen Verhandlungen eine Commission aus sieben Gliedern aufzustellen. Der in die Geschäfte tief eingeübte Schultheiß Fischer war als Präsident des Vorortes das erste. Auf eine bemerkenswerthe Weise zeigte sich die vorherrschende Stimmung der Tagsatzung; denn nicht der Schultheiß Amrhyn, bevorstehender Präsident des künftigen Vorortes Luzern, ein äußerst arbeitsamer, umsichtiger und bisher geachteter Geschäftsmann, sondern der Landammann Kosmus Heer von Glarus wurde an die zweite Stelle ernannt, ein kluger, bedächtiger, mit den allgemeinen Angelegenheiten vertrauter Mann, vortrefflich als Landammann in seiner Heimat und derselben bei gemeineidgenössischen Angelegenheiten nie vergessend, obgleich er unzweifelhaft eben so gut und eben so gern das Bürgermeisteramt des alten Zürich oder das Schultheißenamt des alten Bern würde bekleidet haben. Den dritten Platz erhielt Amrhyn, den vierten der geschickte, gewandte, beinahe immer angenehm auftretende Bürgermeister von Meyenburg, der in dem kleinen Schaffhausen die lehrreiche Laufbahn der Staatscanzlei zu seiner politischen Ausbildung wohl zu benutzen verstanden hatte, den fünften der redliche, seit vielen Jahren den Tagsatzungen und den Eidgenossen bekannte Landammann Sidler von Zug. Ungeachtet noch Bürgermeister, Schultheißen und Landammänner übrig waren, blieb die zürcherische Gesandtschaft nicht vergessen, obgleich ihr nicht nur von dem aufrichtigen Greisen, der sich in Zürich gegen mich ausgesprochen hatte, sondern noch von vielen Andern ein schlimmer Empfang oder sogar eine Ausschließung war geweissagt worden. Ich war das sechste Mitglied, und nach mir wurde der Obrist Dufour von Genf gewählt, der um das eidgenössische Wehrwesen Verdienste hat und in dem kriegerischen Zeitpunkte der Commission desto nöthiger

war. Wir Zürcher waren bald einverstanden, fremden Diplomaten keine Besuche zu machen, weil die Tagsatzung nur eine außerordentliche, von jenen mehr als eine Zumuthung zu erwarten war. Viele Gesandtschaften handelten wie wir.

Den ersten Theil unserer Instruction setzten wir mit Nachdruck, und bald von vielen Ständen unterstützt, glücklich durch. Die Tagsatzung erklärte im Namen der Eidgenossenschaft den festen Willen, die Neutralität mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu handhaben. Die Kundmachung vom 27. December sprach auf den Fall eines ausbrechenden Continentalkrieges den Grundsatz einer strengen Neutralität mit allen Stimmen und ungetheilter Ueberzeugung aus. Die Tagsatzung erklärte sich im Namen der zweiundzwanzig Stände schweizerischer Eidgenossenschaft fest entschlossen, die Neutralität unverbrüchlich zu handhaben und alle zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung zu bringen, um ein Recht zu behaupten, das der Eidgenossenschaft als freiem, unabhängigem Staate zusteht und ihr durch feierliche Staatsverträge gewährleistet worden ist: „Den Frieden wünschend, doch ohne Furcht vor Kampf und Gefahr, setzt die Tagsatzung im Geiste ruhmwürdiger Väter ihre Hoffnung auf Gott, der die Schicksale der Völker leitet; sie verläßt sich auf das Gewicht des guten Rechtes und auf den mannhaften biedern Sinn des Schweizervolkes.“ Zwanzig Stimmen beschlossen, beide Contingente sollten marschfertig gehalten, die Landwehr organisirt, Generalstäbe aufgestellt, Inspectionen vorgenommen werden, u. s. f. — In Hinsicht auf den zweiten Punkt unserer Instruction wurde der Grundsatz der Nicht-Intervention bei inneren Bewegungen und Verfassungs-Veränderungen nicht so ausdrücklich beschlossen, als anerkannt. Wo die Sicherheit gestört und Auflösung gesetzlicher Ordnung eingetreten wäre, ward von manchen Ständen, wofern die gütliche Vermittlung nicht hinreichend erfunden würde, eine ernstere Intervention verlangt. Bern sah jede berathende Dazwischenkunft als unbefugt an. In der Sitzung vom 27. December vereinigte sich die Tagsatzung zu folgender Erklärung: „Die Tagsatzung huldigt einmüthig dem Grundsatz, daß es jedem eidgenössischen Stande, Kraft seiner Souveränetät, frei steht, die von ihm nothwendig und zweckmäßig erachteten Abänderungen in der Kantonsverfassung vorzunehmen, sobald dieselben dem Bundesvertrag nicht zuwider sind. Es wird sich demnach die Tagsatzung auf keine Weise in solche bereits vollbrachte

oder noch vorzunehmende constitutionelle Reformen einmischen." — Auf das Verbleiben der Tagsatzung in Bern trug Uri an, und Schwyz erklärte, daß es ihm beistimmen könnte, weil Luzern, mit seiner Verfassungsveränderung beschäftigt, noch keine Gewährleistung gebe, daß in seinem neuen Grundgesetze nichts dem Bundesvertrage Zuwiderlaufendes sich finde. Die zürcherische Gesandtschaft hielt an ihrer Instruction fest, und alle Stände vereinigten sich, daß am 5. Januar 1831 die Tagsatzung in Luzern wieder eröffnet werden sollte.

Ueber die Beziehungen zum Auslande vernahm man, was von dem Geschäftsträger in Paris berichtet wurde, daß der französische Minister Sebastiani sich geäußert habe, wenn die andern Mächte sich in die schweizerischen Angelegenheiten mischten, so müsse Frankreich das Nämliche thun.

Die Sitzungen der Tagsatzung und der Siebner=Commission nahmen die kurze Tageszeit und die Abendstunden selbst so in Anspruch, daß ich dieses Mal Bern kaum sah. Ein Besuch auf dem Museum fand auf Kosten der Mittagstafelzeit statt: der pflichttreue Barry (einer der merkwürdigen Hunde vom St. Bernhardsberg, der einen im Schnee steckenden Mann retten wollte, von diesem aber als ein Raubthier angesehen wurde), den die Verkennung seiner Hülfsbegierde mit einer tödtlichen Verletzung belohnt hatte, zog mich dort durch die wehmüthige Erinnerung vor allem Anderen an. Wenige der Freundschaft und einigen Bekannten gewidmete Besuche waren die einzigen Erholungen.

In ungewöhnlichem Maße zog Zürich's Gesandtschaft die Aufmerksamkeit der Liberalen in Bern auf sich. Sie sahen Zürich und uns als die Stützen ihres Systemes an, und während der wenigen freien Stunden folgten kleinere und größere Besuche, die zunächst meinen Begleitern galten und nachher auch auf mich übergingen, einander nach. Die Aristokratie werde in keinem erheblichen Punkte nachgeben, und die Freisinnigen werden nicht zurückbleiben wollen: das war das Hauptthema der Mittheilungen, die man uns machte. Einen Beweis der Folgen der Preßverbote lieferte dasjenige der „Neuen Zürcher Zeitung" im Kanton Bern. Mit einer Hand voll Exemplare derselben konnte man damals in Bern nicht nur bei den Republikanern, sondern bei jedem, der nicht entschieden conservativ war, beinahe Schlösser und Riegel öffnen und Geheimnisse erkaufen. Ein älteres Blatt wurde mit dankbarer Freude angenommen und ging durch die Hände ganzer

Bekanntschaften; ein neues war eine Kostbarkeit. Auf der Reise bettelten Wirthe und Beamte, die man sah, um eine solche, und wenn man nach elf Uhr zu Bette ging und das Frühstück auf fünf bestellte, so erklärten die leselustigen Wirthsleute frohlockend, das oder die Blätter, die man ihnen überließ, sollten dennoch gelesen werden.

Am 30. December schloß sich die letzte Sitzung nach zwei Uhr. Wir hatten uns die diplomatischen Einladungen verbeten, machten unsere Abschiedsbesuche und verließen vor halb vier Uhr das schöne, großen Veränderungen entgegengehende Bern. Während der heftigen Kälte der letzten Tage hatte der tiefe Schnee sich in eine feste, schnell zu durchfliegende Bahn gestaltet. Wir kreuzten uns in der Nähe von Hindelbank mit dem eilends von Wien herbeijagenden Grafen von Bombelles, dem der preußische Freiherr von Otterstädt um ein paar Tage zuvorgekommen war, und trafen am 31. Abends in Zürich wieder ein. Beinahe alle Gesandtschaften hatten sich vorgesetzt, unmittelbar nach Luzern hinüber zu gehen. Wir Zürcher, die jeder zu Hause noch Verschiedenes zu bestellen hatten, mußten unsere Zeit auf's Möglichste zusammennehmen.

Uebersiedelung der außerordentlichen Tagsatzung nach dem neu eintretenden Vororte Luzern; Anzeichen von weiteren Veränderungen, besonders auch in Bern.

Am 3. Januar 1831 Abends trafen meine Collegen und ich in Luzern ein. Dem alten Herkommen dankte ich es, daß mir noch manche Excellenz gespendet wurde von Gesandten der kleinen Kantone, von Wallis, Tessin u. a. m., bis ich sie zu wiederholten Malen belehrt hatte, ich sei keine solche, und meine Meinung äußerte, dieser Name würde besser für schweizerische Magistraten unter sich selbst aufhören. An sich unbedeutend, aber doch kurzer Erwähnung werth ist noch eine etwelche Aenderung in der Tischordnung der Tagsatzungsgesandten, die ich in Luzern bei meiner Ankunft vollzogen vorfand. Bisher saßen auf den Tagsatzungen diejenigen Gesandtschaften, welche gemeinsam speisten, bei der Tafel in der Regel nach der Rangordnung ihrer Kantone, also Zürich obenan, dann Bern, Luzern, Uri u. s. f. Mir war, gegen meine Einwendungen, zu Bern dieser Ehrenplatz beinahe aufgezwungen worden; Schultheiß Amrhyn, der für 1831 bevorstehende Vorsitzer der

Tagsatzung, wollte meiner Aufforderung, denselben einzunehmen, nicht nachgeben. In Luzern waren nun aber die anderen Gesandten uns Zürchern, welche später eintrafen, zuvor gekommen, unter ihnen Schultheiß Fischer in Bern, der zu Bern, als nicht im Gasthofe wohnend, nicht in Betracht gekommen war; einige seit Langem unter sich bekannte Amphiktionen hatten gefunden, daß es doch nicht angehen könne, daß ein bloßer Rathsherr von Zürich einem Schultheißen von Bern und anderen so geheißenen Häuptern vorsitze. So fanden wir bei unserer Ankunft eine der neueren Zeit angemessene Tafelordnung schon vor: der Schultheiß von Bern saß jetzt in der Mitte der einen Seite der langen Tafel, und mir war ihm gegenüber ein Stuhl vorbehalten. Das Resultat der vorangegangenen langen Rathschläge stimmte also mit meinen eigenen Wünschen überein; daß dasselbe so großer Erwägungen bedurft hatte, war mir zu vernehmen nicht unergötzlich.

Am 5. Januar wurde die Tagsatzung eröffnet, und Zürich's Gesandtschaft, den Gesinnungen seines Großen Rathes und ihren eigenen Wünschen gemäß, arbeitete, von mehreren anderen unterstützt, auf eine baldige Auflösung derselben hin; allein es zogen am politischen Horizonte mehrerer Kantone solche Wolken auf, daß an keine baldige Verwirklichung dieser Absicht zu denken war. In Bern wurden die Bewegungen immer stärker. Neben der politischen Aufregung, die beinahe das ganze Land durchzog und an der viele freisinnige Bürger der Hauptstadt selbst theilnahmen, wogte im ehemaligen Bisthum Basel eine mächtige Gährung, die auf gänzliche Trennung von dem alten Kanton und entweder auf Anschließung an Frankreich, oder auf Selbständigkeit ausging. Das Hochgefühl der Regierung und deren Mißtrauen gegen die den liberalen Verfassungsveränderungen gewogenen Kantone, deren Einmischung man scheute, erlaubten es nicht, sich an die Eidgenossen zu wenden. Man versuchte, sich auf geworbene Leute, überhaupt auf eigene Kräfte zu stützen, bis endlich am 13. Januar das Gefühl der Nothwendigkeit, einer immer steigenden Bewegung nachzugeben, eine Mehrheit von 186 Gliedern des Großen Rathes bewog, entgegen einer Minorität von 32, diese oberste Landesbehörde sich als provisorisch erklären zu lassen und einem schon früher ernannten Ausschusse von elf Gliedern die Organisation eines Verfassungsrathes zu übertragen. Dies geschah sogleich. Die Bevölkerung wurde dabei zu Grunde gelegt und die Zahl der Glieder auf 111 bestimmt.

Ein solches Ergebniß konnte in Bern nicht ohne heftige Zuckungen vorgehen, und man konnte auch in Luzern Spuren davon deutlich wahrnehmen. Dem klugen Schultheißen Fischer, der bei der Leitung und Berathung der allgemeinen Angelegenheiten niemals Verlegenheit gezeigt, der auch Umsicht mit Festigkeit ruhig zu vereinigen gewußt hatte, fieng es an zu gehen, wie manchem geschickten Arzte bei eigenen Krankheiten oder bei denjenigen der Seinigen. Er wurde unsicher, unruhig und verlegen, weil er, wie es nicht selten Leuten geht, die sich in einer höheren Stellung fühlen, nicht selbst, sondern durch Andere handeln wollte. Im engen Kreise, namentlich in der Siebner-Commission, hörte man ihn, doch mehr in allgemeinen, als in bestimmten Aeußerungen, über die Unbill der Zeiten, die verkehrten Ansichten der Menschen und dergleichen klagen und fragen, ob man diesen Dingen zusehen könne. Ganz deutlich sprach er sich nicht aus; aber Heer und von Meyenburg, gleichsam die Flügeladjutanten eines höher stehenden Feldherrn, sprachen bestimmter. Der letztere machte auf Sentenzen aufmerksam, die der bewegte Schultheiß während der Sitzung der Siebner-Commission auf einen vor ihm liegenden weißen Bogen geschrieben hatte, wie: ‹Jam documenta damus qua simus origine nati› — ‹Aetas parentum pejorans tulit nos nequiores, mox daturos progeniem vitiosiorem›. — „Man muß nothwendig etwas thun“, sagten Beide. Wiederholt war meine Antwort: „Ich muß wissen, was es betrifft und was man fordert“ —, und Sidler, der sich an mich anschloß, that das Nämliche. Nie kam es zu einer deutlichen Erklärung, und am 10. Januar kehrte Fischer nach Bern zurück, ohne ganz Abschied zu nehmen, so daß seine Stelle in der Siebner-Commission nur einstweilig besetzt wurde.

Anfang der Mißverständnisse im Kanton Basel.

Kaum war in dem größten und wichtigsten Kanton der Umschwung eingeleitet, als aus Basel sehr beunruhigende Nachrichten eintrafen. Dieser Kanton, der vor wenigen Jahren durch seine Freisinnigkeit die alten eidgenössischen Staatsmänner oft bekümmert, den großen europäischen Cabineten durch den beharrlichen Schutz politischer Flüchtlinge, die sie für gefährlich hielten, Anstoß gegeben und unlängst den im Rufe des entschiedensten Radicalismus stehenden Dr. Troxler, der durch

seine eigene Landesregierung von der Lehrstelle zu Luzern war entfernt und selbst von Usteri mehrere Male öffentlich mißbilligt worden, als Professor an seine Universität berufen hatte, spaltete sich jetzt auf die bedauerlichste Weise. Gleichwie im Kanton Zürich, war die Hauptfrage, wie das Verhältniß der Stellvertretung im Großen Rathe zwischen dem Hauptorte und dem übrigen Lande ausgemittelt werden sollte. Im Kanton Basel gab die Bevölkerungszahl dem Hauptorte ungefähr zwei Fünftheile, den äußeren Bezirken drei Fünftheile. Im Kanton Zürich war dieses Verhältniß ungefähr eins zu siebzehn. Mochten die Städter in Basel es staatsrechtlich befremdlich finden, daß ihre Landschaft beinahe die nämliche Forderung mache, wie die zürcherische, so konnten sie in politischer Hinsicht es nicht übersehen, daß durch Entgegenkommen ihr Einfluß keine große Gefahr laufe. — Man sprach davon, der Landschaft ein Uebergewicht von vier Stimmen im Großen Rathe zuzutheilen, indessen ein Theil der Städter nicht über die Hälfte hinausgehen wollte, eine bedeutende Zahl von Landbewohnern hingegen gänzliche Gleichheit der Stellvertretung nach der Volkszahl forderte. Allerdings konnten die Städter wissen, daß in der Stellvertretung der Landschaft sich neben tüchtigen und manchen redlichen Männern auch sehr roher Stoff finden werde; aber sie hätten versichert sein können, daß, wenn sie der Landschaft sechszehn bis zwanzig Stimmen mehr, als der Stadt, eingeräumt hätten, sie dennoch einen entscheidenden Einfluß im Großen Rathe bei jeder billigen Sache würden ausgeübt haben. Allein Basel war ungeachtet seiner großen Liberalität zu sehr gewöhnt, deren Wirkungen nur aus eigenem Rathschlusse hervorgehen zu lassen. Manche konnten es nicht ertragen, Menschen, die sie in Beziehung auf Bildung oder auch auf Vermögen als weit unter sich stehend betrachteten, zahlreich um sich zu sehen, und noch Andere fürchteten, Vermögenssteuern und dergleichen möchten durch eine landschaftliche Mehrheit beschlossen werden und sie auf eine ungewohnte Weise berühren. In wenigen Wochen standen in dem Kanton, der noch vor Kurzem als der Feuerherd der Demokratie war angesehen worden, die Parteien einander schärfer entgegen, als kaum irgendwo, und an der Spitze beider Lager waren Männer, die kurz vorher politisch Hand in Hand gegangen waren, und zwar so, daß die jetzt zur Stabilität sich neigenden Personen vorher die Führer, die nunmehrigen Demokraten und Demagogen hingegen die Begleiter oder die Geführten gewesen waren.

Schon am 8. Januar 1831 hatte die Regierung von Basel dem Vororte von den dortigen Verhältnissen Kenntniß gegeben. Sie äußerte Besorgnisse, ein Bürgerkrieg möchte ausbrechen, und verband damit den Wunsch, der Vorort möchte diese Mittheilung an die Tagsatzung bringen; aber wegen des in der Landschaft Basel gehemmten Postenlaufes gelangte dieser Brief erst am 11. Morgens an den Vorort. Mittlerweile hatte die Gesandtschaft von Basel Kunde erhalten, daß die Regierung wieder mehr Muth fasse. Es gelang ihr, den Präsidenten der Tagsatzung, der auf den Abend des 11. die Basler Angelegenheit derselben vorzulegen gedachte, davon abzuhalten. Doch am 12. wußte man bei der Tagsatzung, daß eine gewaltsame Krisis in Basel zu besorgen sei, und Diejenigen, die kurz vorher eine baldige Auflösung der Tagsatzung gefordert hatten, mußten sich von der Nothwendigkeit ihres Beisammenseins überzeugen. Die zürcherische Gesandtschaft (Hirzel und Hegetschweiler waren nach wenigen Tagen nach Zürich zurückgekehrt und trafen später nur einzeln auf kurze Zeit wieder ein, so daß ich während der letzten Monate allein blieb) drang darauf, daß die Tagsatzung aus sich selbst von der Lage der Sachen im Kanton Basel Kenntniß nehme, um drohenden Unfällen zuvorzukommen. Die baslerische Gesandtschaft setzte gegen eine solche Einmischung, welche sie als unnothwendig bezeichnete, ihre Einwendungen fort, und nicht eher, als am 14., trat die Tagsatzung über diesen wichtigen Gegenstand ein. Der Appellationsrichter His — derselbe hatte den Familiennamen seines Vaters, des helvetischen Directors Ochs, aufgegeben, nicht bloß aus allgemein politischen, sondern auch aus näher liegenden individuellen Erwägungen — war in Luzern angekommen und hatte amtlich die Nachricht gebracht, daß die Thätlichkeiten eröffnet, zu Liestal eine provisorische Regierung aufgestellt, eine Eidesleistung daselbst vorgenommen worden sei; auch sei von Seite der benachbarten großherzoglich badischen Behörden Hülfe für die Stadt Basel angeboten. Man vereinigte sich zur Absendung von vermittelnden Abgeordneten; Basel allein wollte nicht dazu Hand bieten und enthielt sich der Abstimmung. Ungeachtet mehrere Gesandtschaften das Bedürfniß einer schnellen Abreise derselben einsahen, wurde die Berathung ihrer Instructionen der Siebner-Commission zugewiesen, die um sieben ein halb Uhr Abends der Tagsatzung ihren Antrag vorlegte. Die Tagsatzungs-Sitzung dauerte jetzt bis gegen Mitternacht, und als Abgeordnete wurden Landammann Sidler von Zug und

Staatsrath Schaller von Freiburg gewählt. Die Tagsatzung erklärte, sie mische sich nicht in die Verfassungsveränderung, wolle aber Herstellung der Ruhe und Ordnung, Niederlegung der Waffen von Seite der Landschaft und Einstellung der kriegerischen Rüstungen der Stadt.

Man wünschte schnelle Abreise der Abgeordneten, und der Präsident empfahl die Stunde von sechs Uhr Morgens des folgenden Tages, des 15. Allein so sehr auch Andere auf diesen Zweck hin arbeiteten, schien eine geheime Kraft auf den Pferdehalter zu wirken; die Pferde kamen mehrere Stunden später hergegangen, und sei es, daß sie erlahmt waren oder selbst die Peitsche des Fuhrmanns sich gehemmt sah, die Abgeordneten kamen bis auf den späten Abend des 15. nicht weiter als bis Olten. Die aus Basel-Landschaft verbreitete Nachricht von bevorstehenden kriegerischen Maßregeln der Regierung von Basel bewog sie, wieder aufzubrechen. Um zwei Uhr Morgens des 16. zu Liestal angekommen, erhielten sie von Bekannten und anderen Personen die Zusicherung, Alles sei zur Ruhe zurückgekehrt. Doch als sie am 16. gegen Mittag ihre Reise fortsetzten, trafen sie die vorrückende erste Abtheilung der von der Regierung abgeschickten Executionstruppen an. In Basel fanden sie eine große Aufregung unter den Einwohnern. Die Regierung zeigte Empfindlichkeit, daß die Proclamation der Tagsatzung alle Einwohner zu Niederlegung der Waffen auffordere, machte zwar Hoffnung für Schonung und baldige Einstellung der kriegerischen Maßregeln, behielt sich aber gegen die Hauptschuldigen die Kraft der Gesetze und das Einschreiten der unabhängigen richterlichen Gewalt vor. — Man kann den Gedanken nicht unterdrücken, daß, wenn die Abgeordneten vor dem Ausmarsche der Basler in der Stadt eingetroffen wären, es ihnen hätte gelingen müssen, durch kräftige Einwirkung dieselben zurückzuhalten, und daß so vielleicht das nachherige Unheil und die Zerreißung des Kantons Basel vermieden worden wäre.

Mehrere Tage lang kamen nur Gerüchte zur Kunde des Vorortes und der Tagsatzung. Doch brachte am 16. vor Mitternacht ein Eilbote der zürcherischen Gesandtschaft eine Mittheilung des Staatsrathes ihres Kantons, welche die Anzeige enthielt, ein Individuum aus der Stadt Basel sei zu Zürich eingetroffen und berufe sich auf Anweisungen, die es von seinem Standeshaupte und dem Militärcommando in Basel erhalten habe. Dieser Anzeige war der Auftrag beigefügt, dem zürcherischen Staatsrathe zu berichten, was für Nachrichten mittlerweile

von den Abgeordneten nach Basel oder von der dortigen Regierung zu Luzern angekommen seien. Die amtliche Mittheilung des zürcherischen Staatsrathes war so kurz, daß ich zu deren Beleuchtung hier eine Zuschrift Usteri's an mich, vom 16., sprechen lasse, aus welcher theils der seltsame politische Charakter jenes Individuums aus Basel, theils die gespannten und gefährlichen Verhältnisse jener Tage und die gereizte Stimmung Usteri's, der doch seit dem letzten Spätjahre von dem Bedürfnisse der Mäßigung tief überzeugt war, vollständig hervorgehen. Usteri schrieb: „Ein Quidam von Basel, den man Hauptmann Schmid nennt, kommt letztere Nacht mit einem Briefe Lichtenhahn's an den Oberst Bürkli, um zu fragen, wie sich's mit den freiwilligen Zuzügern verhalte, die von einigen Tollhäuslern der Stadt Basel verheißen wurden, und bittet zugleich Zürich, beim Vorort und bei der Regierung des Aargaues einzuwirken, damit die Insurgenten aus dem Aargau keine Hülfe erhalten. Der Oberst Bürkli läuft zu seinem Schwager (Bürgermeister Wyß), und dieser convocirt den Staatsrath. Man erzählt uns und sagt, den Brief könne man nicht zeigen; dennoch nennt man diese Parteigänger-Berichte gewissermaßen officiell, und es wird angetragen, an die Regierung in Aarau und an den Vorort zu schreiben, im Sinne der Wünsche und durch Expresse. Ich protestirte feierlich und verwahrte die Rechte competenter Behörden gegen solche erschlichene Maßnahmen, die, auf nichts, das man nur zeigen dürfte, gegründet, Schlimmes schlimmer machen und Gefahr für uns und Andere herbeirufen müßten. Um doch etwas zu thun, sandte man einen Expressen an Sie, wogegen ich nichts einzuwenden hatte. In der Stadt Basel ist man toll. Wenn die Tagsatzung Jemand hingesandt hat, so muß dieser, denk ich, die Regierung zu Abdication und Amnestie bewegen. Denn das ist ja ganz à la Karl X. und verdient dessen Schicksal. Ich beschwöre Sie, die Tagsatzung von Maßregeln abzuhalten, welche überall nur Oel in das Feuer gießen würden." — Doch noch ehe ich diesen Privatbrief erhielt, hatte ich im Einverständnisse mit dem inzwischen auch wieder eingetroffenen Hegetschweiler unserem Staatsrathe geantwortet. In diesem Briefe äußerte ich u. A.: „Höchst überraschend mußte das Geschehene für die Unterzeichneten sein, wenn man die anscheinende Gleichgültigkeit bedenkt, mit welcher die Gesandtschaft von Basel sich in den letzten Tagen hier benahm. Wenn die Sache nicht durch die klugen Maßregeln Tit. ohne Wirkung geblieben wäre, so

hätte sie leicht in unserem Kanton die bedenklichste und folgenreichste Gegenwirkung hervorbringen, andere bewegte Theile der Schweiz nach sich reißen und das Vaterland einer allgemeinen Zerrüttung preisgeben können."

Ueber dieses Ereigniß und Anderes, was während meiner Abwesenheit auf der Tagsatzung im zürcherischen Staatsrathe verhandelt wurde, fand ich in dessen Protokoll nichts eingetragen. Wiederholt versicherte mich Staatsschreiber Hottinger, es sei über diese Verhandlungen nichts aufgezeichnet worden, was mir aber als etwas zu Ungewöhnliches erscheint.

Die am 20. Januar zu Luzern wieder angekommenen Abgeordneten erkannten selbst an, daß, wenn sie zwei Tage früher in Basel hätten eintreffen können, viel Uebles vermieden worden wäre. Schon damals sprach Landammann Näf, der Gesandte von Appenzell, in der Tagsatzung sich dahin aus, treuer Rath sei wichtig, und dieser gehe auf Großmuth und Nachsicht; Kraft allein reiche nicht hin. Graubünden, Waadt, Genf und Zürich sprachen von Amnestie. Michel von Flüe, der Gesandte Obwalden's, dagegen meinte: es sei nun klar, daß Alles wolle reich und Herr werden; der Schuhmacher werde bald keine Schuhe mehr machen, u. s. f. Den Gesandten von Bern hielt der Beschluß seines Großen Rathes nicht ab, zu finden, jetzt sei es nicht nothwendig, etwas Mehreres zu thun.

Die Mißhelligkeiten im Kanton Schwyz.

In diesen Tagen kamen die Mißhelligkeiten im Kanton Schwyz bei der Tagsatzung ebenfalls zur Verhandlung. Der Bezirk March schien ganz von Einem Sinne belebt, weil der Landammann Joachim Schmid von Lachen damals die Sache der äußeren Bezirke redlich zu vertheidigen schien. Die Bezirke March, Einsideln, Pfäffikon und Küßnach, obgleich in dem zuletzt genannten eine starke Minorität noch Schwyz zugethan war, verlangten durch ihre Abgeordneten, den genannten Schmid und den Landammann Benziger von Einsideln, die Hülfe der Tagsatzung oder vielmehr Trennung von Schwyz. Sie beschwerten sich, daß ihnen, den Aeußern, obgleich sie die Mehrheit bildeten, durch die Verfassung nur ein Drittheil der Stellvertretung eingeräumt sei, noch mehr aber, daß der Wochenrath des alten Bezirks

Schwyz die Regierung führe. Sie verlangten wenigstens die Herstellung des staatsrechtlichen Zustandes, der während der Mediationszeit stattgefunden habe. Nach kurzen Zwischenräumen fanden die Abgeordneten sich wiederholt in Luzern ein, und es bedurfte der kräftigsten Vorstellungen, um sie zu ruhiger Erwartung der weiteren Schritte der Tagsatzung zu vermögen und eine voreilige Trennungserklärung zu verhüten. — Die schwyzerischen Angelegenheiten hatten seit mehreren Wochen die ganze Aufmerksamkeit der Bewohner des Kantons Zürich und der übrigen nordöstlichen Schweiz auf sich gezogen; allein durch die Vorgänge im Kanton Basel traten sie in den Hintergrund.

Einwirkungen des verschärften Gegensatzes im Kanton Basel auf die in liberaler Umgestaltung begriffenen Kantone: Gefahr eines allgemeinen Bürgerkrieges.

Der Ausmarsch der Basler gegen Liestal erregte in denjenigen Kantonen, wo die freieren Ansichten Wurzel gefaßt hatten, eine heftige Bewegung. Man sah die Stadt Basel als den Punkt an, aus welchem eine allgemeine Reaction und die Niederdrückung der freieren Aufstrebungen ausgehen sollten. Schaffhausen betrachtete man beinahe aus demselben Gesichtspunkte. Die Bataillone, welche Bern zunächst gegen die Bewegungen im Jura aufgeboten hatte, hielt man für einen Bestandtheil des gegen die Freiheit organisirten Schlachthaufens. Durch die Kantone Bern, Solothurn, Luzern, einen Theil des Aargaues, den größten Theil der Kantone Zürich, Thurgau, St. Gallen und bis nach Appenzell und Glarus gährte Mißtrauen, und viele Tausende waren zum Kampfe bereit, um so viel mehr, da sie wußten, daß Basel, wo man Angriffe von aufgeregten Volksmassen fürchtete, bei verschiedenen mit ihm gleich gesinnten Städten und Kantonen Hülfe suche. Fischer von Merischwanden, der nicht weniger rasche Morell von Hitzkirch und andere Männer, die auf das Volk wirken konnten, ermahnten dasselbe, schlagfertig zu sein, um jeden Augenblick gegen Basel ziehen zu können. In vielen Gegenden glaubte man, zwischen Basel und einigen andern Städten und Kantonen bestehe bereits ein Einverständniß. Am Zürichsee und in anderen Gegenden des Kantons Zürich warteten Tausende auf das Loosungszeichen.

Mir blieb es nicht unbekannt, wie groß zur nämlichen Zeit in

Zürich die Aufregung und die Theilnahme an der Sache der Stadt Basel war. Man wußte, daß die provisorisch noch bestehende zürcherische Regierung nur so lange eine solche sei, als Alles ruhig seinen Weg gehe, daß hingegen Gewalt und Autorität über die Stadt Zürich einzig in den Händen des am 23. November 1830 im Schützenhause organisirten Vereins liege. Dies ging so weit, daß der Befehlshaber der Stadtgarnison mit diesem Vereine einverstanden und selbst die Wächter auf den Thürmen angewiesen waren, bei einer Volksbewegung auf keinen Befehl zu achten, als auf denjenigen des Generals Ziegler und seiner vier Mitvorsteher. Das Alles wurde nachher von Einverstandenen mit Lächeln zugegeben, war aber zu jener Zeit höchst ernsthaft. Es wurde bekannt, daß die zahlreichen aufgeregten Männer in den Kantonen Bern, Aargau, Luzern, Solothurn und Basel-Landschaft, die einen Angriff auf die Stadt Basel beabsichtigten, aus dem Zeughause zu Aarau sich rüsten und über das dortige Geschütz für ihre Unternehmung verfügen würden; allein man wußte nicht weniger, daß auch die Kampflustigen vom See und aus dem übrigen Kanton Zürich, die ihnen zusagenden Toggenburger und andere Zuzüger nicht leicht bewaffnet, sondern ebenfalls wohlgerüstet den Zug mitmachen wollten, und daß durch den größten Theil dieser Volksmassen die Rede gehe: „Wenn wir zu Basel Ordnung gemacht haben, so wollen wir auf dem Rückwege mit ihren Freunden und Gehülfen rechnen."

Sehr leicht war demzufolge vorauszusehen, daß bei einem plötzlichen Aufbruche aus dem Kanton Zürich die Wegziehenden sich in dem zürcherischen Zeughause mit Kriegsbedarf und mit schwerem Geschütze würden versehen wollen; aber eben so wenig war zu zweifeln, daß bei der damaligen Stimmung der großen Mehrheit des zürcherischen Stadtvereines dieser sogleich die Fallbrücken aufziehen, das Geschütz auf die Wälle führen und den entschiedensten Widerstand anwenden würde. Daß auf einen äußersten Fall in Graubünden und noch an anderen Orten Hülfe für Basel bereit stehe, war nicht weniger kund geworden. Ohne verblendet zu sein, konnte sich Niemand verbergen, daß nach den großen Zurüstungen, welche die Basler gemacht, und vermittelst der Hülfe, die ihnen von der freien Rückseite aus Deutschland her zu Gebote stand, ein Angriff auf diese Stadt sehr mißlich und mit vielem Blutvergießen verbunden sein würde, und daß das Gelingen und das Mißlingen gleich traurig und verderblich für die

ganze Eidgenossenschaft sein müßten. Ein erbitterter Bürgerkrieg und Einmischung des Auslandes waren nahe.

Unter solchen Aussichten traf am Abend des 23. Januar die Nachricht zu Luzern ein, Fischer, der damals noch in hohem Ansehen stand, biete im Freien Amte seine Einverstandenen zu einem Zuge nach Basel auf; er habe das Nämliche an den Zürichsee entboten, und in Luzern, Bern und Solothurn arbeiten Andere auf denselben Zweck hin. Es war ein finsterer, stürmischer Winterabend, der größte Theil der Gesandten in der Assemblée bei Schultheß Amrhyn versammelt. Die Anzeigen hatten nicht genug Officialität, um sogleich eine Sitzung der Tagsatzung zu veranstalten, so daß man besorgen mußte, die Folgen einer Berathung könnten für die öffentliche Ruhe eher nachtheilig, als zuträglich sein; aber die Sache war zu wichtig, um unter den damaligen Umständen übersehen zu werden. Amrhyn, Heer, Sidler, der Graubündner Ulrich Sprecher, der Thurgauer Landammann Morell und noch Andere, die von der Sache Kunde erhielten, waren mit mir der Meinung, eine Gegenwirkung sei Pflicht. Die aargauische Gesandtschaft erklärte, sie sei unvermögend einzuwirken. Ich erbot mich, Werkzeuge dazu aufzusuchen. Amrhyn versprach mir, nach einer Stunde solle ein bespannter Wagen vor meiner Wohnung stehen. Ich kehrte sogleich in dieselbe zurück, und weil es stockfinster war, wollte der eben eintreffende Staatsrath Steiger von Bern, ein erklärter Aristokrat, dabei ein offener, biederer Mann, sich nicht abhalten lassen, mich bis an meinen Gasthof zu begleiten. Der immer arbeitende Hegetschweiler saß in seinem Zimmer und ließ sich bereden, einen Brief an Fischer und einen zweiten an einen angesehenen Mann des Aargaues zu schreiben, um von der Unternehmung abzumahnen, und der freisinnige, rüstige, den Frieden des Vaterlandes wünschende Dr. Merk, zweiter thurgauischer Gesandte, entschloß sich auf meine Vorstellungen, die nächtliche Fahrt zu bestehen. Er kam am folgenden Tage wieder nach Luzern zurück und brachte die Nachricht, es sei zwar noch nichts ganz organisirt, doch eine große Aufregung vorhanden gewesen, die jetzt gestillt, und Fischer sei für den Augenblick beruhigt. Wir schrieben auch an Bekannte am Zürichsee, wo die Nachrichten aus Basel eine gewaltige Aufregung hervorgebracht hatten. Gleich nachher trafen angesehene Männer von dorther, nicht zwar als Abgeordnete an die Tagsatzung, wie man damals der zürcherischen Regierung

berichtete, sondern um sich über die Lage der Sache zu erkundigen, bei Hegetschweiler ein und kamen mit eben so viel Zutrauen und Offenheit auch zu mir. Die ersten waren der schon früher erwähnte Scharfschützenmajor Johannes Brändli von Stäfa, der die Einladung für die Volksversammlung in Uster veranstaltet hatte, und Kaspar Baumann im Kehlhof. Ich hatte den ersteren noch nie gesehen; aber seine Offenheit verdiente Zutrauen. Sie wollten wissen, wie es um Basel und Schwyz stehe, und wie man auf der Tagsatzung über die Angelegenheiten dieser Kantone denke. Brändli, dem ich die Folgen eines Zuges gegen Basel schilderte, war bewegt. Er gab mir die bestimmte Zusicherung, Alles anwenden zu wollen, daß für ein Mal kein Aufbruch geschehe und kein Auszug gegen Basel erfolge, doch mit dem unverhohlenen Zusatze, daß für die Zukunft, und wenn neue Veranlassungen von dorther oder aus dem Aargau erfolgen sollten, Niemand im Stande sei, das Weitere zu verbürgen, und daß selbst aus Glarus kräftige Leute theilnehmen würden.

Am Zürichsee war mittlerweile die Gährung so groß geworden, daß am 27. Januar in Wädenswil ungefähr dreihundert meistens angesehene Männer sich versammelten und über die Basler und andere Angelegenheiten eine Vorstellung an die Regierung beschlossen. Brändli und Baumann, die, wie ich von Hegetschweiler erfuhr, befriedigt von Luzern heimgekehrt waren, trugen zur Beruhigung bei, was um so viel nöthiger war, weil, besonders durch Küßnacher Abgeordnete, ein Zug nach Basel verlangt wurde. In den nächstfolgenden Tagen traf eine Gesellschaft von Wädenswil zu Luzern ein, bestehend aus dem in französischen Diensten gewesenen Oberst Steffan, Oberst Theiler und noch einem dritten, dessen Namen ich vergessen habe. Ihr Zweck und ihre Aeußerungen stimmten im Wesentlichen mit denjenigen der beiden zuerst Eingetroffenen zusammen.

So fest und entschieden die baslerische Gesandtschaft bis auf jetzt gewesen war, machten doch die immer auf einander folgenden Gerüchte und Erscheinungen auf sie einen so starken Eindruck, daß der entschiedene Gesandte La Roche, begleitet von dem soeben eingetroffenen Deputaten Burckhardt, sich bei mir einfand und beunruhigt über das, was man aus dem Kanton Zürich zu erwarten habe, Auskunft verlangte. Beide versicherten, die Bewaffnungen werde man einstellen; eine Amnestie wollten sie hingegen nicht versprechen. Der Landammann Näf von Herisau,

dessen mit Mäßigung verbundene Festigkeit und Bedächtlichkeit seinen Worten ein starkes Gewicht geben mußten, der bald nach den beiden Baslern in mein Zimmer trat, verhehlte nicht, daß das Verfahren gegen die Basel'sche Landschaft in seiner Gegend allgemeine Mißbilligung finde und überdies ein schädliches Mißtrauen gegen die Städte errege.

Fortgesetztes Zusammenbleiben der Tagsatzung bis in den Mai 1831, mit schwindender Bedeutung.

Basel verhieß endlich, Schonung, nicht aber gänzliche Amnestie eintreten zu lassen. Von einigen andern Gesandten unterstützt, drang ich nun auf die Auflösung der Tagsatzung, weil die Tractanden erledigt, die militärischen Anstalten organisirt, die unruhigen Bewegungen gestillt seien, u. s. f. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß eine wenig beschäftigte Tagsatzung mit ihren Tractanden zugleich auch ihr Ansehen und ihren Credit aufzehre. Allein die Mehrheit beschloß das Beisammenbleiben, weil sie weder in den auswärtigen, noch in den innern Verhältnissen hinlängliche Beruhigung fand.

Gegen die Mitte des Februars verließ der Landammann Näf, durch häusliche Geschäfte genöthigt, die Tagsatzung, machte mich aber noch vorher mit seinem Nachfolger, dem nachherigen Landammann Nagel von Teuffen, bekannt, den er mir zuführte und in dem ich einen eben so wahren, überlegenden, doch um einige Grade entschiedeneren Mann erkannte, so daß ich die Außerrhoder glücklich preisen mußte, in diesem Zeitpunkte zwei solche wahre Republikaner finden zu können, und später erfreute ich mich oft des Umganges und des Zutrauens des biederen Nagel. Auch den innerrhodischen Gesandten, Dr. Eugster, darf ich nicht vergessen, der mit scharfem Verstand und ruhiger Ueberlegung einen sehr hellen, durch classische Bildung geschmückten Kopf verband, Republikaner und von den Gemeinheiten der gewöhnlichen Gesandten der inneren Kantone fern war. Er sprach und votirte beinahe nur in schlagenden Sentenzen. Außerordentlich corpulent, wenig beweglich, war und blieb er in der Regel sehr gemächlich, und ich nannte ihn zu Luzern und auch später im Ernst und Scherz den „Philosophen von Oberegg", bis ich nach einigen Jahren entdeckte, daß das Phlegma nicht immer mit kalter Philosophie verbunden sei.

Von der Zeit an beschäftigten nur noch zwei Gegenstände von Erheblichkeit die Tagsatzung. Der eine war die Beantwortung der erst am 6. März erfolgten österreichischen Erwiderung auf die eidgenössische Neutralitätserklärung. Der zweite Gegenstand lag in den Beschwerden der äußeren Bezirke des Kantons Schwyz. Zwischen diesen Punkten schwankte die Frage, ob die Tagsatzung sich auflösen oder ob sie beisammen bleiben solle, immer hin und her. Die Gründe für das Beisammenbleiben verkannte Niemand ganz; allein die Liberalen, auch Usteri, von dem ich während dieser Tagsatzungszeit sechs eben so gedankenreiche, als freundschaftliche Briefe erhielt, besorgten immer, es möchte den Aristokraten gelingen, eine fremde Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten auszuwirken, und wenn diese erfolgen sollte, so würde die versammelte (in einem Briefe an mich schrieb Usteri: „bodenlose") Tagsatzung wenig geeignet und ihrer Zusammensetzung nach wenig geneigt sein, einem solchen Einflusse zu widerstehen.

Die österreichische Antwort war, im Ganzen genommen, freundschaftlich, äußerte aber einige Verwunderung über eine Neutralitätserklärung, während doch kein Anschein von Krieg vorhanden, auch die Neutralität bereits der Eidgenossenschaft zugesichert sei: — diese Anstalten beunruhigten das Schweizervolk. Der Gesandte machte noch aufmerksam, daß die Neutralitätsanstalten weit mehr gegen den Osten, als gegen den Westen gerichtet seien, eine Bemerkung, die ich zur Zeit dieser Veranstaltungen selbst gegen meine Collegen zu machen mich veranlaßt gesehen hatte. Die Siebner- oder die diplomatische Commission, wie man sie später nannte, beschäftigte sich einige Male mit dem Entwurfe einer Antwort, die ihren Zweck erreichte, aber keine Erwiderung erhielt, während von derselben Bombelles mir selbst mit Lächeln sagte: „Man sieht, daß kluge Männer sie verfaßt haben." Rußland sprach sich später beinahe wie Oesterreich aus; auch Preußen antwortete lange nicht. Großbritannien, das ebenfalls gewartet hatte, war sehr verbindlich, entgegenkommend und belobend. Die benachbarten kleineren Staaten sprachen im nämlichen Sinne sich aus, und schon bei Ueberreichung des Schreibens hatte der französische Minister des Auswärtigen, Sebastiani, gegen den eidgenössischen Geschäftsträger Tschann in den Maßregeln der Tagsatzung sagesse et dignité erkannt.

Noch weit schwerer, als in Beziehung auf Basel, war es in Hinsicht auf den Kanton Schwyz, zu irgend einem Schlusse zu kommen. Die Sachen gehen zu lassen, wenn man nur nicht darüber sich aussprechen mußte, fiel, wie dies früher und später auf anderen Tagsatzungen oft der Fall war, vielen Gesandtschaften nicht schwer. Sich auch nur ein wenig deutlich zu erklären, scheuten Viele sich ungemein. Der Große Rath von Zürich dagegen hatte sich dafür ausgesprochen, die Bestrebungen der äußeren Bezirke von Schwyz unterstützen zu wollen, und nicht nur Pflicht, sondern auch Ueberzeugung hießen mich hierüber mein Möglichstes thun; aber lange stand ich, nachdem meine Collegen nach Hause gekehrt waren, beinahe ganz allein. Einzelne Gesandte, z. B. Nagel und Merk, stimmten, wo man gesprächsweise über diese Sache eintrat, mir ganz bei; aber ihre Instructionen waren zurückhaltend. Glarus äußerte erst später größere Theilnahme, die der behutsame Landammann Heer auf das genaueste abwog. Der nicht übel gestimmte Stand Luzern hielt sich durch seine vorörtliche Stellung zu zögern verpflichtet. Diese Stimmung wußten die Regierung und die Gesandtschaft von Schwyz sehr wohl zu benutzen. Bald hieß es, man werde nächstens eintreten, bald, die Bezirks-Landsgemeinde werde sich versammeln, und wenn ich darauf drang, die Tagsatzung möchte doch endlich sich mit Schwyz beschäftigen, antwortete man mir von allen Seiten, man müsse noch warten, oder man würde seinem Zwecke entgegen arbeiten, wenn man eilen wollte. Die kleinen Kantone, auch Bern, Basel, Schaffhausen, Wallis, Neuenburg waren abgeneigt, Freiburg, Graubünden und Tessin zurückhaltend, Genf ängstlich, wie beinahe immer, das zur Freisinnigkeit sich erhebende Solothurn durch einen beschränkten Aristokraten vertreten. Aargau und Waadt waren, wenn schon auf dem Wege innerer Umgestaltung, doch mit Instructionen im Geiste des verflossenen Jahrzehnts versehen, die durch eben so gesinnte Männer ausgeführt wurden. Kaum hatte der dritte waadtländische Gesandte, der wohldenkende Oberst Laharpe, der sich von dem Rechte der äußeren Bezirke überzeugt hatte, sich laut ausgesprochen, so mußte er von seinen Collegen Pajet und Monod eine Strafpredigt anhören. Der erstere, ein guter Kopf, sehr geschickter Redner, behandelte alle Staatsgeschäfte so, wie der Advokat eine gewöhnliche privatrechtliche Frage. Der zweite, ein Sohn des festen und kräftigen Monod, schien die vermeintlichen politischen Sünden seines Vaters wieder gut machen

und die Liberalität so viel wie möglich verleugnen zu wollen, oder er betrachtete, wie man dies oft erfährt, sich als Sohn eines wichtigen Beamten, schon der Patricier-Kaste angehörend und demnach der Stabilität verpflichtet. So handelte auch der aargauische Gesandte Hürner, der in seiner Jugend sich freisinnig gezeigt hatte. Als man in der Sitzung vom 15. April glaubte, in Beziehung auf Schwyz eine Mehrheit für den Beschluß erhalten zu haben: „Die Tagsatzung hoffe, daß keine Verwendung oder Dazwischenkunft mehr nöthig sei" —, wußte die aargauische Gesandtschaft es dahin zu bringen, daß in dem bereits abgefaßten Protokoll das Wort „Berathung" an die Stelle der bedenklich gefundenen Ausdrücke „Verwendung" oder „Dazwischenkunft" gesetzt wurde.

Die langwierige Tagsatzung, die in Bern sich Achtung erworben hatte, so daß Usteri in einem Briefe vom 28. December 1830 meine Stellung „wirksam und ehrenvoll" nannte, obgleich er bei seiner damaligen ernsten Ansicht der Dinge beifügte: „Möge der Ausgang des Jahres Ihnen heiter sein!" —, zehrte bis in den Mai 1831 hinein das erworbene Verdienst beinahe ganz auf.

Einzelne persönliche Erlebnisse während der Tagsatzung; die Luzerner Verhältnisse.

Ich hole aus dieser öffentlichen Stellung noch einige zwar sehr ungleichartige Bemerkungen nach. — St. Aignan, der französische Unterhändler über die Liquidation der Forderungen der entlassenen Schweizer-Regimenter, zeigte in seinem Benehmen sich sehr zuvorkommend. Er meldete sich bald bei mir und machte mich bei meinem Gegenbesuche auf dem Canapé sitzen, während er einen Stuhl einnahm, und sagte mir viel Verbindliches über den Kanton Zürich und sein politisches Benehmen, was ich alles als französisches Flittergold ansah. In den Verhandlungen mit den Verordneten der betheiligten Kantone, Tillier, Hürner und Maillardoz, verstand er es, das Interesse Frankreichs sehr wohl zu beobachten; nicht desto weniger lieferte dieser gewandte Mann einen starken Beweis, daß die bei Vielen vorherrschende Ansicht, Klugheit sei ein innewohnender Vorzug der ausländischen Diplomaten, auch irre gehen kann. Er erzählte bei einem Besuche, den er der Gesandtschaft von Genf machte, auf eine ganz mißverstandene Anzeige hin, die ihm zugekommen war, Warschau sei von

den Russen erstürmt und diese Einnahme mit allen Schrecknissen verbunden gewesen. Wie übel die grundlose Erzählung, die einen oder zwei Tage lang die Diplomatie und das Publicum beschäftigte, damals einem französischen Geschäftsmanne angestanden habe, war nicht zu bezweifeln. — Hieran schließe ich die Erscheinung des Grafen von Bombelles und einige Notizen über meinen Umgang mit demselben, die ich hier zusammenfasse. Sein erstes Auftreten in Luzern erfuhr ich sogleich von dem Oberkellner im Gasthofe zum Adler, Burkhard, einem Zürcher. Er fragte diesen gleich beim ersten Sehen, woher er sei, erwiderte seine Antwort mit der Bemerkung, er könne auch noch Bürgermeister in seinem Kanton werden, und als Burkhard ihm gut antwortete: „Es wäre schlimm, wenn man an mich kommen müßte" —, versetzte der Diplomate: „Es sind schon Dummere an dieser Stelle gestanden." Geärgert theilte mir Burkhard sogleich diesen — Witz mit. Bombelles besuchte mich bald, und ich fand in ihm einen auf echt französischen Stamm gepfropften deutschen Zweig. Beide Nationalitäten verbanden sich in ihm zu einem Ganzen, das mit der Abgemessenheit der meisten bisherigen österreichischen Diplomaten sehr contrastirte und doch nicht bloße französische Glätte war. Der Roué war nicht zu verkennen; aber er war nicht ohne Gutmüthigkeit. Als er mir einst sagte: „Sie werden doch nicht glauben, daß Sie den großen Mächten widerstehen könnten, wenn Sie diese gegen sich haben würden?" —, antwortete ich ihm kalt: „Sie können uns erdrücken; aber dann müssen Sie viele todt schlagen, und auch mich, den alten Mann." Jetzt fuhr er auf, faßte mich mit beiden Händen an und rief aus: „Mein Gott! Es ist ja keine Rede vom Todtschlagen! Wir wollen Niemand tödten!" — Einst wollte er mich belehren, die demokratischen Bestrebungen seien überflüssig, weil das Talent auch in Monarchien, sich zu heben, freien Spielraum habe. In Oesterreich seien viele Leute, deren Väter und Großväter man kaum gekannt habe, jetzt so angestellt, daß sie den größten Einfluß auf die Geschäfte ausüben. Nun fand ich, daß, gerade weil die ersten Monarchien zu demokratisch seien, die kleinen Republiken um so viel mehr den Grundsatz allgemeiner Freiheit in ihrem Innern ausführen müssen. — Als Bombelles sich bei mir über die Persönlichkeit des Staatsraths von Muralt erkundigte, der als Mitglied des eidgenössischen Kriegsrathes sich in Luzern befand, und ich ihm, ohne an Usteri's nahen Tod denken zu können, sagte, er werde ohne Zweifel

unser nächster Bürgermeister werden, ging er sogleich hin, um seine Bekanntschaft zu machen.

In die erste Zeit unserer Gegenwart in Luzern fiel die politische Umgestaltung jenes Kantons. Die Erbitterung eines großen Theiles der Bürgerschaft von Luzern und der ihnen Gleichgesinnten auf der Landschaft, die zwar nicht zahlreich waren, war sehr groß. Man vernahm von Bedienten und Andern, daß damals in Kneipen und auch anderswo oft ausgesprochen werde, es sei zu Luzern noch Wassers genug für Amrhyn (den Schultheißen) und für beide Pfyffer (Eduard und Casimir), was zugleich eine Anspielung auf die vermuthete, wenn schon unerwiesene Todesart des 1816 verstorbenen Schultheißen Keller war. Diese wird wohl nie erörtert und schwerlich ein Anschlag auf ihn erwiesen werden; aber tief haftete damals noch bei einem großen Theile des Volkes der Glaube, er sei ins Wasser gestürzt worden. Mehrere Male spazierte ich auf dem rechten Reußufer abwärts gegen St. Karl, wo er ein Gütchen besessen hatte, und als ich zufälliger Weise bei einem Bänkchen, das nicht weit vom Stadtthore neben einem Baume angebracht war, stille stand, näherte sich mir ein kräftiger Bauersmann, der in der Nähe wohnte, mit den Worten: „Ich sehe wohl, Herr, über was Ihr nachdenkt. Sehet, hier unter dieser Bank sah ich an dem Abend, als der Herr Schultheiß in der Reuß umkam, einen Heimatlosen liegen; aber ich wußte nicht, ob er auf etwas warte.“ Daß man bei Sturm und Regen in der Dunkelheit bis in die Reuß hinunter sich verirren könne, ist möglich; aber wie dies einem Manne, dessen Nüchternheit bekannt war, begegnen konnte, und daß er die Reuß nicht hätte sollen rauschen hören, ist allerdings schwer zu begreifen.

Der Schultheiß Rüttimann, der aus einem Liberalen 1814 entschieden ein Anhänger der Gegenpartei geworden war und diese Ansicht bis 1830 behauptet hatte, war damals den Liberalen so anstößig, daß sie ihn nicht in den Großen Rath wählen wollten. Amrhyn war sehr viel daran gelegen, daß Rüttimann gewählt werde; auch Eduard Pfyffer war das nicht gleichgültig. Sie baten mich und noch einige Gesandte, die das Zutrauen der Liberalen genossen, sich für Rüttimann zu verwenden. Die Wahlen geschahen in einer Kirche, so daß Jedermann den Zutritt hatte. Ich verwandte mich für den Empfohlenen und erhielt endlich von mehreren Männern von Einfluß die Zusage, er solle gewählt werden, doch so, daß er der dreizehnte sein soll: „Die

Zahl paßt auf ihn." Sie hielten Wort. — Als die Gesandten zur Zeit, wo die neue Verfassung im Kanton Luzern angenommen werden sollte, an einem Abend im Casino ihr Abendbrod nahmen, kam die Nachricht, die Entschiedenen beider Parteien in der Stadt hätten sich bewaffnet und die Stabilen gingen mit einem Angriff auf das Zeughaus um. „Wir wären in einer unangenehmen Lage. Was müßten wir thun?" sprach der Landammann Heer. „Jeder schnell seinen Weibel den Mantel umlegen lassen und abmahnend in die Mitte treten" — war meine Antwort. Nur der brave Appenzeller Nagel stimmte mir laut bei. Es war heller Mondschein. Ich ging zwischen elf und zwölf Uhr allein in der Stadt umher, sah in mehreren Wirthschaften zahlreiche Lichter, so daß man wahrnehmen konnte, daß viele Leute in denselben versammelt seien. Auch auf den Straßen war es lebhaft, und ein Beamter sagte mir, im Innern des Zeughauses sei in der Stille eine Schutzwache versammelt, die es zu vertheidigen wissen würde. Um Mitternacht kehrte ich nach Hause, blieb aufmerksam, und die Nacht ging ruhig vorüber.

Eine auffallende Erscheinung war an einem Abend Fischer von Merischwanden, der damals noch in vollem Ansehen stand, in der Zusammenkunft der Gesandten im Casino. Viele bekreuzigten sich vor ihm und drängten sich auf die andere Seite des Zimmers zusammen. Ich entfernte mich nicht und fand bald, daß er kein böser, aber ein sehr aufgeregter Mann sei, der sich zum Vertheidiger der Sache, für die er sich verwende, durch höhere Leitung bestimmt glaube. Er schien wehmüthig, sprach von Bereitwilligkeit, für die gute Sache zu sterben, und von der Wahrscheinlichkeit eines solchen Schicksales; allein er nahm Ermahnungen zur Mäßigung gutmüthig an. — Wie aus allen Kantonen, kamen auch aus Freiburg oft Berichte über die politischen Entwicklungen ein, und im großen Gegensatze mit den neuesten Ereignissen in jenem Kanton finde ich in meinen damaligen Notizen aufgezeichnet: „Ein Freiburger erzählte, kein Anhänger der Jesuiten sei in Freiburg gewählt worden, obgleich weder Geld noch Wein gespart wurden."

Von Usteri zu verschiedenen Malen eingeladen — am 10. Februar u. A. mit den Worten: „Helfen Sie uns das Rettbare retten!" *) —, kehrte ich wiederholt bei wichtigen Berathungen nach Zürich zurück, traf aber so bald, wie möglich, wieder auf meinem Standpunkt zu Luzern ein, wo ich während manchen Wochen von einem meiner Söhne, den meine Collegen mir abwechselnd zugegeben hatten, unterstützt war. Usteri verleugnete seine Freisinnigkeit keinen Augenblick; aber ihm war oft bange über die Ausdehnung, welche die neuen Entwicklungen noch nehmen könnten. Am 27. Januar schrieb er mir: „Die Lage unseres Kantons wird täglich schwieriger. Wir haben Sie schmerzlich vermißt. Ihr kräftiger Muth darf Sie auch in der schwierigsten Stellung nicht verlassen."

Mich ließ die ruhige Stimmung, in welcher der Große Rath den mühsamen und schwierigen Verhandlungen oblag, die Hoffnung fassen, daß in der gegenwärtigen Zeit von der neuen politischen Umgestaltung für das wahre Wohl des Vaterlandes nichts zu besorgen sei. Die neue Verfassung half ich vertheidigen, so oft ich den Berathungen beiwohnen konnte, namentlich den Grundsatz der Trennung der Gewalten, die Freiheit, die Glieder des Regierungsrathes und des Obergerichtes auch außerhalb des Großen Rathes zu wählen, die Wahl von dreiunddreißig Kantonsräthen durch den Großen Rath selbst, u. A. m. Gegen den Census kämpfte ich, weil ich 1803 und noch später oft gesehen hatte, welche schändliche Betrügereien bei den so geheißenen Ausweisungen über das Vermögen stattfanden und wie sie gleich dem Schleichhandel eine Vergiftung des rechtlichen Sinnes sind; überdies hielt ich es für sehr nachtheilig, wenn fähige Leute darum, daß sie nicht einige hundert Gulden besaßen (höher stieg der vorgeschlagene Census nicht), von den Wahlen ausgeschlossen sein sollten. Ich fühlte sehr wohl, daß die Verfassung der richterlichen Gewalt, insbesondere dem Obergerichte, dadurch, daß es die untern Gerichte gleichsam beherrscht und

*) Man muß keineswegs glauben, daß Usteri den Grundsätzen der Verfassung abgeneigt gewesen sei. Er mißbilligte Reinhard's Widerstand gegen § 10, u. dgl. m. Die vielen Volkswahlen aber und das unmittelbare Wirken des Volkes machten ihn unruhig.

über Administrationszweige und -Beamte verfügt, die eben so gut dem Regierungsrathe hätten untergeordnet werden können, vielleicht mehr einräume, als für das Ganze gut sei; aber ich hatte zu oft die nachtheiligen Folgen der bisherigen allzu großen Beengung des richterlichen Faches wahrgenommen, um nicht überzeugt zu sein, es bedürfe einer vollständigen Durchführung des Grundsatzes, mit der Voraussicht, daß, wenn die richterliche Gewalt oder das Obergericht sich allzu viel Eigenmacht anmaßen würde, dies der beste Anlaß sein werde, dem unbefangenen Publicum dieses Uebermaß begreiflich zu machen und dadurch das Gleichgewicht im Einklang mit der öffentlichen Meinung wieder herzustellen.

Usteri's Erwählung als Bürgermeister auf Grund der angenommenen neuen Verfassung; sein Tod (9. April) und seine Ersetzung durch Konrad von Muralt.

Die Annahme der Verfassung im Kanton Zürich durch 40,503 Stimmen, gegen 1721 Verwerfende, bekehrte viele Ungläubige und brachte dem Kanton und seinen Lenkern Ansehen und Zutrauen. Auch zu den Wahlen lud Usteri mich ein; allein jetzt glaubte ich auf meinem Platze bleiben und zeigen zu sollen, daß ich nichts für mich suche, obgleich alle Mitglieder des Großen Rathes, die in politischen und militärischen Geschäften sich zu Luzern befanden, nach Zürich zurückkehrten. Abwesend wurde ich in den neuen Regierungsrath gewählt. Hätte die Mäßigung, mit welcher von Seite der Landschaft die Staatsveränderung bisher war betrieben worden, verbunden mit dem Recht ihrer Forderungen, mich nicht schon für das Neue gewonnen, so würden das Vertrauen und die Gutmüthigkeit, mit welcher der Große Rath sogleich zehn Glieder des Regierungsrathes von neunzehn, also die Mehrheit, aus zürcherischen Bürgern erwählte, diese Wirkung haben hervorbringen müssen, weil kaum einige davon eine vollständige Garantie gaben, daß sie dem neuen Systeme aufrichtig zugethan seien.

Usteri gab damals den Mitgliedern der Tagsatzung Stoff zu vielen Betrachtungen. Manche glaubten, er dürfte nach der Bürgermeister-Stelle, und sein bisheriges Benehmen sei hierauf berechnet. Sie wollten und konnten es nicht begreifen, wenn ich ihnen sagte, das Bürgermeister-Amt sei Usteri wegen der äußeren Ziereeien, der beschwerlichen Ceremonien, der Gastmähler, für welche seine Angewöhnungen

und sein Hauswesen nicht paßten, keineswegs erwünscht; ganz würde hingegen seine Neigungen und seinen gerechten Ehrgeiz die Stelle eines Präsidenten des Großen Rathes befriedigen. Er wurde gleichwohl am 25. März zum Bürgermeister und nichts desto weniger am 28. zum Präsidenten des Großen Rathes gewählt, dem er nur an jenem und an dem folgenden Tage und eine kurze Zeit während der Sitzung des 30. März vorsaß. Folgende Stelle aus einem Briefe, den er Sonnabend, den 26. März, an mich nach Luzern richtete und der ohne Zweifel einer der letzten ist, den er geschrieben hat, ist zu merkwürdig, um nicht hier angeführt zu werden. Er schrieb da: „Ich mußte, nachdem Alles vielfach überlegt war, mich fügen, mit wie schwerem Herzen es auch geschah. Mein entscheidender Bestimmungsgrund, den ich freilich nicht aussprechen und eingestehen konnte, war der, daß bei starrer beharrlicher Weigerung ich dann im Regierungsrath vermuthlich alsbald nolens volens zu einer Art Oppositionsführer gegen die Häupter wäre gemacht worden, was wir, wo möglich, in allweg verhüten sollen, was aber mir insonderheit auch höchst widrig hätte sein müssen. Ich zähle darauf, daß Sie in nächster Woche uns besuchen, wo dann Manches zu besprechen sein dürfte."

Die Tagsatzungsgeschäfte erlaubten es mir, Dienstags den 29. Mittags Luzern zu verlassen. Ich traf um sieben ein halb Uhr Abends zu Zürich ein und begab mich sogleich zu Usteri, wo ich vernahm, er sei vor einer halben Stunde aus dem Großen Rathe zurückgekehrt und speise. Ich ließ meine Gegenwart anzeigen und beifügen, ich verlange durchaus nicht, den ermüdeten Präsidenten zu stören, sondern erwarte nur, daß er mir melde, wann ich ihn sprechen könne. Er ließ mich sogleich eintreten, weil er mit mir zu sprechen wünsche, indem morgen wieder der Große Rath sich früh versammeln werde. Er war ungewöhnlich mittheilend, freundschaftlich und, ich kann sagen, weich, da er sonst meistens in kurzen Sätzen und nur, wenn er bewegt oder gereizt war, in größerem Zusammenhange sprach. Er nahm seine Beamtungen und die bevorstehenden Geschäfte schwer auf sich, war von den vielen Beweisen von Ergebenheit der Liberalen und von der Annäherung vieler Aristokraten gegen ihn gerührt, nicht ohne Besorgniß über Manches, was noch an die Tagesordnung kommen, und wie er allen diesen Forderungen und selbst den Anstrengungen genügen sollte, wie man das Nothwendige befördern und hingegen zu weit gehende Wünsche

werde beruhigen können, u. s. f. Um nichts weniger beunruhigte ihn die Betrachtung, daß jetzt bei uns und noch in andern Kantonen Viele an der Spitze der Geschäfte stehen, die dem Alten angehören, und daß leicht der großen Aufregung eine Erschlaffung nachfolgen könnte (die letzte Besorgniß hatte er mir schon in einem Briefe vom 15. März mitgetheilt). Seine früheren großen Hoffnungen über liberale Entwicklungen in vielen anderen Kantonen fand ich bereits herabgestimmt; über mehrere Besorgnisse schien er, nachdem ich ihm geantwortet hatte, sich zu beruhigen. Er sprach mit Bewegung: „Wir wollen einander helfen" — und entließ mich mit einem stärkeren und andauernderen Handdruck, als kaum jemals.

Am folgenden Morgen im Großen Rath bemerkt, wurde ich sogleich zu einer Berichterstattung über die neuesten Verhandlungen der Tagsatzung aufgefordert und erstattete denselben. Man war nicht unzufrieden, und nun sollte der Präsident Usteri in den Geschäften fortfahren, als er plötzlich das Zimmer verließ und man nach einigen Minuten erfuhr, er sei unwohl und habe sich nach Hause begeben. Weil auch der Vicepräsident wegen Krankheit abwesend war, mußte ich gemäß dem damals bestehenden Reglement des Großen Rathes, als ältester der anwesenden Staatsräthe, den Vorsitz übernehmen, obgleich ich mit den vorliegenden Geschäften nicht bekannt war. Niemand hielt Usteri's Krankheit sogleich für gefährlich; allein ich sah ihn nicht mehr, weil ich wieder nach Luzern zurückkehren mußte. Bald wurden die Nachrichten von seinem Krankheitszustande bedenklicher; doch war am neunten Abend die Todesnachricht, die ein Eilbote mir brachte, nicht nur mir, sondern jedem Anderen unerwartet. Ich begab mich in das Casino. Die meisten Tagsatzungsglieder und viele andere Personen waren anwesend. Weil ich sehr ungleichartigen Aeußerungen entgegensehen konnte, so wartete ich mehr als eine halbe Stunde, ob nicht ein Anderer die nämliche Nachricht erhalten und sie verkündigen würde. Es geschah nicht, und kaum hatte ich sie zwei der von mir am meisten geachteten Männer mitgetheilt, als sie von Mund zu Mund das Zimmer durchflog und Alle sich mir näherten. Tief waren die Liberalen und Usteri's Freunde erschüttert, und ich lernte einige bei diesem Anlasse näher kennen und achten. Schadenfreude und das Gefühl eines befriedigten Hasses war bei Andern leicht zu bemerken und selbst auf Gesichtern zu lesen, die dem Verstorbenen oft zugelächelt hatten. Einem

Mitgliede, das als tiefsinniger Staatsmann galt und in der Regel sehr vorsichtig war, entschlüpften die Worte: „Das ist die Nemesis“ —, weil man ihm die irrige Idee nicht nehmen konnte, Usteri sei ein Haupttriebrad der Bewegungen im Kanton Zürich gewesen und habe diese aus Ehrgeiz herbeigeführt.

Zur Bürgermeisterwahl kehrte wieder jeder Zürcher, der eine Wahlstimme hatte, ich ausgenommen, nach Zürich zurück, und die Stunde von Usteri's Leichenbegängnisse feierte ich auf einem Spaziergange mit meinem lieben Nagel und mit Merk in ernsten Gesprächen über die Folgen von Usteri's Tod, seine Verdienste und das, was zunächst bevorstehen könnte. — Der an seine Stelle gewählte neue Bürgermeister von Muralt theilte mir seine Wahl in tiefer Bewegung schriftlich mit und machte mir, sobald er wieder in Luzern, wohin ihn sein Beisitz an der eidgenössischen Militär-Behörde rief, eben so gerührt einen freundschaftlichen Besuch. Ich bezeugte ihm meine freudige Theilnahme an dem Beweise, den der sein Vaterland aufrichtig liebende und pflichttreue Mann verdiente, und sprach gegen ihn aus, was ich bisher stillschweigend gegen jeden meiner Bekannten gethan hatte, der in eine höhere Stellung im Verhältnisse zu der meinigen getreten war, nämlich, ich werde gegen ihn Aufrichtigkeit und Offenheit beobachten, wie bisher, mich aber mehr von ihm zurückziehen, immer aber bereitwillig ihm meine Ansichten mittheilen, wenn er dieselben vernehmen oder sich mir nähern wolle; denn ich hatte von Jugend her unsere hochstehenden Männer während der Zeit ihres Ansehens nur besucht, wenn Geschäfte mich zu ihnen führten. Waren sie aus dem Staatsdienste getreten, so daß sie sehen konnten, daß ich nichts von ihnen verlange, besuchte ich sie oft und fand dabei manche Belehrung, z. B. bei dem alten Bürgermeister Wyß, dem Statthalter und den beiden Seckelmeistern Hirzel, bei Reinhard, u. A. m.

Rückkehr von Luzern und Betheiligung an der Erfüllung der neu vorliegenden Aufgaben.

Die lange Abwesenheit aus dem häuslichen Kreise und während der Dauer eines harten und anhaltenden Winters, der nothwendige Aufenthalt in Gebäuden und Zimmern, die nicht alle Bequemlichkeiten gewährten, hatten meine Gesundheit einige Male angegriffen und den

seit vierzig Jahren eingewurzelten Husten noch hartnäckiger gemacht, so daß ich in Luzern und nach meiner Zurückkunft eine Zeit lang mich unwohl fühlte. Ich besuchte einst in Luzern den Begräbnißplatz der Protestanten, und bald fiel mir der Gedanke ein, ich könnte hier mein Plätzchen finden.

Bei meiner Berichterstattung, wo auch von der damals viel besprochenen Bundesrevision die Rede war, glaubte ich dem Großen Rathe des Kantons Zürich offen sagen zu sollen, was mir über die Stimmung der einzelnen Kantone bekannt war und was ich von ihnen erwartete; ich schloß mit einer kurzen Darstellung der politischen Stimmung jedes einzelnen Kantons und zeigte, daß die Mehrheit zu keiner wesentlichen Veränderung geneigt sei. Mancher mochte glauben, dies seien ängstliche ältere Ansichten und die Schuld liege auf den Individualitäten der nun aufgelösten Tagsatzung. Dr. Keller, der unstreitig zu den weiter sehenden zürcherischen Politikern gehörte und in großem Ansehen stand, sprach sich in derselben Sitzung des Großen Rathes bald nach mir, halb lächelnd, in folgenden Worten aus: „Nächstens wird eine neue Tagsatzung zusammentreten und die Aufgabe lösen." Aber er kannte die Macht der älteren Begriffe in den verschiedenen Kantonen noch nicht, und zehn Jahre später, während diese Zeilen geschrieben werden, ist die Lösung nicht weiter gediehen.

Bei der Berathung des neuen Reglements für den Großen Rath, die bald nach meiner Heimkehr an die Tagesordnung kam, half ich gerne das von vielen älteren Mitgliedern bestrittene Wortbegehren an die Stelle der Umfrage setzen, weil diese Manchen hinderte, schnell Aufschlüsse und Belehrungen zu geben, die, zur rechten Zeit eröffnet, unnöthiges Gerede und langes Tappen im Finstern verhüten. Ebenso half ich die Forderung des Schlusses der Berathung möglich machen, gegen welche viele Freunde des Alten und noch Andere mißtrauisch waren, weil sie glaubten, gebieterische Männer und Intriganten werden diese Artikel mißbrauchen, um bei wichtigen Parteifragen ihre Gegner zu hindern, bestrittene Materien hinlänglich zu beleuchten; man werde durch das Verlangen des Schlusses Einreden unmöglich machen und Gesetze und andere Beschlüsse ohne Erörterung annehmen. Immer war es meine Maxime, was in den meisten civilisirten Ländern als gut erachtet werde und keinen örtlichen Gegengrund bei uns antreffe, dürfe auch im Kanton Zürich seine Anwendung finden, und ich setzte auf

den gesunden Sinn meiner Mitbürger das Vertrauen, daß man sie nicht so leicht in eine Falle gehen machen werde. — Die Ansicht, daß das Reglement einfacher hätte sein dürfen und daß man durch die Menge seiner Bestimmungen manchen weniger Geübten von der Theilnahme an den Verhandlungen habe ausschließen wollen, konnte ich nicht für ganz irrig halten; aber mich beruhigte die Betrachtung, daß die tüchtigsten Kräfte auf jeden Fall am wenigsten betroffen würden.

Bei der Organisation des Regierungsrathes wurden mir diejenigen Geschäftskreise, in denen ich früher gearbeitet hatte, soweit sie die neue Verfassung dem Regierungsrathe zugetheilt hatte, wieder angewiesen. Der Staatsrath war nicht mehr eine vom Großen Rathe ausgehende selbständige Behörde, sondern nur eine Section des Regierungsrathes und auf die bloße Vorberathung staatsrechtlicher Materien beschränkt. Dem Finanzrathe und seinen Unterabtheilungen war dagegen ein reiches Maß von Geschäften vorbehalten. Ich erhielt das Vicepräsidium desselben und den Vorsitz in dem Anleihungs-Departement, in denjenigen für Bergwerk, für Grundzins und Zehntenloskauf, für Straßen- und Wasserbau, und einige Zeit später auch im Domänen-Departement. Die Verkäufe von Domänen, der Schlösser und meisten Amtssitze, die Loskäufe und Capitalisirungen fast aller Zehnten und sehr vieler Grundzinse und die dadurch veranlaßten Anleihen gaben sehr viele Geschäfte, und es war gut, daß bis zur Erlassung eines umfassenden Straßengesetzes der Straßenbau, welcher seither so außerordentliche Ausdehnung gewann, noch ausgesetzt blieb. Dagegen gab der Gesetzgebungsrath nicht viel zu thun, weil die vom Großen Rathe ausgehende Revisionscommission dieses Geschäftsfach an die Hand nahm. — Den Beitritt zum Erziehungsrath, in welchen ich auch wieder war vorgeschlagen worden, hatte ich abgelehnt. Das Nämliche that ich zu verschiedenen Malen in Beziehung auf den Kirchenrath, den ich mir schon früher, nach dem Tode des Rathsherrn Lavater, verbeten hatte, weil mir die damalige Tendenz, Pfarrern, über welche Klagen geführt wurden, so lange als diese nicht sehr wichtig waren, herauszuhelfen, mißfiel.

Außerordentlich groß war 1831 und 1832 die Menge der Geschäfte. Sehr oft mußten auch die Nachmittage bis in den Abend für die Rathssitzungen benutzt werden, und die untergeordneten Behörden fanden kaum die nöthige Zeit für ihre Verhandlungen.

Antrag auf Aufhebung des Chorherrenstiftes.

Eine Verhandlung, die einer späteren Zeit als untergeordneter
scheinen muß, die aber beinahe die ganze Bevölkerung Zürich's und
rzugsweise einen großen Theil seiner angesehensten Bewohner in
: größte Bewegung setzte, war die bei der Eröffnung des Großen
ithes am 19. December 1831 von Dr. Keller auf den 21. an=
kündigte Motion über die Aufhebung des Chorherrenstiftes am
roßmünster. Ungeachtet man sich schon mit großen Veränderungen
tte befreunden müssen, schien diese Eröffnung vielen der älteren
litglieder des Großen Rathes in das Unglaubliche und Unmögliche
nüber zu gehen. Obwohl es sie tief kränkte, sah man mehrere der=
ben lächeln, weil sie fest glaubten, ein solcher Antrag werde in
chts sich auflösen und auf den Antragsteller selbst zurückfallen. Auch
ch überraschte das Durchgreifende der Motion; aber ich fühlte, daß
ihr werde beistimmen können und müssen, weil ich schon vor langer
it als eine Stimme aus der Wüste im Kleinen und Großen Rathe
sgesprochen hatte, ohne eine Umformung des Chorherrenstiftes sei
serm höhern Unterrichtswesen nicht zu helfen, und seine ganze Ein=
htung sei fehlerhaft. — Keller's Motion war folgenden Inhaltes.
stens: das Chorherrenstift zum Großen Münster ist aufgehoben.
veitens: die gegenwärtigen Mitglieder des Stifts sollen im lebens=
nglichen Genuß ihrer ökonomischen Vortheile verbleiben und da=
gen verpflichtet sein, die zu ihrer bisherigen Stellung passenden
errichtungen im Predigtamt oder Lehrfach, wie ihnen solche von der
ständigen Behörde übertragen werden, zu übernehmen. Drittens:
r Regierungsrath wird mit möglichster Beförderung über die künftige
erwaltung des Stiftsgutes für die Zwecke der Kirche und Schule
ien Antrag abfassen und dem Großen Rathe vorlegen. — Man
ht, daß die Glieder des Stifts ganz anders bedacht wurden, als
: der aufgelösten Regierungsbehörden und der richterlichen Körper=
iaften, und daß man ernsthaft eine Verschleuderung des Stifts=
rmögens oder auch eine Verwendung desselben zu ganz anderen
vecken verhüten wollte. Die große Frage war die, ob das höhere
ziehungswesen unter der Leitung einer geistlichen Corporation oder
iter derjenigen des Staates stehen sollte. Die Discussion war sehr
bhaft; das Chorherrenstift fand entschiedene und heftige Vertheidiger.

Aber es hatte die große Mehrheit gegen sich; 133 Stimmen beschlossen gegen 34, daß eingetreten werde. Ich unterstützte den Antrag und wurde in die Commission gewählt, die in der Frühlingssitzung von 1832 einen Bericht zu erstatten habe. Ueber keinen Gegenstand öffentlicher Verhandlungen bin ich so angegangen worden, wie damals über die Frage der Aufhebung des Chorherrenstiftes, die von Manchen als eine der größten Gewaltthaten betrachtet wurde, theils weil sie das Stift als eine geheiligte unantastbare Behörde ansahen, theils weil sie sich in dem Gedanken bestärkt hatten, die Chorherren seien wirkliche Eigenthümer des Stiftsgutes, und nicht bloße Verwalter, was ich dagegen schon fünfundzwanzig Jahre früher behauptet hatte. — Ein bekannter, auch als Gelehrter geachteter Mann machte mir einen Besuch, um mir anzukündigen, eine Gegenrevolution werde durch einen solchen Versuch herbeigeführt werden. Ruhig setzte ich ihm meine Zweifel an der Verwirklichung dieser Drohung entgegen. — Merkwürdig war es, daß der Chorherr Johannes Schultheß, der schon lange manches Gebrechen unserer Schule eingesehen hatte und in der letzten Zeit der alten Verfassung mit mir, mit Heinrich Escher, Orelli, Hottinger auf große Veränderungen und Verbesserungen hingearbeitet hatte, jetzt durch das neue Aushülfsmittel so verletzt und verbittert war, daß er mit Flammenschrift gegen die Zerstörer zu Felde zog und ein wissenschaftliches Anathema gegen sie aussprach.

Die Langenthaler und die Bassersdorfer Versammlung: die Bildung des schweizerischen Schutzvereins.

Schon im Sommer 1831 hatten sich unter den Liberalen des Kantons Zürich sowohl in Beziehung auf die Tagsatzung, als auf die Kantonalverhältnisse Spuren eines Mißtrauens gezeigt, welches durch die politischen Vorgänge in den Kantonen Schwyz, Basel und Neuenburg genährt wurde. Die ordentliche Tagsatzung, von der nicht nur Dr. Keller, sondern noch viele Andere kräftige Schritte zur Einführung einer verbesserten Bundesverfassung erwarteten, hatte in dieser Beziehung nichts geleistet, und im Innern des Kantons gährte unter Denjenigen, die sich lebhaft für die neue Ordnung der Dinge ausgesprochen hatten oder aristokratische Reactionen besorgten, großer Argwohn. So gesellte sich auch ein zürcherischer Vertreter zu der am

25. September 1831 zu Langenthal unter dem Vorsitz Casimir Pfyffer's zusammentretenden Versammlung, in der Person Hegetschweiler's. Umsonst hatte ich mich bemüht, den von dieser Sache tief ergriffenen, redlich gesinnten Mann von der Theilnahme abzuhalten und, als dies unmöglich war, ihn zu vermögen, ermäßigend einzuwirken. Baumgartner aus St. Gallen, Reinert aus Solothurn, Tanner aus Aarau, Dr. Frey aus Basel und noch andere Männer aus im Ganzen neun Kantonen waren da beisammen. Sie beriethen sich über die Mittel, den neuen Verfassungen Kraft und Schutz gegen allfällige Angriffe zu verschaffen, und beschlossen die Stiftung patriotischer Vereine, die unter sich in Verbindung treten sollten.

Männer, die im Kanton Zürich mit Maßregeln der Regierung unzufrieden waren oder sich von derselben zurückgesetzt glaubten, vermehrten die Mißstimmung. Aus vielen Gegenden ertönte die Forderung, daß eine bedeutende Anzahl des schweren Geschützes auf die Landschaft vertheilt und Zürich's Festungswerke geschleift werden sollten. In der Stadt selbst dagegen erregten diese Begehren große Erbitterung, und dieselbe wuchs durch die Fortschritte des neuen Systems noch mehr. Denn ein patriotischer Verein, der im Kanton Zürich sich gebildet hatte und die Langenthaler Verabredungen in weiteren Kreisen Wurzel schlagen lassen wollte, hielt am 26. Februar 1832 zu Bassersdorf eine Versammlung, der ungefähr tausend Mann beiwohnten, unter dem Vorstand des Alt-Amtsrichters, nachherigen Oberrichters Wilhelm Füßli, ab. Es wurde bei diesem Anlaße auch abermals von der Schleifung der Festungswerke der Stadt Zürich und von Vertheilung des schweren Geschützes auf die Landschaft gesprochen.

Zwiespalt im Regierungsrathe wegen der Maßregeln gegenüber dem Schutzvereine und Austritt von acht Mitgliedern desselben.

Am Dienstag den 28. Februar brachte der Amtsbürgermeister von Muralt dieses Ereigniß als einen Auftritt, der zu Stadt und Land großes Aufsehen erregt habe, im Regierungsrathe zur Sprache, mit der Anzeige, er habe den Regierungsrath Hegetschweiler, der sich dabei befunden, ersucht, dem Regierungsrathe am nächsten Donnerstag einen möglichst vollständigen Bericht über den Vorgang und den Zweck jener Versammlung zu geben. In der Sitzung am 1. März erklärte

Hegetschweiler, der Zweck der Gesellschaft sei, theils unsere Verfassung und die neuen Institutionen zu beschützen und deren Wort und Sinn in eine lebende Anwendung zu bringen, theils aber auch auf eine wünschbare Regulierung der Bundesverhältnisse hinzuarbeiten. Eine lebhafte Discussion begann. Mehrere Mitglieder glaubten den Staat in seinen Grundfesten erschüttert und eine Gewalt sich gründen zu sehen, die nicht nur die vollziehende, sondern auch die gesetzgebende Autorität von sich abhängig machen und, so oft es ihr gefalle, über Alles verfügen werde. Andere glaubten, bei der gegenwärtigen Verfassung sei die Schließung von Vereinen eine freie Sache und ein solcher Verein sei Niemand über sein Dasein Rechenschaft zu geben schuldig: nur aus seiner Wirksamkeit werde es sich ergeben, ob Behörden berechtigt sein können, sich in dieselbe einzumischen, oder aber nicht. Mit zwölf Stimmen wurde im Regierungsrathe beschlossen, über dieses Ereigniß einzutreten und dem Gesetzgebungsrathe den Auftrag zu ertheilen, im Laufe der Woche dem Regierungsrathe einen Gesetzes-Vorschlag über die Bedingungen zu hinterbringen, unter welchen die Errichtung von Vereinen stattfinden dürfe; auch solle dieser Gesetzes-Vorschlag dem Großen Rathe in seiner nächstbevorstehenden Sitzung vorgelegt werden. Sechs Stimmen wollten zur Tagesordnung gehen. Dem Präsidenten des Vereines wurde angesinnet, mit Constituirung des Vereines innezuhalten, bis von dem Großen Rathe über den Gesetzes-Vorschlag entschieden sein werde. Jene Minderheit stimmte auch gegen diesen Auftrag, und hinsichtlich der Weglassung des Erwägungsgrundes des letzten Beschlusses, daß nämlich die Statuten des Vereines den Bestimmungen der Verfassung und der Gesetze über die Landesbehörden und ihre ausschließlichen Befugnisse zuwiderlaufen, schloß sich noch eine siebente Stimme an.

Ich verkannte keineswegs das Bedenkliche und Gefährliche jeder neuen Aufregung des Volkes; aber ich begriff nicht weniger, daß seit der neuen Verfassung, und vorzüglich bei der Stimmung, in welcher sich die große Mehrheit der Liberalen befand, die Fortdauer des Vereines nicht leicht werde zu verhindern sein. Gleichwohl schienen mir die außerordentliche Bewegung, welche dieses Ereigniß in Zürich veranlaßt hatte, die gereizte Stimmung, in der sich die Mehrheit des Regierungsrathes befand, und die Erheblichkeit der Sache selbst es zu fordern, daß der Große Rath sich darüber ausspreche. Man durfte

sich der Hoffnung hingeben, daß, wenn der Große Rath das Geschehene gut heiße, auch die Stadt Zürich sich solcher Schritte enthalten werde, die die Ruhe des Kantons zu stören geeignet sein könnten. Ich stimmte daher mit der Mehrheit des Regierungsrathes.

Der Gesetzes-Vorschlag sagte in seinem ersten Artikel: „Jedem steht unter nachfolgenden Bestimmungen frei, öffentliche Vereine zur Besprechung von Gegenständen des allgemeinen Wohles zu stiften oder an solchen Theil zu nehmen.“ Allein diesem folgten wesentliche Beschränkungen, z. B., daß das Petitions-Recht auf solche Vereine keine Anwendung finde, daß der Regierungsrath, wenn der Verein sich Zwecke vorsetze, die der Verfassung oder den Gesetzen zuwiderlaufen, oder Befugnisse sich zueigne, welche den verfassungsmäßigen Behörden ausschließlich vorbehalten sind, die Bildung oder die Fortdauer des Vereines vorläufig untersagen und hierauf nöthigen Falles bei dem zuständigen Richter auf die Aufhebung desselben klagen könne. — Einem Zusatze, „daß der Große Rath den in Bassersdorf gebildeten Verein als unzulässig erklären und dem Regierungsrathe Auftrag und Vollmacht ertheilen möchte, demselben Einhalt zu thun“, stimmte ich nicht bei. Dem auf den 8. März versammelten Großen Rathe wurde der Gesetzes-Vorschlag vorgelegt.

Ehe in diese Berathung eingetreten wurde, veranlaßte die den Gesandten auf die bevorstehende außerordentliche Tagsatzung zu Luzern zu ertheilende Instruction noch eine andere, an welcher die politischen Systeme sich messen konnten. Im Kanton Bern hatten im Januar 1832 dreiundsiebenzig Officiere sich geweigert, den Fahneneid zu leisten, durch welchen sie sich verpflichten sollten, die Verfassung und die Regierung gegen äußere und innere Feinde zu beschützen, darauf gestützt, daß sie nicht für die Verfassung gestimmt hätten. Vom Hauptmann aufwärts wurden sie ihrer Dienste entlassen, und der Stand Bern trug bei den übrigen Ständen darauf an, daß diese Entlassung von der Tagsatzung für Diejenigen aus ihnen ausgesprochen werden möchte, die in eidgenössischen Diensten stehen. Diese Frage würde in gewöhnlichen Zeiten schwerlich einer Erörterung bedürfen. Denn wer sollte zweifeln können, ob Männer, die ihrem Kanton einen solchen Eid verweigern, in einer Bundes-Armee Aufnahme finden könnten, die vielleicht nächstens die Verfassung oder die Behörden des Kantons Bern gegen innere Angriffe oder die schweizerischen Staatsverhältnisse überhaupt gegen äußere

Feinde zu vertheidigen hat? Die theoretischen Fragen, welches politische System das bessere sei, und ob man ein solches mit seiner Ueberzeugung vereinigen könne, dürfen nicht in Anschlag gebracht werden, wenn es um die Sicherheit des Staates zu thun ist, und eben so wenig können Verhältnisse des Militärdienstes mit denen des Civildienstes in die gleiche Linie gesetzt werden. Doch würde schwerlich Jemand einen Mann als Richter anstellen, der sich weigern würde, zu schwören, das bestehende Gesetzbuch zu befolgen, mit der Entschuldigung, dasselbe widerspreche seinen juristischen Grundsätzen. Die Opposition im zürcherischen Rathe stützte sich darauf, daß man ein guter eidgenössischer Officier sein könne, ohne seinem Kanton zu dienen, u. dgl.; allein die Mehrheit entschied im Sinne des Begehrens des Standes Bern, mit 107 Stimmen gegen 53, welche eine richterliche Entscheidung erwarten wollten.

Bei der Eröffnung der Berathung über den Gesetzes-Vorschlag, welcher den Bassersdorfer-Verein betraf, zeigten sich nun sogleich zwei ganz entgegenstehende Ansichten, nämlich von der einen Seite, nach Eduard Sulzer's Antrag, diejenige, zur Tagesordnung zu gehen, weil es keines andern Gesetzes, als der Verfassung, bedürfe, von der andern Seite die Auffassung des Bürgermeisters von Muralt, es sei der auf den Volksauflauf von Bassersdorf gegründete Gesetzes-Entwurf einfach abzuweisen, weil solche Volksversammlungen bereits durch Verordnungen des Regierungsrathes untersagt seien und es somit keines Gesetzes darüber bedürfe. Gleichwohl wurde beschlossen, in die Discussion einzutreten, die dann sogleich sehr lebhaft wurde. Am 9. wurde die Berathschlagung fortgesetzt. Ein nicht lange nach Eröffnung derselben gemachter Antrag auf den Schluß wurde mit 88 gegen 87 Stimmen beseitigt, hierauf mit 94 gegen 85 Stimmen die Frage, ob in die artikelweise Berathung des Gesetzes-Vorschlages eingetreten werden sollte, verneint und mit 91 Stimmen die Zurückweisung des Gesetzes-Vorschlages auf unbestimmte Zeit beschlossen. Sogleich erklärte jetzt der Bürgermeister Muralt und nach ihm der Bürgermeister Wyß den Rücktritt von ihren Regierungsstellen; allein der Präsident Dr. Keller erwiderte, Entlassungsgesuche müßten schriftlich eingegeben und vor der Sitzung dem Präsidenten eröffnet werden, und hob die Sitzung des Großen Rathes auf.

Man hörte vielfach davon sprechen, beide Bürgermeister werden ihre Erklärungen ausführen, noch Andere ihrem Beispiele folgen, und der sonst sehr mäßige Regierungsrath Hottinger habe zuerst und am

neisten den Bürgermeister Muralt heraufgestimmt. Die Kunde, daß Bürgermeister Wyß abtreten wolle, befremdete nicht. Man kannte eine Rechtschaffenheit und Amtstreue; aber man wußte, daß das gegenwärtige System den während seiner ganzen öffentlichen Laufbahn beolgten Grundsätzen entgegen sei, und unlängst war er von einem einer Collegen in seiner Präsidialstellung empfindlich gekränkt worden. Muralt, mit dem ich einige Male beim Nachhausegehen über die Sache prach, schien nicht ganz entschieden, sondern noch auf Gegenvorstellungen u hören. Mit keinem anderen Collegen trat ich näher ein, und mir nachte weder einer von ihnen, noch irgend Jemand sonst eine Zumuthung iber die zur Celebrität gediehene Frage. In der Rathssitzung vom 10. wurden die vorliegenden Geschäfte, wie gewöhnlich, behandelt. Am 3. war der Regierungsrath wieder versammelt und eine Anzahl von Geschäften beseitigt, als ohne nähere Veranlassung der Bürgermeister Wyß plötzlich erklärte, er finde sich durch die neuesten Verhältnisse ewogen, aus dem Regierungsrathe auszutreten und sich daher von einen bisherigen Collegen zu verabschieden. Gleich nach ihm sprach er Bürgermeister von Muralt sich auf die nämliche Weise aus, und och sechs andere Regierungsräthe folgten ihrem Beispiele, mehrere avon nach einer kleinen Pause, nach. Einige zeigten dabei eine gereizte, ndere eine ruhigere Stimmung. Sobald ein Dritter und Vierter geprochen hatte, konnte ich leicht ermessen, was für Folgen das Ereigniß ür mich haben werde, und daß, wenn weit jüngere Männer, und unter iesen zwei oder drei, die für sehr liberal gegolten hatten, sich enternten, Zürich in seiner aufgeregten Stimmung mein Festhalten streng eurtheilen, und daß Alles, was ich sechszehn Monate früher vorausesehen hatte, nun in hohem Maße eintreten werde. Doch auch in iesen ernsten Stimmung kam es mir einige Male, wenn wieder ein Redner aufstand, vor, ich sehe Pulvermännchen oder Pulverhäufchen ines das andere anstecken. In mir herrschte die Ueberzeugung, die Sache sei nicht von so hoher Wichtigkeit, der Regierungsrath nicht in einer Ehre gefährdet, noch weniger ich selbst persönlich, weil ich niemals heftig gegen den Verein mich geäußert hatte. Ich billigte ihn eineswegs und verbarg mir nicht, daß ein solches Beispiel nachher zu nancherlei Zwecken benutzt werden könne; aber ich glaubte, diese Aufegung werde weniger gefährlich sein, wenn man ihr nicht aufreizend ntgegentrete. Vorzüglich schwebten damals zwei Lieblings-Maximen

mir vor, mich in einer mißlichen Lage nicht sogleich in die Flucht schlagen zu lassen, und wenn Andere davon gehen, nie blindlings hinter ihnen her zu laufen, sondern, wenn mich meine Ueberzeugung nicht dazu aufforderte, desto eher stehen zu bleiben. Ueberhaupt hatte ich die bisherigen politischen Entwicklungen in ihren Hauptgestaltungen lieb gewonnen, und durch das bisher genossene Vertrauen fand ich mich so verpflichtet, daß ich mich der Schwäche des Undankes und der Untreue schuldig geglaubt hätte, wenn ich von meinem Platze in einem Zeitpunkte abträte, wo Viele erwarteten, das Neue werde wenn nicht zusammenstürzen, doch große Modificationen erhalten. — Ich stand also, als die acht gesprochen hatten, auch auf, erklärte, daß ich an meiner Stelle bleiben würde, daß ich aber dies bei dem Abtreten aller meiner früheren Collegen aus Zürich nicht stillschweigend thun zu können glaube und daß ich durch Gründe zurückgehalten werde. Eine tiefe Stille erfolgte; die acht Abtretenden erhoben sich mehr oder weniger bewegt, in sichtbarer Weise die beiden Bürgermeister. Als der Aeltere, Wyß, von seinem erhöhten Sitze, in dessen Nähe er, von seiner Anstellung am Canzleipulte gerechnet, ein Menschenalter gearbeitet und den er selbst siebenzehn Jahre lang eingenommen hatte, herabstieg, sprach er im Vorbeigehen mit gepreßter halbleiser Stimme zu mir: „Sie nehmen viel auf sich und werden in Kurzem den Schritt sehr bedauern, den Sie jetzt gethan haben." Ton, Miene und der Charakter des Mannes gaben mir die Ueberzeugung, die starken Worte seien redlich gemeint; allein ich erwiderte: „Den Erfolg erwarte ich ruhig."

Die Ersatzwahlen: die Zusammensetzung des neuen Regierungsrathes.

Der Regierungsrath lud nun den Präsidenten des Großen Rathes ein, diese oberste Behörde auf den 19. März einzuberufen, um über die Entlassungsbegehren zu verfügen, und setzte mittlerweile seine Geschäfte fort. — Als ich am 19. auf dem Rathhaus mich einfand, wandten sich viele Glieder von der Landschaft, die zu den Gemäßigteren gehörten, gerührt an mich und bezeugten mir ihre Freude, daß ich nicht abgewichen sei. Die Meisten aus ihnen setzten hinzu: „Sie müssen nun Bürgermeister werden." Zwei Tage vorher hatte Dr. Keller, den zuerst der Gedanke, man sollte die geforderten Entlassungen nicht ertheilen, stark beschäftigte, nun aber denselben aufgegeben hatte, mich

bei einem Besuche auf eine zuvorkommende und trauliche Weise zur Annahme der Bürgermeisterstelle aufgefordert. Sowohl ihm, als Denjenigen, die auf dem Rathhause sich an mich richteten, antwortete ich, ohne einen Augenblick anzustehen, ich finde mich durch dieses Zutrauen erfreut und geehrt, könne aber dieses Amt durchaus nicht annehmen. Zuerst erfordere es die Ehre; denn, obgleich Pflicht und Anhänglichkeit mich auf meinem Platze zurückgehalten haben, so würden alle meine nunmehrigen Tadler und noch Andere mit ihnen sagen, ein eitler Ehrgeiz, endlich noch Bürgermeister zu werden, habe mich zum Bleiben bewogen; auch finde ich, es sei nothwendig, daß ein Bürgermeister von Zürich, der Präsident des Vorortes werde, eine Depesche und jede Schrift, die ihm eingereicht wird, auch auf der Straße und an jeder Stelle selbst sogleich lesen könne und nicht fremder Augen zu einer beförderlichen Durchlesung bedürfe. Wäre Niemand tauglicher zu finden, so würde ich, wie bei anderen schwierigen Stellungen oder Sendungen, die Annahme nicht verweigern; allein jetzt sei man nicht in Verlegenheit, andere passende Männer zu finden. Keller hatte ich, als er mich aufforderte, geantwortet, er sollte sich zur Uebernahme einer Bürgermeisterstelle entschließen. Mehreres, das ihm seither vorgeworfen wurde, war damals noch nicht gesprochen, und ich war überzeugt, daß der Mann von so vielen Fähigkeiten dadurch aus der nachtheiligen Stellung eines Opponenten herausgehoben und zu ernster ruhiger Theilnahme an der Leitung der Staatsgeschäfte veranlaßt und verpflichtet würde. Weiß von Fehraltorf, der ebenfalls von einigen Freunden aufgefordert war, wies die Anfrage entschieden zurück.

Zuerst mußte der Regierungsrath wieder vervollständigt werden; allein mehreren geachteten Männern, die in den ersten Wahlen waren ernannt worden, gestatteten ihre häuslichen Verhältnisse die Annahme nicht. Man fand sich in Verlegenheit. Mancher Freund des Neuen wurde schüchtern. Nun glaubte ich, thätig werden zu müssen, und ich darf es mir zuschreiben, vorzüglich den Oberst Fierz von Küßnach, den Dr. Rüegg von Bauma und den Statthalter Heinrich Brändli von Stäfa (den jüngsten Bruder der früher erwähnten Jakob, Johannes und Rudolf) zur Annahme bewogen zu haben. Der erste war eine kräftige, verständige, praktisch gebildete, angesehene und mit unseren Verhältnissen bekannte Persönlichkeit, der zweite ein talentvoller, classisch gebildeter, bescheidener junger Mann, der verdiente Achtung genoß, der

dritte ein Kaufmann, der Welterfahrung und Bildung und zugleich eine große Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit besaß. Alle drei verhießen, eine Probe machen zu wollen. Sie erwarben sich bald allgemeine Achtung; aber nur der Erste hielt aus, während die beiden Anderen nach ein Paar Jahren, hauptsächlich durch Gesundheitsverhältnisse, bewogen wurden, ihre Stellen wieder niederzulegen. Für die Besetzung der übrigen Plätze sorgten Andere.

Sowohl in der ersten Bürgermeister=Wahl, die auf den Regierungsrath Melchior Hirzel, den früher erwähnten ehemaligen Oberamtmann zu Knonau, fiel, als in der zweiten, wo 109 Stimmen Hegetschweiler ernannten, der aber beharrlich ausschlug, vereinigte sich, ungeachtet meiner vorhergegangenen und nunmehr wiederholten Ablehnungen, eine nicht unbedeutende Zahl auf mich. Aus tiefer Bewegung sagte ich im zweiten Male, es würde in meiner Lage ein kindischer Ehrgeiz sein, wenn ich nach der Bürgermeister=Stelle strebte. Dies wurde mir nach geraumer Zeit von einem Manne, der mir nicht ferne stand und dem ich kurz vorher in einer Wahl meine Stimme gegeben hatte, höhnisch vorgeworfen. Zur Vervollständigung der Erzählung hole ich nach, daß an die zweite Bürgermeister=Stelle der Oberrichter Heß gewählt wurde, der in den Regierungsrathswahlen in dieses Collegium eingetreten war.

Die nach dem Austritte jener acht Regierungsglieder nicht nur in der Stadt, sondern auch bei Vielen auf der Landschaft verbreitete Erwartung, Alles werde in Stockung gerathen und vielleicht zusammenstürzen, fand sich hier als Furcht, dort als Hoffnung getäuscht. Unstreitig machte der Staat in den Personen einiger der ausgetretenen Regierungsglieder einen bedeutenden Verlust; denn sie vereinigten mit Kenntnissen und Einsicht Rechtschaffenheit und Beflissenheit und hätten noch Vieles leisten können, indessen sie nun in eine bald mehr, bald weniger opponirende Stellung versetzt wurden. Ueberhaupt war es ein großes Mißgeschick, daß Zürich's wirkliche und eingebildete Wunden oft gereizt wurden, und daß sich die Stadt nicht in das politische Bedürfniß hineindenken konnte, wodurch statt des seitherigen kläglichen gegenseitigen Mißtrauens ein freundliches Verhältniß zwischen Zürich und der Landschaft entstanden und manche materiellen und persönlichen Nachtheile unterblieben wären. Allein dies würde ein politisches Wunder gewesen sein; denn nicht bloß Zürich's Bürger, auch viele andere Tausende von Privilegirten haben es übersehen, daß man bei großen politischen

Umgestaltungen durch offenes und treuherziges Entgegenkommen sich zum Leiter derselben machen, auch Gegenstöße und Nachwehen vermeiden kann. Ohne den Bassersdorfer Verein wäre ohne Zweifel eine Krisis gleichfalls eingetreten. Die steigende Mißstimmung hatte bereits öftere Reibungen im Regierungsrathe und die übertriebenen Gerüchte davon hatten viel Mißtrauen auf der Landschaft veranlaßt. Bereits drohte von dort her ein Sturm, der nun unterblieb. Die Geschäfte der Vollziehung gingen ohne Schwankung oder Unterbrechung ihren geregelten und ruhigen Gang fort, und man bemerkte sehr bald, daß Männer, die vor Kurzem noch das rasche Vorwärts oft als das Hauptziel ihrer Bestrebungen aufgestellt hatten, jetzt ihre Umsicht vermehrten und in das Vorrücken weniger Eile legten. Der Geschäftsgang und die Verhandlungen wurden leichter. Man verstand sich, und Anreizungen hörten insoweit auf, als sie bisher oft aus entgegengesetzten politischen Systemen entstanden waren.

Gereizte Stimmung in der Stadtbürgerschaft; Anfeindungen.

Gegen die neue Ordnung der Dinge blieben Carricaturen, Spottgedichte u. dgl. nicht aus. Die Pfeile, welche auf mich gerichtet waren, bezogen sich meistens auf mein schwaches Gesicht und auf mein Alter. Ich wurde der blinde Mann genannt. Man wünschte mir baldige ewige Ruhe, u. s. f. Einen Beweis jedoch von der Zierlichkeit dieser Verse giebt derjenige, der sich auf den damals sehr gehaßten Eduard Sulzer von Winterthur bezog. Es hieß darin neben Anderem: „Um die Finanz schlingt er sein Garn, zu füllen seinen leeren Darm." — Dieser Mann, der viele Talente, eine geübte Feder, schnellen Ueberblick, Gewandtheit in Unterhandlungen mit Gutmüthigkeit vereinigt und dem nur Aneignung zu alltäglichen und Ausdauer bei langweiligen Geschäften zu wünschen ist, war schon im Jahr 1831 sehr gehaßt gewesen. Der Regierungsrath hatte ihn bei der Wahl des Staatsrathes, den man damals noch als die erste Unterabtheilung des Regierungsrathes ansah, beseitigt. Als Muralt damals nach dieser Wahl zu Luzern wieder eintraf und ich ihm sagte: „Wie konnten Sie so unklug und so unpolitisch sein und einen so fähigen Mann zum Opponenten in Staatsangelegenheiten machen?" —, antwortete er mir: „Man kann nicht alle Gefühle überwältigen und nicht sich mit Jedem ausgleichen."

Die Folge davon war gewesen, daß Sulzer zu Beschränkungen des Staatsrathes mitgewirkt hatte, bis er nach dem Austritte der Acht selbst in denselben gewählt wurde.

Von dem bürgerlichen Fest des Sechseläutens am 27. März 1832 besorgten Viele unruhige Auftritte und gewaltthätige Handlungen; denn man erinnerte sich eines unruhigen Zwischenfalles, bei welchem in der Nacht des verflossenen 25. October ein lärmender Haufe die Geßner'sche Wohnung an der Münstergasse beunruhigt und ihre Bewohner, die zu den Liberalen gehörten, gewaltthätig behandelt hatte. — Einige Glieder des Vereines von Bassersdorf und noch Andere verließen am Abend des Sechseläutens die Stadt; Andere erhielten Polizeiwachen vor ihren Häusern. Obgleich ich nicht zum Vereine gehörte, wußte ich, daß ich damals wenig besser angesehen sei, verließ mich aber auf die Billigkeit der Menschen, und täuschte mich nicht.

Sonst standen zu jener Zeit im Kanton Zürich die Parteien einander bitterer gegenüber, als im Spätjahr 1830. Die jüngeren Männer aus Zürich, welche vor den Juli-Tagen auf eine Staatsveränderung hinarbeiteten, hatten sich im Winter von 1830 auf 1831 unter sich entzweit. Durch den unbedingten Anschluß der Einen an die neue Verfassung waren die Anderen gereizt und durch ein herbes Benehmen derselben verbittert worden, und statt durch eine fortgesetzte Annäherung zur Stillung des Mißtrauens der Landschaft beizutragen, ergaben sie sich immer mehr den Freunden des Alten. Diese waren höchst aufgereizt, überhaupt der größte Theil der Bevorrechteten tief gekränkt. Viele der Letzteren hatten ihre Stellen verloren; Andere, die für sich und die Ihrigen günstige Aussichten auf solche gehabt hatten, sahen diese getrübt und eine allgemeine Concurrenz eröffnet. Viele aus ihnen hofften auf einen Umschwung. Bei den sogeheißenen mittleren und unteren Classen kam eine Menge von Privatvortheilen in Gefahr, oder ihr Verlust war vorauszusehen. Daher waren die meisten Handwerker, vorzüglich die Besitzer der sogenannten Ehehaften, Wirthe, Müller, Fleischer, Schmide u. s. f., sehr ungünstig gestimmt. — Eine besondere Classe der Unzufriedenen bildeten diejenigen bisherigen Liberalen, deren Berechnungen und Erwartungen durch den nunmehrigen Gang der Staatsveränderung getäuscht worden waren. Die Opposition im Großen Rathe war seit dem Spätjahr 1831 entschiedener geworden. Anträge, die das neue System auf die mildeste Weise aussprachen,

wurden bestritten, z. B. derjenige, welcher der Stadt Zürich in der Wahlversammlung des Bezirkes 90 und den äußeren Gemeinden 110 Stimmen zutheilte. Man forderte eine gleiche Stellvertretung, obgleich die Stadt damals nicht viel mehr als den dritten Theil der Bevölkerung enthielt; seither wurde auf den Antrag eines Städters ohne Widerspruch die Bevölkerung zum Maßstabe angenommen.

Die zwischen den Anhängern des Alten und des Neuen in Zürich bestehende Kluft schien vollends vom 10. April 1832 an, dem Tage der Aufhebung des Chorherrenstiftes, ein unüberschreitbarer Abgrund zu werden. Schon seit dem December 1830 war mir der gesellschaftliche Umgang oft unangenehm geworden; doch war bis in den Anfang des Jahres 1832 die Mißstimmung noch zu ertragen, weil man ihre Wirkungen mit Anderen theilte und man z. B. wußte, daß auch der noch vor Kurzem in Zürich allgemein beliebte Bürgermeister Muralt seit dem Frühling 1831 das Ziel roher Ausfälle und unwitziger platter Anspielungen geworden war. Ein durch plumpen Witz bekannter Mann und dessen Söhne nannten ihn, wo sie glaubten, es wagen zu dürfen, „den Seidenhändler Muralt." Einer meiner Söhne wies einst einen solchen Witzler derb zur Ordnung.

Durch die neuesten Vorgänge des Frühlings 1832 wurde nun aber Alles verändert. Jene acht Regierungsräthe, die ein volles Jahr hindurch von einigen Anhängern des Alten als Ungetreue waren angesehen worden, wurden jetzt Lieblinge derselben. Ich, der einzige aus den Alten, der an dem Neuen fest hielt, mußte nothwendig ein Hauptziel der Abgeneigtheit werden, und es war leicht vorauszusehen, daß die Bitterkeit der Aeußerungen über Alles, was zum herrschenden Systeme gehöre, noch steigen müsse. Mir blieb, um freier Mann zu sein, nichts Anderes übrig, als beinahe allen gesellschaftlichen Verbindungen zu entsagen, selbst denjenigen, wo ich mit meinen ersten Jugendbekannten zusammentraf. Ich wollte nicht rechten, mich aber auch nicht höhnen oder meine Ueberzeugung angreifen und mir in Gesellschaften das Mißfallen über dasjenige, wozu ich stimmen würde, bezeugen, noch auch mir vorzeichnen lassen, wie ich stimmen sollte. Eben so wenig konnte ich erwarten oder fordern, daß Andere, deren Rechtlichkeit ich achtete, um meinetwillen ihre Ueberzeugungen oder ihre gereizte Empfindlichkeit unterdrücken sollten. Einzeln vermied ich meine Bekannten nicht und fand sie dann beinahe immer unbefangen.

Fester, als noch je, setzte ich mir vor, gegen politisch Andersdenkende Gerechtigkeit und Billigkeit auf das strengste zu beobachten. Bei rein politischen Wahlen glaubte ich für die Festhaltung des Systemes sorgen zu sollen; bei andern Wahlen hingegen hielt ich mich berechtigt, von der strengen Politik abzugehen, vorzüglich, wo es Wissenschaft oder besondere Kenntnisse betraf. Immer wurde ich fester in der Ueberzeugung, daß der Republikaner nicht auf Volksgunst, sondern nur darauf ausgehen solle, daß man ihn achten müsse, und daß er durch Rechtlichkeit auch die Unbefangenen unter seinen Gegnern dazu nöthigen könne. — Sorgsam vermied ich dagegen alles Buhlen um den Beifall anders Gesinnter. Nicht nur wird man durch ein solches Benehmen verächtlich; sondern man macht seine Gegner übermüthig. Napoleon und Ludwig Philipp handelten irrig, als sie dem Klerus und dem Faubourg St. Germain schmeichelten. Diese wurden nur übermüthig, nicht gewonnen, und sobald das Glück sich umwandte, waren sie die ersten, die Napoleon zu stürzen suchten. Solche Gegner muß man kommen lassen und erst dann, je nach dem man glauben kann, ihnen vertrauen zu dürfen, entgegen gehen.

Ueber den Stand des Barometers meiner Popularität gaben mir zufällige Umstände deutliche Winke. Ich schloß einige Zeit nachher mit einem Manne, der mit Allem, was in Zürich an die Tagesordnung kam, genau vertraut war, einen Hausmiete=Vertrag. In seinem Entwurfe nahm er zwei Artikel auf sich, die sonst gewöhnlich der Hausmieter trägt, legte mir aber unbedingt die Herstellung alles Schadens auf, der an den Fenstern oder Fensterscheiben (dem Bürgermeister Heß war ein großer Stein in ein Zimmer geworfen worden) geschehen könnte, was um so viel bedeutender war, weil das Haus von allen Seiten frei stand und viele Fenster hatte. Ich war so glücklich, daß weder Steine, noch Schlossen oder Wind mich während meines ganzen dortigen Aufenthaltes beschädigten. — Ich führe hier noch eine Anekdote an, die zwar der Zeit nach später erzählt werden sollte. Seit vielen Jahren nahm ich die Hüte für mich und die Meinigen von dem Hutmacher Morf, einem durch eine gewisse Genialität, noch mehr aber dadurch bekannten Manne, daß er zu verschiedenen Malen Menschen mit eigener großer Gefahr das Leben gerettet hatte. Er war eifrig aristokratisch gesinnt; aber unser Verhältniß dauerte ungestört fort, weil ich Alle, die mich bedienen oder mir arbeiten, ohne ihre eigene

Verschuldung nicht bald aufgebe. Einst, als wir uns antrafen, sagte ich zu ihm: „Es muß Ihnen auffallen, daß ich seit einigen Jahren weniger Hüte kaufe, als vorher. Es ist nicht meine Schuld; denn viele Leute nehmen ihre Hüte nicht mehr vor mir ab, und ungeachtet ich dann denke: Ihr schadet nicht mir, sondern dem unschuldigen Herrn Morf —, so bleibt doch mein Hut festsitzen und dauert demnach länger." Wie billig, ärgerte sich mein Freund Morf über diese ungeschlachten Menschen und mißbilligte sie. — Meistens erfuhr ich gesuchte Beweise der Nichtachtung nur von jüngeren Burschen, die ohne Zweifel von ihren Eltern das Anathema über mich hatten aussprechen hören. Einige davon thaten dies gerade in den Tagen, wo ich den Ihrigen wesentliche Dienste geleistet hatte. — Ungefähr in jener Zeit wurde ich auch in dem „Schaffhauser-Correspondenten" durch den Vorwurf angegriffen, ich füge mich in alle Verhältnisse und suche angestellt zu werden. Ich antwortete in dem nämlichen Blatte einfach, ich fordere Jedermann auf, ob Jemand sagen könne, daß ich seit 1798 mich mittelbar oder unmittelbar zu irgend einer Stelle empfohlen habe, und Niemand konnte mir diesen Vorwurf machen.

Der Versuch einer Bundesreform und das Siebner-Concordat

Die Veränderung und Verbesserung der Bundesverfassung war damals der sehnliche Wunsch aller Freunde des neuen Systemes; nur über das Maß der nöthigen Veränderungen walteten verschiedene Ansichten. Viele hatten gehofft, die am 12. März 1832 zusammengetretene außerordentliche Tagsatzung zu Luzern werde diesem Ziele entgegenführen. Als man aber bemerkte, die Bereitwilligkeit zu einer solchen Veränderung sei bei vielen Kantonen nicht nur nicht vorhanden, sondern diese nähren eine große Abneigung gegen die vorgegangenen Neuerungen, und als sich vollends die Garantien der veränderten Verfassungen verzögerten, wachte bei sehr vielen Liberalen der Gedanke auf, die politisch umgestalteten Kantone müßten einen Vorschritt machen. Die Wirren in den Kantonen Basel und Neuenburg und die dadurch offenkundig gewordene Abneigung vieler Kantone gegen alles Neue ließen ängstliche Gemüther einen Reactionsversuch befürchten, um so viel mehr als die aristokratische Partei in den umgestalteten Kantonen von Gleichgesinnten in den anderen Kantonen fortwährend Zeichen ihrer Thätigkeit sah

St. Gallen hatte seine Gesandtschaft instruirt, auf eine Verbindung der regenerirten Kantone zum Zwecke der Sicherung ihrer Verfassungen hinzuwirken. Als nun zu Luzern die Nachricht von dem Austritt der acht zürcherischen Regierungsräthe eintraf, sah man dies daselbst als den Vorboten der Reaction an. Regierungsrath Melchior Hirzel von Zürich (der nachherige Bürgermeister) nahm also mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit den Vorschlag St. Gallen's auf. Seine Gefährten schlossen sich ihm an. Karl Schnell, Casimir Pfyffer und Andere waren bald einverstanden. Man brachte den am 28. Februar vorgegangenen Zusammentritt mehrerer Vorsteher der der Regeneration abgeneigten Kantone, den Beschluß des Basel'schen Großen Rathes, sich von den 46 widerstrebenden Gemeinden des Kantons zu trennen, und die am 14. März in Erfüllung gegangene Abberufung der Staatsbeamten aus diesen Gemeinden, in welcher man die Absicht erblickte, Anarchie und neue Volksbewegung zu veranlassen, mit den übrigen neuesten politischen Erscheinungen in Verbindung. Die Kühneren unter den Freunden und Beförderern der neuen Grundsätze wurden durch diese Vorgänge angereizt, sich die Mittel zu verschaffen, mit Kraft das Gewonnene zu schützen und neue politische Pläne in Ausführung bringen zu können. Von den Gesandten der Kantone Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau wurde ein so geheißenes Concordat verabredet und ad referendum genommen. Sie sagten in dem Begleitungsschreiben, daß sie „bei Abgang von Aufträgen oder Vollmachten dasselbe in treuer Ergebenheit ihren Committenten einfach zur Berathung und Genehmigung vorlegen und empfehlen."

Folgendes ist der wesentliche Inhalt dieses Concordates der sieben Kantone. — § 1. „Indem die beitretenden Stände ihre auf dem Grundsatze der Volkssouveränetät beruhenden, in das eidgenössische Archiv niedergelegten Verfassungen gegenseitig gewährleisten, verheißen sie hierdurch, sowohl die dem Volke jedes Kantons nach seiner Verfassung zustehenden Rechte und Freiheiten, als die verfassungsgemäß aufgestellten Behörden jedes Kantons und ihre verfassungsmäßigen Befugnisse aufrecht zu erhalten. Sie gewährleisten sich ferner, daß Aenderungen dieser Verfassungen einzig in der durch jede Verfassung selbst festgesetzten Weise vorgenommen werden können." § 2. „Wenn in einem der beitretenden Kantone wegen Verfassungsverletzung Zerwürfnisse entstehen, welche die allgemeine Ruhe desselben gefährden, so üben nach

fruchtlos versuchter Vermittlung die übrigen im Concordat begriffenen Kantone insgesammt das Schiedsrichteramt aus. Die Schiedsrichter haben streng nach dem Sinne der bestehenden Verfassung zu urtheilen und können in derselben keinerlei Veränderungen vornehmen." § 3. „Diese Schiedsrichter sind an keine Instructionen gebunden." § 4. „Der betheiligte Stand ist pflichtig, sich dem Spruche zu unterziehen, den die concordirenden Kantone nöthigen Falles vollstrecken." § 5. „Durch die verheißene Garantie anerkennen die beitretenden Stände ihr Recht und ihre Pflicht, einander Schutz und Schirm zu leisten und unter Anzeige an den Vorort einander selbst mit bewaffneter Macht einzeln oder in Gemeinschaft zu Hülfe zu ziehen, um Ruhe und Ordnung und Verfassung, wo diese gefährdet sein sollte, aufrecht zu erhalten." § 6 behält die Verpflichtungen gegen die Eidgenossenschaft und die einzelnen Kantone vor und spricht aus, daß dieses Concordat nach der Revision des Bundesvertrages erlösche. Ein Nachtrag behält allen Kantonen den Beitritt vor. — Die Beförderer dieses Concordates glaubten, die neuen Verfassungen um so viel mehr vor Störungen sicher stellen zu müssen, da die Tagsatzung diese Garantie verletzt habe. Man berechnete, daß durch dieses Concordat mehr als die Hälfte der schweizerischen Bevölkerung für den vorgesetzten Zweck vereinigt werde, und legte dieser Vereinigung der sieben Kantone einen um so viel größeren Werth bei, als die waffenfähige Mannschaft der meisten in den Waffen geübt, großentheils für die Verfassungen gestimmt, auch die meisten mit Kriegsvorräthen wohl versehen und einige im Besitze von Geldkräften waren. Auch hoffte man, daß noch andere Kantone sich anschließen werden, wodurch allmälig auch die übrigen zur Nachfolge veranlaßt würden.

Unstreitig war das Concordat etwas sehr Gewagtes; aber bei der ernstesten Ueberlegung fand ich, es gehöre zu denjenigen Erscheinungen und Geburten, die, wenn sie einmal da sind, nicht weggestoßen werden können. Bereits sah man die Phalanx der Opposition heranziehen. Es war einleuchtend, daß die Verwerfung des Concordates die Liberalen veruneinigen, den politischen Credit vieler einflußreichen Männer, unter diesen den der zürcherischen Gesandten, die das Concordat unterschrieben hatten, auf die Spitze stellen, sie zu verzweifelten Unternehmungen nöthigen, die sieben Kantone, für welche das Concordat entworfen war, in die größte Aufregung bringen und vielleicht den

erklärten Gegnern des Neuen ein Uebergewicht in die Hände legen würde. Gleichwohl übersah ich es nicht, daß dieses Concordat einige Aehnlichkeit mit dem christlichen Burgrecht*) habe, daß ein solches neue Ferdinandeische Bündnisse herbeiführen könne und daß es mithin nicht von Vorwürfen frei sei. Aber Alles einander entgegengehalten, blieb für den Freund der neuen Ordnung der Dinge nichts übrig, als ohne Wanken den Erfolg zu erwarten. Durch den Abschluß des Concordates waren die Concordirenden für einmal vor Reaction geschützt, und weil es schon damals höchst wahrscheinlich war, das bedächtliche Waadt werde sich nicht anschließen und noch weniger ohne dasselbe ein anderer Kanton nachfolgen, so war nicht zu besorgen, daß die Sieben etwas Gewaltsames gegen Andere unternehmen würden.

Einmüthig empfahl der zürcherische Regierungsrath dem Großen Rathe den Beitritt. Der Große Rath versammelte sich am 9. April; das Concordat wurde von den Bürgermeistern Hirzel und Heß, insbesondere von letzterem, vorgelegt und von Hegetschweiler empfohlen. Die Sitzung vom 10., in welcher mit 134 gegen 51 Stimmen die Aufhebung des Chorherrenstiftes beschlossen wurde, schien der Vorkampf zu sein, in welchem beide Theile ihre Kräfte versuchten. Die ganze Sitzung des 11., die mit einer kurzen Unterbrechung von Morgens 8 bis Abends 8 Uhr dauerte, war dem Concordate gewidmet. 127 Stimmen gegen 61 nahmen dasselbe an, und der Dank gegen die Gesandten wurde mit 118 gegen 65 ausgesprochen. Nun entfernte sich der größere Theil der Minorität aus dem Rathssaale, und am Ende wurde mit 129 gegen 19 Stimmen noch beschlossen, der Regierungsrath solle die geeigneten Maßregeln nehmen und die übrigen im Concordate noch nicht begriffenen Stände zur Theilnahme an demselben einladen. Die Minorität verlangte, daß eine Mißbilligung der Gesandten ausgesprochen werde, und am 12. wollte ein Theil derselben nach Verlesung des Protokolles eine Verwahrung einrücken. Beides fiel mit 102 gegen 49 Stimmen durch.

---

*) Dem christlichen Burgrecht, welches nach der Reformation Zürich mit der Stadt Constanz schloß und dem nachher Bern und andere evangelische Orte beitraten, folgte das Ferdinandeische, welches die fünf innern Orte mit dem König Ferdinand, dem Beherrscher Oesterreichs und Ungarns, also mit einer ausländischen, als feindselig betrachteten Macht, schlossen.

Die Angelegenheit der Schleifung der zürcherischen Festungswerke.

Die Wiederbesetzung des Regierungsrathes und die Annahme des Concordates gaben zwar den Liberalen einen gewissen Grad von Beruhigung; aber das Mißtrauen gegen die Aristokratie verminderte sich im Kanton Zürich deßwegen noch nicht. Man erwartete gewaltsame Unternehmungen und erneuerte daher von vielen Seiten des Landes das Begehren, die Schanzen möchten geschleift und ein beträchtlicher Theil des schweren Geschützes auf die Landschaft vertheilt werden. Das Letztere wäre nichts ganz Neues gewesen; denn in den Siebenzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts hatte die damalige Regierung in mehreren Schlössern und Amthäusern kleine Zeughäuser angelegt und in denselben neben Flinten meistens drei Feldstücke und eine Haubitze aufgestellt. Diese Maßregel war bei der Mediation und seither nicht erneuert worden, ließ auch, abgesehen von aller Politik, keine so gute Besorgung der Waffenvorräthe erwarten, als bei einer Vereinigung derselben unter einer Oberaufsicht. Mit Recht suchte man eine solche Zersplitterung zu verhindern.

Desto nothwendiger wurde es daher, die Schleifung der Schanzen zu befördern. Von ihren zahlreichen Nachtheilen überzeugt, hatte ich von meiner Jugend her gegen sie gesprochen und, wo sich der Anlaß ergab, Theile davon eingehen zu lassen, als Mitglied der Regierung dazu gestimmt. Jetzt glaubte ich einen öffentlichen Schritt thun zu sollen und sprach mich im „Republikaner" darüber aus, zwar ohne meinen Namen beizusetzen, doch aber so, daß ich mich gegen Jedermann als den Verfasser erklärte. Ich erinnerte an die Gefahren, welche die Festungswerke schon gebracht hatten, und an diejenigen, die sie noch bringen könnten, wie sehr ein befestigter Platz, wo der Feind von außen für jeden Schuß seinen bestimmten Zielpunkt wählen könne, denselben reize, sogleich das Innere zu beschießen und in Brand zu stecken, und daß dies in Fällen, wo ein Rückzug gedeckt oder gehindert, ein Artilleriepark gerettet oder genommen werden sollte, nur zu leicht geschehe. Ich sprach von den Schrecknissen, welche die Eroberung befestigter Städte gewöhnlich begleiten, von den vielen Beispielen der neueren Zeit, wo die Befestigungen größerer und blühender Städte nach dem Wunsche aller verständigen Einwohner abgetragen wurden, und von dem schon lange empfundenen Bedürfnisse, Raum

für neue Gebäude zu finden, der durchaus mangelte, von den nachtheiligen Folgen des zusammengepreßten Beisammenwohnens in engen Gäßchen, die keine Sonne bescheint, von der Schwierigkeit, manche Berufsart, die einen ausgedehnten Raum fordert, gehörig zu betreiben, u. s. f. Ich machte auch auf die Nothwendigkeit aufmerksam, daß eine verhaßte Scheidewand endlich falle. Einen Hauptgrund, daß nämlich diese Festungswerke ein beständiger Reiz zum Bürgerkriege und einem zweischneidigen Messer in der Hand eines Leidenschaftlichen ähnlich seien, konnte man nur leise berühren. Der Einwurf, daß ein offener Ort in Kriegszeiten Gefahren bloßgestellt bleibe, war dadurch zu beantworten, daß, je größer ein solcher, desto geringer die Gefahr sei, und daß einem befestigten Orte noch größere Gefahren drohen.

Auf eine merkwürdige Weise hatte sich in Zürich seit einigen Jahren die Stimmung über die Schanzen geändert. Schon in den Siebenzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts hatte ein genialer Mann, der Quartierhauptmann Schultheß in der Limmatburg, seiner Zunft eine Berechnung über den Schanzenbau vorgelegt und gezeigt, was aus diesem Gelde hätte geleistet werden können. Ob es ernsthaft gemeint gewesen sei, daß allen Beamten ihre Gehalte sehr vermehrt und jedem Bürger ein Jahrgehalt daraus hätte gebildet werden können, oder ob dieser Gedanke nur seine Ansicht habe populär machen sollen, ist nicht mehr auszumitteln. Früher hörte man beinahe Jedermann sagen: „Die Schanzen sind unzweckmäßig, und wäre es nicht zu kostbar, so sollte man sie niederreißen." Allein diese Geringschätzung derselben hatte sich allmälig verloren. Der Oberstlieutenant David Nüscheler hatte durch eine Abhandlung, in der er sie vertheidigte, vorzüglich dazu beigetragen. Als unerschütterlicher Vertheidiger des Hergebrachten sah er mit Grund die zürcherischen Festungswerke als den Waffenplatz seines Systemes an, weil er nur durch sie einem Andrange vom Lande her widerstehen, nur unter ihrem Schutze eine Reaction einleiten und Hülfe von außen her erwarten konnte; mit Thätigkeit suchte er seiner Ansicht Freunde zu gewinnen, ohne in die geheimen Gründe einzutreten. Sehr viele Personen, denen die Festungswerke gleichgültig gewesen waren, wurden jetzt ganz für dieselben eingenommen. Auch ohne sich auf den soeben bezeichneten politischen Standpunkt zu erheben, glaubten Viele, durch die neuen Ereignisse eingeschüchtert, gewaltsame und räuberische Ueberfälle besorgen zu müssen. Man quälte sich mit der Grille,

durch das Fallen der Mauern werde Zürich zu einem Dorfe werden und dadurch herabgewürdigt sein. Dies ging so weit, daß, als im Sommer 1832 die beiden Regierungsräthe Hüni und Brändli, verständige und gemäßigte Männer, beide Mitglieder des Bau-Departements, auf der langen hölzernen Brücke, die über den Graben der Kronenporte führte, davon sprachen, es sei gut, daß diese bereits Gefahr drohende, kostbare Brücke bald aufhören und durch einen festen Boden werde ersetzt werden, zwei nicht unangesehene vorübergehende Männer ihnen zuriefen: „Me wird J!" (Man wird Euch). *)

Die große Frage der Schleifung der zürcherischen Schanzen kam endlich vor dem Großen Rathe am 30. Januar 1833 zur Entscheidung, und 131 Stimmen erklärten sich bei der Hauptfrage gegen 53, die beinahe alle von Zürchern gegeben wurden, für dieselbe. Jetzt konnte man mit Zuversicht dem nahen Zeitpunkt entgegensehen, wo nicht nur die außerhalb der Stadt verhaßte Scheidewand fallen, sondern auch der beständige Reiz verschwinden werde, hinter Wällen und Gräben der Landschaft Trotz zu bieten. Nicht weniger aber war es wichtig, ein Gespenst, das viele Tausende, die außer den Wällen wohnten, über dieselben hinaus beunruhigte und aufregte, aus der Welt verbannt zu sehen. So sehr ich für die Hauptsache eingenommen war und ihre Ausführung befördern half, arbeitete ich nichts desto weniger Allem entgegen, was für Zürich verderblich werden oder was in Vandalismus ausarten konnte. Ich wirkte daher auf Beibehaltung des Schanzengrabens, den Manche im ersten Eifer ausfüllen wollten. Es mußte darüber abgestimmt werden, und der Antrag fiel durch, nicht weniger aber auch ein anderer, durch den die eifrigsten Festungsvertheidiger den Beschluß zu lähmen suchten, indem sie auf die Beibehaltung eines polizeilichen Verschlusses antrugen. Ferner wirkte ich für die Rettung der sogeheißenen Katze (des Hügels im jetzigen botanischen Garten), für diejenige der hohen Promenaden und des Bau- und Seeschänzchens, die von verschiedenen Seiten bedroht waren, vorzüglich das letztere, von dem ich immer glaubte, es sei so anmuthig, daß, wenn es nicht schon da wäre, man es erbauen sollte. **) Einige Jahre ver-

*) Durch diese Worte will man in Zürich entweder sagen: „Es wird nichts daraus", oder: „Man wird Euch zur Ordnung weisen."

**) Anm. des Herausgebers. Das gilt auch noch 1883 für ähnliche sich wiederholende Discussionen.

flossen, ehe man nur laut für dasselbe sprechen durfte. Einflußreiche Männer vom Lande, vorzüglich vom Zürichsee, erblickten in ihm ein gefährliches Bollwerk gegen die Seebewohner. Angesehene Männer in Zürich glaubten, man bedürfe des Erdreichs und der Mauersteine dieser Schanze für die Anlegung der neuen Dämme. Meine Stellung als Präsident des Wasserbau-Departements und als Regierungsmitglied verschafften mir den Anlaß mitzuwirken, daß der Angriff auf diese Schanze verzögert wurde. Mittlerweile beseitigte der Fall der Festungswerke die Besorgnisse, welche das Wasserschänzchen gegeben hatte. Die zürcherischen Kaufleute fanden andere Erde; der alte Wellenberg-Thurm lieferte tüchtige Bausteine, und das vielvermögende Dampfschiff ersah sich das Schänzchen als bequemen Landungsplatz aus.

Die Schleifung der Schanzen begann, zuerst zu großem Schmerz zahlreicher Freunde des Alten, sogar außerhalb Zürich's. Selten ging ich während der ersten Wochen dieser Arbeit durch die Ausgänge, ohne Anspielungen Vorübergehender zu hören, die z. B. sich fragten: „Wollen Sie auch außer das Dorf gehen?" — u. dgl. m. Bald wurde die Stimmung milder, und nicht einmal zwei Jahre vergingen, bis ein großer Theil des zürcherischen Publicums sich mit der Maßregel versöhnte und dies entweder mit freundlicher Miene zugab oder doch den Tadel vermied. Einige blieben eine lange Zeit hindurch fest und machten keinen Schritt über die ausgefüllten Graben oder den Boden der abgetragenen Wälle, so lange in der Nähe ein anderer, wenn gleich weiterer Ausgang vorhanden war. Der Consequenteste unter Allen war der rechtschaffene, aber mit Unerschütterlichkeit dem Alten ergebene Oberstlieutenant Rüscheler, der Jahre lang, wenn er aus der Stadt gehen wollte, aus seiner Wohnung im Thalacker den großen Umweg durch die Werdmühle und die Brücke beim Schützenhaus einschlug.

Seltsame Kämpfe hatte man damals in den Regierungsbehörden selbst zu bestehen. Es bedurfte z. B. der größten Anstrengungen, um es dahin zu bringen, daß die Brücke über den Schanzengraben, über welche man nun aus der Enge in die Stadt fährt, nicht weiter abwärts, entweder in der Linie der Bärengasse, oder vollends in derjenigen der Pelikanstraße, angebracht werde. Der Widerspruch gründete sich darauf, daß die Häuser im inneren Bleicherweg nahe beisammen stehen. Mich leitete da, wie immer, die Maxime, daß man nicht nur auf die Gegenwart, sondern auch auf die Zukunft sehe und sich nicht

abschrecken lassen möchte, wenn die gewünschte Wirkung nicht sogleich in voller Ausdehnung erreicht werden kann, sobald man sicher ist, daß sie früher oder später eintreten muß. Immer stößt das Große, wenn es einmal gut eingeleitet ist, kleine Hindernisse früher oder später hinweg und macht sich Bahn, gleich einem kräftigen Gewässer, dem ein wohlberechnetes Bett geöffnet worden. Ich hielt es für weit unwichtiger, wenn man noch eine Reihe von Jahren wenige Schritte weit an mürben Häusern durchfahre, die dann doch zurückweichen werden, als wenn man im seltsamen Zickzack den Eingang in die Stadt suchen müsse. — Vergeblich kämpfte ich gegen den Bau der gewaltigen und kostbaren Mauern, die jetzt den Schanzengraben einschließen und ihn den Anwohnern auf lange Strecken unzugänglich machen. Von dem Regierungsrath Hüni unterstützt, widersetzte ich mich auch einem Plane, den man großartig nannte und der die Zeltwegstraße neben dem elliptischen Teiche in der Richtung nach der Straße Hintere Zäune hätte führen sollen. Nicht nur fanden wir nichts Großartiges, weil der offene Platz Hintere Zäune — beim jetzigen Theater — keine Fortsetzung hat, sondern an der Steingasse sich Alles wieder schließt, und weil, wenn man auch mehrere Häuser weggebrochen hätte, man am Ende doch nur in den nichts weniger als großartigen Rindermarkt gekommen wäre; vorzüglich aber waren wir dagegen, weil der innere Theil des Zeltweges und die neuen Häuser in den tieferen feuchten Grund zu liegen gekommen wären, der bei jedem großen Wassergusse überschwemmt wird.

Die Brandlegung zu Uster am zweiten Jahrestage der Landesversammlung (22. November 1832).

Unter diesen Umständen näherte sich der 22. November, der zweite Jahrestag seit der großen Versammlung zu Uster. Die Mitglieder des zum schweizerischen Schutzverein zählenden kantonalen Vereines wünschten ihn durch eine zahlreiche Zusammenkunft Gleichgesinnter zu feiern. Man vernahm zwar auch Stimmen, die aussprachen, dies veranlasse Anreizungen und nähre den Parteigeist. Von anderen Seiten her hörte man sagen, die große Zahl der Weber in den Berggegenden, die schon im Sommer und Herbst 1830 die Fabrikanstalten bedroht und damals gehofft hatten, die erste Versammlung in Uster sollte keineswegs unbedingte Gewerbsfreiheit herbeiführen, sondern vielmehr

ihren Broderwerb verbessern und sichern, trügen sich mit irgend einer gewaltsamen Unternehmung. Die Regierung blieb nicht gleichgültig man machte diejenigen Männer, die am meisten auf die Feier des Tages drangen, aufmerksam, daß nachtheilige Folgen daraus hervorgehen könnten. Allein sie wollten Furchtsamkeit in diesen Warnungen entdecken und von keiner Abänderung hören. Die Gemüther der Liberalen waren um so viel mehr aufgeregt, als eine wirkliche Spaltung zwischen den Kantonen offenkundig hervorgetreten war und Uri, Inner-Schwyz, Unterwalden, Basel=Stadt und Neuenburg schon am 14. November sich zu Sarnen durch Abgeordnete vereinigt und dadurch eine Trennung von den übrigen Eidgenossen, welche zu Luzern, vorzüglich zur Berathung einer neuen Bundesverfassung, versammelt waren, eingeleitet hatten.

Leute von Einfluß, welche die zürcherische Berggegend kannten, und die oberen Bezirks=Beamten selbst gaben, als der Tag sich näherte, beruhigende Nachrichten. Die damals von früherer Zeit her noch sehr verhaßte Kantonspolizeiwache oder andere Bewaffnete neben dem Vereine in Uster auftreten zu lassen, hielten angesehene und rechtliche Männer, die demselben angehörten, für unzweckmäßig, und man hörte sagen, dies würde als eine beleidigende, gegen den Verein gerichtete Maßregel angesehen werden. Man vernahm, daß nicht nur der Verein, sondern auch noch andere Personen sich zahlreich nach Uster hin begeben werden, und glaubte, nichts Außerordentliches erwarten zu sollen. — Doch am 22. November kam bald nach ein Uhr Mittags das Gerücht, es brenne zu Uster, in meine Wohnung, und es war mir sogleich klar, daß man über eine solche Nachricht nicht gleichgültig sein dürfe. Ich machte mich auf den Weg nach dem Rathhause und traf im Hingehen größere und kleinere Gruppen an, bei denen ich langsam vorüberging. Mein gutes Gehör ersetzte mir, wie schon oft, Vieles von dem, was die Augen nicht zu leisten vermochten. Hier vernahm man die Worte: „Es ist losgegangen" —, dort: „Sie sind an einander gerathen" —, an einer dritten Stelle: „Jetzt muß man aufmerken, wie es kommt!" Unverkennbar machte sich auch hier eine beunruhigende ernste Stimmung Luft. Auf dem Rathhause fand sich nur ein Theil des Regierungsrathes, voran Bürgermeister Heß, ferner besonders die beiden Sulzer, Hüni, ein, weil die meisten Regierungsglieder in Uster, andere auf der Tagsatzung oder sonst abwesend waren. Von Stunde

zu Stunde erhielten wir neue und bestimmtere Nachrichten über das, was vorgegangen war. Höchst ungleich waren dagegen die Andeutungen über das, was noch zu erwarten sein möchte, und durch die Stadt wurden widersprechende, zugleich aber auch aufregende Gerüchte über versammelte und in Bewegung gesetzte Volksmassen verbreitet. In Zürich organisirte sich eine Bürgerwache, die man unter solchen Umständen nicht mißbilligen konnte und zu deren Verhinderung man keine Kraft gehabt hätte. Allein man konnte auf mehr als einer Miene Derjenigen, die hievon Anzeige machten, deutlich lesen, daß unter gegebenen Umständen man leicht versucht sein würde, uns (die Regierungsbehörde) zu bewachen oder in Verwahrung zu nehmen. Sehr gute Dienste leistete der redliche und thätige Statthalter Zwingli, der aller Orten zugegen war, beruhigend wirkte und ohne Zweifel dadurch hin und wieder hinderte, daß nicht lauter gesprochen und den versammelten Schaaren Vorschläge gemacht wurden, die weiter geführt hätten. Als die Nachricht eintraf, die gefangenen Brandstifter werden eingebracht werden, vernahm man von einem Beamten der Regierung den Vorschlag, man sollte den Statthalter diesem Transport bis Schwamendingen entgegensenden, um die Ordnung beizubehalten. Ich widersetzte mich diesem Rathe nach Kräften und wurde dabei von anderen Regierungsgliedern unterstützt; denn man sah, daß es darum zu thun war, den wachsamen Statthalter aus Zürich zu entfernen.

In Uster war etwas Aehnliches von dem eingetroffen, was Schiller in den Kranichen des Ibykus sagt: „Die Scene ward zum Tribunal!" Die rüstigen Mitglieder des Schutzvereines hatten, während Ortsbeamte und Ortsbewohner zauderten oder sich fürchteten, diejenigen Leute, die das Corrodi'sche Fabrikgebäude beschädigt und an der Brandanlegung theilgenommen hatten, ergriffen und den Staatsanwalt, der als Mitglied des Vereines zugegen war, in seinen Maßregeln mit Entschlossenheit unterstützt. Man konnte in einem solchen Tumulte nicht mit langsamer Bedächtlichkeit verfahren, weil man nicht sicher war, ob nicht noch größere Schaaren von Fabrikarbeitern es versuchen würden, mit Gewalt die Ergriffenen loszumachen. Dieselben wurden festgebunden, auf Wagen gelegt und nach Zürich abgeführt, wobei sich der Statthalter Krauer von Regensberg als freiwilliger Anführer der Begleitung durch Muth und Klugheit auszeichnete.

Merkwürdig war die Aeußerung der öffentlichen Stimmung, als

die Gefangenen in Zürich eingebracht wurden. Daß der Anblick von mehr als 50 festgebundenen, auf Wagen geladenen Menschen Bedauern erregen konnte, war nicht befremdend; allein man wußte, daß sie mit Vorbedacht eines der schwersten Verbrechen begangen hatten, und daß das Gelingen leicht die Zerstörung beinahe aller größeren Industrie-Anstalten in unserem Staate hätte herbeiführen können, in welchem viele Tausende das Wort einander nachsprachen, er bestehe nur durch die Industrie. Rechtlichkeit und Liebe für bürgerliche Ordnung und Abscheu vor Gewaltthaten waren immer Charakterzüge der zürcherischen Bürger gewesen. Allein jetzt bemerkte man, wie sehr die politische Mißstimmung wirke; denn der Ausdruck des Mitleidens und des Bedauerns gegen die Eingebrachten übertraf die Aeußerung der Mißbilligung und contrastirte sehr mit der Stimmung und den Aeußerungen, die man 1804 oder auch bei anderen Anlässen wahrgenommen hatte, wenn politisch Angeklagte eingebracht oder auf die Richtplätze abgeführt wurden. — Solche Stimmungen, die sich großer Massen bemächtigten und sie gleichsam durchdringen, sind psychologisch sehr merkwürdig und sprechend. Alles, was eine übel angesehene oder verhaßte Regierung thut, wird auf das schärffte beurtheilt und beinahe alles Nachtheilige geglaubt, was man auf ihre Rechnung erzählt oder erdichtet. Von 1794 bis 1798 und von 1804 an fand eine geraume Zeit lang alles Nachtheilige, das über Zürich's Absichten verbreitet wurde, am See und in einem großen Theile des Kantons ein gläubiges Publicum. Man konnte damals Manchem einreden, die Regierung wolle auf jedes Stück Vieh, auf jeden Obstbaum Auflagen legen, u. dgl. Während des größten Theiles der helvetischen Periode wurde das, was von den Staatsbehörden ausging, in Zürich bitter beurtheilt; ebenso geschah es von 1831 und noch mehr vom Frühling 1832 an in der Stadt Zürich bei Allem, was die Regierung betraf. Das Personalpronomen in der Mehrzahlform wird in solchen Zeiten bezeichnend; die gewöhnlichen Phrasen sind: „Sie haben dieses oder jenes beschlossen. Was Sauberes werden sie jetzt wieder machen?" „Wann werden sie wohl die Bürgerbibliothek stehlen wollen?" hörte man, als das Chorherrenstift aufgehoben wurde, einen Mann sagen, der bis 1830 einer der thätigsten Tadler gegen die Regierung gewesen war. — Daß der Brand in Uster keine weiteren Folgen hatte und daß die Schuldigen nicht hart bestraft wurden, ist bekannt.

Uebergehung nach der Ausloosung auf der Constafel und Erwählung als Mitglied des Großen Rathes durch den Großen Rath selbst.

Die Zeit, wo die 1830 von den Zünften gewählten Mitglieder des Großen Rathes für die Wiedererwählung classificirt werden sollten, trat ein und mit dieser eine nicht unbedeutende Periode meiner neuen politischen Laufbahn. Bei der Ausloosung der Glieder der Constafelzunft im Großen Rathe zog ich die erste Nummer heraus, und im nämlichen Augenblick war mir das Schicksal der bevorstehenden Wahlen auf meiner Zunft, und daß ich dabei herausfallen werde, klar. Es war leicht vorauszusehen, daß ich, weil Reinhard nach mir sich herausgeloost hatte, nicht als der erste neben ihm gewählt würde, und eben so wenig konnte es zweifelhaft bleiben, daß, wenn die frühere Reihenfolge einmal gestört sei, der Gedanke, ganz neue Wahlen eintreten zu lassen, in voller Stärke stattfinden werde.

Ich blieb von der Wahl weg, um weder den Schein zu geben, daß ich um eine neue Ernennung bettle, nicht weniger aber auch, um der Schadenfreude keinen Anlaß zu verschaffen, mich durchgefallen und das Zimmer verlassen zu sehen. Was ich erwartet hatte, erfolgte. Ein Anderer, der gewesene Obergerichtspräsident Hartmann Friedrich von Escher, ein Vertheidiger des Alten, wurde statt meiner gewählt. Dieses Ereigniß wurde mir schon darum nicht unangenehm, weil es während der zwei verflossenen Jahre für mich oft drückend gewesen war, von einer Corporation gewählt zu sein, deren Ansichten und Wünschen ich in meinem ganzen Verfahren meistens zuwider handelte und, meiner Ueberzeugung zufolge, handeln mußte. Bald entdeckte ich, daß dieses Herausfallen aus meiner Zunft einen großen politischen Vortheil für mich habe; denn immer noch hatte es Leute gegeben, die es nicht begreifen konnten, daß ein gewesener alter Rathsherr und Junker nicht heimlich mit der alten Partei zusammenhänge. Jetzt waren sie belehrt, und mehr als ein aufrichtiger Mann sprach dies gegen mich unverhohlen aus.

Die Wahlen, welche der Große Rath für die Stellen zu machen hatte, die von seiner Ernennung abhingen, gaben davon den vollständigen Beweis; denn ungeachtet ich auch nicht einen Schritt that, um mich zu empfehlen, wurde ich von dem Großen Rathe in der ersten Wahl gewählt und, als ich erschien, von der versammelten

liberalen Partei mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Ich hatte bisher ihre gesellschaftlichen Zusammenkünfte nicht besucht, fand mich aber veranlaßt und selbst verpflichtet, dies nun von Zeit zu Zeit zu thun.

Die eidgenössischen Angelegenheiten während des Jahres 1832.

Obschon die über alle Zweige der Staatsverwaltung sich erstreckende Umgestaltung und die Menge der täglichen Geschäfte alle Kräfte der Beamten in Anspruch nahmen, durfte der Eidgenosse den wichtigen Vorgängen in den einzelnen Kantonen und den Verhältnissen des Gesammtstaates nicht fremd bleiben. Die wichtigeren eidgenössischen Angelegenheiten zogen mich nicht nur als Bürger und Regierungsglied, sondern um so viel mehr an, weil Schwyz und Basel mich auf der Tagsatzung zu Luzern 1831 sehr beschäftigt hatten, und weil die bevorstehende vorörtliche Stellung Zürich's während der Jahre 1833 und 1834 Theilnahme und Aufmerksamkeit zur unerläßlichen Pflicht machten.

Den Aufstand im Neuenburgischen 1831 konnte ich nicht entschuldigen, weil es sich ergab, daß er die Mehrheit der Bevölkerung nicht für sich hatte, mit Rohheiten verbunden war und eine gefährliche Einmischung des Auslandes herbeizuführen drohte. Die nachherige Aufregung der neuenburgischen Aristokratie und ihr Versuch, sich von der Schweiz zu trennen, schien mir schon bei seiner ersten Ankündigung ein unreifer Gedanke zu sein. Meine frühere Ueberzeugung freilich, daß ein unter Oberhoheit des Königs von Preußen stehender Kanton und eine vom Auslande nicht unabhängige Stimme auf der Tagsatzung oft mit dem rein schweizerischen Staatsinteresse in Collision kommen könne, und daß Neuenburg vielleicht besser ein bloßer schutzverwandter oder zugewandter Ort der Eidgenossenschaft geblieben wäre, hatte sich seit 1815 nicht verändert; allein jetzt war Neuenburg ein Kanton wie jeder andere. Dem neuenburgischen Abgeordneten, der das Trennungs-Begehren empfahl, sagte ich bei seinem Besuche, Preußen werde schwerlich einwilligen und die liberalen Stände werden kein Bundesmitglied verlieren und ihre Gleichgesinnten im Neuenburgischen nicht aufgeben, die französisch sprechenden auf ihren Einfluß eifersüchtigen Stände einen Sprachgenossen nicht verlieren wollen und selbst die aristokratischen Stände, die Vertrauten Neuenburg's, diese Stütze ihres Systemes festhalten. Alles traf so ein.

Die Trennung der Kantone Schwyz und Basel in selbständige Theile sah ich keineswegs als gleichgültig für den schweizerischen Staatenverein, dennoch aber die des letzteren nach allem Vorgegangenen als ein nothwendiges Uebel, die des ersteren als ein wirkliches Gut an. — Ich sah, daß den vielen tüchtigen Leuten in Außer-Schwyz nicht anders zu helfen sei, als durch Trennung, und daß bessere Staatseinrichtungen ohne eine solche dort nicht gedeihen würden. Ich hoffte überdies, daß ein gut organisirtes Außer-Schwyz als Vorbild wohlthätig auf das Volk von Inner-Schwyz, vielleicht auch auf Uri und beide Unterwalden wirken und die dortigen Matadorschaften allmälig belehren oder, wenn dies nicht möglich sei, ihre Herrschaft untergraben würde. Als der berüchtigte Joachim Schmid von Lachen als Vertheidiger der Rechte von Außer-Schwyz auftrat, mußte ich allerdings oft mich fragen: „Sollte es möglich sein, daß er noch einen Versuch mache, ehrlicher Mann zu werden?" Doch rechtfertigten meine unbesiegbaren Zweifel sich bald. Schon am 15. April 1832 hatten ungefähr 5000 Mann aus den äußeren Bezirken den Entwurf einer manches Gute enthaltenden Verfassung gut geheißen und beschlossen, denselben den Gemeinden vorzulegen, die am 6. Mai denselben annahmen. Der beharrliche Widerstand des alten Bezirkes Schwyz gegen diese Absonderung und seine Verbindung mit Uri, Unterwalden, Neuenburg und der Stadt Basel, welche wegen ihrer Fehde mit der dortigen Landschaft, die auch die Trennung von der Stadt forderte, ein Hauptbestandtheil dieser Vereinigung war, bewogen die Tagsatzung, diesem Verlangen nicht zu entsprechen. Erst diejenige, die am 11. März 1833 zu Zürich außerordentlich zusammengetreten war, beschloß am 22. April, von jedem Landestheil, doch mit Vorbehalt einer Wiedervereinigung derselben, einen Gesandten in ihre Mitte aufzunehmen. Schmid wurde also am 25. für Außer-Schwyz zugelassen und beeidigt; aber, kaum aufgenommen, wurde er durch die Aussicht auf eine Wiedervereinigung der Sache des äußeren Landes ungetreu gemacht und, sobald die Verhältnisse sich umwandten, nicht nur ein Beförderer der Vereinigung, sondern auch des Interesses des alten Bezirkes, weil dieser ihn dafür an die Spitze der Regierung hob und in den Genuß von Vortheilen setzen half. — Kräftiger und zugleich derber war die Landschaft Basel aufgetreten und hatte es dahin gebracht, daß schon am 12. October 1832 die Tagsatzung in Luzern einen Stadttheil und einen Landschaftstheil

im Kanton Basel anerkannte und dieser letztere in Zürich sechs Wochen lang einen Gesandten in der Tagsatzung hatte, ehe Außer-Schwyz in derselben auftrat.

Erstes Jahr der vorörtlichen Stellung Zürich's: 1833 — schwierige Lage des Staatsrathes.

Die vorörtliche Stellung Zürich's, die mit dem ersten Januar 1833 begonnen hatte, war in diesem Jahre von ungewöhnlicher Wichtigkeit. Ungeachtet dem zürcherischen Staatsrathe durch die neue Verfassung weit beschränktere Rechte und Pflichten angewiesen waren, als er kraft derjenigen von 1813 gehabt hatte, war seine Stellung mit vielen Schwierigkeiten verbunden. So lange die Tagsatzung nicht versammelt war, mußte der Vorort über die eidgenössischen Angelegenheiten wachen, in dringenden Fällen antworten oder selbst handeln. Dies Alles war um so viel schwerer geworden, weil man häufig und selbst im Großen Rathe die Aeußerung hörte, Politik und alles Staatsmännische, alles Geheimhalten, u. dgl., müsse aus regenerirten Freistaaten verbannt sein und Alles öffentlich behandelt werden. Der Große Rath war eifersüchtig auf den Regierungsrath, dieser noch mehr auf den Staatsrath, und sobald man vernahm, dieser letztere habe sich versammelt, rief eine Anzahl von Leuten aus: „Was haben sie wieder zu staatsrätheln?" — und fügte dem Spotte noch Vorwürfe bei. — Jeder Unbefangene, der mit der Geschichte und dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten nur ein wenig bekannt ist, weiß, daß in bewegten Zeiten nicht selten Anzeigen, selbst bloße Gerüchte, bisweilen auch sogeheißene officiöse Mittheilungen, schnelle Aufmerksamkeit fordern, so daß es Pflicht ist, wenigstens zu prüfen, wie es sich damit verhalte, ehe man Lärm schlägt und eine unreife, oft unstatthafte Sache in das Publicum hineinwirft. Ebenso ist es klar, daß man sich die größten Vorwürfe zugezogen hätte, wenn solche Dinge wären vernachläßigt und dadurch Nachtheile veranlaßt worden. Dies hatte die gute Folge, daß Anmaßungen der engeren Behörde und unnöthiges Geheimthun ganz unterblieben; aber es hatte auch die üble Wirkung, daß der Bürgermeister sich oft kaum getraute, den Staatsrath zu versammeln, und daß ängstliche oder egoistische Glieder desselben von der Versammlung wegblieben, auch Alles, was von einiger Erheblichkeit war, an den Regierungsrath gebracht und dadurch gleich allgemein bekannt wurde.

Die außerordentliche Tagsatzung seit dem 11. März 1833 und deren Aufgaben.

An Gegenständen, welche Aufmerksamkeit erforderten und drohend am politischen Horizonte standen, fehlte es nicht. Die schon im verflossenen Jahre erfolgte Verbindung der Kantone Uri, Unterwalden, Neuenburg, der Stadt Basel und des alten Bezirkes Schwyz, die durch ihre Vereinigung in dem Flecken Sarnen am 14. November 1832 den Beinamen der „Sarner“ erhalten und sich von der in Luzern versammelten Tagsatzung getrennt hatten, darauf begründet, daß sie nicht neben einer Gesandtschaft von Basel=Landschaft sitzen und die Trennung des Kantons Basel nicht anerkennen können, hatte eine bedenkliche Spaltung in dem Innern der Eidgenossenschaft erzeugt. Eine außerordentliche Tagsatzung war auf den 11. März 1833 wegen der Spaltungen in den Kantonen Schwyz und Basel und wegen des Entwurfes einer neuen Bundesverfassung nach Zürich einberufen worden. Jene getrennten Kantone traten nun in Schwyz zusammen und lehnten am 21. März von dorther den Beitritt ab. Der „Waldstätter=Bote“, eines ihrer Hauptorgane, hatte schon früher die Vereinigung der Mehrheit der Kantone „Quasi=Tagsatzung“ genannt, und diese wäre eine solche geworden, wenn sie, nachdem am 27. März auch Zug seine Tagsatzungs=Gesandtschaft zurück berief, nicht mit Veränderung ihres Reglements, welches bisher fünfzehn Stände=Stimmen zu Abfassung eines gültigen Beschlusses forderte, beschlossen hatte, daß künftig zwölf Stimmen dazu hinreichend seien.

Zu diesen inneren Erschütterungen gesellten sich noch Beunruhigungen von außen. Am 3. April war die Ruhe der Stadt Frankfurt und des daselbst versammelten deutschen Bundestages durch eine von einer Anzahl Einverstandener unternommene Waffenerhebung gestört worden. Sie war zwar bald unterdrückt; aber es ergab sich, daß ihre Verzweigungen sich über viele Gegenden Deutschlands und bis in andere Länder ausdehnten. Die Erscheinung von 403 aus ihrem Vaterland flüchtig gewordenen, in Frankreich aufgenommenen Polen, die am 9. April unversehens aus diesem Lande in dem bernerischen Dorfe Saignelegier eintrafen, machte nicht nur die Schweiz, sondern auch die benachbarten deutschen Mächte aufmerksam. Die Freunde des Alten in der Schweiz besorgten, diese Ankömmlinge seien berufen, sie zu bekämpfen. Die letzteren glaubten, sie seien bestimmt, die beabsichtigten

Aufstände zu unterstützen. — Die Ausfälle schweizerischer öffentlicher Blätter und die hochtönenden Aeußerungen eifriger Freiheitsfreunde hatten die auswärtigen Gesandten überhaupt gegen die Schweiz und gegen gefährliche von daher drohende Pläne zum Mißtrauen gestimmt. Die Berichte derselben an ihre Cabinete machten auf diese die nämlichen Wirkungen. Die Entdeckungen, die man über die Verbindungen deutscher Flüchtlinge, die in der Schweiz eine Freistätte gefunden, mit jenen Unternehmungen in Deutschland gemacht hatte, trugen dazu bei, daß man gefährliche Einwirkungen aus der Schweiz befürchtete. Sogleich verlangten die großherzoglich badischen Grenzpolizeibehörden Maßregeln gegen das Eindringen der Polen, und der Bundestag forderte unter dem 15. Mai, gerade zur Zeit, wo sich die außerordentliche Tagsatzung vertagte, daß sich auf dem Boden eines Nachbarstaates nicht Herde der Verschwörung bilden sollten, und erklärte, daß, wenn man ihn nicht beruhige, er die zu seiner Sicherstellung nöthigen Maßregeln ergreifen müßte.

Eigene Auffassung der Beziehungen zum Auslande; fortgesetzte Behandlung der Flüchtlings-Fragen.

Seit langer Zeit war ich der Meinung, daß man ein guter Eidgenosse sein, die Freiheit lieben und dennoch die Verfassungen und die Ruhe anderer Staaten achten und schonen könne, gleichwie ein Kaiser Alexander und ein Erzherzog Johann, ohne ihre Stellung aufzugeben, die Freiheit der Schweizer achteten und ehrten. Ich stimmte im Regierungsrathe zu Maßregeln gegen das angekündigte Vordringen jener Polen durch unsern Kanton und im vorörtlichen Staatsrathe zur Absendung des damals in der Eidgenossenschaft sehr angesehenen, als Professor zu Genf angestellten Rossi nach Paris, nicht weil ich ihn als einen vollendeten Eidgenossen ansah, sondern weil man wußte, daß er mit hochstehenden Personen am französischen Hofe bekannt sei, um die Wiederaufnahme der Polen auszuwirken; ebenso war ich für einen Auftrag an den Geschäftsträger zu Paris, zu verhüten, daß keinem Polen mehr Pässe nach der Schweiz ausgestellt werden. Er erhielt die Antwort, seit der Entweichung jener Polen aus Besançon seien keinen Polen Pässe ertheilt worden. Aber kaum war diese Nachricht eingetroffen, so machte am 26. Juni die Regierung von Genf sich

beschwerend dem Staatsrath die Anzeige, 24 aus Frankreich weggewiesene Italiener seien daselbst angekommen. Dies und der unbefriedigende Zustand der Unterhandlungen Rossi's in Paris bewog den Staatsrath, dem Herrn von Tillier aus Bern eine Sendung an den Bundestag nach Frankfurt zu übertragen, damit derselbe die Bewilligung des Durchpasses für die Polen nach Holland auswirken sollte. Ebenso wurde Tillier später nach dem Haag gesandt, um diesen Zweck zu erreichen. Zuerst schienen die Unterhandlungen zu gelingen; allein es ergaben sich immer neue Schwierigkeiten, und Tillier wurde zurück berufen. Im November äußerten die französischen Behörden Bereitwilligkeit, die Kosten der Ueberschiffung nach England, Portugal, Aegypten oder Algier auf sich zu nehmen, falls die Polen sich ohne Zögerung bereit zeigten, diesen Ausweg zu benutzen und sich auf französischem Boden ruhig zu verhalten. Allein den Polen war die Ueberschiffung nicht erwünscht. Sie weigerten sich, Formulare zu unterschreiben, durch welche sie sich zu ruhigem Verhalten bei ihrem Durchmarsch durch Frankreich verpflichten sollten, und die Regierung von Bern, welcher der Vorort am 26. December die Beförderung dieser Maßregel empfohlen hatte, glaubte nicht, sie nöthigen zu können, wodurch die Polen-Angelegenheit in neue Stockung gerieth.

Beurtheilung des 1833 vorgelegten Entwurfes einer neuen Bundesverfassung.

Des damals zur eidgenössischen Tagesordnung gekommenen Entwurfes einer neuen Bundesverfassung konnte ich mich nicht erfreuen, und zwar schon darum, weil Zürich und die übrigen größeren Kantone, die das Meiste an Mannschaft und an Geld beizutragen haben, bei einer starken Centralität und einer Stellvertretung, die ihren Leistungen nur ganz geringe Rechnung trägt, Gefahr laufen, von den kleinen Kantonen und von den Gegnern jedes Fortschrittes und aller bessern Staatsanstalten überstimmt zu werden.*) In der Voraussicht, daß der Bund von 1815 mehr als einem Angriffe widerstehen werde, sah ich diesen Entwurf als einen einstweiligen Versuch an, durch den sich viele Ideen entwickeln, zugleich aber auch die Stimmung des Schweizer-

*) Anm. des Herausgebers. Diese Kritik ist, auf Grund des Bundes von 1848, von der ständeräthlichen Abstimmungsweise aus zu interpretiren.

volkes über diese wichtige Materie sich erklären werde. Durch unbedingte Opposition war nichts zu gewinnen, als der Vorwurf, man sei hinter dem Bedürfnisse der Zeit zurückgeblieben, wodurch man auf geraume Zeit jeden Einfluß verloren hätte. Ich suchte daher auf Verbesserung einzelner Artikel einzuwirken, bestritt aber, so viel ich es vermochte, den rohen Gedanken, daß man die Widerstrebenden mit Waffengewalt zur Anschließung zwingen müsse. Ich gab zu bedenken, ob man eine Verbrüderung im Innern und eine einträchtige kräftige Stellung gegen das Ausland durch Gewalt und Bruderblut bewirken könne und wolle; ich schauderte nicht nur vor dem Unrechte zurück, sondern auch vor der Aussicht, daß ein erzwungener Verband sich bei dem ersten Anstoße auflösen und ohne Zweifel ein allgemeiner Kampf, vielleicht der Untergang des Vaterlandes, daraus hervorgehen werde. Als im Großen Rathe ausgesprochen wurde, wenn eine entschiedene Mehrheit größerer Kantone sich für die Annahme aussprechen sollte, müsse man kurzweg die Widerstrebenden zur Einverleibung in den großen Verband zwingen, sprach ich mich in dem bereits bemerkten Sinne aus und schloß dahin, daß man jenen Zeit lassen müßte, sich zu bedenken und den Erfolg sowohl der Verbindung der größeren Kantone, als ihrer eigenen Absönderung zu beobachten, und daß mittlerweile nichts Anderes zu thun übrig bleibe, als sich mit ihnen in ein Verhältniß zu setzen, ungefähr wie die dreizehn Kantone mit Graubünden, Wallis oder auch mit den enger verbundenen zugewandten Orten gestanden haben: erwiese eine neue Verfassung sich als gut, so werden sie sich nachher nähern, vielleicht sich selbst anschließen und zuverläßige Brüder werden. Nur Reinhard antwortete mir. Dem geübten Manne entging es nicht, daß dies der einzige Weg sei, auf welchem eine Veränderung der Bundesverfassung in jener Zeit hätte zu Stande kommen können, ohne den damit nicht zufriedenen großen Mächten einen Vorwand zu geben, sich in die schweizerischen Angelegenheiten einzumischen und die Ausführung eines Zwanges gegen die kleineren Kantone zu hindern. So griff er mich nicht geradezu an, sondern äußerte nur seine Verwunderung, daß man daran denken könne, die ältesten Bundesglieder zu zugewandten Orten machen zu wollen. Es wäre leicht gewesen, zu antworten, der Vorschlag beziehe sich nur auf den gefährlichen Fall, wo von Röthigung die Rede sein würde, und zu betonen, daß während langer Zeiten diese sich hochfühlenden

Kantone verhältnißmäßig weniger geleistet haben, als kleine zugewandte Orte.

Ich glaube, meine seit vielen Jahren beinahe immer gleich stehenden Ansichten über die große Frage der Bundesveränderung und einer stärkeren Centralität hier aussprechen zu können. Die Bundesverfassung von 1815 befriedigt mich nicht, am wenigsten, da sie hauptsächlich für die Regierungen, nicht auch für die Völkerschaften geschlossen ist. Ich vermisse einen guten Zusammenhang und die nöthige Beweglichkeit in dem eidgenössischen Wehrwesen. Ich mißbillige die Hemmungen des Verkehres, die Sperrungen, die Zölle, die ein Kanton gegen den andern theils unverschleiert, theils unter erkünstelten Namen aufstellt, den schleppenden Gang der Tagsatzungsverhandlungen, die Unbilligkeit, daß 13,000 Menschen in Uri gerade so viel zu Allem, wovon das Wohl und das Weh des Vaterlandes abhängt, zu sagen haben, als 400,000 Berner und 230,000 Zürcher, wovon die ersten dreißig Mal, die andern sechszehn Mal so viel Wehrmänner an das eidgenössische Contingent stellen und jene 133,900 Franken, die Zürcher 92,640 Franken an die Bedürfnisse der Centralität liefern, während Uri nur 1350 Franken beiträgt. Nicht weniger vermisse ich ein eidgenössisches Bundesgericht für Rechtsfälle, bei welchen die Kantone betheiligt oder wo die Kantonsbehörden selbst keinen unparteiischen Richterstuhl aufzustellen fähig sind. Diesen und noch anderen Gebrechen wünsche ich Abhülfe zu verschaffen. Um deßwillen stimme ich aber noch nicht unbedingt in manche hochtönende Phrase ein, wie diejenige, man müsse eine starke Centralität einführen, um stark sowohl gegen das Ausland, als im Innern zu sein. Gewaltig gegen das Ausland werden wir nie mehr werden. Die Zeiten, wo die Eidgenossen Kaiser und Könige schreckten, sind vorüber. Gleichwohl können und sollen wir noch kräftig dem Auslande entgegenstehen, aber nur dann, wenn wir einig sind, wenn wir Vaterlandsliebe und wo möglich einen Enthusiasmus für das Vaterland aufrecht zu erhalten und zu beleben vermögen, wenn unser Volk glaubt, es befinde sich wohl und es wäre ein Unglück, wenn es das Loos der Unterthanen kleinerer oder größerer Fürsten theilen müßte. Dieser Glaube und die Eintracht sind die Hauptbedingungen; denn durch sie waren die Eidgenossen bei einem lockeren Verbande furchtbar gewesen. Dadurch, daß einige Männer an einem bleibenden Hauptorte mit starker Hand die Zügel der Regierung führen, wird eine behagliche Lage unseres Volkes

noch nicht bewirkt. Die Verfassung und die Gesetzgebung müssen darauf berechnet sein, daß das Volk frei und glücklich sei und daß es sich weder finanziell, noch auf andere Weise gedrückt fühle, und die obern Behörden müssen mehr darauf ausgehen, treu und gesetzlich zu walten, als stark zu regieren.

Die Stärke im Innern könnte sehr leicht dazu mißbraucht werden, um jeden Widerspruch oder jede Opposition eines Kantons oder einzelner Gemeinden sogleich mit Gewalt niederzuschlagen, und um diese Kraft zu erhalten, würde man bald auf den Gedanken kommen, stehende Truppen aufzustellen, die dem Republikanismus immer gefährlich sind, die Factionen unterstützen und ein Werkzeug der Reactionen und gewaltsamen Regierungswechsel werden, wie man dies zur Zeit der helvetischen Republik gesehen hat. Wenn immer redliche, verständige und überlegende Männer in einer hohen Centralstellung stehen würden, so könnte vielleicht in gewöhnlichen Zeiten das Schweizervolk sich beruhigen und die Staatsmaschine sich gut bewegen. Aber wer bürgt uns dafür, daß nicht häufig Ränkemacher, Ehrgeizige, die dem Gelde und noch andern Einwirkungen zugänglich sind, diese Stellen bekleiden und nicht, durch täglichen Umgang mit der ausländischen Diplomatie, in dieser vielfach schlimmen Berührung leicht zu unschweizerischen Zwecken mißleitet werden? Zweiundzwanzig Kantone, ihre Großen Räthe und Landsgemeinden sind dagegen solchen schnellen Ueberraschungen nicht bloßgestellt und können nicht erkauft werden. Passivität und Zurückhalten, wenn verwegene Dinge zur Sprache kommen, waren seit Jahrhunderten das einzige Mittel, die Eidgenossenschaft unbetroffen von dem Gegenstoß großer europäischer Entzweiungen zu erhalten, während die kurze Dauer der helvetischen Republik und deren Directorial-Regierungen hinreichen, um zu zeigen, wie bald eine leicht bewegliche Regierung in die großen europäischen Wirren verwickelt ist. Nachdem Venedig, Genua, Lucca aus der Reihe der Staaten verschwunden sind und als Stoff zu Ausgleichungen haben dienen müssen, nachdem Holland, das, eine Zeit lang durch seine Reichthümer emporgehoben, als irdenes Töpfchen neben den eisernen und ehernen Kesseln auf der politischen Laufbahn sich herumgedreht hatte, dann im Gewirre zertreten, zuletzt zum Königreiche geworden ist, kann Niemand es sich verbergen, daß die hohe Diplomatie nur zu sehr geneigt sein könnte, die Schweizer, wenn sie thätig in einem europäischen Kampfe

aufträten, bei dem nächsten Friedensschlusse ihren Plänen zu opfern, sollte es auch nur sein, um den republikanischen Herd, obgleich er mehr Lärm macht, als Gefahren droht, endlich einmal aus der Welt zu schaffen. Der vielköpfige und starrköpfige schweizerische Föderalismus kann durch die Diplomatie weit weniger gelenkt werden, als eine Centralregierung. Wie vortheilhaft dies für die Unabhängigkeit des Vaterlandes sei, kann kein Schweizer verkennen. Gleichwohl ist dieser unlenksame Föderalismus den einzelnen Cabineten weit weniger anstößig, als ein der Einheit sich nähernder Bundesstaat. So lange die Kantone selbständige Wirksamkeit behalten, werden nicht alle jedem Nachbarstaat gleich angenehm und gleich unangenehm sein; sondern, indessen Frankreich auf die einen ärgerlich ist, wird Oesterreich es auf andere sein, und jede dieser Mächte hinwiederum mit anderen auf gutem Fuße stehen, oder wie die Fälle sich gestalten mögen. Jede Macht kann sich zufrieden geben, daß sie nur auf einzelne Kantone Einfluß hat, wenn sie überzeugt ist, daß auch andere Mächte nur auf einzelne Kantone wirken. Einem Kanton übersieht man, was man der ganzen Schweiz nicht vergeben würde. So hätte, wenn der Schutz, den Basel 1823 den deutschen Flüchtlingen, dem Auslande beinahe trotzend, gewährte, von der ganzen Schweiz ausgegangen wäre, dieser Umstand bei der damaligen Stimmung der Mächte ein gewaltsames Einschreiten zur Folge haben können.

Das Bestreben mancher Schweizer, Helvetien in eine europäische Macht zu verwandeln, ist dem Benehmen eines Jünglinges gleich, dessen Ahnen durch viele Generationen hindurch einen sehr guten Binnen- oder Speditionshandel getrieben haben, ohne die Aufmerksamkeit der ersten Handelsplätze auf sich zu ziehen, der nun aber diese Rolle zu klein findet, Schiffe ausrüstet, sie auf eigene Rechnung in die See gehen läßt, ohne zu bedenken, daß seine Kräfte denjenigen weit nachstehen, mit denen er concurriren will. Um das Gleichniß noch ganz auszuführen, muß man wohl bedenken, daß dieser Jüngling nicht ein Privatvermögen, sondern das Erbtheil und das Wohl eines Volkes, das ein halbes Jahrtausend hindurch glücklich war, den Stürmen preisgiebt, und zwar ohne Aussicht, reicher oder größer zu werden. Die vorgeblichen Vortheile einer großen Kraft im Innern sind schwer auszumitteln. Dem Machthaber kann es sehr bequem sein, wenn seine Befugnisse sich weit ausdehnen und wenn in der Regel denselben

schnelle Folge geleistet werden muß; wie weit aber dies mit Beibehaltung eines gewissen Grades von Selbständigkeit der einzelnen Kantone zu vereinigen sei, ist schwer zu begreifen. Sehr schlimm würde auf jeden Fall das Volk bei einer solchen innern Stärke der Verwaltung wegkommen. Die Hunderte von Männern, die, wenn schon nicht mit Gelehrsamkeit ausgerüstet oder in dem Getreibe der inneren Welt abgeschliffen, doch mit gesundem Menschenverstande und mit den Bedürfnissen ihrer Gegenden vertraut, in den Großen Räthen ihren Mitbürgern gute Dienste leisten können, würden entweder beseitigt oder auf eine geringe Wirksamkeit beschränkt werden. Sollte eine starke Bundesbehörde, aus wenigen Gliedern bestehend, aufgestellt werden, so wird es nothwendig, diese stärkere Macht durch Beschränkung der Amtsdauer ungefährlich zu machen, und sorgfältig zu verhüten, daß nicht sogeheißene Capacitäten unmittelbar oder nach kurzen Zwischenräumen auf einander folgen. Es läßt sich fragen, ob es nicht gut wäre, denjenigen, die in die Centralbehörde gewählt würden, die Rückkehr in die Beamtungen ihrer Kantone zu erleichtern, damit nicht nur Glücksritter, Intriganten u. dergl., denen es nur um große Besoldungen, politische Macht, die Befähigung zur Ausführung selbstsüchtiger Pläne zu thun ist, die thätigsten Bewerber um solche Stellen seien. Nach Erwägung aller Verhältnisse wird die beste Bundesregierung wohl darin bestehen, daß einem bleibenden oder wechselnden Vororte Beisitzer aus anderen Kantonen zugeordnet werden.

Das Schicksal des Entwurfes der Bundesverfassung 1833.

Nachdem die außerordentliche Tagsatzung die Bundesverfassung in langen Sitzungen berathen und endlich angenommen hatte, legte sie die von ihr beschlossene Abfassung den Kantonen vor, und am 10. Juni wurde der Entwurf von dem zürcherischen Großen Rathe mit 124 gegen 54 Stimmen angenommen. Die Großen Räthe von Bern, Luzern und Solothurn thaten mit großer, der von St. Gallen mit einer nicht sehr überwiegenden Mehrheit das Nämliche; allein der Kanton Luzern war es, der sein Schicksal entschied. Dort hatten nur vier der äußersten Linken zugehörende Mitglieder für Verwerfung gestimmt und an das Protokoll sich erklärt, daß sie der Nation selbst, d. h. einem eidgenössischen Verfassungsrathe, die Constituirung vor-

behielten. Als aber diese Frage am 7. Juli dem luzernerischen Volke zur Entscheidung vorgelegt wurde, erklärten sich durch den zusammenwirkenden Einfluß der Geistlichkeit und der Radicalen 11,826 oder nach einer anderen Angabe 12,000 Stimmen gegen denselben, indeß die vereinigte Zahl der Annehmenden und der weit zahlreicheren Abwesenden nur 7000 betrug. Doch auch Basel=Landschaft machte den Vorbehalt, daß der Entwurf von zwölf Ständen angenommen werde. Unter diesen Umständen fanden seine Beförderer im Kanton Zürich es nicht angemessen, ihn der Entscheidung des Volkes vorzulegen. Ich wirkte, so viel ich vermochte, zu dieser Zurückhaltung mit; denn ich durfte hoffen, daß unter günstigen Umständen etwas Besseres erreicht werden könne, als dieser unter stürmischen Bewegungen mühsam hervorgebrachte Entwurf. Sein Durchfallen war kein Verlust; aber dasselbe galt nicht nur bei den Gegnern des Neuen, sondern auch bei vielen Freunden desselben für eine Niederlage der Liberalen.

Die Lage bei dem Zusammentritt der ordentlichen Tagsatzung am 1. Juli 1833: Bürgerkrieg in den Kantonen Schwyz und Basel und Ergreifung von Gegenmaßregeln durch die Tagsatzung (Anfang August).

Das von der preußischen Regierung gegen ihre Unterthanen ausgesprochene Verbot, schweizerische Universitäten zu besuchen, das bairische gegen die neu gegründete Universität Zürich, sowie einige andere Anordnungen auswärtiger Cabinete wurden als Absagebriefe angesehen, und sie waren das in einem gewissen Grade. Dazu bemerkte man eine vermehrte Bewegung unter den Mißvergnügten, ein Hin= und Herreisen thätiger Agenten, Zusammenkünfte, u. s. w. In vielen katholischen Gegenden wurde das Volk durch die Ankündigung von Gefahren der Religion geängstigt. Man hörte aller Orten leise und laut von bevorstehenden wichtigen Ereignissen sprechen, und viele finstere Mienen begannen heiter und sogar froh zu werden.

Unter diesen Umständen trat die gewöhnliche Tagsatzung am 1. Juli in Zürich zusammen; doch hatten schon am 28. Juni die abgetrennten Kantone angezeigt, sie könnten die Beschlüsse einer rechts= und bundeswidrig zusammengesetzten Versammlung weder als gültig, noch als verbindlich ansehen. Man wußte, daß nicht nur die auswärtigen Gesandten in der Eidgenossenschaft der Conferenz der Abge=

trennten in Schwyz zugethan, sondern daß auch entferntere diplomatische Kreise ebenso gestimmt waren. Zug hatte in der Tagsatzung erklärt, aus seiner Gegenwart gehe keine Anerkennung von Außer-Schwyz und Basel-Landschaft hervor, und die Gesandtschaft von Wallis legte dar, sie werde sich aus der Tagsatzung zurückziehen, wenn nicht die beiden getrennten Kantonstheile aus derselben entfernt würden. Die aristokratischen Zeitungen sprachen im höheren Tone, und der „Waldstätter-Bote" machte die heftigsten Ausfälle. Am 22. Juli nannte er die Regierungsglieder von Außer-Schwyz meineidige Hochverräther, Abtrünnige von der Volkssache, u. s. f.

In Außer-Schwyz wurde das Volk bearbeitet. Abgeordnete, die von dorther nach Schwyz gingen, erhielten kräftige Zusicherungen. Im bernerischen Oberland, im Entlebuch, in der Gegend von Balsthal und noch in anderen Gegenden der Kantone Luzern und Solothurn wurde auf das Volk eingewirkt, und durch diesen letzt erwähnten Kanton sah man Leute ziehen, von denen man bald vernahm, sie verstärken die Garnison von Basel. Solche Wahrnehmungen veranlaßten auf den Antrag der Gesandtschaft von Luzern am 17. Juli einen Zusammentritt der Gesandtschaften der sieben Concordats-Stände, worin man sich über schnelle Hülfeleistung im Falle eines Angriffes besprach. Gleichwohl bewegten die von vielen Ständen ausgesprochenen Wünsche für Wiedervereinigung den Vorort, am 20. die abgesonderten Kantone, vorzüglich die Gesandtschaften von Inner- und Außer-Schwyz und von Stadt und Landschaft Basel, auf den 5. August zu einer Conferenz einzuladen. Diesem Schritte bestrebte man sich zu Schwyz und zu Basel zuvorzukommen.

Das Einrücken des Obersten Ab-Yberg an der Spitze von 600 Mann und mit vier Sechspfündern am 31. Juli in den Flecken Küßnach, der einen Theil des von der Mehrheit der Kantone anerkannten, in der Tagsatzung vertretenen Außer-Schwyz ausmachte, und der Angriff der Stadt Basel auf die Landschaft, am 3. August, sind zu bekannt, um hier ausführlich geschildert zu werden. Der Plan, von Küßnach in den Kanton Luzern einzudringen, wurde von Vielen der bewaffneten Schwyzer nicht verheimlicht. Man erfuhr, daß mit jenem Kantone zunächst Bern und Solothurn, so viel wie möglich auch die übrige Schweiz, in Bewegung gesetzt und diese von Basel her unterstützt werden sollte. — Die Stellung der Mitglieder des Staatsrathes war

in jenen Tagen sehr wichtig, nicht nur durch die amtliche Verpflichtung, sondern auch durch das, was man seiner Ueberzeugung und seinem Pflichtgefühle gegen das Vaterland schuldig zu sein glaubte. Das Dasein eines großen Reactionsplanes war unzweifelhaft, und man mußte erwarten, daß entschiedene Menschen hin und wieder Aufstände veranlassen könnten, daß dadurch ein allgemeiner Bürgerkrieg, großes Blutvergießen und als unmittelbare Folgen davon eine Einmischung der auswärtigen Mächte würden herbeigeführt werden. Zu allen diesen Betrachtungen gesellte sich noch eine ganz besondere, welche die höchste Aufmerksamkeit erforderte und schnelle Vorsorge gebot. Nicht nur im Kanton Zürich, sondern noch in manchen anderen Gegenden befanden sich die Radicalen und mit ihnen Viele, die bisher zu den ruhigeren Liberalen gehört hatten, in einem Zustande der höchsten Aufregung und des Mißtrauens. Man konnte voraussehen, daß bei längerem Zögern diese aufstehen, sich sammeln und einen Handstreich versuchen würden, und es war nicht zu verkennen, daß nicht nur dadurch die gesetzliche Ordnung niedergetreten, die Schweiz vor aller Welt in einem Zustande der Auflösung dargestellt, sondern auch eine Intervention mehr, als durch irgend ein anderes Ereigniß, würde herbeigeführt, daß aber noch vorher die ganze Gegenpartei zum heftigsten Widerstand gegen eine ungesetzliche Gewalt würde aufgereizt werden.

Einige unentschlossene Glieder der Tagsatzung bedurften einer Ermuthigung; doch schon ehe man von dem Ausmarsche aus Basel etwas wußte, empfanden die Vertheidiger der neuen politischen Gestaltungen sowohl in der Tagsatzung, als in der vorörtlichen Behörde die Nothwendigkeit schneller und kräftiger Maßregeln und der Aufstellung einer bedeutenden bewaffneten Macht. Diese wurde am 1. August beschlossen, um vorerst Luzern und Außer-Schwyz sicher zu stellen und Küßnach zu befreien. Der Vorort war mit der Ausführung beauftragt, und diese wurde so thätig betrieben, daß am 2. Mittags die Bataillone vollständig zu Zürich einrückten. Der französische Gesandte Rumigny, mit welchem ich auf dem Platze außer der Kirchgasse zusammentraf, war voll Verwunderung über eine solche Schnelligkeit bei Milizen und über den muntern Sinn der Leute, und sie vermehrte sich, als ich ihm sagte, das Bataillon, welches das uns nächste war, komme aus der Gegend, wohin im letzten Spätjahre nach dem Brand zu Uster Truppen waren verlegt worden.

Amtliche Berichte aus Lachen verkündigten einen von Schwyz her bevorstehenden Angriff auf Einsideln. Der Landammann Schmid warnte. Der „Waldstätter-Bote" sprach von einer Verbindung nicht nur der drei Länder, sondern noch anderer. Vollends auf die Nachricht von der Waffenerhebung in Basel, und daß ein Theil des Ortes Pratteln in Flammen stehe, die am Abend des 3. in Zürich eintraf, beschloß die um 11 Uhr Nachts zusammengetretene Tagsatzung, zwei Commissarien nach Basel zu senden, um dem Bürgerkrieg Einhalt zu thun, und forderte Bern, Solothurn und Aargau auf, den noch nicht im Dienste stehenden Theil des ersten Contingentes zur Verfügung der Commissarien nach dem Kanton Basel aufbrechen zu lassen.

Die erste Nachricht von dem Ausgange des Kampfes im Kanton Basel gelangte am Sonntag, den 4., früh, durch die Briefträgerin in meine Wohnung, die bei der Uebergabe eines Briefes erzählte: — aus Basel seien böse Nachrichten eingetroffen, Alles habe gefehlt (sei mißlungen). Hieraus ergab sich sogleich auch der Eindruck, den diese Nachrichten in Zürich hervorgebracht hatten. Nachdem bestimmtere Mittheilungen eingetroffen waren, versammelte der Bürgermeister Heß den Staatsrath, der sich durch den von der Tagsatzung erhaltenen Auftrag ermächtigt und durch die Umstände veranlaßt glaubte, dem Commissär Nagel aufzutragen, von Küßnach her in das alte Land Schwyz einzurücken, und dem Commissär Schaller, vom Zürichsee her diese Bewegung zu unterstützen. Diese Maßregel schien um so viel nothwendiger, als die Gegend von Luzern und Außer-Schwyz durch Einquartierung sehr gedrückt, die Besatzung zu Küßnach, wie in einem Kessel eingeschlossen, Angriffen bloßgestellt war und längere Zögerung Furchtsamkeit geschienen hätte. Schnelle Ausführung war nöthig, um Widerstand, Blutvergießen, das Herbeieilen von Hülfe zu verhüten und der Einmischung der auswärtigen Diplomatie zuvorzukommen, deren Einverständniß mit der immer noch eine entschiedene Sprache führenden Conferenz in Schwyz bekannt war. Nagel hatte ich schon bei seiner Abreise empfohlen, wenn eine Besetzung von Inner-Schwyz nöthig werden sollte, darauf Bedacht zu nehmen, daß durch Scharfschützen und leichte Infanterie über den Rigi eine Bewegung gemacht werde, um einen allfälligen Widerstand bei Arth und blutige Kämpfe dadurch so viel wie möglich zu hindern. Die schnelle Nachgiebigkeit der Schwyzer machte diese Vorsicht freilich entbehrlich. Ich hatte, als im Staatsrath der Antrag gemacht wurde,

den Commissarien jenen Auftrag zu geben, keinen Augenblick verkannt, was man auf sich nehme; aber Aengstlichkeit schien mir das Verwerflichste.

Einen der stärksten Beweise des genauen Zusammenhanges eines großen reactionären Planes und des Antheiles, den die Mißvergnügten in Zürich an demselben genommen hatten, war das Votum eines alten Mannes, des Oberrichters Nüscheler*), eines der aufrichtigsten Menschen, in der Sitzung des Großen Rathes vom 17. September. Als von den Kosten die Rede war, welche der Stadt Basel aufgelegt werden sollten, sagte dieser Mann, der von seinem Sohne, dem festen Anhänger des Alten, über die geheimen Absichten sehr gut unterrichtet sein konnte, um die Stadt Basel zn vertheidigen: „Man hätte auch an anderen Orten dasselbe gethan, wenn man sich nicht gefürchtet hätte.“ — Mehrere Jahre nachher erzählte mir ein sehr rechtlicher und zugleich sehr verständiger zürcherischer Bürger, der sich von aller Politik ferne hält, von einem in mannigfaltigen Verbindungen stehenden Manne, der die Staatsveränderungen und die durch sie bewirkte Beseitigung früherer Beschränkungen so sehr als irgend Jemand ausgebeutet hat, sei am Tage, wo Ab-Yberg in Küßnach einzog, zu ihm gesagt worden: „Heute wird Küßnach besetzt, morgen Liestal verbrannt; dann wollen wir den Radicalen den Meister zeigen.“

Der zürcherische Staatsrath, der nicht wissen konnte, daß Ab-Yberg schon am Abend des 4. sich bei dem Schultheiß Amrhyn entschuldigt hatte, und daß derselbe nicht nur den Angriff, sondern auch den Widerstand aufgebe, nahm bei der Ungewißheit des Ausganges durch das, was er that, sehr viel auf sich; aber nichts desto weniger machte ein roher tobender Radicalismus ihm den Vorwurf der Zaghaftigkeit und des Zurückbleibens. Von der anderen Seite hoffte ein großer Theil der Gegenpartei, die von den bevorstehenden Schritten eines Theiles der auswärtigen Gesandten schon unterrichtet war, noch das Gelingen der Reaction oder wenigstens einen anderen Ausgang der Sachen. Am 3. hatte die „Basler Zeitung“ sich ausgesprochen: „Die Revolutionsmänner in Küßnach haben bei dem zerbrochenen Rohr

---

*) Anm. des Herausgebers. Vater des schon mehrmals erwähnten David (vgl. S. 285), ist Hans Konrad Nüscheler 1856 in ehrwürdigem Alter als ältester Bürger Zürich's verstorben.

in Luzern Hülfe gesucht." Am 4. schrieb die Conferenz in Schwyz an die Tagsatzung: „Die Regierung von Schwyz, welche allerdings dem H. Vororte im Drange der Umstände nicht schnell genug die Beweggründe jenes Schrittes mittheilte, hat denselben, gestützt auf die Rechte und Pflichten, die ihr als souveränem Stande zukommen, aber allein, ohne unsern Rath, noch unser Wissen, unternommen."

Während der Sitzung des Staatsrathes vom 4. August hatte die eidgenössische Canzlei keine Einwendungen gemacht; allein da sie ohne Zweifel auch mit anderen Personen Rücksprache hielt, so vernahm der Staatsrath von seinem Präsidenten, dem Bürgermeister Heß, der Canzler verweigere die Unterzeichnung des Beschlusses, bis die Tagsatzung die Occupation von Inner-Schwyz werde beschlossen haben. Der Canzler wurde aufgefordert, seine Erklärung schriftlich zu geben, indessen der in dieser Sitzung anwesende Staatsschreiber Mousson erklärte, er würde der Tagsatzung, wenn sie bei diesen Maßregeln verbliebe, seine Stelle zurückgeben. Am 5. beschloß die Tagsatzung die Besetzung des Kantons Basel, am 6. die des ganzen Kantons Schwyz, indessen Zug und Tessin sich das Protokoll offen behielten.

Am 6. August fanden sich nun aber die Gesandten von Oesterreich, Preußen, Rußland, Sardinien und Baiern bei dem Präsidenten der Tagsatzung, dem Bürgermeister Heß, ein. Der russische war den übrigen um eine halbe Stunde zuvorgekommen; der französische, der sich nicht anschloß, hatte versucht, sie von diesem Schritte abzuhalten. Vignet, der sardinische Geschäftsträger, führte zuerst das Wort. Die Gesandten äußerten Bedenken, fragten nach dem Zwecke der großen Truppenaufstellungen, ob man gegen die Stadt Basel Gewalt anwenden werde, sprachen von der Hülfe, die einige Polen den Kämpfern aus der Landschaft geleistet hatten, von der Aufrechthaltung des Bundes von 1815, u. s. f. Seiner Stellung angemessen antwortete der Tagsatzungs-Präsident, Gewalt sei nöthig, wenn man Ordnung, Ruhe und den Landesfrieden behaupten wolle; Basel habe Folge zu leisten und nichts zu besorgen; der Hülfe einiger Polen habe die Landschaft Basel sich eben so gut bedienen dürfen, als die Stadt ihrer zahlreichen Angeworbenen; der Bund von 1815 sei zwar nicht befriedigend, reiche aber hin, um eine feste Stellung zu begründen. Die Gesandten entfernten sich.

Die Controverse im Staatsrathe endigte am 10. August dadurch, daß die Mitglieder sich an das Protokoll erklärten, sie nehmen die

Verantwortlichkeit für ihre Beschlüsse auf sich: auf dem Canzler ruhe nur diejenige für die Richtigkeit der Ausfertigung. Der Staatsschreiber trat von seiner Stelle ab.

Während dieser Zeit mußte ich mich oft mit Denjenigen herumschlagen, die das Benehmen der getrennten Kantone als Hochverrath qualificirten. So sehr ich ihr Benehmen mißbilligte, mußte ich dennoch immer finden, daß Hochverrath nur in einem ganz geschlossenen Staate vorgehen könne, und daß das, was jetzt geschehe, Landfriedensbruch sei, den ich aber weder entschuldigte, noch rechtfertigte. Die Grille, welche die hitzigen Freunde der Einheit das Dasein des Föderalismus stets übersehen ließ, veranlaßte sie, von Hochverrath zu sprechen, ebenso wie sie die alten innern Kriege der Eidgenossen Bürgerkriege nannten, obgleich sie Bundesgenossenkriege waren, die freilich unstreitig wenig minder bedauerlich sind, als wirkliche Bürgerkriege.

Unterwerfung der abgesonderten Kantone unter die Tagsatzung; das Vorgehen gegen Neuenburg ein Gegenstand diplomatischer Einwendungen.

Am 12. August hatte die Tagsatzung die fünf getrennten Stände aufgefordert, sich in ihrem Schooße einzufinden. Zuerst entsprach am 19. Inner-Schwyz, dann am 23. Basel-Stadt, am 26. Unterwalden, am 30. Uri. Ebenso war schon vor dem Eintritte der Stadt Basel die vom 17. datirte Anzeige des Geschäftsträgers zu Paris eingetroffen, es habe nicht das Ansehen, daß nach der vorgegangenen Kraftäußerung die ausländische Diplomatie sich in die schweizerischen Angelegenheiten mischen werde.

Nur Neuenburg setzte seine Weigerung fort, gestützt darauf, daß die Trennung von Schwyz und Basel eine Verletzung des Bundes sei, daß Neuenburg mit einer monarchischen Verfassung in den Bund getreten, daß es gegen den Antrag Luzern's, es möchte dieselbe aufgeben, noch keine Garantie erhalten habe, weil nur sechs Stände sich dagegen ausgesprochen; u. s. f. Am 3. September beschloß die Tagsatzung, Neuenburg aufzufordern, dem Beschlusse vom 12. August bis zum 11. September Genüge zu thun: wo nicht, so solle es am 12. von eidgenössischen Truppen besetzt werden. Am 10. September fanden sich zwei neuenburgische Gesandte bei der Tagsatzung ein, und auf die erste Kunde von ihrem Eintreffen hatte der vorörtliche Staatsrath,

schon am 9., die Aufträge abgehen lassen, mit der Besetzung inne zu halten.

Ungeachtet die Tagsatzung sich erklärt hatte, daß diese Maßregel nur den Zweck habe, Neuenburg zur Erfüllung seiner Pflichten gegen die Eigenossenschaft zurückzuführen, ohne seine inneren Verhältnisse zu berühren, mußte dieselbe nothwendig die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und ich führe hier nur dasjenige an, was amtlich zur Kunde des eidgenössischen Staatsrathes kam. Der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Broglie, äußerte gegen den schweizerischen Geschäftsträger seine Bedenken über das Vorhaben einer Besetzung des Kantons Neuenburg. Dasselbe that zu Frankfurt der französische Gesandte am Bundestag gegen den Herrn von Tillier, unter Hinweisung auf die bevorstehende Zusammenkunft des russischen Kaisers und des Königs von Preußen. Der Brite Karl Wright war nicht nur sehr betroffen, sondern bemerkte ganz richtig, eine Trennung Neuenburg's von der Schweiz könne nur für Frankreich vortheilhaft sein. Den österreichischen Gesandten, Grafen Münch=Bellinghausen, soll diese Nachricht nicht sehr befrembet, wenigstens derselbe kein Befremden zu erkennen gegeben haben. Ganz anders verhielt es sich mit den diplomatischen Kreisen des Bundestages. Tillier sagte in seiner Zuschrift vom 15. September, der entstandene Sturm lasse seit der Anschließung Neuenburg's und der Aufnahme seiner Gesandten nach; er hielt dafür, Oesterreich und Großbritannien würden eine Unterhandlung für die Emancipation Neuenburg's eher befördern als hindern, weil sie die doppelte Stellung Neuenburg's für schwierig, seine Trennung hingegen für gefährlich und für eine Schwächung der eidgenössischen Militärgrenze ansehen würden.

Nichts desto weniger fand der Staatsrath es nöthig, den Geschäftsträgern und dem Herrn von Tillier am 18. September eine vorweisbare Darstellung der neuesten Ereignisse zugehen zu lassen, um nachtheiligen Eindrücken entgegen zu wirken, die nach dem hochfahrenden Benehmen vieler Schweizer in der neuenburgischen Sache nicht hatten ausbleiben können.

Die Badener-Conferenz (20. Januar 1834) und die Reform-Artikel betreffend das Verhältniß zur katholischen Kirche.

Man war mit heiler Haut aus der neuenburgischen Verwicklung herausgekommen und hatte noch mit den Polen zu thun; allein schon war wieder eine wichtige Angelegenheit an der Tagesordnung. Der an sich selbst meistens schöne, aber in jener Zeit oft übertriebene und mit unzeitigen Bestrebungen verbundene Trieb zu Neuerungen und Verbesserungen hatte sich auch auf die Verhältnisse der katholischen Kirchen- und Staatsangelegenheiten zu dem römischen Stuhle ausgedehnt. Man wollte die Rechte des Staates über kirchliche Dinge (jus circa sacra) nach der Weise kecker Väter und der selbständigen Fürstenstaaten behaupten. Der Schultheiß Eduard Pfyffer von Luzern gab den Antrieb und belebte die Unternehmung. Das gründliche Buch des Professors Ludwig Snell: „Documentirte pragmatische Erzählung der neuen kirchlichen Veränderungen in der katholischen Schweiz bis 1830" stellte das Vorgegangene und die Lage der Sachen dar. Kein wohldenkender Mensch und kein Freund seines Vaterlandes konnte die gute Absicht verkennen; dennoch warnte ich Pfyffer und Andere, nicht durch allzu weites Ausholen das bereits Errungene und Anderes, was vielleicht noch erreicht werden könnte, in Gefahr zu setzen. Nicht weniger glaubte ich, wir Zürcher und andere reformirte Stände müssen uns nicht an die Spitze stellen und dadurch schüchterne Katholiken schrecken, sondern dürften nur, und zwar mit Umsicht, die Sache unterstützen.

Man übersah Vieles, bedachte nicht, wie sehr es der Regierung von Luzern einst zu Statten gekommen war, daß in dem sogenannten Udligenschwiler-Handel von 1725 und 1726, welcher der jetzigen Regierung in erster Linie vorschwebte, das Volk selbst gegen den Klerus unwillig geworden war, während jetzt eine starke Partei im eigenen Lande der Obrigkeit entgegenstand. Man wollte nicht begreifen, daß Regierungen, denen ein beträchtlicher Theil des Volkes widerstrebt, selten oder nie mit Erfolg gegen der Klerus operiren können, dem es ja gleichgültig ist, ob er den Despotismus oder den Haufen unterstütze, sobald er hoffen kann, sein Reich zu befestigen, und daß dieser es vortrefflich verstehe, die Unzufriedenen an sich zu ziehen, seine Sache zur Sache Gottes zu machen und das heilig Geglaubte dem Heiligen zu unterschieben. Man hatte vergessen, daß viele Fürsten, unter diesen

der mächtige und kräftige Kaiser Joseph II., erfahren haben, daß nur, wenn bedeutende Empfänglichkeit dafür bei dem Volke vorhanden ist, gegen das künstliche und feste Gebäude der Hierarchie etwas ausgerichtet werden kann, daß dasselbe nicht leicht mit der schweren Artillerie und dem blanken Säbel, sondern weit besser durch Sappiren und Miniren besiegt wird. An sich waren diejenigen Grundsätze, welche der Schultheiß Eduard Pfyffer und mit ihm noch andere schweizerische Staatsmänner aufstellten und in der Badener-Conferenz zu behaupten suchten, eines freien Volkes würdig, und sie standen weit hinter dem zurück, was viele katholische Fürsten seit langer Zeit in ihren Staaten festzuhalten vermögen. *)

Der Einbruch der Flüchtlinge nach Savoyen (1. Februar 1834) und dessen nächste Folgen für die Schweiz.

Nicht weniger geschichtlich ist der Einfall der Polen und Italiener in das an Genf grenzende Savoyen geworden. Am 28. Januar 1834 berichtete die Regierung von Bern dem Vorort, ein solcher Plan sei vorhanden und man habe bemerkt, daß Polen und verbannte Italiener in Abtheilungen von vier bis fünf Mann ihre Richtung nach dem Genfersee nehmen. Schon hatte das Gerücht davon sich in Zürich zu verbreiten angefangen, und man erfuhr, daß 22 Studenten sich von Zürich auf den Weg nach Bern begeben hatten. Sogleich benachrichtigte

*) Es lohnt sich der Mühe, hier vergleichungsweise einige Artikel aus dem Concordate herauszuheben, das Bonaparte mit dem Papste am 15. Juli 1801 abschloß, zu einer Zeit, wo seine Stellung an der Spitze des französischen Volkes nur erst eine Beamtung war und von den meisten als schwankend angesehen wurde. — „Der erste Consul ernennt zu allen Erzbisthümern und Bisthümern, und der Papst bestätigt die Ernannten. Alle Bischöfe legen den Eid der Treue in die Hände des ersten Consuls ab. — In Frankreich wird keine Bulle, kein Breve ohne Genehmigung der Regierung bekannt gemacht. Kein päpstlicher Nuntius oder Legat darf sein Amt anders, als nach den Freiheiten der gallicanischen Kirche, ausüben. Alle geistlichen Amtsverrichtungen geschehen unentgeltlich. Kein Kanon einer Kirchenversammlung ist in Frankreich geltend ohne Bestätigung der Regierung. — Die Pfarrer schwören den Präfecten den vorgeschriebenen Eid. Die Patronal- und andere Feste werden auf die Sonntage verlegt.“ U. s. f. — Die von dem Papste anerkannte Aufhebung aller Mönchsinstitute wird hier nicht angeführt, weil sie schon als Thatsache vorhanden war; aber sie bleibt immer sehr merkwürdig, weil sie eine ausdrückliche Zustimmung des Papstes enthält.

der vorörtliche Staatsrath die fünf an Italien grenzenden Kantone von dieser Unternehmung und forderte sie auf, Alles anzuwenden, daß nicht die Ruhe irgend eines mit der Schweiz in freundschaftlichen Verhältnissen stehenden Staates von unseren Grenzen her gestört werde, u. s. f. Auch dem sardinischen Geschäftsträger wurde Kenntniß gegeben. Aller Orten aber zeigten sich Schwäche und Unbeholfenheit. Die Polen, welche einem waadtländischen Commissär ihr Ehrenwort gegeben hatten, nicht vorzurücken, beobachteten dasselbe nicht. Durch Mangel an Kraft, durch die unruhige Stimmung eines Theiles des Volkes und dessen Theilnahme an der Sache der Polen, die man bemitleidete, wurde die Regierung von Waadt unvermögend, deren Ueberschiffung zu hindern, diejenige von Genf, sie von der Landung abzuhalten, die Ausgeschifften zu entwaffnen oder ihr Eindringen in Savoyen zu verhüten, ungeachtet beinahe ganz Genf in den Waffen stand, der Staat viel Geld verwandte und Belehrungen an sein Volk erließ. Auf der savoyischen Grenze war, obschon die Unternehmung seit mehreren Tagen verkundschaftet worden, nur eine schwache Gegenwehr vorhanden. Aber nichts desto weniger mißlang der noch schwächere Versuch durch Mangel an Muth und Einverständniß und durch das mehr als zweideutige Benehmen des Anführers Romarino schon in seinem Anfange, obgleich die Polen und Italiener mit baarem Gelde und mit Wechseln nach piemontesischen Städten sehr wohl versehen waren. Frankreich konnte einen ähnlichen Einfall in Savoyen von seinen Grenzen her nicht hindern, oder die Behörden wollten es nicht; doch auch dieser verunglückte.

Bern verweigerte die Wiederaufnahme der Zurückkehrenden und Frankreich kam auf seine Formulare zurück. Die meisten Kantone mißbilligten nachdrücklich das Vorgegangene und drangen auf ernste Bestrafung der Schuldigen; aber nichts desto weniger deuteten mehrere Schweizer Blätter auf neue ähnliche Unternehmungen hin. Sardinien, Oesterreich, Württemberg, Baden, Baiern, selbst Preußen und Rußland führten Beschwerden in mehr oder weniger starker Sprache. Die beiden ersteren forderten Garantien, daß solche Ereignisse sich nicht erneuern, Oesterreich zuerst sehr milde, indem es von Schonung des Unabhängigkeit-Gefühles sprach. Der deutsche Bundestag schrieb am 6. März: „Flüchtlinge und Verschwörer aus allen Ländern haben sich die Schweiz zum Sammelplatz ausersehen können; von der revolutionären Propaganda gehen Aufforderungen zum Fürstenmord und Volks-

Aufstand aus" —; weit entfernt, dem Aufenthalte inoffensiver Fremden entgegen zu treten, stelle er das Ansinnen für Wegweisung der eingedrungenen Polen und der deutschen Flüchtlinge, welche auf Störung der Ruhe hinwirken. Selbst Frankreich fing jetzt an zu warnen. — Der Vorort schwieg, wo er es thun zu müssen glaubte, rechtfertigte sich und die betheiligten Stände, wo er dies unerläßlich fand, und wies dabei auf große Staaten hin, die ähnliche Unternehmungen aus ihren Provinzen nicht hätten hindern können. Denn nicht nur war aus Frankreich ein Einfall in Savoyen, sondern Aehnliches aus dem österreichischen Polen in das Russische geschehen. Die Kantons-Regierungen ermahnte der Vorort zur Vorsicht und bewarb sich bei Frankreich um Weiterbringung der Polen. Am 30. März zeigte der französische Botschafter an, Frankreich werde Reisepässe, ein Taggeld von zwei Franken und vierzehn Tage lang freie Wagen bis Calais den polnischen Flüchtlingen liefern, und machte nur einige polizeiliche Vorbehalte. Noch zögerte Bern und wurde auf das Neue zur Annahme der französischen Bedingungen aufgefordert. Mittlerweile berichteten die Geschäftsträger in Wien und Paris wiederholt, wie die Mißstimmung der Cabinete sich vermehre, und daß Hemmungen des Verkehres werden angeordnet werden. Am 23. schon hatte die österreichische Gesandtschaft angezeigt, der Wiener Hof werde gemeinschaftlich mit anderen Staaten den Verkehr sperren, wenn nicht entsprochen werde; Rußland und Preußen unterstützten diese Begehren. Jetzt antwortete der Staatsrath nicht.

Aber am 6. Mai beschloß Bern's Großer Rath, mit Rücksicht auf die Wünsche von zwanzig und ein halb Ständen, die politischen Flüchtlinge, welche an dem Einfall persönlichen Antheil genommen, sollten in der Republik Bern nicht mehr geduldet, sondern weggewiesen werden. Dazu hatte die Entdeckung, daß Reisende mit unrichtigen oder vertauschten Pässen aus der Schweiz nach Deutschland gekommen waren, die Folge, daß die Gesandten von Oesterreich, Preußen, Sardinien und Baiern den einzelnen Ständen anzeigten, die von denselben ausgestellten Pässe können nicht mehr anerkannt werden und bedürfen der Bekräftigung des Gesandten. Die Hemmungen der Pässe hingegen fingen an, sich fühlbar zu machen, und dadurch wurde auch die bisher starr gebliebene Regierung von Bern lenksamer. Sie schrieb am 29. Mai an den Vorort, man möchte sich für einen Olivier Courvoisier von

St. Imier um einen Paß nach Rußland verwenden, dem ein solcher versagt werde; es entstünden hieraus große Nachtheile für den Verkehr; u. s. f. Der Vorort forderte sogleich den russischen Geschäftsträger von Severin auf, den Paß zu visiren. Effinger, der Geschäftsträger in Wien, zeigte an, die benachbarten deutschen Regierungen seien in großen Besorgnissen wegen der Flüchtlinge, während Oesterreich ermäßigend wirke.

Theilnahme an einer Conferenz von Abgeordneten der drei Vororte an der Kreuzstraße.

Während dieser Verhandlungen gelangte plötzlich eine Aufforderung an mich, der ich mich nicht entziehen konnte, obgleich einige Tage vorher — am 2. Mai — meine Gattin nach langen, von einer Brustkrankheit herrührenden Leiden gestorben war und ich gerade damals die Wohnung veränderte. Viele Geschäftsmänner glaubten in jener Zeit, die drei Vororte stehen einander, wo nicht feindselig, doch unfreundlich entgegen, und es sei auffallend, daß, während wichtige Staatsangelegenheiten Rücksprache und Einverständniß fordern, keine Annäherung und kein Ideenwechsel darüber stattfinde. Der Schultheiß Eduard Pfyffer machte bei einer Reise nach Bern daselbst eine Anregung hierüber, und sogleich gelangte von dort her eine freundschaftliche Einladung zu einem vertraulichen Zusammentritte von Abgeordneten der drei Vororte an der sogeheißenen Kreuzstraße bei Zofingen. Privatschreiben unterstützten den Wunsch, und die zürcherische Regierung glaubte demselben ohne Aufschub entsprechen zu sollen. Ich wurde zum ersten, Hegetschweiler zum zweiten Abgeordneten ernannt. Wir trafen am 13. Mai Abends an der Kreuzstraße ein, wo aus Bern die Regierungsräthe von Tavel und Karl Schnell, von Luzern Eduard Pfyffer sich einfanden. Wir Zürcher waren beauftragt, über Alles, was zur Sprache kommen möchte, uns im Sinne des bisherigen Verfahrens unserer Regierung auszusprechen, über Wichtiges wenigstens amtlich nicht einzutreten. — Zunächst kam zur Sprache, ob oder in wie weit das im letzten Jahre durchgefallene Project einer neuen Bundesverfassung wieder in's Leben gerufen werden könnte, und wie es, wenn gegenwärtig wichtige politische Verhältnisse eintreten sollten, mit einem Repräsentanten-Rathe gemäß der Bundesverfassung von 1815 gehalten werden sollte. Man war bald einverstanden, daß jetzt nicht die Zeit vorhanden sei, die

Revision des Bundesvertrages zur Sprache zu bringen; doch mochte dies ein Hauptgrund gewesen sein, der Pfyffer diese Zusammenkunft hatte wünschen machen. Wegen des Repräsentanten-Rathes glaubte man, die Nähe der Tagsatzung mache denselben entbehrlich. Einige Fragen und Wünsche über die Beantwortung der einige Zeit vorher an den Vorort eingekommenen diplomatischen Noten wurden durch die Auskunft, welche die zürcherischen Abgeordneten über das damalige Sachverhältniß und die gegebenen Antworten ertheilten, ganz befriedigt. Den Gedanken, ob nicht durch die schweizerischen Geschäftsträger eine Darstellung der damaligen wichtigsten politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft verbreitet werden sollte, gab die Abordnung, die ihn zur Sprache gebracht hatte, für einmal auf, als sie vernahm, daß dies besser später geschehen werde. Ueber die Versuche, Neuenburg von der Schweiz zu trennen, war man einverstanden, daß denselben kräftig widerstanden werden müsse. Die Motion, welche einige Wochen vorher im Großen Rathe zu Schaffhausen gemacht wurde, um jenen Kanton von der Eidgenossenschaft zu trennen und sich an den deutschen Bund anzuschließen, welche auch keineswegs sogleich zurückgewiesen, sondern durch eine Commission geprüft und erst nachher auf ihren Antrag verworfen worden sein soll, wurde ungetheilt als etwas angesehen, dem die Schweiz mit aller Kraft und mit Entrüstung entgegenstehen müßte.

Absendung einer Deputation an den König Karl Albert von Sardinien nach Chambéry.

Ueber die in jener Zeit vielfach besprochene und von einigen streng beurtheilte Sendung nach Chambéry darf ich ausführlich sein, weil ich dabei vorzüglich betheiligt bin und den Zusammenhang der Sache genau kenne.

Am 1. Juni kam Bürgermeister Heß in bewegter Stimmung zu mir und sagte, soeben habe der aus Bern angekommene Graf von Bombelles ihm eröffnet, der König von Sardinien werde nächstens nach Savoyen und vermuthlich bis nach Thonon kommen. Weil nun Sardinien durch den Einfall, mehr als irgend eine andere Macht, verletzt sei, würde eine Begrüßung des Königs mit angemessener Entschuldigung des Vorgegangenen und Anerkennung des Grundsatzes, die Bestrafung der theilnehmenden Schweizer könnte von Sardinien

gefordert werden, mit dem Ansuchen, dasselbe möchte nicht darauf bestehen, das beste Mittel sein, diese sehr gereizte Macht und dadurch auch die andern Cabinete zu beruhigen. Die Unterlassung einer solchen Abordnung würde auffallend und unter den gegenwärtigen Umständen eine Beleidigung sein, weil eine Complimentirung der Könige von Sardinien bei ihrer Herüberkunft nach Savoyen nichts Neues und ohne besondere Veranlassung im Jahr 1824 gegen den König Karl Felix geschehen sei. Bombelles wünsche, daß die Sendung nicht als von ihm angerathen, sondern als von dem Vororte selbst ausgehend dargestellt werde. Der Bürgermeister Hirzel, der sich in jenen Tagen in Baden aufhielt und bei dem als dem damaligen Präsidenten der Tagsatzung und des Vorortes Bombelles sich auf der Durchreise eingefunden hatte, empfahl in einem Briefe an seinen Collegen die Maßregel und deren Befolgung, weil der König nächstens eintreffen werde, mit Angelegenheit und schlug vor, den Schultheißen Eduard Pfyffer und mich abzusenden. Der Bürgermeister Heß hatte dem diplomatischen Rathgeber erwidert, er halte den Vorschlag für angemessen; allein man müsse fordern, daß mittlerweile die von den angrenzenden Staaten der Schweiz gedrohten Sperrungen nicht einträten. Soeben hatte der Bürgermeister Heß auch von dem englischen Geschäftsträger Morier, der sich bisher immer gegen die Schweiz gut gesinnt bezeigt hatte, einen Brief erhalten, in welchem gerade dasjenige ausgedrückt wurde, was Bombelles anrieth, mit der Erwartung, daß die allgemeine Mißstimmung dadurch sehr gemildert werden könnte.

Zufälliger Weise waren damals die sämmtlichen Mitglieder des Staatsrathes, außer Heß und mir, abwesend. Man mußte sogleich fühlen, daß, nachdem Bombelles von Bern nach Zürich gereist, beiden Bürgermeistern deßwegen Besuche gemacht, Morier schon von Allem Kunde hatte, auch den Vorschlag unterstützte, insbesondere aber, weil der Präsident der Tagsatzung, in welchem die ausländische Diplomatie gewöhnlich den Staat zu finden glaubt, ganz zugestimmt hatte, das Geschehene keiner Macht, am wenigsten dem sardinischen Hofe, unbekannt bleiben werde, mithin die Unterlassung als Beleidigung und beinahe als Trotz angesehen werden müßte. Die Nachricht, der König komme wahrscheinlich nach Thonon, verminderte die Bedenklichkeiten, und die Berücksichtigung alles dessen, was noch einzuleiten war, schien nicht zu gestatten, einen Tag zu verlieren. Ich antwortete dem Bürger-

meister, an dem Tadel der Opposition, der Radicalen und der Unwissenden sei zwar nicht zu zweifeln; allein ich finde, daß nunmehr eine Absendung nicht unterlassen werden könne. An Pfyffer und vorzüglich an mich müsse man nicht denken; der Vorort dürfe jetzt auf keinen Fall eines seiner Mitglieder hervorstellen; man müsse einen Waadtländer und einen Genfer senden; diese Kantone seien bei der Savoyer-Sache am meisten betheiligt und Nachbaren dieses Landes, so daß je nach Beschaffenheit dessen, was noch geschehen könnte, die eidgenössische oder die kantonale Stellung der Abgeordneten geltend zu machen wäre; auch könnten jene beiden Kantone die Unterlassung empfinden und vielleicht für sich Schritte gegen den König thun, wodurch die Eidgenossenschaft in eine schiefe Stellung versetzt werden dürfte. Auf jeden Fall müsse man sich auf frühere Beispiele beziehen, gegen den König von nachbarschaftlichen Verhältnissen, von seinen Eigenschaften, seinem Jugend-Aufenthalt in Genf, der Geneigtheit gegen die Schweiz sprechen, den Einfall in Savoyen berühren, bedauern und mißbilligen, sich aber vor der Anerkennung der von Bombelles berührten Grundsätze sehr hüten. — Der Bürgermeister war ganz einverstanden und schlug vor, den Canzler an Bombelles nach Baden zu senden, wohin derselbe sogleich zurückgekehrt war, um von ihm eine Zusicherung zu erhalten, daß Sperranstalten gegen die Schweiz einstweilen unterbleiben, und hierauf den Canzler weiter nach Lausanne und Genf abgehen zu lassen, um mit den beiden auserseheneu Deputirten die Weise der Ausführung zu besprechen. Ich mußte diesen Anträgen beistimmen, und wir warfen unsere Blicke auf den Staatsrath Emanuel Laharpe von Waadt und den Syndic Rigaud von Genf.

Der Bürgermeister Heß machte am folgenden Tage dem französischen Botschafter Rumigny einen Besuch, der ihm sagte, in Wien sei man nicht befriedigt, ferner die Sendung an den König von Sardinien anrieth und beifügte, die Mächte wünschen eine friedliche Lösung; Manches haben die Diplomaten selbst verwickelt; u. s. f. Der Canzler berichtete, von Bombelles habe er vernommen, Oesterreich habe es Sardinien überlassen, erforderliche Schritte gegen die Schweiz zu thun, und müßte diese Macht unterstützen. Man möge den Anlaß benutzen, den König zu befriedigen; er hoffe, dadurch werde die Sperre unterbleiben; u. s. f. Am 3. Juni befand sich auch Hegetschweiler wieder in Zürich und billigte in seiner Eigenschaft als Staatsrath die Maßregeln,

ungeachtet das Mitglied, das sie befördern geholfen hatte, Heß selbst, durch Schreckbilder unschlüssig geworden war. Der Canzler verreiste nach Lausanne und Genf. Den Abgeordneten wurde die erforderliche Instruction im Sinne der oben berührten Ansichten ertheilt, und den Regierungen von Waadt und Genf wurde geschrieben, man überlasse ihnen, den Abgeordneten diejenigen Weisungen zu geben, welche der Lage und dem Interesse ihrer Kantone angemessen seien. An den König wurde keineswegs in der beinahe demüthigen Sprache geschrieben, wie dies 1824 ohne nähere Veranlassung gegen den König Karl Felix geschehen war. Laharpe und Rigaud wurden durch sardinische Staffeten auf den 15. Juni nach Chambéry eingeladen, auf der Reise und bei ihrer Ankunft mit Achtung behandelt, vom König und nachher von der Königin, die von ihren Ehrendamen umgeben war, in der ersten Audienz empfangen und zur königlichen Tafel eingeladen. Nach derselben unterhielt sich der König lange mit ihnen, sprach von seiner Zuneigung für die Schweiz, von der Wünschbarkeit der Harmonie beider Länder. Die Hemmungen, sprach er, sollen aufhören: sein Minister werde darüber mit den anderen Diplomaten eintreten, weil die Maßregeln gemeinschaftlich genommen worden seien. Der Minister versicherte die Abgeordneten bei seinem Besuche, die Paßhemmungen werden aufhören.

Wer mit dem Gange der großen diplomatischen Angelegenheiten nicht ganz unbekannt ist, wird leicht begreifen, daß die Maßregeln, über welche die verschiedenen, weit von einander entlegenen Höfe übereingekommen waren, nicht sogleich aufhören konnten. Die erschrockenen kleineren Cabinete, die durch ganze Provinzen von ihren Höfen getrennten Grenzbeamtungen der größeren Staaten und die unselbständigen Diplomaten in der Schweiz, die obendrein von der schweizerischen Opposition angetrieben und von jedem Einverständnisse unkluger und exaltirter Leute mit Ausländern wohl unterrichtet waren, befolgten die Vorschriften, die sie aus Wien erhalten hatten, mit mehr und weniger Aengstlichkeit oder üblem Willen. Die Erklärung, die der König von Sardinien am 15. Juni zu Chambéry gegeben hatte, bedurfte nicht nur einer einzigen Woche, um alle diplomatischen Canäle durchzulaufen und die Mißstimmung zu heilen. Einige deutsche Cabinete nährten noch fortan viele Besorgnisse über die Plane und die aufwiegelnde Feder vieler in der Schweiz weilender Flüchtlinge. Der französische Minister des Auswärtigen sagte dem schweizerischen Ge-

schäftsträger, die Cabinete seien um so viel mehr mißtrauisch, als der Vorort und die Schweiz überhaupt keine Garantie für die Zukunft geben. Am 20. schrieb der sardinische Geschäftsträger in Folge der Vorgänge in Chambéry: ‹Le roi renonce à ses griefs›; allein zu gleicher Zeit erklärten Bombelles und die übrigen Gesandten, durch die noch nicht zurückgenommenen früheren Befehle und den aus Wien angekommenen großherzoglich badischen Gesandten von Dusch geleitet, sich noch als unbefriedigt, und man erfuhr, daß im Badischen, wo man großen Besorgnissen sich hingab, Sperranstalten gegen die Schweiz bereits angeordnet seien, und daß man nur die letzte Anweisung erwarte, um sie in Ausführung zu bringen.

Uneinsichtige Kritik der Maßregeln des Vorortes in den Flüchtlingsfragen.

Gegen jede Maßregel, durch welche die theils vielfach gereizten, theils wirklich beunruhigten auswärtigen Staaten befriedigt werden sollten, erhob sich aber ein gewaltiges Gebrüll, von Einigen aus gänzlicher Unkenntniß der Verhältnisse und aus Ueberschätzung der Kräfte einer in ihrem Innern zerrissenen Schweiz, von Andern aus Demagogie und um sich bei der Menge einen großen Namen zu verschaffen. Die Mächte — sagten solche — dürfen nichts gegen die Schweiz vorkehren; ihr eigenes Volk, welches dadurch benachtheiligt wäre, würde es nicht dulden. Allein sie wußten nicht, daß in solchen Fällen größere Staaten sich wenig an vorübergehende Benachtheiligungen ihrer Unterthanen kehren. Sie behaupteten, man suche nur einen Vorwand, die Eidgenossenschaft zu bevormunden, und werde nachher dieses System fortsetzen. — Noch am 30. Mai hatte der „Schweizerische Republikaner" ausgesprochen: „Mit dem Savoyarden-König wird die Schweiz schon fertig werden." Ueber den Begriff des Asyls oder einer Zufluchtsstätte eines Verfolgten herrschten höchst unrichtige Begriffe. Man sprach immer vom Asylrecht, als wenn der Verfolgte oder Geflüchtete ein wirkliches Recht auf ein solches habe, statt zu begreifen, daß der Flüchtling kein Recht auf ein solches besitzt, und daß nur der Staat, an den er sich wendet, das Recht hat, ihm ein Asyl angedeihen zu lassen, daß Mitleid, Menschlichkeit und Theilnahme an dem Schicksale eines Unglücklichen noch kein Recht desselben begründen.

In der ordentlichen Sommersitzung unseres Großen Rathes, die

am 23. Juni war eröffnet worden, wurde von der radicalen Seite ein Angriff auf die Sendung nach Chambéry versucht. Der Bürgermeister Hirzel und ich vertheidigten sie als eine unter den damaligen Umständen unvermeidliche, von der Klugheit gebotene, durch den Erfolg gerechtfertigte Maßregel. Wir zeigten, daß unser Schreiben an den König, ungeachtet der jetzigen nachtheiligen Stellung, in einer weit würdigeren Sprache abgefaßt war, als dasjenige der Tagsatzung von 1824, und als der Bürgermeister Heß nunmehr seine Zustimmung zu dieser Sendung bedauerte, sprach ich in öffentlicher Sitzung aus, ich würde unter denselben Umständen jetzt wieder das Nämliche thun. Das Verfahren wurde mit 114 gegen 61 Stimmen gut geheißen, und nur einige jüngere Glieder der aristokratischen Partei sprachen gegen dasselbe.

Befriedigender Abschluß der Flüchtlingsangelegenheit.

Die eingekommenen neuen Noten veranlaßten den Vorort am 24. Juni, der österreichischen und der bairischen Gesandtschaft, dem württembergischen und dem badischen Ministerium zu schreiben, solche Flüchtlinge, welche das ihnen gegönnte Asyl mißbrauchen, indem sie notorisch die Ruhe anderer Staaten zu stören suchen, werde man wegweisen und ihnen die Rückkehr nicht mehr gestatten, in der Voraussetzung, daß die andern Staaten auch ihrerseits gegen die Eidgenossenschaft die gleichen Grundsätze beobachten werden, in Erwartung ferner, daß die außerordentlichen Maßregeln werden zurückgenommen werden. — Schon am 25. äußerten die österreichische und die preußische Gesandtschaft sich entgegenkommend, und die übrigen folgten nach. — Im Anfang des Juli kamen von Oesterreich und hierauf von andern Cabineten sehr freundschaftliche Zusicherungen ein. Der Fürst Metternich sprach in seiner Zuschrift an Bombelles vom 2. Juli «de la sagesse du gouvernement central» und setzte hinzu: «L'Autriche veut une Suisse indépendante, forte et capable de maintenir religieusement une véritable neutralité, bienfait que des traités sacrés lui ont assuré.» Eben so offen und freundschaftlich sprach der feierliche und langsame deutsche Bundestag sich am 2. August aus, und so löste sich dies Mal der harte Gegenstoß auf, in den die Schweiz mit einem großen Theile der europäischen Mächte und mit ihren nächsten Nachbarn gekommen war, obgleich auch später noch die Umtriebe einzelner Flüchtlinge

mehrere Diplomaten sich zu beschweren veranlaßten. Das zürcherische Schreiben vom 24. Juni an die auswärtigen Diplomaten wurde zwar in der Tagsatzung von den Gesandten Bern's, Luzern's und noch von anderen angegriffen, erhielt aber die Billigung der großen Mehrheit.

Hier ist der Ort, wo eine Anekdote nachgeholt werden darf, die in diese bewegte Zeit fällt. Als das Cabinet von Turin bereits beruhigt war, theilte der Stellvertreter einer großen Macht eine von seinem Cabinet an ihn gelangte Zuschrift dem Staatsrath officiös mit. Sie war wohlwollend und verbindlich; aber es befand sich in derselben ein Wort, das ohne Zweifel nicht genug erwogen war und etwas Wegwerfendes in sich schloß. Obgleich ich sonst mich immer bestrebte, Mißverständnisse mit fremden Cabineten zu verhüten, drang ich jetzt darauf, daß die Zuschrift mit Höflichkeit zurückgegeben und der Diplomate auf die Unschicklichkeit des Ausdruckes aufmerksam gemacht werde. Nach wenigen Tagen hatten wir eine andere Ausfertigung in unseren Händen; der unschickliche Ausdruck war durch einen schicklichen ersetzt, aber der Wunsch beigefügt, daß das Vorgegangene nicht öffentlich bekannt werde. Es gelang, dies zu verhüten, und man kann auch hieraus sehen, daß es für das gute Einvernehmen der Staaten unerläßlich ist, daß nicht Alles ausposaunt werde.

Die Haltung Frankreichs in diesen Fragen: der Gesandte Rumigny.

An dem Einfall in Savoyen und an den Beunruhigungen, welche die Flüchtlinge den deutschen Staaten verursachten, hatte das französische Cabinet keinen Antheil, wenigstens keinen unmittelbaren. Ganz anders verhielt es sich mit den französischen Republikanern, zum Theil auch mit den Napoleonisten, die mit dem Cabinet und den auch beargwöhnten Doctrinären nicht zu verwechseln sind. Die Schweiz zu lenken und noch lieber zu gängeln, lag immer in Frankreichs Politik. Von den Julius-Tagen bis in das Jahr 1833 war eine Aufregung der Schweiz ihr willkommen, und die Flüchtlinge, insbesondere die Polen, galten ihr als ein brauchbares Werkzeug. Als man aber im Cabinet der Tuilerien anfing, die Liberalität zu vergessen und sein System zu verändern, wurde man der unruhigen Fremdlinge überdrüssig. Doch wollte man aus Furcht vor seinem eigenen Volke nicht streng gegen sie verfahren, sondern lieber die Schweizer sie wegweisen

lassen. Daß aber Frankreich einen Angriff auf die Schweiz habe veranlassen wollen, um sich das Mittel zu verschaffen, einen populären Krieg zu beginnen und durch denselben seine gefährlichsten Stoffe dem Auslande zu senden, wie Viele damals glaubten, ist wenig wahrscheinlich. Der Gedanke mag bei Untergeordneten entstanden sein; aber für die Oberen war er zu gewagt.

Rumigny strebte nach der Rolle eines Lenkers der schweizerischen Politik und übte zu Bern einen großen Einfluß aus. Sehr beschränkt war derselbe hingegen in Zürich. An dem ersten Gedanken der Sendung nach Chambéry hatte er keinen Antheil, billigte aber die Maßregel, nachdem sie bereits gefaßt war. Er war entgegenkommend, aber sehr eifersüchtig. Als ich einst seine Aeußerung, wir sollten uns unbedingt an Frankreich anschließen, unverhohlen beantwortete, daß, so sehr ich den Werth der Freundschaft Frankreichs achte, ich ohne die dringendsten Gründe nie dazu stimmen würde, daß wir selbst eine Kluft zwischen uns und den übrigen Mächten öffnen sollten, wurde er kälter gegen mich.

Die politische Bedeutung des im Juli 1834 zu Wiedikon abgehaltenen eidgenössischen Freischießens.

Mehr als einmal hatte ich einen Theil unserer schweizerischen Vereine und Zusammenkünfte wegen der Kosten und des Zeitverlustes beinahe als Erneuerungen der Gesellschaft des „thorechten Lebens", der Zuger Fastnachtsfeier von 1477, die zu so argen inneren Zerwürfnissen zwischen Städten und Ländern den Anstoß gegeben hatte, ansehen müssen. Das Wohlthätige einer traulichen Verbrüderung der Eidgenossen und einer Ausgleichung mannigfaltiger Ansichten verkannte ich keineswegs. Nur dann mißbilligte ich diese Erscheinungen, wenn sie zu häufig waren. Ich fand daher die Anordnungen für das Freischießen, welches vom 13. Juli an auf dem bequemen und wenig gefährlichen Raume bei Wiedikon gehalten wurde, nicht weniger die Lebendigkeit der Eröffnung und Ausführung, die gerade deßwegen, weil die Polizei sich nur wenig einmischte, ohne Störungen waren, schön und anziehend und besuchte das Schauspiel beinahe täglich. Bald fing man an, leise und lauter von einem Plane zu sprechen, die Zusammenkunft vieler radical gesinnter Schützen und einer aufgeregten Volksmenge zu benutzen, um durch einen Gewaltstreich die Tagsatzung

aufzulösen und einen Kern zu bilden, an den die Gleichgesinnten in der ganzen Schweiz sich anschließen, darauf einen eidgenössischen Verfassungsrath aufstellen sollten. Ich gab mir Mühe, auf den Grund der Sache zu kommen, um so viel mehr, da zwei Jahre früher, während des Freischießens in Luzern, ein ähnlicher Gedanke gespukt hatte, und ich erfuhr, daß viele Leute von der Sache unterrichtet waren. Männer von Bedeutung hatten den ersten Eröffnungen ihre Aufmerksamkeit geschenkt; als aber von der Ausführung die Rede war, überzeugten sie sich von der Gefährlichkeit der Sache, und daß nur eine schwache Aussicht auf einen rechtlichen Ausgang vorhanden sei. Nur Wenige hielten an dem Gedanken fest; doch vernahm ich in der Stunde, wo das Schießen aufhörte, einen oder zwei der untergeordneten Theilnehmer ihren Unwillen laut aussprechen. — Allgemein gehaltene Vorträge, die am folgenden Tage im Kreuel bei Zürich an eine Versammlung von ungefähr 3000 mehr neugierigen, als theilnehmenden Zuhörern gehalten wurden, blieben ohne Erfolg.

Die innere Thätigkeit des Regierungsrathes seit 1832: Beleuchtung der Finanzlage.

Seit 1832 waren die Rathssitzungen weniger zahlreich geworden; dagegen hatten sich die Geschäfte der untergeordneten Behörden vermehrt. Dies letztere fand wegen der gänzlichen Umgestaltung des Finanzwesens bei dem Finanzrath und vorzüglich bei den meisten seiner Departements in hohem Grade statt. Departemental- und Commissions-Sitzungen, die bis in den späten Abend hinein dauerten, waren eine Erscheinung, die vor 1831 beinahe ganz unbekannt war, jetzt aber sehr oft eintrat. Nicht selten mußte ich mich über die Schnelligkeit, mit welcher die meisten neuen Mitglieder sich in die Geschäfte hineinarbeiteten, über die Vorkenntnisse, insbesondere die praktischen, welche sie mit sich brachten, und über ihren richtigen Blick verwundern, da ihnen diese Materien vorher größten Theils fremd und unzugänglich gewesen waren.

Die gänzliche Umarbeitung des Finanzwesens mußte nothwendig in eine Menge von Einzelnheiten hinübergehen, deren jede ihre besondere Behandlung erforderte. Die Herabsetzung der Loskaufspreise der Zehnten und Grundzinse hatte die Folge, daß der größte Theil der Zehnten und viele Grundzinse losgekauft oder capitalisirt, d. h. in eine jährliche

ermäßigte Geldleistung verwandelt wurden, die loskäuflich blieb. Noch mehrere wären damals losgekauft oder capitalisirt worden, wenn nicht von einer gewissen Seite her allzu genau auf lästigen Förmlichkeiten gehalten worden wäre, über die man sich später hinwegsetzte, weil man begreifen mußte, daß, nachdem einmal die Loskäuflichkeit eingeleitet und in einem sehr bedeutenden Maße durchgeführt war, Hemmungen und Schwierigkeiten übel angebracht seien. — Eine Menge von Geschäften entstand aus dem Verkaufe der Domänen und einer großen Zahl entbehrlich gewordener Staatsgebäude. Man erinnerte sich lebhaft der im Jahr 1815 vorgenommenen Aufstellung von Oberamtmännern in den Schlössern, die früher von den Landvögten waren bewohnt worden, und wollte nichts versäumen, um die Wiederherstellung einer Staatsanstalt, die den Landvogteien ähnlich gewesen war, für die Zukunft unmöglich zu machen. Es wurde daher in den Verkauf der Schlösser und der dazu gehörenden Grundstücke Beförderung gelegt, ohne daneben den Verkauf der übrigen Domänen anstehen zu lassen. Ungeachtet der großen Menge von verkäuflichen Gegenständen waren die Verkaufspreise beinahe ohne Ausnahme ungemein günstig, und man hörte oft sagen, die Privaten, welche zur nämlichen Zeit Grundstücke zum Verkauf bringen, erhielten dieselben günstigen Preise nicht. Ich selbst machte damals die Erfahrung mit meinem Gute bei Ober-Engstringen, von dem ich früher gesprochen habe.

Durch die vielen Verkäufe und durch die Ablösung der Zehnten wurden unstreitig die Staatseinkünfte ungemein verbessert. Viele Staatslehen hatten wegen der dazu gehörenden Gebäude und der öfteren Bauten im Durchschnitt kaum ein, sehr selten zwei Procente abgetragen. Die Schlösser und Amtsgüter ertrugen meistens nichts und verursachten noch Auslagen. Die Bezugskosten der Zehnten hatten wesentlich den reinen Ertrag vermindert, nud die zahlreichen Cameral-Beamtungen, verbunden mit den dazu gehörenden Gebäuden, hatten noch mehr hiezu beigetragen. Die aus allen diesen Veränderungen hervorgehende Vermehrung der Staatseinkünfte war so auffallend, daß die frühere Regierung bei Vielen in den Ruf eines gänzlichen Mangels finanzieller Einsichten kam. Man bedachte nicht, daß bis 1798 die Einkünfte des Staates für die Bedürfnisse hinreichten und daß man daher der Lieblingsidee, in Grundstücken und Grundgefällen ein sicheres Vermögen zu besitzen, sich überlassen durfte; ferner daß der größte Theil

der Besoldungen in Naturalien verabreicht wurde, und ebenso, daß die Mediations- und insbesondere die Restaurations-Regierung durch die Verwandlung vieler Pachtgüter in Erblehen bereits einem nicht unbedeutenden Theile der Staatsgüter einen bessern Ertrag verschafft hatte, ohne die alte Staatsmaxime, das Capital für die Zukunft zu sichern, dabei aufzugeben, indem man weniger einen möglichst hohen Zins zu erhalten, als die lange Beibehaltung eines sichern Capitals festzustellen gesucht hatte.

Um das Verfahren jeder Regierung billig zu beurtheilen, muß man sich über ihre Systeme richtige Auskunft geben, und so wird man es der früheren nicht verdenken, daß sie auf Jahrhunderte hinaus rechnete und dadurch bisweilen die Gegenwart zurück stehen ließ, während hingegen die neuere mit der Gegenwart so viel zu thun hat, daß sie nur wenig der Zukunft Rechnung tragen kann. Unstreitig kam der Sparpfennig der Alten den Neuen sehr wohl zu statten, und es ist unzweifelhaft, daß, wenn 1713 diejenigen zürcherischen Bürger, welche auf den Verkauf der Staatslehen drangen, ihren Zweck erreicht hätten, kaum der dritte Theil des im Jahre 1833 und den folgenden erhaltenen Kaufwerthes erlöst worden und auch von diesem wahrscheinlich Vieles nicht mehr vorhanden wäre. Dieser Erfolg schien die von mehreren Opponenten gemachten Einwürfe gegen die Verkäufe glänzend zu widerlegen. Die im Jahr 1832 schon für die nächsten Jahre angekündigten großen Ausfälle in unserem Finanzbüdget fürchtete ich nicht als so nahe bevorstehend, verbarg mir aber, als die ökonomischen Anstrengungen bald nachher sehr überhand nahmen, auch keineswegs, daß finanzielle Verlegenheiten eintreten werden, ehe die Vierzigerjahre zu Ende gehen. Ich sagte daher unserem Großen Rathe zu verschiedenen Malen, daß wir uns auf unsere Finanzen nicht allzu viel zu Gute thun sollen, vielmehr in unserm Kampfe gegen einen gefährlichen Feind, die Staatsausgaben, einem Feldherrn gleichen, der die ganze Reserve hat in die Schlachtlinie einrücken lassen müssen, so daß ihm keine gewöhnliche Hülfe mehr zu Gebote steht. Glücklicher Weise war keines der Dreißigerjahre ein Fehljahr, und ebenso glücklich war man darin, daß keine außerordentliche oder eine sogeheißene Kriegssteuer mußte ausgeschrieben werden. Der erste Fall des einen oder andern Vorkommnisses wird beweisen, wie sehr unsere Finanzen bereits angestrengt sind. Oft diente es mir zur Beruhigung, daß die großen Finanzoperationen, deren

Schöpfer meistens der in Auffindung finanzieller Hülfsmittel geschickte Eduard Sulzer war, nicht von der Regierung oder dem Finanzrathe, sondern von der Staatshaushalts=Revisions=Commission vorgeschlagen wurden, in welcher mehrere der angesehensten Mitglieder der Opposition sich befanden.

Mangel an innerem Zusammenhang in der Regierung und Schwächung ihres Ansehens; Fehler der liberalen Partei überhaupt.

Ungeachtet des Zusammenwirkens in den Geschäftsabtheilungen und den Departements fehlte es in der Regierung an einem inneren Zusammenhange. Ich war zwar von Jugend her der Meinung, ein starrer esprit de corps sei sehr oft nicht wohlthätig und opfere oftmals das Höhere und die größten Verpflichtungen untergeordneten Rücksichten auf. Aber ich fand es oft sehr nachtheilig, daß ein einzelnes Mitglied des Regierungsrathes oder ein Paar derselben beinahe immer unter einem äußeren gebieterischen Einflusse standen. Das Nachtheiligste davon waren die Schwankungen, die nothwendig entstehen mußten, wenn ein Mitglied, das anfänglich zu wichtigen Maßregeln gestimmt hatte, sich später durch jenen Einfluß auf eine entgegengesetzte Seite hinreißen ließ und seinen Collegen und früheren Beschlüssen selbst im Großen Rathe entgegen stand, wie das z. B. bei dem bestimmbaren schwachen Heß in der Frage der Sendung an König Karl Albert der Fall gewesen war. Sehr viel trug zur Lähmung und sogar zur Herabsetzung des Regierungsrathes der Radicalismus bei. Immer hatte man da noch die allzu hohe Stellung im Auge, welche die frühere Regierung eingenommen hatte, und glaubte daher auch die neuere noch weiter herabdrücken zu sollen, als sie bereits durch die Verfassung und das Gesetz gestellt war. Einige Männer mochten dadurch gereizt sein, daß sie nicht in die Regierung gewählt wurden. Andere waren theils durch politische Reibungen, theils ohne erhebliche Gründe gegen den Bürgermeister Hirzel erbittert und standen nicht an, so oft ein Anlaß sich zeigte, ihn in den öffentlichen Blättern anzugreifen, auch den Regierungsrath zu verunglimpfen. Selbst der kleinste Nimbus, der denselben umgab, wurde verspottet. Man sah es dem Bürgermeister nicht nach, daß er von einem Weibel auf das Rathhaus begleitet wurde, und man griff auch den Degen und den dreieckigen Hut an, welche die

Rathsglieder trugen, wann sie in die Rathsversammlungen gingen. Diese Insignien bedauerte ich nicht, weil ich seit manchen Jahren oft gedacht hatte: „Die Schildwache präsentirt nicht mir, sondern dem Hute und dem Degen" —, und weil die „tolle Zierde unserer Hüften", wie Albrecht von Haller sie passend genannt hat, mir immer lästig und verhaßt war, sobald ich nicht als Officier oder bei großen Feierlichkeiten auftrat. Doch mit der Begleitung der ersten Staatsbeamten, dem Ausrücken der Wache, wann die Rathsversammlung auseinander ging, dem Gebrauche der Titel erster Staatsbeamten und andern ähnlichen Dingen verhält es sich ganz anders; denn es läßt sich nicht wegräsonniren, daß das Volk durch einige kleine Auszeichnungen aufmerksam gemacht werden darf, und daß es solche nicht ungerne um Diejenigen her erblickt, die es an seine Spitze gestellt hat, weil es in ihnen den Abglanz seiner eigenen Würde zu erkennen glaubt. Man übersah es auch ganz, daß man durch solche Herabsetzungen den Gegnern des Neuen zu Gefallen lebte, und daß man ihnen in die Hände arbeitete.

Eine Erbsünde der Liberalen besteht darin, daß die einen aus ehrlicher Ueberzeugung, die andern durch die Härte und Unbiegsamkeit ihres Charakters sich verleiten lassen, sogleich sich unter sich selbst zu spalten und einander politisch zu beohrfeigen, wogegen die Aristokraten, auch wenn viele Schattirungen unter ihnen vorhanden sind, sich schonen, unterstützen, einer gegebenen Richtung folgen und sich suborbiniren, selbst wenn Manches in ihrer Partei ihnen mißfällt. Oft mußte ich daher sagen: zwei Aristokraten bringen es in die Dauer so weit, als drei Liberale und vier Radicale. — Hierdurch soll die Thatsache keineswegs geleugnet werden, daß auch Aristokratien, die keine andern Gegner fürchten zu müssen glauben, bisweilen durch Parteien zerrissen werden.

Die Verstärkung der Opposition durch Herabsetzung der Behörden und Verkleinerung der Beamten war beinahe ebenso einfältig und unpolitisch, als die Ausfälle gegen das Ausland, die Fürsten und Minister, wodurch man ohne Nothwendigkeit und ohne Gewinn diese erbitterte, der neuen Ordnung der Dinge abgeneigt machte und ihre Freundschaft für die Alten vermehrte. Die Aufwiegelungen der Völker und die Beschimpfungen hochstehender Personen, welche von demokratischen Blättern ausgesprochen wurden, hatten diese selbst bereits als offenbare Feinde der Legitimität dargestellt, und das Ausland wurde veranlaßt, auch

das Volk und die Regierungen als einverstanden mit solchen Ansichten und Plänen zu betrachten.

Man wollte die alten Schweizer nachahmen und wußte nicht, daß diese in ihren Worten oft beinahe demüthig waren, selbst wenn sie die Heere ihrer Feinde niedergeschmettert hatten. Man glaubte, die Cabinete würden immer sich fürchten und dem Esel in der Fabel gleichen, der dem Löwen, als dieser sich vor dem Geschrei des Hahnes zurückzog, übermüthig nachrannte, ohne zu ahnen, daß dieser umkehren und ihn zerreißen werde, sobald der Laut des Hahnes aufhöre. Mehr als ein bramarbasirender Sprecher und mehr als eine Zeitung führten die Heldensprache, um unerschrocken zu scheinen und Leser und Volksgunst zu erwerben, ungefähr so wie man in gemeinen Kneipen jeden Unfug gestattet, um Gäste zu bekommen.

Es ist seltsam, daß die Sprache der Parteien heftiger wurde, während das Bedürfniß darnach sich verminderte, und daß man am Ende der Dreißigerjahre den Radicalismus und die Benennung „Radicale" weit mehr hervorstellte, als im Anfang des Jahrzehnts. Es war, als sei es um die Festhaltung eines derben Tones zu thun, ähnlich demjenigen, der nach dem Siege über die französische Oberherrschaft auf vielen Universitäten und bei vielen Studenten üblich geworden war. Oft fragte ich mich, warum man durch den Namen des Radicalismus sich auszeichnen, absondern und somit schwächen müsse, während das schöne Wort Liberalismus nach meiner Ansicht hingereicht und mehr Bekenner gefunden hätte. Radical ist nach der Bedeutung des Wortes, wer Alles bis auf die Wurzel ausrottet und keinen Keim stehen läßt. Ein solches Verfahren mag da gut sein, wo schädliche Gewächse zu vertilgen sind. Doch wenn dies geschehen ist, so sollte die Stätte nicht wüst bleiben, sondern auf derselben wieder etwas gepflanzt und sorgsam gepflegt werden. Der Radicalismus darf demnach nicht fortwüthen, wenn er nicht selbst sich den Wirkungskreis und die Nahrungsstoffe entziehen will. Er muß einem andern Princip, dem Liberalismus, Raum geben, der wieder anpflanzt und Ernten bereitet. Der Radicalismus ist an seiner Stelle, wenn es um eine Umwälzung und den Sturz eines Systemes zu thun ist, wie man der Stürmer bedarf, wenn es um die Einnahme einer Festung sich handelt. Ist sie erobert, so wird es zum ersten Bedürfniß, die Stürmer selbst wieder in die Reihen geregelter Krieger zurückzubringen und Ordnung zu machen, wenn man anders die Eroberung behaupten und benutzen will.

Fruchtbare, doch allzu große Thätigkeit auf dem Boden der Gesetzgebung.

Wie viel Zweckmäßiges zu jener Zeit in der Gesetzgebung gethan wurde, ist bekannt. Ich trug gerne dazu bei, wo es meine Stellung erlaubte, und half neben manchen populären auch unpopuläre Gesetze vertheidigen, wenn es in meiner Ueberzeugung lag, wie z. B. das Forstgesetz, weil ich nicht zweifelte, es werden, wofern nicht große chemische Entdeckungen dem Bedürfniß zu Hülfe kommen, kaum zwei Menschenalter vorübergehen, ehe das Bauholz und die Brandstoffe auf Preise zu stehen kommen werden, die man jetzt kaum für möglich hält, indessen man immer mehr hohe Zimmer zu bauen pflegt und dieselben lieb gewinnt. Mehreren Gesetzen widersprach ich, und so gelang es mir, bei dem harten Gesetze über den Rechtstrieb die Frist des Rechtsstillstandes bis auf den sogeheißenen zwanzigsten Tag, 13. Januar, zu retten und noch Einiges mildern zu helfen. Daß man in der Gesetzgebung und mit manchen Verordnungen, namentlich in den Fächern des Rechts und des Erziehungswesens, oft weit gehe, das Volk belästige und unwillig mache, verbarg ich mir nicht und konnte es daher nicht billigen, wenn man sich auf die große Zahl der Schlag auf Schlag einander nachfolgenden Gesetze und Verordnungen allzu viel zu Gute that. Ich erinnerte im Rathe bei schicklichem Anlasse an Shakspeare's: „Rüstig, rüstig, nimmer müde! Feuer brenne; Kessel siede!" Doch mehr im Gespräche, als durch Vorträge in den Collegien suchte ich zu wirken, und so verglich ich uns oft mit Aerzten, die ihren Kranken zur nämlichen Zeit Ader lassen, sie schröpfen, brechen machen, klystieren und purgieren, während man von einer anderen Seite her diese Leute zu geistigen Anstrengungen, Kriegsübungen, u. A. m., aufforderе.

Eine Zulassung der Juden half ich hindern, nicht weil sie Juden sind, sondern weil sie dem verderblichsten und polizeiwidrigsten Geschäfte obliegen, und erklärte mich immer, daß jeder Jude, der Ackerbau oder ein Handwerk treibe, mir ganz willkommen sein werde und freundliches Entgegenkommen verdiene. Einen großen Werth legte ich darauf, daß in meinen Fächern nichts versäumt werde. Im Anleihungs-, Domänen-, Grundzins-, im wenig beschäftigten Bergwerks-Departement war dies leicht möglich, weil ich die Leitung der Geschäfte in meiner Hand hatte. Schwerer war es in dem Straßenfache; denn obgleich

ich die Uebersicht nie verlor und die Oberleitung festhielt, so bewiesen mir dennoch zahlreiche Wahrnehmungen, die ich aus täglichen Besuchen der Betheiligten schöpfen konnte, daß es auch dem des Landes kundigen Mann, welchem aber oft in einer Woche fünfzig und sechszig Geschäfte aus diesem Fache durch die Hand gingen, der eine Schaar von Angestellten unter sich hatte und in Vielem durch die Ortsbehörden wirken mußte, nicht möglich sei, bei Allem, was ihm zweifelhaft wurde, auf den Grund zu kommen. Daraus mag man schließen, was in größeren Staaten bei läßiger Oberaufsicht geschehen kann.

Ergebnisse der Arbeiten des Straßen-Departements.

Daß die Ergebnisse des Straßenbaues mit wenigen Ausnahmen als befriedigend angesehen werden konnten, gab auch die öffentliche Stimme zu. Doch erhielten nicht alle Straßen die Richtung, welche ich gewünscht hatte, so z. B. die über den Albis und die bei Hettlingen. Nur mit großen Anstrengungen brachte man es dahin, daß die Straße in das Wehnthal über den Schwenkelberg, diejenige nach Erlenbach in der gegenwärtigen Richtung geführt werde. Vergeblich suchte ich die neue Straße in Oberstraß zuerst in der Richtung des alten Fußsteiges durch die Weinberge zu führen und nachher der jetzt bestehenden Direction eine geringere Steigung zu geben; allein es wurde mir von den Experten geantwortet, man könnte die Erde nirgends anbringen und sie müßte mit sehr großen Kosten bis in den See hinuntergeführt werden. — Ich konnte es nicht billigen, daß eine große Anzahl von Straßenarbeiten zur nämlichen Zeit unternommen wurde, und noch weniger, daß man sich für das Straßenwesen einen Eingriff von vier Millionen in das Staatsvermögen erlaubte und diesem dadurch eine unheilbare Wunde schlug; allein die Begehren von allen Seiten her und der Thätigkeitstrieb waren so lebhaft, daß man sich glücklich preisen mußte, daß nicht die Baupläne noch vermehrt und die Fristen für die Ausführung abgekürzt wurden. Nicht ohne Grund drang der Bürgermeister von Muralt zu wiederholten Malen darauf, daß dem Großen Rathe ein Straßennetz, d. i. eine Uebersicht der sämmtlichen neu zu erbauenden Straßen und eine Berechnung der dazu erforderlichen Kosten, vorgelegt wurde; allein er und noch andere Beförderer des Planes, daß von Winterthur nach Schaffhausen eine Hauptstraße

angelegt werde, hatten wesentlich dazu beigetragen, daß der Aufwand für den Straßenbau eine so große Ausdehnung erhielt. Ich hatte geglaubt, eine allgemeine Verbesserung der bisherigen Landstraße würde für das Bedürfniß hinreichen, wodurch nicht nur eine bedeutende Summe erspart, sondern auch verhütet worden wäre, daß mehrere andere Straßen nun auch ohne Aufschub und mit großem Aufwande ausgeführt werden mußten, die zwar größtentheils zweckmäßig waren, aber wegen der finanziellen Nachwehen die Freude über ihr Hervortreten zum Theil verkümmerten. Von Vertheilung der Arbeiten auf mehrere Jahre, um den Eingriff in das Stammvermögen des Staates weniger stark zu machen, durfte nun nicht mehr die Rede sein, und man mußte seine ökonomischen Bestrebungen auf die Beaufsichtigung und auf Untergeordnetes beschränken.

Viele Hunderttausende gingen bei unserem Straßenbau durch die unmäßigen Entschädigungen verloren, welche für die Abtretungen des Bodens bezahlt werden mußten. Der Vorschlag, Schätzer von Staats wegen aufzustellen, fand wiederholt kein Gehör; sondern man mußte dem Steckenpferde einer über Alles sich ausdehnenden richterlichen Entscheidung, vielleicht auch Berechnungen weichen, die dahinter verborgen liegen mochten. Genug, es waren, weil eine Menge der ungemessensten Forderungen nun freien Spielraum erhielten, häufig Entschädigungen zu bezahlen, die drei, vier und in einzelnen Fällen zehn Male so viel betrugen, als das Grundstück ein oder zwei Jahre früher würde gekostet haben. Rechtliche Männer berechneten in mehreren Fällen, daß geringe Abtretungen den Eigenthümern den Werth ihres ganzen Gutes oder Gütchens bezahlten. Man stützte sich auf Beispiele einzelner Kaufpreise, die oft erkünstelt waren, oft auf einem augenblicklichen Schwindel, oft auch darauf beruhten, daß man nur die außerordentlichen Preise berücksichtigte, die ein Bodenstreif für einen Speculanten oder Liebhaber gerade durch die neue Straßenanlage erhielt, ohne welche er von höchst geringem Werthe geblieben wäre. Leute, deren Besitzungen durch die neuen Straßen einen weit höheren Werth erhalten hatten, markteten um einen alten Baum, eine Zaunecke und einige Quadratfuß Land. Doch gab es auch hin und wieder einen Ehrenmann, der eine freiwillige Abtretung machte.

Auf das Bauwesen hatte ich nur einen beschränkten Einfluß, weil ich nicht Mitglied des Bau-Departements war; doch trug ich dazu bei, daß das Postgebäude*) da angelegt wurde, wo es gegenwärtig steht. Dem Plane, die neue Brücke gleich an der Ausmündung des Sees anzubringen, arbeitete ich entgegen, weil ich glaubte, die gegenwärtige Stadt und ihre Bevölkerung dürften nicht auf die Seite gestellt und im Falle einer weiteren großen Ausdehnung könnte eine Brücke aus dem Kratz nach Stadelhofen zu jeder Zeit nachgeholt werden; auch war zu besorgen, daß ohne den Bau dieser Brücke die Anlegung der eben so nothwendigen, als wohlthätigen Dämme vom Rathhause bis an die Thorgasse unterbleiben würde (dieselben hätte ich zwar vom Rathhause bis an die neue Brücke kaum in ihrer gegenwärtigen Breite anzulegen gewagt). Dem Greuel der Erbauung einer Kantonsschule dicht vor dem Großmünster widersetzte ich mich mit Andern, und ich hätte dieselbe nicht ungern, um eine größere Centralität zu erreichen und die Lehrzimmer von dem Geräusche zu entfernen, in die Räume hinter der Stiftsverwalterei zwischen die Straße Obere Zäune und die Münstergasse versetzt. Gegen die Zerstörung eines Theiles des schönen Kreuzganges im alten Obmannamte oder dem jetzigen Regierungsgebäude kämpfte ich vergeblich, ebenso wie ich als Präsident des Domänen-Departements die Zerstörung des Waldhügels auf der Au, des Schmuckes des Zürichsees, nicht hatte hindern können.

Noch ein Beispiel, wie sich die Ansichten in wenigen Jahren ändern können, führe ich hier an. Als es um Anlegung des Dammes vom Rathhause nach der Münster-Brücke und um die Wegschaffung der Buden zu thun war, die die alte enge Straße verunstalteten und gefährlich machten, sagte ich, die innere Reihe längs der Mauer des Großmünsterplatzes könne man unbedenklich stehen lassen, weil hinlänglicher Raum gewonnen werde und weil Mancher daselbst sein Brod finden könne. Man antwortete mir, dies könne nicht sein: wenn man etwas Rechtes machen wolle, so müßten die Buden weg. Der Damm war noch nicht vollendet, als man schon aufhörte, diese Sprache zu führen, und jetzt stehen die Buden, ohne irgend Jemand zu benachtheiligen

*) Anm. des Herausgebers. Der jetzige Centralhof.

Auf die Anlegung und Unterhaltung eines Getreidevorrathes legte ich, wie in früheren Zeiten, einen großen Werth. Bald nach dem Beginn der Umwandlung unseres Finanzwesens drohte dem mäßigen Vorrathe, den wir hatten, eine große Gefahr. Mehrere Mitglieder, unter ihnen Eduard Sulzer, hielten sie für etwas Ueberflüssiges, und man sprach vom Verkauf derselben. Es gelang, diese Maßregel zu verschieben, und bald nachher — ich möchte sagen, glücklicher Weise — stiegen die Getreidepreise beinahe auf das Doppelte des Gewöhnlichen. Aus allen Gegenden des Kantons kamen Ansuchen um Unterstützungen und Erleichterung. Diese wurden allgemein, doch vorzugsweise den ärmeren, übervölkerten Berggegenden, ertheilt. Sie waren höchst willkommen, erzeugten Zufriedenheit und Beifall, und die bisherigen Gegner dieser Vorräthe wurden Freunde und Gönner derselben, so daß in den nächsten Jahren mein Antrag, das dem Staate eingegangene Getreide zu dörren und den früheren Vorrath zu vermehren, Zustimmung fand, um so viel mehr, da die Getreidepreise niedrig standen. — Immer ließ ich mir die Ausführung des Dörrens angelegen sein. Sulzer muß ich hier das Lob ertheilen, daß er auch hier dadurch seinen guten Kopf bewährte, daß er nicht nur bei diesem Dörren des Getreides, sondern noch über andere Gegenstände, denen er zuerst abgeneigt gewesen war, durch Erfahrung belehrt, bald seinen Beifall schenkte und als kluger Mann es laut zu sagen vermochte, er habe sich geirrt.

Der Einführung eines bleibenden Theaters widersetzte ich mich nicht, weil es thöricht gewesen wäre, etwas hindern zu wollen, das aller Orten eingeführt ist. Aber des Lächelns kann man sich nicht enthalten, wenn man heute mit ernsthafter Miene behaupten hört, ein bleibendes Theater trage zur Versittlichung eines Volkes sehr viel bei, während neben schönen und belehrenden Schauspielen ein großer Theil der aufgeführten Stücke Zweideutigkeiten, Kniffe, Täuschungen, u. dgl., lehrt und eine einfache Redlichkeit lächerlich macht. Auch konnte ich mit dem unsteten, ungesicherten Elemente, welches ein großer Theil der Schauspieler in der Bevölkerung darstellt, mich nicht befreunden. Endlich steht ja fest, daß das Theater einer nicht kleinen Zahl von Leuten von geringem Vermögen oft dasjenige raubt, was ihnen und ihren Familien für dringende Bedürfnisse beinahe unentbehrlich ist.

Conflict mit Frankreich 1836.

Nachdem die Schweiz durch eine Reihe von Jahren mit dem Osten und dem Norden von Europa in diplomatische Mißverhältnisse verwickelt gewesen war, sollte sie nun auch mit ihrem bisherigen angeblichen Beschützer in Collision gerathen. Ich erwähne hier nur der wichtigeren Fehden, in die man mit Frankreich verwickelt wurde, und zunächst derjenigen, die im Sommer 1836 durch das hochfahrende Benehmen des französischen Cabinetes, die bekannten Anmaßungen und Drohungen des französischen Botschafters, des Herzogs von Montebello, entstanden. In mehreren Kantonen ließen Männer von Einfluß, welche theils zu denen gehörten, die sich gerne vor dem Volke politisch herausstellen, theils aber auch von ungeheuchelter Vaterlandsliebe und von gerechtem Unwillen über die veränderte französische Politik und ihre Forderungen erfüllt waren, es sich angelegen sein, Volksversammlungen zu veranstalten, um durch deren Aeußerungen der Tagsatzung und den schweizerischen Regierungen überhaupt eine kräftigere Haltung zu verschaffen und diese Wirkung dadurch zu sichern, daß man die Lenker des Staatsschiffes den Unwillen ihres eigenen Volkes befürchten ließ. Solche Volksversammlungen fanden zu Flawil und Wiedikon in der östlichen, zu Reiden und Münsingen in der mittleren Schweiz statt.

Ich befand mich in dem Curorte Hütten, als ich die Nachricht erhielt, zu Wiedikon zunächst bei Zürich werde eine große Volksversammlung am 21. August gehalten werden, um durch eine Adresse die in Bern versammelte Tagsatzung zu fester Bewahrung der Ehre des Vaterlandes aufzufordern. Weil Gerüchte von weiter gehenden Absichten und drohenden unruhigen Bewegungen ebenfalls im Volke umhergingen, glaubte ich mich verpflichtet, am Tage vor der Versammlung nach Zürich zurückzukehren, um an meinem Platze zu sein, was immer sich zutragen möchte. Die schöne Witterung bestärkte mich in dem Gedanken, der Versammlung beizuwohnen, mich in die dichtesten Schaaren zu mischen und bis nahe an die Bühne durchzuarbeiten. Ich kam mit vielen Bekannten in Berührung und selbst zu Genossenschaften zu stehen, die vom Seeufer her, von angesehenen Bürgern geführt, sich eingefunden hatten, um Excessen entgegenzutreten. Ich überzeugte mich von dem Vorhandensein eines schönen vaterländischen Geistes, der den Zweck nicht mißbilligte, doch nicht weniger darüber wachsam war,

daß nichts Stürmisches oder Gewaltsames vorgehe. Mit allgemeiner Billigung wurde eine Einladung an die Tagsatzung beschlossen, sich jeder Einmischung des Auslandes in unsere politischen und kirchlichen Angelegenheiten fest zu widersetzen; aber als der feurige Henne aus St. Gallen noch einen Antrag bringen wollte, der die Revision der Bundesverfassung berührte, und die neben ihm auf der Bühne stehenden Glieder des Vereines diesen Antrag nicht billigten, sondern den Redner abmahnten, nahm man nur Einzelne wahr, die mit Geberden oder Worten andeuteten, daß sie einzutreten wünschten, während die große Mehrheit der Versammelten, 10 bis 12,000 Männer, nichts Neues zur Sprache bringen wollte.

Reibung mit Großbritannien wegen des van Mater'schen Nachlasses.

Ein seltsamer Zufall veranlaßte 1837 eine Reibung mit dem großbritannischen Cabinet und dem Geschäftsträger Morier, der bisher viele Beweise der besten Gesinnungen gegen die Schweiz dargelegt hatte. Ein Engländer, der sich van Mater nannte, dessen wahrer Name aber Thomas Naters war, hatte sich seit einer Reihe von Jahren im Kanton Zürich aufgehalten, das schön gelegene Gut Goldenberg in der Gemeinde Dorf bei Andelfingen angekauft und war nach einer Abwesenheit wieder dahin zurückgekehrt. Er machte jährlich der Regierung ein Geschenk von 500 Brabanter=Thalern, um dasselbe nach freiem Befinden unter öffentliche Anstalten zu vertheilen, und einmal gab er darüber hinaus noch eine weitere Summe. Die Restaurations=Regierung befolgte seinen Wunsch, und die neuere that dasselbe. Beide forderten dafür weder Vermögenssteuern, noch Anderes von ihm. Man wußte, daß der Mann reich sei, und als er im Spätjahr 1836 starb, verbreiteten sich Sagen von außerordentlichem Reichthum. Man sagte, er habe keine bekannten Erben, sondern sei ein uneheliches Kind gewesen, dessen Vermögen demnach dem Staate zufallen werde, u. dgl. Selbst Eduard Sulzer wurde durch diese Gerüchte zu hohen Erwartungen gestimmt, und als er die Todesnachricht in die Sitzung des Finanzrathes brachte, sprach er die Worte aus: „Wir können vielleicht jetzt unsern Straßenbau aus einer neuen Quelle bestreiten!" Entscheidend sprach er sich nicht aus. — Niemals Freund großer sanguinischer Hoffnungen, mochte ich glänzenden Erwartungen keinen Raum geben; doch hoffte ich, daß

weil mit Großbritannien noch kein Freizügigkeits-Vertrag geschlossen war, dieser Nachlaß einen bedeutenden Abzug (Retract) der Staatscasse einbringen werde. Das Inventarium zeigte, daß außer dem im Kanton liegenden Grundbesitz kein Vermögenstheil im Kanton angelegt sei. Bald verschwand die Hoffnung auf eine Universalerbschaft bei denen, welche sie gefaßt hatten. Desto fester haftete dagegen bei einem großen Theile der Glieder des Finanzrathes und der Regierung die Meinung, wir seien berechtigt, den Abzug auch von dem auswärts gelegenen Vermögen zu fordern, wozu eine unbestimmte Stelle des Gesetzes einigen Anlaß gab. Andere Personen, unter diesen der des Rechtsfaches sehr kundige Dr. Keller, der auch naher Verwandter des Mannes war, welcher nach Naters' Tode die Erbschafts-Angelegenheit besorgte, wollten überhaupt von keinem Abzuge hören. Dies machte Eindruck, insbesondere auf den Bürgermeister Heß, für welchen Keller beinahe immer eine starke Autorität gewesen war. Ich glaubte an der Forderung festhalten zu sollen, das im Kanton bleibende Vermögen, aber nur dieses, schulde den Abzug. Das Geschäft verwickelte sich. Das großbritannische Ministerium machte Einwendungen gegen jede Abzugsforderung. Der Geschäftsträger schrieb einen bittern Brief, und es fiel mir zu, die nothwendig gewordene nachdrückliche Beantwortung zu unterschreiben, weil die beiden Bürgermeister in jenen Tagen abwesend waren und ich, wie schon oft vorher, ihre Stellen vertrat. Diese Antwort scheint die gewünschte Wirkung hervorgebracht zu haben; denn obgleich das zürcherische Obergericht den widersprochenen Abzug von dem im Kanton liegenden Vermögen guthieß, gab der britische Minister sich zufrieden, und bald erfolgte ein Freizügigkeits-Vertrag zwischen Großbritannien und der Schweiz, in welchem aber die letztere in einer weniger vortheilhaften Stellung sich befindet, als ihr Mitcontrahent.

Abermaliger Conflict mit Frankreich 1838 (Louis Napoleon-Handel).

Sehr ernsthaft schien ein neuer Gegenstoß mit Frankreich zu werden, als dieses die Entfernung des Prinzen Ludwig Napoleon aus dem Thurgau und der Schweiz verlangte, wohin er zurückgekommen war, nachdem er durch die zu Straßburg versuchte Waffenerhebung und die unzweideutige Wahrnehmung, daß er auf bedeutende Abneigung in der französischen Armee und bei der Bevölkerung Rechnung machen

könne, dem französischen Cabinet zu Besorgnissen und zu Beschwerden Anlaß gegeben hatte. Sein thurgauisches Bürgerrecht verlieh seinen Ansprüchen auf Schutz ein starkes Gewicht; aber man konnte nicht leugnen, daß dieses Bürgerrecht nicht ganz gesetzlich war, weil die thurgauische Verfassung verlangt, daß ein Thurgauer kein anderes Bürgerrecht habe, und gleichwohl der Schützling nicht zugeben wollte, daß er nicht mehr Franzose sei. Die durch diese Angelegenheit mit Frankreich entstandene Spannung ist bekannt. Es mußte dem schweizerischen Selbstgefühl schwer fallen, einen Mann entfernen zu sollen, der als Schweizer angesehen werden konnte, mit vielen Schweizern befreundet war und gegen das Land seines Aufenthaltes nichts verbrochen hatte. Man erinnerte sich, daß in den Neunziger Jahren die französische Republik gebieterisch die Entfernung der ausgewanderten Franzosen aus der Schweiz gefordert und bewirkt hatte; ebenso dachte man an die gewaltsame Aufhebung des Herzogs von Enghien, den Bonaparte noch als erster Consul im Badischen aufgreifen, nach Frankreich führen und erschießen ließ, obgleich er noch keinen ruhestörenden Schritt im Innern des französischen Staates gethan, kaum Verbindungen angeknüpft, sondern nur rein privaten Angelegenheiten sich gewidmet hatte. Man wußte sehr wohl, daß die französische Republik und Napoleon furchtbarer gewesen waren, als Ludwig Philipp, und daß Gewalt kein Recht begründet; aber man war ebenso gut davon überzeugt, daß die übrigen Mächte, denen das Straßburger Ereigniß nicht gefallen konnte, geneigt waren, Frankreichs Forderungen zu unterstützen. Gleichwohl erinnerte man sich, daß Basel vor nicht vielen Jahren den größten Mächten die Wegweisung der deutschen Flüchtlinge und Freiburg vor neunzig Jahren dem großbritannischen Cabinet diejenige des Stuart'schen Prätendenten mit Derbheit verweigert hatten. Mag die Weigerung, der gegenwärtigen Forderung Frankreichs zu entsprechen und den Besitzer des Schlosses Arenenberg sogleich zu entfernen, in der Stellung des Kantons Thurgau und der Schweiz gelegen haben, so war es hingegen auch dieses Mal übel gethan, daß die meisten Zeitungen mit Trotz und Hohn von der Sache sprachen, daß manche Aeußerungen bekannter Magistraten mehr und weniger in diesen Ton einfielen und daß ein solcher Trotz, wie dies gewöhnlich der Fall ist, ebenso sehr oder noch mehr, als die Thatsache selbst, die Geschäftsmänner und das Cabinet des großen Nachbarlandes reizen mußte. Ich votierte in

dieser Angelegenheit dahin, daß es Sache des Thurgaues sei, über die Forderung Frankreichs zu entscheiden, und daß der Vorort und die Tagsatzung sich in diesem Sinne aussprechen sollten. Es ließ sich abwarten, was Frankreich im äußersten Falle thun würde, wenn Thurgau auf dem Schutze des Prinzen beharren sollte, und ob nicht eine freiwillige Entfernung des Prinzen erfolgen könnte. Ein solches Verfahren ließ sich um so viel mehr gegen Frankreich und die anderen europäischen Mächte rechtfertigen, als der Schutz oder die Wegweisung des Prinzen Dinge waren, die unstreitig in der Souveränetät des Kantons Thurgau lagen, welche von allen Mächten um so viel mehr geachtet werden mußte, als sie auf dem Bundesvertrage von 1815 beruht, den diese Mächte aufrecht zu halten suchen.

Es ist bekannt, wie die Verwicklungen sich endlich lösten, daß Ludwig Napoleon ohne Zwang den Kanton Thurgau verließ und nach England ging. Jeden wahren Schweizer mußte das Freiheitsgefühl und die Entschlossenheit erfreuen, die von einem nicht geringen Theil des Volkes an den Tag gelegt wurde, ebenso der heitere Sinn und die Bereitwilligkeit, mit welchen die aufgebotenen Truppen ungeachtet der französischen Drohungen an die Grenzen zogen. Vollends war der schöne Enthusiasmus erhebend, der die Grenzkantone Genf und Waadt belebte, als die französischen Drohungen bekannt wurden, und der auch einen Theil der Bevölkerung der übrigen Kantone zu ergreifen begann. — Ganz anders mußte ich das Benehmen und die hohe Sprache mehrerer schweizerischer Magistrate beurtheilen, die in ihren Kantonen und in der Tagsatzung selbst den Krieg im Munde führten. Nie würde ich es gut heißen, wenn bei wirklichen Angriffen des Auslandes auf die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes Magistrate von Capitulationen zu sprächen begännen oder einen Aufschwung des Volkes niederzuschlagen suchten; aber nie kann ich es billigen, wenn Diejenigen, denen das Wohl des Ganzen anvertraut ist und die die Lage der Sachen am besten einzusehen vermögen, bei zweifelhaften und mißlichen Dingen sogleich in die Kriegstrompete stoßen und selbst das Volk aufregen. Man kann in solchen Fällen den Gedanken nicht unterdrücken, daß Eitelkeit und Haschen nach Popularität dabei mit ins Spiel kommen. Bei dieser Napoleon-Geschichte mochte übrigens die Hoffnung oder die Voraussicht, Ludwig Napoleon werde das Aeußerste nicht abwarten, zu mehr als einer hochklingenden Phrase beigetragen haben.

Verfassungsänderung im Kanton Glarus 1837.

Die Bewegungen im Kanton Glarus und die 1837 durchgeführte Verfassungsveränderung mußte jeder Unbefangene als eine höchst wichtige Angelegenheit ansehen, die unter weniger günstigen Umständen einen innern Krieg in der Schweiz hätte veranlassen oder die Einmischung des Auslandes hätte herbeiführen können. Zu verdenken war es den reformirten Glarnern nicht, daß sie ein Staatsverhältniß zu beseitigen wünschten, das ihnen einst durch überlegene Gewalt aufgedrungen worden war, und daß sie es nicht wohl ertragen konnten, daß die katholische Bevölkerung, welche wenig mehr als den zehnten Theil des Ganzen ausmachte und kaum den vierzigsten Theil an die Staatsbedürfnisse beitrug, in gewissen Beziehungen die Hälfte, in andern einen Dritttheil der Staatsgewalt ausübe. Allein der Umschwung war nicht nur eine Staatsumwälzung; er war eine Art von politischer Vergewaltigung, ich sage eine Art, weil das gegenseitige Verhältniß nicht rein ausgeschieden und durch die nächst vorhergegangene Staatsveränderung noch zweifelhafter geworden war. Die beiden Theile waren nicht getrennt, wie Appenzell und Unterwalden. Sie bildeten nicht abgesonderte Staaten; aber ebenso wenig konnte man sagen, daß, wie in St. Gallen, Aargau, Thurgau, u. s. f., nur ein Staat vorhanden sei. Glarus war ein staatsrechtliches Mittelding. Laut sprach die Billigkeit für die Umgestaltung, und nach demjenigen, was seit 1798, insbesondere seit 1830 geschehen war, konnten Zürich und Zürich's Regierung nicht anstehen, das Vorgegangene zu unterstützen. Allein ich hielt es für Pflicht, bei unseren Berathungen, und soweit ich mittelbar durch Andere wirken konnte, dazu beizutragen, daß in Glarus mit möglichster Schonung gegen die katholische Partei verfahren werde und daß man sich hüte, den Widerstand sogleich als eine Auflehnung oder Empörung zu betrachten und bestrafen zu wollen, daß man auch gegen die Geistlichkeit nicht rasch und streng verfahre, sondern durch den Lauf der Zeit das Bewirkte zu befestigen suche. Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Mäßigung, die allmälig bei den glarnerischen Behörden eintrat, weit zuträglicher war, als der rasche Eifer, von welchem Einige eine Zeit lang erfüllt waren, und es ist zu wünschen, daß man nunmehr in Glarus den Katholischen, die sich dazu eignen,

factisch angedeihen lasse, was man staatsrechtlich nicht mehr gegen sie als solche zu thun verpflichtet ist.

Partialrevision der zürcherischen Verfassung; Abänderung des Repräsentationsverhältnisses der Stadt Zürich.

Seit der Annahme der Verfassung von 1831 waren die 71 Stellvertreter, die der Stadt Zürich in der Zahl der 212 Glieder des Großen Rathes zustanden, für viele angesehene Männer aus Winterthur und vom Lande ein Stoff des Aergers geblieben. Das feste Zusammenhalten der großen Mehrheit dieser 71 Städter bei manchen Berathungen und Abstimmungen vermehrte die Mißstimmung, und man hörte seit geraumer Zeit einflußreiche Männer vom Lande sagen, eine Aufhebung dieses Mißverhältnisses sei nöthig; denn obgleich die Opposition milder geworden war, blieb der Eindruck, wie dies oft zu geschehen pflegt. Bei der Eröffnung der Sitzung des Großen Rathes am 28. März 1837 kündigte der Vicepräsident Statthalter Gujer, der wegen Krankheit des Präsidenten, des Winterthurers Fürsprech Jonas Furrer, den Vorsitz führte, eine Motion für Veränderung der Verfassung an und sprach sich in einer auf Beruhigung und Versöhnung ausgehenden Rede aus. „Möge diese hochwichtige Frage mit Beiseitsetzung aller örtlichen Interessen und anderer Nebenzwecke vom Standpunkte des Rechtes aus erörtert und die Entscheidung gleich ferne vom Stillstehen, wie von unreifen Reformen gehalten werden!" In der Sitzung vom 30. eröffnete er in Abwesenheit des Obersten Weiß dessen Motion für Veränderung der Verfassung, so weit diese die Stellvertretung betreffe; gegen jegliche Erwartung wurde sie ruhig aufgenommen, einmüthig für erheblich erklärt und einer Commission aus fünfzehn Gliedern zur Prüfung zugewiesen. Der einzige Staatsrath Hegetschweiler äußerte viele Bedenklichkeiten und Besorgnisse, die Veränderung möchte in Ochlokratie ausarten.

Bei der Berathung des Entwurfes der neuen Verfassung bestritt ich vorzüglich die Anträge auf Einführung eines Census, auf Ausschliessung jüngerer Männer von der Wahlfähigkeit und auf theilweise Erneuerung des Großen Rathes. Den ersten Punkt focht ich durch Hinweisung auf die Mediationszeit an, wo wegen des Census mancher tüchtige Mann, der nicht unredlich handeln wollte, unberücksichtigt

bleiben mußte, während mehrere Andere, die gewählt wurden, sich durch geborgte Schuldtitel und andere schlechte Mittel auswiesen, indessen sie nicht so viele Batzen besaßen, als sie Franken anzeigten. Einige Beispiele von dieser Art waren mir genau bekannt. Ich fügte diesem die Bemerkung bei, ein geringer Census würde den Zweck nicht erreichen, und wenn ein höherer eine Anzahl tüchtiger Männer ausschlösse, so wäre der Zweck sehr theuer erkauft. In Beziehung auf den zweiten Punkt erinnerte ich an die strengen Begriffe der früheren Jahrhunderte, während deren dennoch junge Leute in unserem Großen Rathe saßen. Ich erläuterte den Grund der im Jahre 1713 vorgegangenen Festsetzung des angetretenen dreißigsten Altersjahres, der darin bestand, daß man verhindern wollte, daß hochstehende Männer eine ganze Reihe von Söhnen, Tochtermännern und Vettern schon frühzeitig in den Großen Rath einführen können, eine Sache, die jetzt nicht mehr zu besorgen sei. Endlich wies ich auf das Jahr 1803 hin, wo, ungeachtet der großen Aufregung der Gemüther und der damaligen Lebendigkeit der jüngeren Leute, an die 65 unmittelbar von den Zünften gewählten Stellen, für welche das Alter von 25 Jahren hinreichte, nur einer von diesem Alter den Zutritt erhielt. Eine nicht vollständige Erneuerung des Großen Rathes ferner schien mir mit dem Begriffe einer neuen Verfassung im Widerspruche zu stehen, weil die beibehaltenen Glieder nicht die Ergebnisse des neueren Staatssystemes, sondern die des früheren sind, das man abschaffen wollte.

Die zweite Prüfung vor dem Großen Rath, am 19. December 1837, war noch ruhiger und einfacher, als die erste. Sehr auffallend war es darauf, daß, als am 4. Februar 1838 die vorgeschlagene Verfassungsveränderung, welche Zürich's Vorrecht aufhob und die Stellen im Großen Rath einfach auf die Volkszahl der Wahlkreise eintheilte *), zur Abstimmung kam, nur eine beschränkte Theilnahme des Volkes, nebst einer nicht unbedeutenden Zahl von Verwerfenden, sich zeigte. Von 55,171 Stimmberechtigten fand sich nur ein Dritttheil bei der Abstimmung ein; 15,307 nahmen die Veränderung an, und 3379 verwarfen dieselbe.

*) Nicht einmal eine bestimmte Zahl der Glieder des Großen Rathes wurde mehr ausgesprochen, sondern nur der Grundsatz angenommen, daß auf eine Bevölkerung von 1200 Seelen ein Mitglied gewählt werde.

Nicht nur war — das zeigt diese Abstimmung — der große Enthusiasmus der Jahre 1830 und 1831 vorübergegangen; sondern es war geradezu die Unzufriedenheit über einzelne Gesetze, über Einrichtungen und Forderungen des Staates an den Bürger und seinen Beutel, was das Meiste dazu beitrug. Ein Theil der Ausbleibenden und Verwerfenden ließ den Revisions-Antrag dieses Mißvergnügen fühlen, weniger um seines Inhaltes willen, als weil er von Behörden herkam, die man ungern an ihren Stellen sah. Hin und wieder auf der Landschaft mißfiel aber auch wirklich das Wegfallen der großen Repräsentation des Hauptortes, den man, wie Hegetschweiler es ausgesprochen hatte, als den Ballast ansah, welcher das Staatsschiff weniger schwanken lasse. Einen auffallenden Beweis der veränderten Stimmung gaben die Wahlen selbst. In verschiedenen Landesgegenden wurden achtzehn zürcherische Bürger gewählt, von denen zwar einige auch Bürger der Gemeinden waren, die sie wählten, oder aber in diesen Gemeinden wohnten. Der größere Theil davon gehörte aber zu den entschiedenen Freunden des Alten, und unter diesen waren drei Pfarrer. Doch befanden sich auch mehrere Liberale in der Zahl der auf dem Lande gewählten Mitglieder, z. B. der Bürgermeister Hirzel, der Staatsanwalt Ulrich, ich selbst und mein jüngerer Sohn, der Staatsschreiber. Eine andere merkwürdige Erscheinung lag darin, daß mehrere Männer, die 1830 und 1831 als die Führer der Neuerung waren angesehen worden, jetzt nirgends gewählt wurden, sondern der Berücksichtigung des Großen Rathes anheim fielen, dem die neue Verfassung die Besetzung von elf Stellen überließ. Männer, wie Dr. Keller, Eduard Sulzer, der Oberrichter Wilhelm Füßli und Andere, waren nicht gewählt. Früher hätte ich nicht geglaubt, daß ich würde zu einer Berathung berufen werden, um gerade diesen Männern den Eintritt in den Großen Rath zu verschaffen; doch dies geschah, und ich hielt mich zur Theilnahme verpflichtet, weil es eine Preisgebung der Sache, für welche diese Männer unstreitig viel gethan hatten, gewesen wäre, wenn man sie hätte durchfallen lassen. Am 19. März wurde Keller im zweiten Scrutinium mit 113 Stimmen an die erste der vom Großen Rathe zu vergebenden Stellen, Eduard Sulzer im ersten Scrutinium mit 136, Füßli in einem dritten Scrutinium mit 89 Stimmen als

sechster gewählt. Bei dem nachherigen Umschwung wurde es aber in verschiedenen Gegenden dem Großen Rathe zum Vorwurf gemacht, er habe Männer gewählt, die damals das Zutrauen des Volkes verloren hätten.

Veränderungen in der Zusammensetzung und Uebereinstimmung des Regierungsrathes.

Das Angenehme und Trauliche, das im Regierungsrathe von 1832 mehrere Jahre hindurch stattgefunden hatte, fing an, sich um etwas zu vermindern. Der besonnene Rebmann, der milde ausgleichende Brändli, der gebildete und wohldenkende Rüegg waren ausgetreten, der einst heftige, aber im Alter gewagten Theorien abgeneigt gewordene redliche Pfenninger in eine andere Welt übergegangen. Mehrere Mitglieder hatten ihre Ansichten und ihre Sprache geändert. Eduard Sulzer war aus einem feurigen Revolutionsfreund ein berechnender Staatsmann geworden; Hegetschweiler hatte aus einem eifrigen, oft mißtrauischen Liberalismus, gekränkt vom Radicalismus, erschüttert durch freimaurerische Einflüsse und erfüllt von Besorgnissen über die Wirkungen der Ochlokratie, zu einem ängstlichen Stabilismus den Uebergang genommen, der ihn bewog, starr gegen dasjenige anzukämpfen, was er zum Theil selbst veranlassen geholfen hatte, und dessen Ermäßigung nur von der Zeit zu erwarten war. Andere Männer waren in die erledigten Stellen eingetreten. An den erforderlichen Fähigkeiten, an großer Thätigkeit und Arbeitsliebe fehlte es dem größten Theile der Regierungsglieder nicht. Aber man warf sich zu sehr auf das Einzelne und auf die Geschäfte des Tages und übersah dadurch bisweilen das Größere und das, was das Ganze zusammenhält. Was man für gut hielt, sollte schnell und rücksichtslos durchgeführt werden, um so viel mehr, weil man von Männern, die im Großen Rathe hoch standen, vorwärts getrieben wurde. — In Republiken ist es ja stets sehr gefährlich, wenn Personen, die im Hintergrunde stehen, auf die vollziehenden Behörden einen überwiegenden Einfluß ausüben. Sie verleiten dieselben oft zu Wagnissen, durch welche das Ganze gefährdet wird, und lassen nicht selten das Werkzeug fallen, wenn die Sache mißlingt. Solche Männer sollte man in der Regel entweder nöthigen, an den Geschäften Theil zu nehmen, oder aber ihren Einfluß beschränken oder beseitigen. Mäßigung aber galt nun für Schwäche oder für einen

Ueberbleibsel der Aristokratie. Aeußerungen des Volkes, gleich viel, ob sie aus diesem selbst oder aus Einflüsterungen hervorgegangen waren, achtete man wenig und hielt es für unmöglich, daß ein durch eine bedeutende Mehrheit des Großen Rathes gefaßter Beschluß nicht jeden Widerspruch niederschlagen sollte. Im Raths-Collegium selbst äußerte sich von Zeit zu Zeit eine herbere Stimmung. Man schonte abweichende Meinungen zu wenig und scheute die Mühe, durch Annäherung und gegenseitige Belehrung verschlungene Knoten zu lösen. Man machte sich wenig daraus, Leute, die Beweise von Anhänglichkeit, Geschäftstact und Fähigkeit gegeben hatten, aus geringfügigen Ursachen unzufrieden zu machen und von sich zu entfernen. Nicht in demjenigen Maße, wie in früheren Zeiten gewisse Verbindungen und einzelne Männer Parteigenossen begünstigt oder ihre amtlichen Befugnisse über die gesetzlichen Schranken ausgedehnt hatten, doch aber auf eine bemerkbare Weise, äußerten sich ähnliche Hinneigungen und Bestrebungen.

Bei den Regierungsvorstehern Hirzel und Heß gebrach es, ungeachtet ihrer aufrichtigen Vaterlandsliebe und manchen Verdiensten, an Einigem, das der consularischen Stellung nie fehlen sollte, das zwar bei Weitem nicht immer mit derselben verbunden ist, aber in bewegten Zeiten am wenigsten entbehrt werden kann, nämlich Selbständigkeit, Ruhe und das innere Gefühl, daß man bestimmt sei, fest das Steuer zu lenken, nicht das Staatsschiff schnell und nach allen Richtungen segeln zu lassen. Die Rastlosigkeit des Einen brachte, ungeachtet er immer Volksfreund und sein Wille rein war, viele Ideen und Entwürfe an die Tagesordnung, die oft als bloße Theorien und selbst als Belästigungen angesehen wurden. Er unterlag zuweilen Anwandlungen zu Intriguen, die zwar unschuldig oder doch unnachtheilig waren, die aber gleichwohl mißdeutet wurden und mißfielen; aber immer löschte er durch geschickte Geschäftsführung und Vaterlandssinn die unangenehmen Eindrücke wieder aus. An dem Andern vermißte man zuweilen ungerne das Gefühl von Unabhängigkeit, zu welcher er durch seine Verhältnisse berufen schien.

Die eigene Stellung und Rückblick auf die Amtsthätigkeit.

Ich selbst konnte mich nicht über Zurücksetzung, auch nicht über Mangel an Zutrauen beschweren. Manches gelangte zu meiner Kenntniß

das Andern unbekannt geblieben war. Ich genoß des Vertrauens der meisten Angestellten, der Unterbeamten, vieler Mitglieder des Großen Rathes und des Volkes überhaupt, aus dem Manche mich aus früheren Zeiten her kannten und mir versicherten, daß sie in mir nie sich getäuscht hätten. Der beschränkte Gebrauch, den ich von meinen Augen machen konnte, war im Geschäftsgange wenig bemerkbar. Er hemmte mich nur darin, daß ich das, was mir schriftlich eingereicht wurde, nicht sogleich lesen konnte, und daß mich das Vorlesen und Dictiren weit mehr Zeit kostete, als wenn ich selbst gelesen oder geschrieben hätte. Mein Gedächtniß half mir gut aus, und ich machte es mir zur Pflicht, alle Verhandlungsgegenstände von einiger Erheblichkeit genau durchzugehen, ehe ich sie einem Collegium vorlegte. Obschon ich dem Rathe zu verschiedenen Zeiten, einige Male ein paar Wochen lang, dem Finanzrathe oft während längerer Zeit vorsaß, obschon auch die unmittelbar unter mir stehenden Departements, insbesondere dasjenige des Straßen- und Wasserbaues, mir viel zu thun gaben, glaube ich nicht, jemals unvorbereitet in die Sitzungen gekommen zu sein, und ich darf ebenso glauben, nicht mehr Verstöße gemacht zu haben, als andere Präsidenten, die auf ihre Augen vertrauen konnten.

Seit der Mitte der Dreißigerjahre aber wurde ich, ungeachtet keine wesentlichen Unannehmlichkeiten mich berührten, von Zeit zu Zeit meiner öffentlichen Stellung überdrüssig. Ich fragte mich, warum ich mich den ganzen Tag hindurch, oft ohne einige Zeit für eigene Angelegenheiten und eigene Belehrung frei zu behalten, mit Detailsachen abmüden sollte, von deren Besorgung nur zu oft keine Anerkennung zu erwarten war. Immer wirkte auf mich am meisten der Gedanke, daß die vielen Beweise von Vertrauen, die mir zu Theil geworden, es mir zur Pflicht machten, auszuharren, so lange ich Kräfte besäße. Das Abtreten schien mir unter den schwieriger gewordenen Verhältnissen Muthlosigkeit oder Unmuth zu verrathen, und so geschah es, daß, als der Wahlkreis Höngg-Weiningen mich im Frühling 1838 so unerwartet in den Großen Rath wählte und ich die erste Kunde der vorgegangenen Wahl aus dem Munde des Statthalters Zwingli erhielt, ich mich entschloß, noch einen Versuch auf der Bahn des Staatsdienstes zu wagen. Doch gedachte ich, dies höchstens noch bis zum Ende des Jahres 1840 zu thun und mit dem Aufhören Zürich's

vorörtlicher Stellung auch meinen Staatsdienst zu beendigen, der, vom Eintritte an gerechnet, dann die Zeit eines halben Jahrhunderts würde überschritten haben. Der Gedanke, für das ganze Vaterland, vielleicht auch für einzelne Kantone während dieser Zeit etwas Gutes wirken zu können, ermuthigte mich bei diesen Betrachtungen. Man bedurfte bisweilen einer Erhebung. Aber wieder zu meiner alten Maxime zurückkehrend: „Es ist besser, daß man frage: Warum steht er nicht an dieser Stelle?“ —, als man frage: „Warum steht er da?“ — legte ich im Anfang des Jahres 1839 wenigstens mein Präsidium und den Beisitz im Straßen-Departement nieder, konnte jedoch bemerken, daß mehrere meiner Collegen und noch Andere nicht ungern mich länger an dieser Stelle gesehen hätten.

Ich werfe hier einen Blick auf mein Geschäftsleben zurück. Doch muß Niemand besorgen, Wiederholungen zu finden. Auf Sendungen und diplomatische Conferenzen, wovon ich sehr vieler wegen ihrer geringen Erheblichkeit oder kürzerer Dauer nicht gedacht habe, brachte ich, früher als Secretär, später als Conferenz-Mitglied oder als einziger Beauftragter, im Ganzen genommen beinahe fünfzehn Monate meines Lebens, auf richterlichen und administrativen Untersuchungen („Augenscheinen“, wie man bei uns spricht) ungefähr so viele Tage zu, als das Jahr enthält. Doch ist hierüber zu bemerken, daß man von diesen letzteren oft schon am Abend des Tages wieder zu Hause war. Das war zwar nur eine sehr beschränkte Thätigkeit in Vergleichung mit der diplomatischen Thätigkeit mehrerer unserer Geschäftsmänner. Der Bürgermeister Reinhard mochte fünf, der Staatsrath Hirzel sechs Jahre auf Sendungen zugebracht haben. Gleichwohl hatten die meinigen einen geringen Werth für mich, insbesondere die auf den Friedenscongreß zu Rastatt. Beide Arten von Sendungen gaben mir reiche Stoffe zu Beobachtungen und Erfahrungen.

Beobachtungen und Augenscheinaufnahmen im Kanton Zürich.

Die Aufträge der zweiten Art, die Augenscheine, machten verbunden mit vielen kleinen Ausflügen, die ich zu meiner Belehrung vornahm, mich mit meinem Kanton so bekannt, daß keine Gemeinde von mir unbesucht und keine bedeutende Gegend ungesehen blieb. Ich hebe hier nur Einzelnes heraus.

Daß es auch in einem Lande, das zu den bevölkertsten Europa's gehört, dennoch Gegenden giebt, deren Abgeschiedenheit an das Unglaubliche grenzt, sah ich bei einer Untersuchung der Grenze zwischen Zürich und St. Gallen, die ich 1822, begleitet von dem Oberamtmann Heinrich Escher in Grüningen, meinen beiden Söhnen und einem Manne, der als kundiger Wegweiser durch die Berge des Fischenthaler-Gebietes galt, machte. Stunden lang trafen wir oft keinen Menschen an, und zwei Male war der Führer in Verlegenheit, wo wir uns wirklich befänden. Auf Feuerschwand erkannten wir noch die Spuren der Brandstätte eines kleinen Häuschens, das eine Reihe von Jahren hindurch hier gestanden hatte, dessen Besitzer, als es während eines Nebels abbrannte, selbst dem nächsten Bergbewohner im Niederhaus die erste Kunde der Feuersbrunst brachte. Wir nahmen unser Mittagsmahl an einer freien Berghöhe, und als wir einige Minuten gesessen hatten, sahen wir aus beträchtlicher Entfernung Züge von Menschen sich uns nähern, dann etwa in der Entfernung von dreißig Schritten stehen bleiben und uns als eine ungewöhnliche Erscheinung betrachten, bis wir sie allmälig zu einem Gespräche bewegen konnten. Auf dem Schnebelhorn, dem höchsten Gipfel des Kantons, der ohne eine ebene Stelle einen abgerundeten Kegel darstellt, hatte uns die weite, aber durch viele Bergzüge unterbrochene Aussicht eine Zeit lang beschäftigt, so daß wir erst am Abend auf der ganz mit Wald bedeckten Berghöhe ankamen, wohin mehrere Karten einen St. Gallen-Brunn-Berg setzten, indessen kein solcher, sondern nur eine Quelle tiefer unten vorhanden ist, die von dem Volke St. Gallen-Brünneli genannt wird. Hier ging der Weg ganz aus. Wir vertheilten uns, um Spuren eines Pfades zu suchen, und als eine solche entdeckt wurde, begannen wir uns nach Jägerweise zuzurufen. Kaum waren einige unserer Töne erschallt, als aus der Tiefe, durch den Waldabhang hinauf sich die Worte vernehmen ließen: „Mü mer e bringe?" („Müssen wir ihn bringen?") Wir riefen dem Manne zu, der aus dem Fischenthal gebürtig und in der Sennhütte, die dem Kloster Fischingen zugehörte, als Gehülfe angestellt war. Er kam und wiederholte deutlicher seine Frage, ob man nämlich das abgebrochene Stück eines Grenzsteines bringen solle, das in der Sennhütte liege. Wir fragten ihn, wie er uns habe erkennen können, da doch zwei und drei Vierteljahre verflossen seien, seit an dieser Stelle eine Untersuchung war vorgenommen

worden. Lächelnd antwortete er: „Ich mußte gleich denken, Ihr seiet es; denn hier hinauf kommt kein fremder Mensch, als wenn etwa einer nach Muslig (Mosnang) hin will und sich verirrt. Allein diese kommen doch nicht hierher, sondern bleiben mehr seitwärts."

Einer andern Grenzangelegenheit gedenke ich, um zu zeigen, wie durch eine Vernachläßigung langwierige und schwierige diplomatische Verwicklungen entstehen können. Durch die Staatsumwälzung von 1798 und durch die Mediation von 1803 waren auf verschiedenen Punkten mehrere Dörfer, die unter der Hoheit der Grafschaft Baden gestanden, dem Kanton Zürich zugetheilt und umgekehrt Dörfer, über welche Zürich's Landeshoheit sich erstreckt hatte, mit dem neuen Kanton Aargau verbunden worden. Diese Veränderungen und einige Unbestimmtheiten, die aus alten Zeiten übrig geblieben waren, erforderten eine Berichtigung der ganzen Landesgrenze. Abgeordnete von beiden Kantonen traten 1808 in Baden zusammen und untersuchten die Grenzlinie von Hüttikon bis gegen Hohlenstraß (in der Gemeinde Berg-Dietikon), über welche eine genaue Berichtigung vorgenommen wurde. Die ausgedehnte und mit weit größern Schwierigkeiten verbundene Grenzstrecke von Hüttikon über den Lägernberg bis an den Rhein und das Zickzack von der Räppisch bis an die Reuß wurde Ingenieuren zugewiesen, denen man alte Grenzverzeichnisse und Karten zustellte, ohne sie auf die wichtigen vorgegangenen Veränderungen aufmerksam zu machen. Sie erfüllten ihren Auftrag, wie es die unvollkommenen Hülfsmittel gestatteten, an die sie sich genau hielten, und so kam ein Grenzvertrag zu Stande, der sich auf einen Grenzriß gründete, und beide wurden als verbindliche Regel über das ganze Grenzverhältniß von beiden Kantonen bekräftigt. Sobald ich mich mit diesem Vertrage bekannt zu machen im Falle war, entdeckte ich, daß der Hof Wurzeln bei Nieder-Weningen, der sich schon 1798 an den Kanton Zürich angeschlossen hatte, nach der Anleitung der älteren Risse und Verzeichnisse dem Kanton Aargau zugetheilt sei, und daß noch andere bedeutende Verstöße stattfinden. Ich machte sogleich den Bürgermeistern Anzeige von meiner Entdeckung. Man war in Verlegenheit und konnte die ausgesprochene Ratification nicht mehr ungeschehen machen, und es blieb für einmal nichts Anderes übrig, als zu erwarten, ob Aargau der Zutheilung des Hofes Murzeln Folge geben und ob es die nöthig gewordene Aufstellung mancher Grenzsteine fordern werde. Hatte Zürich

einen Fehler begangen, so machte Aargau noch einen größeren. Mehrere Jahre lang ließ es die Sache unberührt, und als wegen des Fischfanges in einem Bächlein unter Wurzeln Mißverständnisse entstanden, blieb die Hauptfrage dennoch unausgetragen. Zürich konnte dabei nur gewinnen; denn es setzte die Ausübung aller landesherrlichen Rechte über Wurzeln ungestört fort.

Im Juli 1830 kam endlich eine Conferenz zu Stande. Die ganze Landesgrenze wurde untersucht. Die zwei von Aargau beauftragten Regierungsräthe bewiesen Einsicht und Geschäftserfahrung. Von Zürich war neben mir der Weltumsegler Horner abgeordnet, den ich mir zum Begleiter erbeten hatte. Schon war im nächsten Winter ein Vertrag eingeleitet, als der berüchtigte Fischer-Zug die aargauische Regierung verdrängte und das Geschäft auf's Neue liegen blieb. Es wachte 1836 wieder auf, und weil außer mir ganz andere Geschäftsmänner auftraten, mußte die ganze Untersuchung wieder von vorne begonnen werden. Mittlerweile war es möglich geworden, auffallende Irrthümer und einen dem Kanton Aargau nachtheiligen Verstoß in dem Vertrage auszumitteln; allein ein neuer Wechsel der Personen und die neueren politischen Veränderungen hatten die Wirkung, daß das Geschäft auch jetzt noch unerledigt ist.

Nur noch einer meiner kleineren Geschäftsreisen gedenke ich hier. Zu wiederholten Malen mußte ich die vormalige große zürcherische Domäne Weinfelden im Thurgau, die bis auf die Staatsumwälzung einem großen deutschen Rittergute glich, meistens in Rebmann's Gesellschaft, besuchen. Immer denke ich mit einer Art von Rührung an den schönen Ort, insbesondere an die weitläufigen Grundstücke, die ansehnlichen Waldungen, die uns angehörten, den weiten Ausblick aus einer derselben nach dem Bodensee, an das alte, auf einem hohen Vorhügel des Ottenberges stehende Schloß, über welches ein alter Thurm sich erhebt, und an die herrliche Aussicht, die sich von da über den oberen Thurgau und bis an den Säntis ausbreitet.

Achter Abschnitt.

Das Jahr 1839.

Allgemeine politische und gesellschaftliche Verhältnisse im Kanton Zürich beim Beginn des Jahres 1839.

Im Kanton Zürich stand gegen das Ende des Jahres 1838 das politische Barometer nicht tiefer, als in den meisten andern Schweizer-Kantonen und europäischen Staaten. Man war mit einem Theile der Gesetzgebung, der Verwaltung und Rechtspflege, im Ganzen genommen, nicht befriedigt. Warme Anhänglichkeit an das Bestehende war nicht vorhanden; doch sann man nicht auf dessen Umsturz. Durch Gesetze war manches Eigenthum verletzt, manche Angewöhnung zerstört und mancher Bürger unfähig geworden, sich in Dingen zurecht zu finden, wo er bisher sich selbst hatte aushelfen können. Die Bahn des Rechtes, wenn schon geregelt und weit wissenschaftlicher geworden, schien dem Privatmann unzugänglicher, verwickelter, und er glaubte sich den Advocaten mehr hingegeben. Die Vermehrung der Wirthschaften und die milder gewordene polizeiliche Aufsicht gaben der Ungebundenheit und den Klagen eines ernster gesinnten Publicums gleichen Spielraum. Die von einer gewissen Seite aufgestellte Forderung, die Regierung müsse immer mit unerschütterlicher Festigkeit handeln, eine Maxime, die in der Theorie eben so schön, als in der Ausübung schwierig ist, nach welcher man nie sich biegen und noch weniger einen Rückschritt machen sollte, ging so weit, daß man fragen mußte: „Werden wir immer Abtheilungen des Volkes finden, durch die wir andere

erschrecken können?" Das sogeheißene väterliche Regierungs=System war ein Gegenstand des Spottes geworden; aber man schien zu übersehen, daß, so verwerflich dasselbe ist, wenn es nur darauf ausgeht, das Volk in der Kindheit zu erhalten, es gleichwohl in keinem Staate gut gehen kann, wenn Der= oder Diejenigen, die an der Spitze des Staates stehen, nicht mit Liebe gegen das Volk erfüllt sind. Nicht nur schien diese Liebe gegen das Volk hin und wieder nicht vorhanden zu sein, sondern man glaubte bisweilen eine Geringschätzung des Volkes wahr zu nehmen. Ein paar Male, als im Großen Rathe Anlaß dazu vorhanden war, sprach ich mich aus, daß, wenn von einem väterlichen Regierungs=Systeme nicht mehr die Rede sein könne, ein brüderliches desto nothwendiger werde. Ein gebieterischer und schneidender Ton, der bisweilen im Großen Rathe vernommen wurde, konnte Oppositionen verstummen machen; aber er ließ bittere und unheilbare Eindrücke zurück. Blößen, die hochgestellte Personen, entweder aus Unachtsamkeit, oder aus Geringschätzung der öffentlichen Meinung, gegeben hatten, wurden von Vielen dem ganzen neuen Systeme zum Vorwurfe gemacht. So kam es, daß statt jener wenigstens anscheinenden Verbrüderung aus den Jahren 1830 und 1831 eine große Zerrissenheit vorhanden war. Die Regierung genoß als solche keiner wahren Achtung, und wenn etwas davon gegen einzelne Glieder geäußert wurde, so geschah dies in persönlicher Weise. Es konnte auch schon wegen der beständigen Ausfälle der meisten öffentlichen Blätter nicht anders sein. Dem größten Theile des Volkes mißfiel die Verfassung nicht; aber es war gleichgültig gegen sie. Sehr schnell vergißt das Volk erhaltene Erleichterungen, sobald der Staat oder die Regierung irgend etwas Neues von ihm fordern.

Seit dem Jahre 1831 hatte die weniger begüterte Volksclasse und das Land überhaupt manche Erleichterungen erhalten, die nicht übersehen werden dürfen. Hieher gehören die Aufhebung der Landjäger=Steuer und der Einquartierung der Landjäger, die Herabsetzung des Salzpreises; ferner die Aufhebung der sogeheißenen kleinen Zölle in den Städten, die Freigebung des Getreidehandels, die den Güterbesitzer von der kostspieligen Verpflichtung entband, seine oft unbeträchtliche Ernte in der Ungewißheit über den Erfolg auf den Markt nach Zürich oder Winterthur zu bringen, und ihm nun erlaubt, den Kornhändler in seinen vier Wänden zu erwarten. Hierher gehören auch die

Erleichterungen im Straßenbau und im Gebrauche des Stempelpapieres, die Verminderung vieler Taxen und Sporteln. Wichtig waren die Herabsetzungen der Zehnten und Grundzinse.*) Die Vermögenssteuern waren nur den Begüterten empfindlich; aber dem Volke war die jährliche Wiederkehr derselben neu.

Zu der Mißstimmung trug am Zürichsee und noch in anderen Gegenden des Kantons das Benehmen einzelner Beamten und noch mehr dasjenige vieler Höherstehender oder sich höher Fühlender bei. Man trat nicht selten gebieterisch gegen seine Mitbürger auf. Von Zeit zu Zeit vernahm ich Beschwerden über einzelne Beamte und über den Ton, den sie gegen Diejenigen annehmen, die sich an sie zu wenden genöthigt waren. Männer aus ganz verschiedenen Gegenden, die sich nicht kannten und zwischen denen keine Verabredung hatte stattfinden können, sagten zu verschiedenen Zeiten beinahe übereinstimmend zu mir: „Wir haben jetzt die Junker oder die Herren bei uns." — Sehr bezeichnend sprach schon in dieser Hinsicht bei der Berathung über die Einführung der Secundarschulen ein bekanntes Mitglied des Großen Rathes vom linken Seeufer, indem es mit Wärme die Sache vertheidigte und zeigte, daß der sogeheißenen Mittelclasse und den Angesehenen der Landschaft sehr viel an solchen Anstalten gelegen sein müsse, die Worte aus: „Die Classe, welche auf solche Anstalten dringt, verdient Rücksicht; denn sie ist der eigentliche Souverain." Ich verwunderte mich damals, daß diese Worte nicht aufgefaßt, von irgend einem

*) Die durch das Gesetz bestimmten Loskaufspreise stehen beträchtlich unter dem, was sonst im verflossenen Jahrhundert bei Loskäufen oder bei dem Kaufe solcher Gefälle war bezahlt worden. In den Siebenziger und Achtzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts wurde in Zürich ein Mütt Grundzins bei Erbtheilungen oder Verkäufen zu 140 Gulden berechnet, und es sind viele Beispiele vorhanden, daß er um 160 Gulden und noch höher verkauft und losgekauft wurde. Ein solcher Fall gelangte in den Neunzigerjahren an das Stadtgericht. Der Stallherr Gottfried Meiß hatte zwei Grundzinse nach dem Preise von 160 Gulden für den Mütt angekauft, und die Zinspflichtigen des einen bedienten sich des Zugs- oder Retract-Rechtes, um ihrer Verpflichtung los zu werden, und zogen auch den andern Kauf an sich. — Kaum ist ein Privatmann im Kanton, der mehr Grundzinse besitzt, als ich selbst, und diese sind das Einzige, was mir von meinen Herrschaften übrig geblieben ist. Allein ich überzeugte mich, daß nach den langen Kämpfen, die über diese Materie waren geführt worden, ein Entgegenkommen nöthig sei, und stimmte zur Herabsetzung.

Blatte herausgehoben und zerzaust wurden. Sie waren nicht unwahr, aber nicht gut gewählt. Unter allen Verhältnissen wird immer Aristokratie oder ein Uebergewicht Angesehener vorhanden sein, die, auch wenn sie keinen Höheren anerkennen wollen, doch auf Andere herabblicken. Auch in Republiken finden solche Vorzüge statt. Sie können geduldet, aber sie dürfen nicht gefordert werden, am wenigsten mit Anmaßung.

Bedeutungsvoll waren die Worte, mit denen der Statthalter Gujer am 20. December 1838 als Vorsitzer des Großen Rathes denselben entließ: „Der Eine“ — sprach er — „trägt sich mit Verwirklichung großartiger edler Pläne, während Andere tausend näher liegende Bedürfnisse zu befriedigen suchen, ohne sich tiefer mit der Frage zu befassen, welches der Erfolg der Gewährung derselben für das Ganze wäre. Auch unsere Revolution hat diese Erscheinungen dargeboten. Eine große Zahl von Wünschen und Hoffnungen hat nicht befriedigt werden können, weil sie nicht gut waren. Viele glaubten sich dadurch zurückgesetzt und getäuscht. Ein gewisser Mißmuth und Unzufriedenheit blieben als Folge davon zurück. Die Stimmung dauert fort. Auch den neuen Großen Rath trifft der Vorwurf, daß er den Wünschen und dem Interesse des Volkes zu wenig Rechnung trage.“ — Doch ungeachtet dieser ungünstigen Verhältnisse hätte das Bestehende nicht nur ungestört fortdauern können; sondern es ist wahrscheinlich, daß ein sehr bedeutender Theil Derjenigen, die im Jahr 1838 in den Großen Rath und die höheren Behörden waren gewählt worden, auch bei der 1842 bevorstehenden Wahl wieder an ihre Stellen würden getreten sein, schon darum, weil man an manchen Orten keine Tauglicheren oder des öffentlichen Zutrauens Werthere würde gefunden haben. — Ein besonderes Ereigniß und die Verblendung eines Theiles der talentvollsten Männer, die bisher den größten Einfluß ausgeübt hatten, mußten dazu dienen, um den Mißvergnügten die Mittel zu verschaffen, das bisherige System und seine Anhänger zu stürzen.

Die Geistlichkeit. Das Lehrer-Seminar unter Scherr's Leitung.

Von der Stellung der Stadt Zürich zu der neuen Ordnung der Dinge ist schon hinlänglich gesprochen worden; allein es muß auch die der Geistlichkeit zu derselben geschildert werden, ehe zu den unmittelbaren Veranlassungen des Umschwunges und zu diesem selbst vorgeschritten

wird. Weit dem größeren Theile nach aus Bürgern Zürich's bestehend, erblickte die Geistlichkeit in der neuen Ordnung der Dinge eine Störung mancher bisher genossener und von Vielen jetzt noch als ein Recht angesehener Vorzüge. Das Neue, das den noch übrig gebliebenen Nimbus, der die weltlichen Beamten umgab, zerstörte, hatte auch den der Geistlichkeit nicht unangetastet gelassen und ihn auf diejenige Würde beschränkt, mit welcher Pflichttreue und moralischer Werth den Beamten immer umgiebt. Ihre Macht und ihr Einfluß waren in mehreren Beziehungen vermindert worden, und wenn das Gesetz mit Recht den Schullehrer höher stellte als früher, so sah gleichwohl mancher Pfarrer bald mit mehr, bald mit weniger Grund durch die Ansprüche des jungen Mannes sich verletzt, der die Herrschaft über die intellectuelle Sphäre mit ihm theilen wollte. So geschah es, daß viele Pfarrer sich nicht freundlich gegen das Neue äußerten und daß ihre Sprache immer härter wurde.

Verdenken konnte man es der Geistlichkeit nicht, daß sie Mehreres mißbilligte, das eine Folge der vermehrten bürgerlichen Freiheit und der neuern Gesetzgebung war. Hierher gehörte die schon oben berührte Vermehrung der Wirthschaften und die aus den neuen Polizeigesetzen hervorgegangene größere Ungebundenheit in denselben. Sie konnte auch dadurch verletzt sein, daß durch öffentliche Blätter nicht nur ihr tadelnswerthes Benehmen, sondern die Geistlichkeit überhaupt angegriffen und außerdem noch Manches verletzt wurde, was dem besseren Menschen ehrwürdig ist. Noch kamen andere Dinge hinzu, welche die Mißstimmung der Geistlichkeit vermehrten und durch ihre Folgen Gemüther, die bereits erbittert waren, noch mehr von einander entfernten. Der durch das neue Finanzsystem nöthig gewordene Verkauf der zu den Pfründen gehörenden Grundstücke und Scheunen machte bittere Eindrücke, und man achtete nicht darauf, daß nicht nur den Einkünften der Geistlichen gewissenhafte Rechnung getragen, sondern daß für das Kirchenwesen neue Summen angewiesen worden waren. Nun hörte man von vielen Kanzeln neben begründetem Tadel andauernde, von andern öftere Sticheleien gegen die neue Ordnung und die ihr angehörenden Personen, wobei ganz vergessen wurde, daß auch früher einflußreiche Beamte die nachtheiligsten Beispiele gegeben hatten, ohne daß sie deßwegen öffentlich zur Schau gestellt wurden. Noch unbilliger war es, daß man Persönliches oft der Regierung und ihrem Systeme aufbürdete. Die Ergießungen

vieler Landprediger lieferten Beweise einer tief innewohnenden Ueberzeugung, weil die Redenden mehrere Jahre hindurch nicht populär waren, also vielfach persönlichen Muthes zu ihren Darlegungen bedurften. In Zürich hingegen dienten dieselben zur Beförderung des Ansehens der Geistlichkeit. — Zwischen der Geistlichkeit und vielen Staatsbeamten, insbesondere denjenigen, die sich durch die Kanzelvorträge verletzt fanden, vermehrte sich die Bitterkeit, die durch häufige, in öffentlichen Blättern erscheinende Artikel aus der Feder der Gekränkten und durch die Erwiderungen anderer Zeitungen noch höher gesteigert wurde. Diese Aufreizung hatte die bedauerliche Folge, daß viele der Gereizten nicht bedachten, daß unter den Geistlichen eine nicht unbedeutende Zahl von Männern sich befand, die auch fortan ohne Leidenschaft, ungeachtet des Bewußtseins, daß sie durch solche Mäßigung von vielen Amtsbrüdern und von anderen Personen übel angesehen würden, wahre Religiosität und den Geist der Versöhnung mit Achtung des Gesetzes und der Verfassung und mit reiner Vaterlandsliebe verbanden und das, was ihnen an Sachen oder Personen mißfiel, nicht an dem Ganzen entgelten ließen.

Schon seit mehreren Jahren hatte das Schullehrer-Seminar in Küßnach, oder vielmehr dessen Director Ignaz Thomas Scherr, die Unzufriedenheit geistlicher und weltlicher Personen erregt. Dieser sehr fähige, viel leistende Mann hatte durch Hinneigung zum Rationalismus, noch mehr aber durch seinen Hang zur Satire, die selten verziehen wird, manche Gelehrte und Ungelehrte verletzt. Aus dem Seminar waren viele tüchtige, unterrichtete Schullehrer hervorgegangen; aber manche derselben gaben durch Selbstgefühl und Anmaßungen ihren Pfarrern und Gemeinden selbst Anstoß und geriethen mit ihnen in Zerwürfnisse. Leidenschaftlich angegriffen, wurde Scherr von seinen Gönnern nnd Freunden mit eben so viel Heftigkeit vertheidigt. Der Große Rath und noch mehr die Synode kamen dadurch in große Bewegung. Scherr und das Seminar wurden Steine des Anstoßes. Die Wohlthaten, welche die Verbesserungen im Erziehungswesen dem Volke bringen sollten, wurden zu wenig und bisweilen gar nicht gefühlt, theilweise auch hier, weil diese Verbesserungen mit Raschheit betrieben und bisweilen übertrieben wurden, dann weil manche Angewöhnung gestört, ferner durch die Einführung vieler neuer Lehrmittel und durch die Forderung, daß eine große Anzahl von Schulhäusern neu erbaut werden sollte, das Vermögen der Bürger, ungeachtet der großen Beiträge, welche der Staat machte, stark angesprochen wurde.

Die Wahl von Dr. Strauß an eine theologische Professur der Hochschule.

Bereits im Jahr 1836 hatten einige Glieder des Erziehungsrathes gewünscht, den Dr. David Friedrich Strauß, nachdem er von seiner öffentlichen Lehrstelle an der Universität Tübingen war entlassen worden, an eine theologische Lehrstelle der zürcherischen Hochschule zu berufen. Dieser Gedanke fiel schon im Erziehungsrathe durch; allein er erneuerte sich im Winter von 1838 auf 1839 und zog bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Die Lehrstellen der Dogmatik und der Kirchengeschichte waren erledigt. Mehrere Freunde des Professor Strauß handelten aus tiefer Ueberzeugung. Sie hofften, seine Vorträge werden zur Hebung eines bei Manchen wurzelnden rohen Unglaubens und einer bei vielen Andern herrschenden Gleichgültigkeit für das Religiöse wohlthätig wirken, und erwarteten, durch ihn werden die studirenden jungen Theologen zugleich auch mit liberalen Gesinnungen und dem gegenwärtigen politischen Systeme versöhnt werden. Bei Einzelnen mochte der Gedanke eintreten, daß man durch die Berufung des gefürchteten Mannes dem unversöhnlichen Theile der Geistlichkeit einen Schlag versetzen könne, und man vernahm, daß vielleicht einige Männer noch zugleich sich einen Spaß daraus haben machen wollen, einen von längerer Zeit her ihnen mißfälligen Staatsbeamten durch diese Verhandlungen seine Popularität verlieren zu sehen. Bald verursachte die Kunde von der beabsichtigten Berufung eine große Bewegung, zuerst unter den Gebildeten, dann in dem ganzen Volke des Kantons, und endlich noch weit außer demselben. Der Bürgermeister Hirzel, Präsident des Erziehungsrathes, der dem ersten Versuche einer Berufung des Professor Strauß sich widersetzte, hatte denselben seither auf einer Reise durch Württemberg besucht, lieb gewonnen und war von großer Achtung für dessen Eigenschaften und Lehren durchdrungen. Bei Hirzel waltete tiefe Ueberzeugung. Er hatte eine religiöse Bildung erhalten und war bisweilen in einer etwas schwärmerischen Stimmung, wie dies z. B. aus demjenigen sich ergiebt, was er für die Griechen geschrieben hat. Eine neue Reformation lag vor seinen Blicken ausgebreitet, und er sah sich selbst in der Aufgabe eines der Reformatoren auftreten.

Ich fühlte sogleich, daß diese Berufung eine sehr gewagte Unternehmung sei. Lehre und Schriften von Strauß gefielen mir schon dadurch

nicht, daß er beunruhigende Philosopheme einmischte und Tausende in freundlichen und beruhigenden Ueberzeugungen störte; aber ich sah bald, daß nicht nur Leute, die das Kirchliche wenig achten, sondern auch eine große Zahl rechtlicher, sittlicher Männer ihm zugethan seien. Viele dieser Beförderer der Berufung von Strauß sagten ganz ernsthaft: — Die Religion ist bei vielen Tausenden unseres Volkes lau geworden und besteht in bloßen Worten; diese denken wenig dabei und erlauben sich, was ihnen gut dünkt; ein großer Theil der Geistlichkeit erfüllt seinen Beruf nur so viel, als er es thun muß; diese Geistlichen legen keine Lebendigkeit in ihre Lehren und handeln selbst nicht nach denselben; Andere sind schroff, intolerant und zur Verdammung alles dessen geneigt, was nicht ganz ihren Ansichten entspricht; die Lehre von Strauß würde uns thätige, amtstreue und solche Geistliche bilden, die, von ihren Lehren überzeugt und von der Wichtigkeit ihres Berufes durchdrungen, gewissenhaft auf Andere zu wirken fähig wären; dadurch würde die christliche Moral, die gegenwärtig von Vielen als Nebensache betrachtet oder ganz übersehen wird, eine neue Kraft erhalten; an die Stelle der Zweifel, die bald auch das Höhere zu verschlingen drohen, würde ein gereinigtes, faßliches und daher desto festeres, beruhigendes Glaubens-System treten, das den Geist in Prüfungen und widrigen Schicksalen aufrecht hält und im Tode mit froher Zuversicht erfüllt. — So äußerten sich zu meiner Verwunderung Männer von der Landschaft, von denen ich vorher nie geglaubt hatte, daß sie so tief in dieses Fach eingehen würden. Ich achtete ihre Ueberzeugung; aber ich konnte mich nicht enthalten, ihnen, sowie auch dem Bürgermeister Hirzel, mehreren Gelehrten und noch andern Männern zu sagen, ich halte diese Anregung für unzeitig und gefährlich; ich könne nicht erwarten, daß das Gehoffte bei Vielen in Erfüllung gehen werde; ich befürchte, die Berufung von Strauß würde Spaltungen und Erbitterungen unter Geistlichen und Weltlichen verursachen und vielleicht viele Menschen dem Separatismus zuwenden und vielleicht andere zur Beute des immer mehr seine Thätigkeit ausdehnenden Jesuitismus machen. — Sehr viel wurde hierüber gesprochen. Bald ruhiger, bald lebendiger äußerten Hirzel und ich uns gegen einander, und zum dritten oder vierten Male begleitete er mich, um mich zu belehren, vom Rathhause bis zu meiner Wohnung. Ungefähr so ging es mir noch mit anderen Männern, und ich sah von Woche zu Woche neue Mitglieder der oberen Behörden

die Ueberzeugungen des Bürgermeisters Hirzel und seiner Gleichgesinnten theilen.

Der Erziehungsrath wählte am 26. Januar 1839, entgegen dem beinahe einmüthigen Befinden der theologischen Facultät, bei gleich getheilten Stimmen, durch die Entscheidung seines Präsidenten Hirzel Dr. Strauß an die erledigte Stelle. Von dem Kirchenrathe, dem Capitel Winterthur und noch von anderen Seiten kamen Gegenvorstellungen bei dem Regierungsrathe ein, dessen Bestätigung oder Verwerfung noch zu erwarten war. — Die Angelegenheit war zur vollendeten Partei- und Ehrensache geworden. Man sagte, man solle doch nicht das Ansehen des Erziehungsrathes durch Verwerfung der Wahl stürzen und ihn dem Spotte der Gegner preisgeben. Ich wußte sehr wohl, daß der Chorherr Johannes Schultheß während einer langen Zeit im Wesentlichen gelehrt hatte, was in der Lehre von Strauß lag, ebenso vor ihm der Chorherr J. J. Hottinger und andere noch lebende Männer, und es lag mir noch in voller Erinnerung, wie der Landammann Reinhard, der der Geistlichkeit zugethan und niemals des Rationalismus war bezichtiget worden, dennoch als großer Gönner von Schultheß Einwürfe des Rathsherren Diethelm Lavater gegen die Wahl von Schultheß in der Rathssitzung selbst und einige andere Einwendungen in Privatgesprächen zurückgewiesen hatte; dennoch verbarg ich es mir nicht, daß die Zeitverhältnisse, die bereits sehr merkliche Aufregung, den gegenwärtigen Fall schwieriger machten.

Zufälliger Weise fiel die Sitzung des Großen Rathes in die Zwischenzeit zwischen der Wahl des Erziehungsrathes und dem Tage, wo der Regierungsrath die Wahl bestätigen oder verwerfen sollte. Die Gegner der Berufung von Strauß hofften, im Großen Rathe durch eine Motion, vermittelst welcher dem Kirchenrath in Zukunft eine Mitwirkung bei Besetzung theologischer Professuren entweder durch ein Gutachten oder durch Theilnahme an der Wahl eingeräumt werden sollte, eine Entscheidung und Meinungsäußerungen hervorzubringen, welche den Regierungsrath von der Unzuläßigkeit der Berufung belehren sollten. Um der Motion desto mehr Gewicht zu geben, übernahm der Antistes Füßli am 31. Januar die Eröffnung derselben. Während einer beinahe zehn Stunden dauernden Discussion, die größtentheils dem Strauß'schen Systeme und nur vorübergehend der Motion gewidmet war und in welcher vorzüglich der Bürgermeister Hirzel das

System und die Wahl vertheidigte, wurde die Motion mit 98 gegen 49 Stimmen verworfen. — Viele, die vorher unschlüssig gewesen waren, betrachteten die Entscheidung des Großen Rathes auch als eine Anerkennung der Wahl und als einen Wink für den Regierungsrath.

Als ich am 2. Februar in die Rathssitzung kam, fand ich sogleich zwei Glieder, denen ich meine fortdauernden Bedenklichkeiten eröffnete und die noch vor wenigen Tagen dieselben getheilt hatten, für Strauß gestimmt. Als die Wahl vorgehen sollte, nahmen viele Mitglieder das Wort, um sich laut über dieselbe auszusprechen, ehe das Scrutinium begann. Jetzt erklärten sich auch Bürgermeister Heß, Regierungsrath Kaspar Hirzel und mehrere Andere ganz entschieden für Strauß. Sie entwickelten ihre Gründe und stützten sich auf den gestrigen Beschluß des Großen Rathes. Nur die beiden Kirchenräthe Hüni und Sulzer, welche den Einwendungen des Kirchenrathes schon früher beigestimmt hatten, sprachen sich verneinend aus, doch mehr aus äußeren, als aus inneren Gründen. Nun nahm auch ich das Wort, sprach mich aus, daß ich zwar nicht glaube, daß ein einziger Mann in einer Sache, worüber so viele Andere sich ausgesprochen hätten, große Veränderungen hervorbringen werde, daß ich mir aber nicht verberge, daß Aergerniß, Bitterkeiten und Entzweiungen die Folge einer Wahl von Strauß sein würden. Am Ende erklärte ich mich, ich werde bei der klaren Voraussicht, daß Strauß mit großer Mehrheit gewählt werde, daß aber auch viel Unangenehmes aus der Wahl entstehen werde, mich von der Mehrheit nicht trennen, sondern das Unangenehme mit ihr theilen. Ich sprach zugleich aus, daß durch diese Wahl das so sehr gefährdet geglaubte Ansehen des Erziehungsrathes gerettet und auch der Ehre von Strauß Rechnung getragen sei, daß ich aber die Männer, welche mit ihm in naher Verbindung stehen, dringend auffordere, Strauß selbst von der Lage der Sache zu belehren, ihm zu sagen, wie viele Gegner er unter Geistlichen und Laien, Gelehrten und Ungelehrten finden werde, und ihn aufmerksam zu machen, daß er selbst nichts Besseres thun könne, als sich zu erklären, er nehme eine Stelle nicht an, deren Bekleidung mit so vielen widrigen Verhältnissen verbunden sei.*) Ich schrieb nun im Scrutinium: „Strauß", lud dadurch

*) Anm. des Herausgebers. Dieser Passus zeigt, daß Hausrath in seinem Buche: „David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit", Erster

den Unwillen der mächtigen Opposition auf mich, sicherte mir aber dadurch die Befugniß, über Alles, was künftig in dieser Sache verhandelt würde, ein desto freieres und wirksameres Wort auszusprechen, ohne als gekränkter und grollender Opponent angesehen zu werden. Das Scrutinium gab drei „Nein", und bald erfuhr man, das dritte sei das Votum Hegetschweiler's gewesen, der sich nicht ausgesprochen hatte.

Die Folgen der Wahl: die Bildung des Central-Comité's.

Groß war die Wirkung dieser Wahl. In Richterswil traten zuerst achtzig Männer aus mehreren Gemeinden, am 12. Februar zweihundert aus 29 Gemeinden zusammen, und J. J. Hürlimann-Landis, ein angesehener Kaufmann aus Richtenswil, ermuthigt durch Verbindungen mit thätigen Männern aus Zürich, die mit der neuen Ordnung der Dinge überhaupt unzufrieden und über die Berufung von Strauß insbesondere mißvergnügt waren, trat an ihre Spitze. Diese Vereinigung benutzte mit Geschicklichkeit die vor sieben Jahren von ihrer Gegenpartei eröffnete, damals von den Aristokraten mißbilligte Bahn der Vereine. Man war vorsichtig in seinem Verfahren und beschloß vorerst, die Einberufung von Dr. Strauß sei auf verfassungsmäßigem gesetzlichem Wege zu hindern, sowohl durch Constituirung von Kirch-, Bezirks- und Centralvereinen, deren Zusammenwirken genau vorgezeichnet war, als durch das Mittel des Petitionsrechtes. Das Central-Comité hatte die Aufgabe, die Mittel und Wege zu berathen, wie durch das Petitionsrecht die Aufrechterhaltung des christlichen Glaubens in Kirche und Schule nach dem bestehenden evangelisch-reformirten Lehrbegriff zu sichern sei. Der Präsident des Central-Comité's war beauftragt, den Volkswillen zur Kenntniß der oberen Behörde zu bringen. Dieser Beschluß wurde allen Kirchgemeinden des Kantons durch ein Sendschreiben mitgetheilt. Das Ganze war eine in die gelockerte Staatsform eingepaßte Auflehnung und die Voranstellung Hürlimann's, als eines angesehenen Mannes vom Lande,

---

Theil, Beilagen: S. 28—30, fehlgriff, wenn er den Brief von L. Meyer von Knonau an Professor Hitzig vom 25. Februar, dessen Mittheilung im Uebrigen eine sehr verdankenswerthe Bestätigung enthält, in der Rubrik: „Hinter den Coulissen" einreihte.

klug berechnet. Bekannt sind die vielfachen Einwirkungen auf das Volk und dessen Stimmung. Beinahe alle Unzufriedenen folgten der Bewegung und benutzten sie, um die Regierung und den Großen Rath zu depopularisiren.

Auf's Neue suchte ich mündlich und schriftlich auf Männer, die mit Strauß in Verbindung standen, zu wirken, daß sie ihn belehren sollten, wie unangenehm seine Stellung bei uns sein müßte, und daß es ihm in dem Urtheile jedes Rechtlichen Ehre bringen werde, wenn er selbst erkläre, er gedenke nicht öffentlich in einem Lande aufzutreten, wo seine Amtsverrichtungen Uneinigkeit und Störung veranlassen könnten. Meine Bemühungen waren fruchtlos; denn man glaubte des Erfolges sicher zu sein. Gerade mein Votum gab mir das Recht, desto offener zu handeln und, so oft von stärkeren Maßregeln geredet wurde, in ermäßigendem Sinne zu sprechen. Die Thätigkeit, mit welcher die Opposition der Ausführung des Beschlusses für die Berufung von Strauß entgegen wirkte, die zahlreichen Zustimmungen, die sie erhielt, und die große Aufregung, die durch das ganze Land entstand, überzeugten in kurzer Zeit Manchen, der sich für die Berufung ausgesprochen hatte, daß man sich in eine mißliche Lage verwickelt habe.

Schon am 28. Februar konnte das Central-Comité in Zürich zusammentreten, und der Verfasser der Schrift: „Des Zürchervolkes Kampf und Sieg“ (Zürich 1839) sagt Seite 16: „Schon damals hätten Zürich's Bürger und Einwohner dem Comité Schutz genug zu geben Kraft und Willen gehabt.“ Das Comité stellte das Begehren an die Regierung: — erstens, daß die Berufung des Dr. Strauß zurückgenommen und derselbe niemals an irgend einer Lehranstalt des Kantons Zürich angestellt werde; zweitens, daß dagegen ein wissenschaftlich ausgezeichneter Professor der Dogmatik von entschiedenen evangelisch-christlichen Gesinnungen berufen werde. Dieses Begehren ließ dasselbe am 1. März durch drei Ausgeschossene dem Amtsbürgermeister Heß einreichen. Eine andere Arbeit des Central-Comité's bestand in der Abfassung des Entwurfes einer Petition, die allen Kirchgemeinden mitgetheilt wurde.

steigendes Ansehen des Comité's trotz des Einlenkens des Regierungsrathes und der Pensionirung von Professor Strauß.

Eduard Sulzer trug in der Rathssitzung vom 4. März darauf , die Berufung nicht in Ausführung zu bringen, sondern Strauß pensioniren. Es war ein Rückschritt, der zeigte, man habe den oden, auf welchem man stehe, nicht genug gekannt. Der Regierungs= th beschloß, die Eingabe des Comité's zurückzuweisen, zugleich aber Betrachtung der im Kanton entstandenen Bewegung, und daß unter sen Umständen die Anstellung des Professor Strauß einer nützlichen rufsthätigkeit ermangeln würde, den Erziehungsrath aufzufordern, t Rücksicht auf § 185 des Schulgesetzes zu berathen, wie der Be= fene seiner Anstellung zu entheben sei, u. s. f. Diese Zurücknahme r Berufung wurde mit zehn Stimmen, zu denen auch die meinige hörte, gegen acht beschlossen und allgemein bekannt gemacht. Die ehrheit des Erziehungsrathes suchte dennoch die Berufung von Strauß durch zu behaupten, daß sie am 9. darauf antrug, ein zweites rofessorat aufzustellen, wodurch der Anlaß geschaffen würde, einen eologen an die Universität zu berufen, der ein den Lehren von trauß entgegengesetztes System dociren würde.

Aber von den öffentlichen Blättern und den Verkündigungen des mité's angefacht, stieg die Aufregung noch höher. Der Regierungs= th forderte deßwegen den Präsidenten des Großen Rathes zur Einbe= fung desselben auf, damit ihm ein Bericht über die Lage des Kantons rgelegt und das Geeignete beschlossen werden könne. Zu gleicher it hatten 24 Glieder des Großen Rathes selbst diese Einberufung rlangt, um die Frage, ob die Hochschule beibehalten oder aufgehoben rden solle, zu entscheiden. Hier wirkten die Absicht, die Gegner von trauß zu schrecken, und der Gedanke, sich größere Hülfsmittel zur bung des Volksschulwesens zu verschaffen, zusammen. 26 andere lieder des Großen Rathes verlangten dagegen, daß bei der gegen= rtigen großen Bewegung die höchste Behörde die Mittel für Be= higung des Volkes berathe. Bereits hatten 39,000 (genaue Zahl:),225 Stimmen im Kanton) durch Petition sich gegen die Berufung n Strauß ausgesprochen. Die Aufzählung Derjenigen, welche der erufung zustimmten, ergab nicht mehr als 2976 Individuen und ben Gemeinden, während die Verwerfenden behaupteten, diese Zahl

steige nach genauer Aufzählung der Abstimmungen nicht höher als auf 1048.

In der Berathung des Großen Rathes, der am 18. März zusammentrat, wurde der Antrag des Regierungsrathes, daß Strauß in Ruhestand versetzt, d. h. nicht auf den Lehrstuhl berufen, sondern pensionirt werde, mit großer Lebendigkeit angegriffen und vertheidigt. Dr. [illegible] hielt die Bewegung für [illegible] Nothwendigkeit für [illegible]; das Volk sei [illegible] worden und die Frage der Anwendung des [illegible] Concordates vorhanden. [illegible] 149 Stimmen [illegible]

[illegible] 141 [illegible]

[illegible]

den Director Scherr beseitigen und der Geistlichkeit einen starken Einfluß auf die Wahl der theologischen Professoren sichern. Das Central-Comité hatte sich schon am 15. März gegen das Volk der Ausdrücke bedient: „Ihr habt nun aber auch das bestimmte Recht zu erwarten, es werde die gesetzgebende Behörde unseres Landes die Gesammtwünsche des Volkes gehörig berücksichtigen", — gleichwohl aber am 20. März den Vereinen bekannt gemacht, es trete zurück, und Horgen als den Vorort der Bezirks-Comité's bezeichnet. Doch was voraus zu sehen war, erfolgte: das Central-Comité wurde von vielen Seiten zu Fortsetzung seiner Wirksamkeit aufgefordert. Dem Großen Rath dagegen war es übel ausgedeutet worden, daß er einige in den Austritt gefallene Glieder des Regierungsrathes wieder gewählt hatte. Am 22. April trat das Central-Comité wieder zusammen, und zunächst wurde nun auf die bevorstehenden Erneuerungswahlen in den Gemeinden eingewirkt. Viele Freunde der neuen Bewegung traten an die Stelle der bisherigen Beamten. Dennoch schienen die Comité's für einmal den Beschlüssen des Großen Rathes keinen äußeren Widerstand entgegensetzen zu wollen. Dagegen behielt der Central-Ausschuß seine Stellung und seine Verbindung mit den Affiliirten durch den ganzen Kanton bei.

Ich brachte kurz nachher einige Tage in dem Curorte Hütten zu, wo ich mit dem Statthalter Hürlimann von Richtenswil, dem Vater des an die Spitze des Glaubens-Comité gestellten Hürlimann-Landis, eine lange Unterredung über die damaligen Verhältnisse des Kantons und die Wirksamkeit des Glaubens-Comité hielt. Weil ich schon seit vielen Jahren mit diesem ganz merkwürdigen Manne, der durch Thätigkeit und Umsicht aus einem armen Knaben einer der ersten Fabrikanten und Kaufleute des Kantons geworden war und eines bedeutenden Ansehens in seinem Bezirke genoß, in freundschaftlichem Vernehmen gestanden, war ich gewiß, von ihm klare Aeußerungen zu erhalten. Er bediente sich der Ausdrücke: „Wenn man eine Reaction gewollt hätte, so wäre diese schon ausgeführt; aber man will sie nicht. Man wird nun zusehen, was weiter geschehen werde, und, wenn es nöthig sein sollte, bei den Wahlen von 1842 auf erforderliche Weise einwirken." — Nach meiner Rückkehr theilte ich diese wichtigen Worte einigen meiner Collegen mit; allein Niemand wollte einen solchen Werth auf sie legen, um dadurch zu einem wesentlich veränderten Systeme bewogen zu werden.

Der am 1. Juli eröffneten Tagsatzung lagen die Angelegenheiten des Kantons Wallis zur Ordnung vor. Als im December 1838 noch während der vorörtlichen Stellung des Kantons Luzern die Aufregungen im unteren Wallis sich kundgethan hatten, wollten unter meinen Collegen mehrere nicht glauben, daß diese Angelegenheit uns oder die Eidgenossenschaft lange beschäftigen werde, und Einige dachten, sie werde sich in kurzer Zeit von selbst gestalten.

Schon seit dem Jahre 1790 war ich mit Theilnahme für das untere Land Wallis erfüllt, und schon als Jüngling beklagte ich nach der Niederwerfung der Erhebung durch die oberen Zehnten sein damaliges hartes Schicksal. Ich wünschte dem gebildeteren Theile, der unter der Herrschaft der Aristokraten schmachtete, welche in neuerer Zeit, auf den Einfluß der Jesuiten und die zurückgebliebene Bildung der obern Zehnten gestützt, die Finanzen zu ihrem Vortheile mißbrauchten, die Staatszwecke auf keine Weise zu erfüllen suchten und das untere Land in den Hintergrund stellten, ein besseres Schicksal. Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen schien dies nun möglich zu werden. Bürgermeister Hirzel und ich waren im Staatsrathe die Einzigen, welche die Sache der unteren Zehnten mit Nachdruck vertheidigten; doch war Hirzel im Frühling 1839 so von den Strauß'schen Ideen erfüllt, daß er einige Male den Sitzungen des Staatsrathes nicht beiwohnte. Hegetschweiler, der jetzt das Oberwallis und Herkömmliche vertheidigen zu sollen glaubte, sagte auch am Ende einer staatsräthlichen Sitzung zu mir: „Sie haben nun schon einen zweiten Sieg für das untere Wallis erfochten!" Ich antwortete ihm, dies sei nicht meine Absicht, und ich verlange nur, daß das untere Wallis nicht unterdrückt werde. Mein Bestreben, das auch Hirzel redlich unterstützte, ging dahin, daß die Unabhängigkeit des unteren Wallis bis zum Zusammentritt der Tagsatzung gerettet werden könne. Hierauf war auch die Sendung der Repräsentanten berechnet. Mag Landammann Baumgartner dabei etwas zu rasch und mit ihm der andere [illegible] zu ungeduldig gewesen sein, um die nöthige Zeitfrist abzuwarten, welche zur Erreichung des Zweckes erforderlich war, so trug er doch wesentlich zur Beibehaltung der Selbständigkeit des unteren Wallis bei. Die Beharrlichkeit seines tüchtigen Schülers und des an Baumgartner's Stelle tretenden Laharpe

atte den Erfolg, daß zur Zeit der Eröffnung der Tagsatzung das-
nige vorhanden war, was in unsern Zeiten zur Erreichung eines
olitischen Zweckes vorzüglich nothwendig ist, nämlich das Dasein einer
aatsrechtlichen Thatsache und eines organisirten Staates mit einer
ätigen, entschlossenen und wirkenden Regierung, die nicht sogleich
ankte, sondern derjenigen des oberen Wallis fest entgegen stand.

Diplomatische Verrichtungen während der Tagsatzung.

Während der Dauer der öffentlichen Tagsatzung dieses Jahres
urden mir zwei diplomatische Verrichtungen übertragen, die ich lieber
rmieden hätte, obschon ich nachher nicht ungerne an dieselben zurück-
ichte. Es war die Begrüßung und Begleitung des päpstlichen Nuntius
hizzi im Juli und die des französischen Großbotschafters Mortier
n August zur Audienz bei dem Amtsbürgermeister. Beide Male war
egetschweiler bei der Aufführung mein Begleiter. In dem Nuntius
rnte ich einen sehr feinen, gewandten, seine Ausdrücke abmessenden
nd seine Stellung berechnenden Mann kennen, der aber nicht steif
ch zeigte, weil er Mann von Kopf war. Bei dem französischen Groß-
otschafter entdeckte man sogleich, daß er die Instruction hatte, die
nartigkeiten seines Vorgängers Montebello gut zu machen, und daß
m daran gelegen war, diesen Auftrag zu erfüllen. Die kurze, einfache
nrede, die ich an ihn hielt und der ich eine der Zeit, insbesondere
m Verhältnissen Frankreichs und der Schweiz, angemessene Wendung
eben zu sollen glaubte, schien ihm zu gefallen; denn der Gesandtschafts-
cretär Graf Reinhard wünschte sie mitgetheilt zu haben. Weil ich
sorgen konnte, sie möchte in eine Zeitung übergehen und ich einer
stentation bezichtigt werden, entschuldigte ich mich mit der Wirklich-
it, daß nämlich meine Worte, die ich ausgesprochen, wie mein Herz
e mir eingegeben, nicht geschrieben worden seien. Ein Besuch, den
Mortier bald nachher, von Reinhard begleitet, mir machte, und spätere
nterredungen vor und während der Interims-Zeit zeigten mir immer,
aß er sich bestrebe, sich verbindlich und höflich zu zeigen. Nach dem
. September war er ganz verwundert über die Mäßigung eines Volkes,
as bei einem solchen Anlasse keine Gewaltthätigkeiten an Personen
nd Eigenthum ausübe.

klug berechnet. Bekannt sind die vielfachen Einwirkungen auf das Volk und dessen Stimmung. Beinahe alle Unzufriedenen folgten der Bewegung und benutzten sie, um die Regierung und den Großen Rath zu depopularisiren.

Auf's Neue suchte ich mündlich und schriftlich auf Männer, die mit Strauß in Verbindung standen, zu wirken, daß sie ihn belehren sollten, wie unangenehm seine Stellung bei uns sein müßte, und daß es ihm in dem Urtheile jedes Rechtlichen Ehre bringen werde, wenn er selbst erkläre, er gedenke nicht öffentlich in einem Lande aufzutreten, wo seine Amtsverrichtungen Uneinigkeit und Störung veranlassen könnten. Meine Bemühungen waren fruchtlos; denn man glaubte des Erfolges sicher zu sein. Gerade mein Votum gab mir das Recht, desto offener zu handeln und, so oft von stärkeren Maßregeln geredet wurde, in ermäßigendem Sinne zu sprechen. Die Thätigkeit, mit welcher die Opposition der Ausführung des Beschlusses für die Berufung von Strauß entgegen wirkte, die zahlreichen Zustimmungen, die sie erhielt, und die große Aufregung, die durch das ganze Land entstand, überzeugten in kurzer Zeit Manchen, der sich für die Berufung ausgesprochen hatte, daß man sich in eine mißliche Lage verwickelt habe.

Schon am 28. Februar konnte das Central-Comité in Zürich zusammentreten, und der Verfasser der Schrift: „Des Zürchervolkes Kampf und Sieg" (Zürich 1839) sagt Seite 16: „Schon damals hätten Zürich's Bürger und Einwohner dem Comité Schutz genug zu geben Kraft und Willen gehabt." Das Comité stellte das Begehren an die Regierung: — erstens, daß die Berufung des Dr. Strauß zurückgenommen und derselbe niemals an irgend einer Lehranstalt des Kantons Zürich angestellt werde; zweitens, daß dagegen ein wissenschaftlich ausgezeichneter Professor der Dogmatik von entschiedenen evangelisch-christlichen Gesinnungen berufen werde. Dieses Begehren ließ dasselbe am 1. März durch drei Ausgeschossene dem Amtsbürgermeister Heß einreichen. Eine andere Arbeit des Central-Comité's bestand in der Abfassung des Entwurfes einer Petition, die allen Kirchgemeinden mitgetheilt wurde.

Steigendes Ansehen des Comité's trotz des Einlenkens des Regierungsrathes und der Pensionirung von Professor Strauß.

Eduard Sulzer trug in der Rathssitzung vom 4. März darauf an, die Berufung nicht in Ausführung zu bringen, sondern Strauß zu pensioniren. Es war ein Rückschritt, der zeigte, man habe den Boden, auf welchem man stehe, nicht genug gekannt. Der Regierungsrath beschloß, die Eingabe des Comité's zurückzuweisen, zugleich aber in Betrachtung der im Kanton entstandenen Bewegung, und daß unter diesen Umständen die Anstellung des Professor Strauß einer nützlichen Berufsthätigkeit ermangeln würde, den Erziehungsrath aufzufordern, mit Rücksicht auf § 185 des Schulgesetzes zu berathen, wie der Berufene seiner Anstellung zu entheben sei, u. s. f. Diese Zurücknahme der Berufung wurde mit zehn Stimmen, zu denen auch die meinige gehörte, gegen acht beschlossen und allgemein bekannt gemacht. Die Mehrheit des Erziehungsrathes suchte dennoch die Berufung von Strauß dadurch zu behaupten, daß sie am 9. darauf antrug, ein zweites Professorat aufzustellen, wodurch der Anlaß geschaffen würde, einen Theologen an die Universität zu berufen, der ein den Lehren von Strauß entgegengesetztes System dociren würde.

Aber von den öffentlichen Blättern und den Verkündigungen des Comité's angefacht, stieg die Aufregung noch höher. Der Regierungsrath forderte deßwegen den Präsidenten des Großen Rathes zur Einberufung desselben auf, damit ihm ein Bericht über die Lage des Kantons vorgelegt und das Geeignete beschlossen werden könne. Zu gleicher Zeit hatten 24 Glieder des Großen Rathes selbst diese Einberufung verlangt, um die Frage, ob die Hochschule beibehalten oder aufgehoben werden solle, zu entscheiden. Hier wirkten die Absicht, die Gegner von Strauß zu schrecken, und der Gedanke, sich größere Hülfsmittel zur Hebung des Volksschulwesens zu verschaffen, zusammen. 26 andere Glieder des Großen Rathes verlangten dagegen, daß bei der gegenwärtigen großen Bewegung die höchste Behörde die Mittel für Beruhigung des Volkes berathe. Bereits hatten 39,000 (genaue Zahl: 39,225 Stimmen im Kanton) durch Petition sich gegen die Berufung von Strauß ausgesprochen. Die Aufzählung Derjenigen, welche der Berufung zustimmten, ergab nicht mehr als 2976 Individuen und sieben Gemeinden, während die Verwerfenden behaupteten, diese Zahl

steige nach genauer Aufzählung der Abstimmungen nicht höher als auf 1048.

In der Berathung des Großen Rathes, der am 18. März zusammentrat, wurde der Antrag des Regierungsrathes, daß Strauß in Ruhestand versetzt, d. h. nicht auf den Lehrstuhl berufen, sondern pensionirt werde, mit großer Lebendigkeit angegriffen und vertheidigt. Dr. Keller hielt die Bewegung für ungesetzlich, Nachgiebigkeit für Inconsequenz: das Volk sei verführt worden und die Frage der Anwendung des Siebner-Concordates vorhanden. Oberrichter Füßli sah gleichfalls die Anrufung des Concordates als das letzte Gegenmittel an. 149 Stimmen genehmigten nun die Pensionirung von Strauß, und 38 Glieder stimmten für die Errichtung eines zweiten Lehrstuhles. Die Frage über die Fortdauer der Universität wurde an eine Commission gewiesen.

Am 25. Juni trat der Große Rath wieder in ordentlicher Sitzung zusammen. Neue Unterstützungen für das Primar-Schulwesen wurden beschlossen; auch wurde der von dem Decan Finsler zu Wangen mit großer Umsicht entworfene neue Katechismus angenommen. Der schon lange von dem Bürgermeister Hirzel unterstützte Vorschlag, eine aus Geistlichen und Weltlichen gemischte Synode einzuführen, der nun auch von der Mehrheit der Synode gebilligt war, wurde dagegen mit 141 gegen 35 Stimmen verworfen. Den Begehren, daß den geistlichen Behörden auf die Wahl des Erziehungsrathes, der Professoren der Theologie und der Lehrer am Seminar ein wesentlicher Einfluß eingeräumt werde, daß dem Kirchenrathe die Bestätigung aller theologischen Lehrmittel zukomme und eine gänzliche Veränderung des Seminar-Gesetzes vorgenommen werde, in dem Sinne, daß auch hier die Religion die Grundlage des Unterrichtes bilde, wurde nur im Einzelnen entsprochen, auch die in dem Seminar bestehenden Einrichtungen in ihren wesentlichen Bestimmungen beibehalten. Sehr viele Mitglieder des Großen Rathes und ein großer Theil der Liberalen war mißtrauisch gegen die Geistlichkeit und befürchtete, es möchte in Beziehung auf die geforderten Abänderungen in den Lehrmitteln und auf die Ausdehnung der Stunden des Religionsunterrichtes darauf abgesehen sein, den Kindern auf der Landschaft die Möglichkeit zu nehmen, etwas Wesentliches zu lernen.

Diese Haltung des Großen Rathes konnte das Comité nicht befriedigen. Es wollte die Einrichtung des Seminars ganz verändern,

den Director Scherr beseitigen und der Geistlichkeit einen starken Einfluß auf die Wahl der theologischen Professoren sichern. Das Central-Comité hatte sich schon am 15. März gegen das Volk der Ausdrücke bedient: „Ihr habt nun aber auch das bestimmte Recht zu erwarten, es werde die gesetzgebende Behörde unseres Landes die Gesammtwünsche des Volkes gehörig berücksichtigen", — gleichwohl aber am 20. März den Vereinen bekannt gemacht, es trete zurück, und Horgen als den Vorort der Bezirks-Comité's bezeichnet. Doch was voraus zu sehen war, erfolgte: das Central-Comité wurde von vielen Seiten zu Fortsetzung seiner Wirksamkeit aufgefordert. Dem Großen Rath dagegen war es übel ausgedeutet worden, daß er einige in den Austritt gefallene Glieder des Regierungsrathes wieder gewählt hatte. Am 22. April trat das Central-Comité wieder zusammen, und zunächst wurde nun auf die bevorstehenden Erneuerungswahlen in den Gemeinden eingewirkt. Viele Freunde der neuen Bewegung traten an die Stelle der bisherigen Beamten. Dennoch schienen die Comité's für einmal den Beschlüssen des Großen Rathes keinen äußeren Widerstand entgegensetzen zu wollen. Dagegen behielt der Central-Ausschuß seine Stellung und seine Verbindung mit den Affiliirten durch den ganzen Kanton bei.

Ich brachte kurz nachher einige Tage in dem Curorte Hütten zu, wo ich mit dem Statthalter Hürlimann von Richtenswil, dem Vater des an die Spitze des Glaubens-Comité gestellten Hürlimann-Landis, eine lange Unterredung über die damaligen Verhältnisse des Kantons und die Wirksamkeit des Glaubens-Comité hielt. Weil ich schon seit vielen Jahren mit diesem ganz merkwürdigen Manne, der durch Thätigkeit und Umsicht aus einem armen Knaben einer der ersten Fabrikanten und Kaufleute des Kantons geworden war und eines bedeutenden Ansehens in seinem Bezirke genoß, in freundschaftlichem Vernehmen gestanden, war ich gewiß, von ihm klare Aeußerungen zu erhalten. Er bediente sich der Ausdrücke: „Wenn man eine Reaction gewollt hätte, so wäre diese schon ausgeführt; aber man will sie nicht. Man wird nun zusehen, was weiter geschehen werde, und, wenn es nöthig sein sollte, bei den Wahlen von 1842 auf erforderliche Weise einwirken." — Nach meiner Rückkehr theilte ich diese wichtigen Worte einigen meiner Collegen mit; allein Niemand wollte einen solchen Werth auf sie legen, um dadurch zu einem wesentlich veränderten Systeme bewogen zu werden.

Der am 1. Juli eröffneten Tagsatzung lagen die Angelegenheiten des Kantons Wallis zur Ordnung vor. Als im December 1838 noch während der vorörtlichen Stellung des Kantons Luzern die Aufregungen im unteren Wallis sich kundgethan hatten, wollten unter meinen Collegen mehrere nicht glauben, daß diese Angelegenheit uns oder die Eidgenossenschaft lange beschäftigen werde, und Einige dachten, sie werde sich in kurzer Zeit von selbst gestalten.

Schon seit dem Jahre 1790 war ich mit Theilnahme für das untere Land Wallis erfüllt, und schon als Jüngling beklagte ich nach der Niederwerfung der Erhebung durch die oberen Zehnten sein damaliges hartes Schicksal. Ich wünschte dem gebildeteren Theile, der unter der Herrschaft der Aristokraten schmachtete, welche in neuerer Zeit, auf den Einfluß der Jesuiten und die zurückgebliebene Bildung der obern Zehnten gestützt, die Finanzen zu ihrem Vortheile mißbrauchten, die Staatszwecke auf keine Weise zu erfüllen suchten und das untere Land in den Hintergrund stellten, ein besseres Schicksal. Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen schien dies nun möglich zu werden. Bürgermeister Hirzel und ich waren im Staatsrathe die Einzigen, welche die Sache der unteren Zehnten mit Nachdruck vertheidigten; doch war Hirzel im Frühling 1839 so von den Strauß'schen Ideen erfüllt, daß er einige Male den Sitzungen des Staatsraths nicht beiwohnte. Hegetschweiler, der jetzt das Historische und Herkömmliche vertheidigen zu sollen glaubte, sagte einst am Ende einer staatsräthlichen Sitzung zu mir: „Sie haben nun schon einen zweiten Sieg für das untere Wallis erfochten!" Ich antwortete ihm, dies sei nicht meine Absicht, und ich verlange nur, daß das untere Wallis nicht unterdrückt werde. Mein Bestreben, das auch Hirzel redlich unterstützte, ging dahin, daß die Unabhängigkeit des unteren Wallis bis zum Zusammentritte der Tagsatzung gerettet werden könne. Hierauf war auch die Sendung der Repräsentanten berechnet. Mag Landammann Baumgartner dabei etwas zu rasch und, wie schon bei anderen Fällen, zu ungeduldig gewesen sein, um die nöthige Zeitfrist abzuwarten, welche zur Erreichung des Zweckes erforderlich war, so trug er doch wesentlich zur Beibehaltung der Selbständigkeit des unteren Wallis bei. Die Beharrlichkeit seines Collegen Schaller und des an Baumgartner's Stelle tretenden Laharpe

hatte den Erfolg, daß zur Zeit der Eröffnung der Tagsatzung dasjenige vorhanden war, was in unsern Zeiten zur Erreichung eines politischen Zweckes vorzüglich nothwendig ist, nämlich das Dasein einer staatsrechtlichen Thatsache und eines organisirten Staates mit einer thätigen, entschlossenen und wirkenden Regierung, die nicht sogleich wankte, sondern derjenigen des oberen Wallis fest entgegen stand.

Diplomatische Verrichtungen während der Tagsatzung.

Während der Dauer der öffentlichen Tagsatzung dieses Jahres wurden mir zwei diplomatische Verrichtungen übertragen, die ich lieber vermieden hätte, obschon ich nachher nicht ungerne an dieselben zurückdachte. Es war die Begrüßung und Begleitung des päpstlichen Nuntius Ghizzi im Juli und die des französischen Großbotschafters Mortier im August zur Audienz bei dem Amtsbürgermeister. Beide Male war Hegetschweiler bei der Aufführung mein Begleiter. In dem Nuntius lernte ich einen sehr feinen, gewandten, seine Ausdrücke abmessenden und seine Stellung berechnenden Mann kennen, der aber nicht steif sich zeigte, weil er Mann von Kopf war. Bei dem französischen Großbotschafter entdeckte man sogleich, daß er die Instruction hatte, die Unartigkeiten seines Vorgängers Montebello gut zu machen, und daß ihm daran gelegen war, diesen Auftrag zu erfüllen. Die kurze, einfache Anrede, die ich an ihn hielt und der ich eine der Zeit, insbesondere den Verhältnissen Frankreichs und der Schweiz, angemessene Wendung geben zu sollen glaubte, schien ihm zu gefallen; denn der Gesandtschaftssecretär Graf Reinhard wünschte sie mitgetheilt zu haben. Weil ich besorgen konnte, sie möchte in eine Zeitung übergehen und ich einer Ostentation bezichtigt werden, entschuldigte ich mich mit der Wirklichkeit, daß nämlich meine Worte, die ich ausgesprochen, wie mein Herz sie mir eingegeben, nicht geschrieben worden seien. Ein Besuch, den Mortier bald nachher, von Reinhard begleitet, mir machte, und spätere Unterredungen vor und während der Interims-Zeit zeigten mir immer, daß er sich bestrebe, sich verbindlich und höflich zu zeigen. Nach dem 6. September war er ganz verwundert über die Mäßigung eines Volkes, das bei einem solchen Anlasse keine Gewaltthätigkeiten an Personen und Eigenthum ausübe.

Fortgesetzte Verblendung der Regierungspartei gegenüber der gesteigerten Organisation der Petitionäre.

Bald wurde durch den Kanton verbreitet, man gehe damit um, den Professor Strauß an eine andere Lehrstelle zu berufen, und es ist möglich, daß unkluge Reden einzelner Männer den Anlaß dazu gegeben haben. Allein dieses Gerücht wurde von vielen Mitgliedern der Regierung so unbedingt widerlegt, daß kein Zweifel übrig bleiben konnte. Genug, daß auch dieses Schreckmännchen nicht ohne Wirkung blieb. Schon hörte man von einer Volksversammlung in Kloten sprechen, und als ich in der Mitte des August mit dem Regierungsrath Heinrich Escher, welcher als früherer Oberamtmann von Grüningen in dem südöstlichen Kantonstheile viele Verbindungen hatte, in öffentlichen Geschäften nach Wald ging, vernahm man, daß in der ganzen Gegend von einer solchen Absicht gesprochen würde, daß aber beinahe allgemein die Ansicht walte, es sei kein Grund dazu vorhanden. Ohne Zweifel drangen untergeordnete Agenten auf eine solche; die Führer hingegen fanden, die rechte Zeit sei noch nicht da. Ununterbrochen behauptete mittlerweile eine bedeutende Anzahl angesehener und kräftiger Männer vom Lande, die das Volk hätten kennen können und sollen und die in vielfachen Verbindungen standen, die Bewegung habe keine tiefe Wurzel im Volke, sie wechsle beständig, und bald behaupteten sie, auf einzelne Thatsachen gegründet, sie vermindere sich. Ich hörte wenig oder nicht auf unsere Theoretiker aus Zürich; aber der Menschenkenntniß und dem Urtheile der durch das ganze Land zerstreuten Männer, die jene Sprache führten und die oft Vorwürfe über Furchtsamkeit und Vernachlässigung der Amt= und Systemgenossen machten, mußte man nothwendig einiges Gewicht beilegen. Gleichwohl sagte ich bei jeder Berathung und bei jedem Privatgespräche, durch Alles, was man für Strauß thue oder wodurch man den unverkennbar bei sehr Vielen tief liegenden kirchlichen Sinn kränke, schlage man unserem politischen Systeme eine Wunde und baue an der Brücke der Reaction. Diese und noch andere Worte waren nicht nur von mir, sondern auch von Anderen größtentheils umsonst gesprochen, und man wurde für furchtsam und nicht mehr des nöthigen Tactes fähig gehalten.

Wenn man unbefangen die öffentlichen Blätter aus der damaligen Zeit liest und sich aus denselben, auch abgesehen von dem Parteikampfe

und der Fluth der gegenseitigen Declamationen, nur die Thatsachen vergegenwärtigt, so sieht man, daß neben der Regierung eine stärkere und besser organisirte Gewalt stand, wie einst neben Heinrich III. von Frankreich die Liga mit der für sie gesinnten Hauptstadt Paris und neben Karl I. von England der Puritanismus. Am 8. August erließ das Central=Comité mit der Unterschrift seines Präsidenten Hürlimann und des Actuars Spöndli eine neue ausführliche Kundmachung an die Bürger der vereinigten petitionirenden Kirchgemeinden. Es wurde diesen in Erinnerung gebracht, daß sie dem Comité den Auftrag gegeben haben, „auf dem Wege der Petition an den Großen Rath zu gelangen und sowohl in den einzelnen Bestimmungen der betreffenden Gesetze, als in der Wahlart der betreffenden Behörden Garantien zu begehren für die Erhaltung eines lebendigen christlichen Glaubens in Kirche und Schule.“ In der Proclamation wurden die Punkte angeführt, in welchen der Große Rath den Petitionen entsprochen, dann aber ausführlich angezeigt, in welchen dies nicht geschehen sei: — dieses letztere wurde mit kurzen, aber bisweilen tief eingreifenden Bemerkungen begleitet, so z. B., das Volk vermisse schmerzlich in der Person des Seminardirectors die Garantie für das Seelenheil seiner Jugend. Das Comité gestand offen, daß seine Besorgnisse keineswegs gehoben seien: „Wir können in diesen gesetzlichen Bestimmungen kaum irgend eine Garantie finden für die Erhaltung eines lebendigen christlichen Glaubens. Tief hat es Euch betrüben müssen zu vernehmen, mit welcher Verachtung mehrere Mitglieder des Großen Rathes sich über unsere Glaubenslehre ausgesprochen haben. Eure ersten Besorgnisse konnten nicht gehoben, sondern mußten eher vermehrt werden.“ Nach Erwähnung mehrerer Ausfälle, die in der Sitzung des Großen Rathes gegen einzelne Glaubenssätze und Lehren waren gemacht worden, wird gesagt: „Wenn Eure Gegner es wagen, sich so auszusprechen, selbst in der Versammlung des Großen Rathes, wo sie, mit Eurem Zutrauen bekleidet, im ernsten Aufblicke zu Gott das Heiligthum Eures Glaubens mit allen Kräften vertheidigen sollten, wie könntet Ihr dabei Euch beruhigen?“ Es wird hierauf von einer gewissen Partei der Gegner und deren Angriffen auf das Christenthum, dann von Gegnern des Volkes überhaupt gesprochen, zu denen dieses kein Zutrauen haben könne. Dann wird fortgefahren: „Darum glaubt das Central=Comité, es sei Eurem Wunsche nach genügenden Garantien des christlichen

Glaubens in Kirche und Schule noch nicht entsprochen. Wir erwarten von Euch, Ihr werdet mit eben so viel Ruhe, als entschieden mit festem Ernste Euren Zweck weiter verfolgen. Wir geben Euch dabei zu bedenken, daß, so lange Ihr innerhalb der Schranken der Gesetze in diesem Kampfe fest und einig zusammenhaltet, Ihr ungeachtet der Abweisung Eurer Petitionen und ungeachtet des hartnäckigen Widerstrebens einzelner und wenn auch vieler Personen Nichts verlieren könnt, sondern daß, wenn auch nur langsam, doch um desto vollständiger der Sieg Euer werden muß, so lange Ihr im Herrn verbunden bleibet." — Man sieht, daß zwar an einzelnen Stellen nur von einzelnen Gegnern, daß aber gleich nachher im Allgemeinen und mit Hinsicht auf die Beschlüsse des Großen Rathes von Gegnern des Volkes, hierauf zwar von Ruhe und Gesetzlichkeit, dann aber von Kampf und Sieg gesprochen wird, insbesondere am Schlusse, wo der Nachdruck gegeben werden mußte.

Der Bürgermeister Hirzel und noch viele Andere hatten aus Ueberzeugung gehandelt. Die rohen unzeitigen Ausfälle im Großen Rathe waren von Einzelnen gemacht und konnten daher auf keine Weise dem Großen Rathe als solchem zugerechnet werden. Auch darf man nicht übersehen, daß in öffentlichen Blättern, von der Kanzel und noch auf andere Weise theils dem Regierungsrathe und der Mehrheit des Großen Rathes, theils bestimmten Individuen harte Zulagen waren gemacht worden. Der Verein erschien immer mehr in seiner drohenden Stellung; allein ich hatte mich vom Frühling her immer jedem Versuche entgegen gestellt, denselben durch unzeitige polizeiliche oder richterliche Mittel zu bekämpfen, weil ich überzeugt war, daß dadurch nur Schlimmes veranlaßt würde. Er war das Gegenstück des gefährlichen Institutes, das man vor sieben Jahren selbst gestiftet und vertheidigt hatte; doch jetzt war die Anregung auf einen Punkt gestiegen, daß ihr Zweck nicht mehr verkannt werden konnte. Man sah, daß der Verein nun nicht mehr geneigt sei, die Wahlen des Jahres 1842 zu erwarten. Bereits hatte er öffentlich auf die Gemeindewahlen eingewirkt, und man wußte, daß er einen neuen noch kräftigeren Angriff zunächst auf dem Wege der Petitionen machen wolle, wobei man erwarten mußte, wie und von wem dieselben eingegeben und durch welche Mittel sie unterstützt werden sollten. Denn es war leicht zu begreifen, daß ein neuer Versuch des Vereines nicht bei demjenigen würde stehen

bleiben, was bisher fruchtlos gewesen war, und daß wahrscheinlich eine Volksversammlung werde organisirt werden.

Gegenmaßregeln der Regierung seit dem 23. August.

Aus allen Gegenden des Landes begannen jetzt diejenigen Männer, die dem politischen Systeme zugethan waren, zu denen ein großer Theil der Gebildeten gehörte, unruhig zu werden und reactionäre Versuche zu besorgen. Am 20. August traten acht Glieder des Regierungsrathes mit Dr. Keller zusammen, um sich über Vorkehrungen zu berathen, die der Regierungsrath unter diesen Umständen ergreifen könnte, und am 22. Abends theilte der Bürgermeister Heß mir bei einem Besuche den Entwurf zu einem Circular an die Statthalter mit, der vorzüglich aus der Feder Dr. Keller's gekommen war und am folgenden Morgen dem Regierungsrathe vorgelegt werden sollte. Ich sah zwar, daß durch einen solchen Beschluß gleichsam der Handschuh ausgeworfen und der Kampf herbeigerufen würde; allein die Vorwürfe der Furchtsamkeit und Hinlässigkeit gegen den Regierungsrath waren so stark, die Behauptung, der Verein verliere Popularität und Anhänger, so lebhaft geworden, daß es mir schien, die Sachen seien auf einen Punkt gekommen, daß man nicht mehr schweigen könne, sondern wirklich den Versuch machen müsse, ob man stark genug sei, die öffentliche Ruhe zu behaupten. Ich beschränkte mich auf die Wegstreichung zweier Ausdrücke, die ich für entbehrlich und unzweckmäßig hielt, und glaubte, das Uebrige hingehen lassen zu müssen, weil es schon von Vielen gut geheißen war, obgleich es mir nicht ganz gelungen schien.

Die Sitzung des Regierungsrathes, die am 23. August Morgens um 7 Uhr vor derjenigen der Tagsatzung gehalten wurde, eröffnete der Bürgermeister Heß mit der Bemerkung, das verwegene Treiben des Vereines fordere endlich ein Einschreiten der Regierung. Der Regierungsrath Weiß entwickelte als Referent dasselbe Thema und äußerte seine Bedenken darüber, daß der Verein gleich einer Regierung den Staats-Organismus für seine Zwecke benutze und gleichsam den Gemeinden und Behörden Aufträge zusende, und führte sprechende Beispiele davon an. Der Beschluß, der nun gefaßt wurde, sprach nach einer vorhergegangenen Einleitung von Aufwiegelung gegen verfassungsmäßige Behörden und die von denselben ausgegangenen Amts-

verhandlungen, u. s. f. und trug den Statthaltern auf, ihren Gemeindeammännern, Gemeinderäthen, Pfarrern, Stillständen und Beamten sofort durch Expresse und unter Zustellung des gegenwärtigen gedruckten Erlasses den ausdrücklichen Befehl zugehen zu lassen, bei Verantwortlichkeit keine Gemeindsversammlungen in Folge etwaiger von jenem sogenannten Central= oder anderen ähnlichen Comité's ausgegangener Aufträge zu veranstalten. Gegen Dawiderhandelnde wurden die Statthalter angewiesen, gehörigen Ortes Klagen einzuleiten. — In einer Kundmachung vom nämlichen Tage sagte dagegen das Central=Comité seinen Befreundeten, indem es ihnen zugleich diesen Regierungs=Beschluß mittheilte: „Ihr werdet mit uns bedauern, daß der Regierungsrath, durch böswillige Einflüsterung veranlaßt, sich bewogen findet, das Central=Comité mit unverdienten Beschuldigungen zu überhäufen." Das Comité fährt dann fort: — es habe sich innert den Schranken der Verfassung und der Gesetze bewegt; es ertheile Gemeinden und Beamten keine Befehle und mache nur von dem Rechte Gebrauch, Räthe zu ertheilen, u. s. f. „Seid mannhaft und stark; der Herr wird Eure gute Sache zum Siege führen!"

Die Staatsanwaltschaft legte aus eigener Autorität auf diese Kundmachung, wovon nur wenige Abdrücke ausgegeben waren, einen Beschlag, worauf der Verein eine lithographirte Kundmachung mit einigen Ermäßigungen abgehen ließ. Ferner aber überwies die Staatsanwaltschaft den engeren Ausschuß dem Criminalgerichte wegen Versuch einer Anreizung zum Aufruhr, bewog jedoch dadurch denselben nur dazu, das Aeußerste geradezu zu wagen. — Die Aufträge des Regierungsrathes waren von einigen Statthaltern noch um etwas verschärft, von den meisten einfach befolgt worden. Die Gemeindsvorsteherschaften von Zürich, Wädenswil, Richtenswil, Küßnach, Erlenbach, Pfäffikon, Illnau und Kiburg verwahrten ihre Rechte sogleich mehr oder weniger nachdrücklich gegen die Regierung. Zürich sah in dem Vorgegangenen nichts Ungesetzliches und behielt sich das Recht vor, weiter zu handeln, wie bisher. Erlenbach führte eine hohe Sprache, und Kiburg sagte der Regierung, man sei ihr dann Gehorsam schuldig, wenn ihre Befehle mit der Verfassung übereinstimmen. Mäßiger sprachen die übrigen Gemeinden, und indem sie ihre Rechte sich vorbehielten, erklärten sie den Erlaß der Regierung einfach dahin, daß der Verein keine Aufträge zu ertheilen habe.

Mittlerweile fanden sich am 30., nachdem man vernommen hatte, es seien am 29. von dem Vereine und Anderen seiner Freunde zu Kloten Einleitungen getroffen worden, damit am 2. September die längst besprochene Volksversammlung daselbst zahlreich stattfinde, ungefähr sechszig meistens in öffentlichen Stellen stehende Männer in Zürich ein, um den Regierungsrath aufzufordern, fest zu bleiben, die öffentliche Ordnung zu handhaben und die Bedrohten vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Auch ich erhielt einen Besuch von einem Theile derselben. Man führte mir Beispiele von angedrohten Gewaltthätigkeiten an und forderte mich auf, zur Einberufung von Bewaffneten, auch nöthigen Falles zur Annahme bewaffneter Hülfe von Seite concordirender Stände, die ohne Zweifel dazu bereit sein würden, mitzuwirken. — Ich antwortete so, wie ich mich auch später in amtlicher Stellung ausdrückte und handelte. Die Sachen waren so weit gekommen, daß man einer Krisis entgegensehen mußte, und dem gegenüber war ich fest entschlossen, Alles zu vermeiden, wodurch ein gewaltsamer Gegenstoß im Innern oder ein Bürgerkrieg veranlaßt werden könnte. Zunächst wollte ich dem Großen Rathe die Entscheidung überlassen und hielt es für besser, daß, wenn die weit überwiegende Mehrheit des Volkes auf der Seite der Vereine sei, man gelassen abtrete und auf keinen Fall sich durch Gewalt auf seinen Stühlen zu behaupten trachte. Ich hielt einen Versuch von dieser Art unter den damaligen Umständen für höchst verwerflich und eines guten Republikaners unwürdig, weil ich überzeugt war, daß eine durch gewaltsame Mittel behauptete Macht zu neuen harten Maßregeln, zu Executionen, Bestrafungen, u. dgl., führen, große Kosten dem Lande veranlassen und die Regierung so verhaßt machen würde, daß, wenn sie sich wirklich auf ihren Stühlen behaupten könnte, sie spätestens im Frühjahr 1842 mit Verwünschungen beladen abzutreten genöthigt würde, während hingegen durch ruhige Anerkennung einer überwiegenden öffentlichen Stimmung das Volk in den Fall gesetzt werde, ruhig zu prüfen, was es gewonnen und was es verloren habe.

Nicht gerne stimmte ich am 31. August zur Einberufung des vierten Bataillons nach Zürich; allein man konnte sich dem Vorwurfe nicht bloßstellen, nichts gethan zu haben, wenn am 2. September gegen Personen oder Behörden etwas Ungesetzliches vorgenommen würde. Einverstanden war man im Regierungsrathe darüber, daß das Militär

und die Versammlung in Kloten in keine Berührung mit einander kommen sollten. Schwieriger war dagegen die Frage, ob wegen des Erlasses vom 23., nach den Schritten, die der Verein und die acht angeführten Gemeinden gemacht hatten, etwas Neues zu thun sei. Eduard Sulzer, der zu Baden gewesen war, mißbilligte den Erlaß durchaus und behauptete, derselbe habe dem Vereine, dessen Einfluß allmälig schwächer geworden wäre, neue Kraft verliehen. Man konnte sich nicht verbergen, daß eine Erläuterung oder Erklärung desselben entweder ein früheres Versehen oder eine eingetretene Furcht zu verrathen schiene. Allein ich stimmte zu einer solchen, weil sie allgemein gut befunden wurde und nichts Anderes aussprach, als daß dem Petitionsrechte und der Befugniß der Gemeinden, über jeden gesetzlichen Gegenstand Beschlüsse zu fassen, durch jenen Erlaß nichts entzogen werden solle. — Auf jeden Fall war Sulzer's Behauptung, der Einfluß des Comité sei schwächer geworden, nicht statthaft; denn dieser Einfluß war fest gegründet. Am 30. hatte man zwei Männer, wovon der eine nachher eine hohe, der andere eine einflußreiche Stelle erhielt, sagen hören: „Wenn man nur trauen dürfte!“ Das wurde mir sogleich erzählt; allein man konnte Manches vermuthen und auf nichts Bestimmtes schließen.

Am 1. September traf das vierte Bataillon vollständig in Zürich ein, gab aber viele Beweise, daß die Aufregung auch das Militär ergriffen habe.

Volksversammlung zu Kloten am 2. September.

Am 2. September wurde die Versammlung in Kloten ungeachtet des heftigen Regens sehr zahlreich, wahrscheinlich durch 8000 bis 10,000 Mann, besucht; mehrere Gemeinden, unter diesen Zürich und Neumünster, führten Fahnen mit sich. Hier wurde der Bruch zwischen Verein und Regierung nicht mehr verschleiert. Hürlimann-Landis sagte zu dem Volke: „Da es sich gezeigt, in welche traurige Wirren ungläubige und unchristliche Behörden das Land bringen können, seien sogleich Wahlvereine zu constituiren.“ — Im Laufe des Nachmittags fanden 22 Abgeordnete dieser Versammlung sich bei dem Amtsbürgermeister Heß ein und verlangten vermittelst einer schriftlichen, von den Wortführern mündlich unterstützten Eingabe die Erfüllung dreier Forderungen: —

erstens: Die Regierung soll die in dem Beschluß vom 23. August dem Comité gemachten Beschuldigungen der Aufwiegelungen und des Mißbrauchs des Staatsorganismus zu ungesetzlichen Zwecken als gänzlich grundlos erklären, — zweitens: Es wolle die hohe Regierung die von der Staatsanwaltschaft gegen den engeren Ausschuß des Central-Comité eingeleitete Klage auf Versuch zum Aufruhr als unstatthaft unterdrücken, — drittens: Sie wolle die Staatsanwaltschaft wegen Verletzung des § 5 der Staatsverfassung zur Rechenschaft ziehen und Vorsorge treffen, daß jener Paragraph, die Preßfreiheit enthaltend, nicht nur zum Vortheil der Gegner des Volkes gehandhabt, sondern allen Theilen gleiches Recht gehalten werde.

Der außerordentlich versammelte Regierungsrath gab diesen Abgeordneten durch einen Beschluß die Antwort: — erstens: Die Erläuterung vom 31. gebe über den Beschluß vom 23. die vollständige Erläuterung, daß den verfassungsmäßigen Rechten der Bürger hinsichtlich ihres Petitionsrechtes und der Preßfreiheit keinerlei Eintrag geschehen solle, und der Regierungsrath werde dem Großen Rathe in dessen naher Versammlung über die Veranlassung und den Inhalt des Beschlusses Bericht erstatten, — zweitens: Die Staatsanwaltschaft habe die Klage ohne Auftrag der Regierung an das Gericht gebracht, auf dessen Verhandlungen dem Regierungsrath verfassungsgemäß keine Einwirkung zustehe, — drittens: Die Staatsanwaltschaft*) sei in Folge einer eingekommenen Beschwerde bereits zu einer Berichterstattung aufgefordert worden. — Den 22 Abgeordneten, welche im Casino die Antwort erwarteten, wurde dieselbe im Laufe des Abends ertheilt.

*) Es mag an dieser Stelle von dem Verhältnisse der Staatsanwaltschaft zur Regierung überhaupt ein Wort gesprochen werden. Schon oben wurde bemerkt, daß einflußreiche Männer 1831 darauf hinarbeiteten, daß durch Verfassung und Gesetz der Regierungsrath so viel wie möglich eingeschränkt und zu einer bloßen Verwaltungs-Behörde gemacht werde. Die damals neu aufgestellte Staatsanwaltschaft war dem Regierungsrathe in so weit untergeordnet, daß sie Aufträge von ihm erhalten konnte; doch auch aus sich selbst konnte sie eine sehr bedeutende polizeiliche Befugniß ausüben und Klagen an die Gerichte bringen. Der Staatsanwalt — David Ulrich — selbst gehörte der äußersten Linken an, stand schon dadurch in einer gewissen Opposition gegen den Regierungsrath und wurde von Denjenigen, die in der Folge sich radical nannten, als der Bewacher des Regierungsrathes betrachtet und unterstützt. In der Regel wurden die Geschäfte der Staatsanwaltschaft geschickt und nach juristischen Grundsätzen geführt; allein das Verhältniß war so, daß, wenn in

Ich begab mich auf die Straße, als von Kloten her die Schaaren durch die Stadt nach Hause zurückkehrten, und hörte neben gleichgültigen und fröhlichen auch ernste Stimmen, die sich aussprachen, sie werden den Eindruck, den dieser Tag auf sie gemacht habe, niemals vergessen. Hierauf ging ich in das Gesellschaftshaus, wo die Glieder der Tagsatzung sich gewöhnlich des Abends zusammenfanden. Es wurde in sehr ungleichem Sinne von dem Ereignisse des Tages, der ganzen Angelegenheit und der Stellung der Tagsatzung gesprochen, auch die Frage berührt, ob diese Bewegung nicht die Einmischung der anderen Eidgenossen erforderlich machen könnte. Ich beschränkte mich auf die Versicherung, daß die Tagsatzungsglieder persönlich von dem Volke des Kantons Zürich, welcher Partei es auch angehöre, nichts zu besorgen haben, und daß ich hoffe und wünsche, unser Große Rath werde ohne äußeres Zuthun unsere Wirren zu lösen wissen: jede auswärtige Einmischung würde unser Uebel ärger machen und könnte die Eidgenossen selbst unter sich trennen. Außer mir war kein anderes Mitglied zugegen, als Hegetschweiler, der, so weit ich seine Worte vernahm, dieselbe Sprache führte.

Noch an diesem Abend theilte der engere Ausschuß den Bezirksvereinen den Regierungsbeschluß mit. In dieser Mittheilung findet man die Ausdrücke: „Die Antwort ist keineswegs befriedigend oder den Wünschen der Versammlung entsprechend. Nicht allein sind die ungerechten Beschuldigungen gegen uns nicht zurückgenommen, ist die Klage nicht zurückgezogen, die durch die Staatsanwaltschaft begangene Verfassungsverletzung bloß zu einer Aufforderung zur Berichterstattung gekommen; sondern die verfassungswidrigen Erlasse vieler Statthalterämter werden als durch die Proclamationen vom 31. August hinreichend beseitigt betrachtet. Dies kann den Männern, welchen das Volk heute auf's Neue die Leitung und Führung der heiligen Sache auf der gesetzlichen Bahn mit neuem Vertrauen und neuer Freude

---

einzelnen Fällen das Verfahren der Staatsanwaltschaft Gliedern des Regierungsrathes zu streng oder zu nachsichtig schien, eine solche Anregung theils von Furchtsamen, theils von Seiten der Freunde jener Partei schon im Regierungsrathe Widerstand fand und auch in den öffentlichen Blättern und im Großen Rathe als Fehler, als Eingriff in Verfassung und Gesetz und als eine Untreue an dem System wäre dargestellt worden. Gleichwohl hatte der Regierungsrath in dem fraglichen Falle die Staatsanwaltschaft schon zu einer Berichterstattung aufgefordert.

übertrug, die sie demselben auf's festeste verpflichtete, nicht genügen. Ueberdies dauert der Aufenthalt der Truppen in Zürich noch fort. Womit das Volk, womit dessen Abgeordnete die neue Kränkung verdienten, wissen wir nicht." Der Erlaß schließt mit einer Aufforderung zu ernster und sorgfältigster Wachsamkeit. Eine Nachschrift sagt: „So eben vernehmen wir, daß die Truppen abgedankt werden sollen."

Die letzten Tage vor dem bewaffneten Zuge gegen die Regierung.

Am 3. September wurde das einberufene Bataillon entlassen und die Einberufung des Großen Rathes auf den 9. beschlossen. Eine von Hürlimann=Landis in das Casino zu Zürich eingeladene Versammlung eines Theiles der Glieder des Großen Rathes zum Zwecke der Berathung dessen, was der Große Rath zu beschließen habe, war nicht zahlreich. Eine Zusammenkunft von etwas mehr als hundert Liberalen auf der Platte bei Zürich, wo diese sich wöchentlich am Donnerstag gesellschaftlich zu versammeln pflegten, hatte, wie ich von zuverläßigen Personen berichtet bin, außer allgemeinen Besprechungen kein Ergebniß, als die Uebereinkunft, die freisinnigen Glieder des Großen Rathes auf den nächsten Freitag, den 6., zu einer Berathung einzuladen und ihnen zu überlassen, einen oder mehrere Freunde mit sich zu bringen. Mittlerweile wurden von Männern der Bewegung Gerüchte verbreitet, die Regierung habe die Häupter des Vereines verhaftet; sie berufe bewaffnete Hülfe aus andern Kantonen; u. s. f. In wiefern dies absichtlich geschehen und von wem die Sagen ausgegangen seien, wird wohl nie zu ermitteln sein. Die Gerüchte selbst aber sind um so viel weniger befremdend, weil solche Maßregeln von Vielen befürchtet wurden, auch alle Erfahrungen zeigen, daß bei solchen allgemeinen Aufregungen die mannigfaltigsten Gerüchte entstehen und das Unglaubliche geglaubt wird. Der Arzt Dr. Konrad Rahn=Escher, der Actuar Spöndli und noch mehrere Andere konnten für ihre Personen beunruhigt sein; sie waren so weit gegangen, daß, ungeachtet sie einer günstigen Stimmung eines Theiles der Richter sicher waren, nicht nur die Klage der Staatsanwaltschaft, sondern noch Anderes ihnen Besorgnisse geben konnte.

Wie weit sich Mittheilungen und Einverständnisse zwischen Regierungsgliedern und der Gegenpartei erstreckt haben, kann ich nicht

verhandlungen, u. s. f. und trug den Statthaltern auf, ihren Gemeindeammännern, Gemeinderäthen, Pfarrern, Stillständen und Beamten sofort durch Expresse und unter Zustellung des gegenwärtigen gedruckten Erlasses den ausdrücklichen Befehl zugehen zu lassen, bei Verantwortlichkeit keine Gemeindsversammlungen in Folge etwaiger von jenem sogenannten Central- oder anderen ähnlichen Comité's ausgegangener Aufträge zu veranstalten. Gegen Dawiderhandelnde wurden die Statthalter angewiesen, gehörigen Ortes Klagen einzuleiten. — In einer Kundmachung vom nämlichen Tage sagte dagegen das Central-Comité seinen Befreundeten, indem es ihnen zugleich diesen Regierungs-Beschluß mittheilte: „Ihr werdet mit uns bedauern, daß der Regierungsrath, durch böswillige Einflüsterung veranlaßt, sich bewogen findet, das Central-Comité mit unverdienten Beschuldigungen zu überhäufen.“ Das Comité fährt dann fort: — es habe sich innert den Schranken der Verfassung und der Gesetze bewegt; es ertheile Gemeinden und Beamten keine Befehle und mache nur von dem Rechte Gebrauch, Räthe zu ertheilen, u. s. f. „Seid mannhaft und stark; der Herr wird Eure gute Sache zum Siege führen!“

Die Staatsanwaltschaft legte aus eigener Autorität auf diese Kundmachung, wovon nur wenige Abdrücke ausgegeben waren, einen Beschlag, worauf der Verein eine lithographirte Kundmachung mit einigen Ermäßigungen abgehen ließ. Ferner aber überwies die Staatsanwaltschaft den engeren Ausschuß dem Criminalgerichte wegen Versuch einer Anreizung zum Aufruhr, bewog jedoch dadurch denselben nur dazu, das Aeußerste geradezu zu wagen. — Die Aufträge des Regierungsrathes waren von einigen Statthaltern noch um etwas verschärft, von den meisten einfach befolgt worden. Die Gemeindsvorsteherschaften von Zürich, Wädenswil, Richtenswil, Küßnach, Erlenbach, Pfäffikon, Illnau und Kiburg verwahrten ihre Rechte sogleich mehr oder weniger nachdrücklich gegen die Regierung. Zürich sah in dem Vorgegangenen nichts Ungesetzliches und behielt sich das Recht vor, weiter zu handeln, wie bisher. Erlenbach führte eine hohe Sprache, und Kiburg sagte der Regierung, man sei ihr dann Gehorsam schuldig, wenn ihre Befehle mit der Verfassung übereinstimmen. Mäßiger sprachen die übrigen Gemeinden, und indem sie ihre Rechte sich vorbehielten, erklärten sie den Erlaß der Regierung einfach dahin, daß der Verein keine Aufträge zu ertheilen habe.

Mittlerweile fanden sich am 30., nachdem man vernommen hatte, es seien am 29. von dem Vereine und Anderen seiner Freunde zu Kloten Einleitungen getroffen worden, damit am 2. September die längst besprochene Volksversammlung daselbst zahlreich stattfinde, ungefähr sechszig meistens in öffentlichen Stellen stehende Männer in Zürich ein, um den Regierungsrath aufzufordern, fest zu bleiben, die öffentliche Ordnung zu handhaben und die Bedrohten vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Auch ich erhielt einen Besuch von einem Theile derselben. Man führte mir Beispiele von angedrohten Gewaltthätigkeiten an und forderte mich auf, zur Einberufung von Bewaffneten, auch nöthigen Falles zur Annahme bewaffneter Hülfe von Seite concordirender Stände, die ohne Zweifel dazu bereit sein würden, mitzuwirken. — Ich antwortete so, wie ich mich auch später in amtlicher Stellung ausdrückte und handelte. Die Sachen waren so weit gekommen, daß man einer Krisis entgegensehen mußte, und dem gegenüber war ich fest entschlossen, Alles zu vermeiden, wodurch ein gewaltsamer Gegenstoß im Innern oder ein Bürgerkrieg veranlaßt werden könnte. Zunächst wollte ich dem Großen Rathe die Entscheidung überlassen und hielt es für besser, daß, wenn die weit überwiegende Mehrheit des Volkes auf der Seite der Vereine sei, man gelassen abtrete und auf keinen Fall sich durch Gewalt auf seinen Stühlen zu behaupten trachte. Ich hielt einen Versuch von dieser Art unter den damaligen Umständen für höchst verwerflich und eines guten Republikaners unwürdig, weil ich überzeugt war, daß eine durch gewaltsame Mittel behauptete Macht zu neuen harten Maßregeln, zu Executionen, Bestrafungen, u. dgl., führen, große Kosten dem Lande veranlassen und die Regierung so verhaßt machen würde, daß, wenn sie sich wirklich auf ihren Stühlen behaupten könnte, sie spätestens im Frühjahr 1842 mit Verwünschungen beladen abzutreten genöthigt würde, während hingegen durch ruhige Anerkennung einer überwiegenden öffentlichen Stimmung das Volk in den Fall gesetzt werde, ruhig zu prüfen, was es gewonnen und was es verloren habe.

Nicht gerne stimmte ich am 31. August zur Einberufung des vierten Bataillons nach Zürich; allein man konnte sich dem Vorwurfe nicht bloßstellen, nichts gethan zu haben, wenn am 2. September gegen Personen oder Behörden etwas Ungesetzliches vorgenommen würde. Einverstanden war man im Regierungsrathe darüber, daß das Militär

[illegible]

erstens: Die Regierung soll die in dem Beschluß vom 23. August dem Comité gemachten Beschuldigungen der Aufwiegelungen und des Mißbrauchs des Staatsorganismus zu ungesetzlichen Zwecken als gänzlich grundlos erklären, — zweitens: Es wolle die hohe Regierung die von der Staatsanwaltschaft gegen den engeren Ausschuß des Central-Comité eingeleitete Klage auf Versuch zum Aufruhr als unstatthaft unterdrücken, — drittens: Sie wolle die Staatsanwaltschaft wegen Verletzung des § 5 der Staatsverfassung zur Rechenschaft ziehen und Vorsorge treffen, daß jener Paragraph, die Preßfreiheit enthaltend, nicht nur zum Vortheil der Gegner des Volkes gehandhabt, sondern allen Theilen gleiches Recht gehalten werde.

Der außerordentlich versammelte Regierungsrath gab diesen Abgeordneten durch einen Beschluß die Antwort: — erstens: Die Erläuterung vom 31. gebe über den Beschluß vom 23. die vollständige Erläuterung, daß den verfassungsmäßigen Rechten der Bürger hinsichtlich ihres Petitionsrechtes und der Preßfreiheit keinerlei Eintrag geschehen solle, und der Regierungsrath werde dem Großen Rathe in dessen naher Versammlung über die Veranlassung und den Inhalt des Beschlusses Bericht erstatten, — zweitens: Die Staatsanwaltschaft habe die Klage ohne Auftrag der Regierung an das Gericht gebracht, auf dessen Verhandlungen dem Regierungsrath verfassungsgemäß keine Einwirkung zustehe, — drittens: Die Staatsanwaltschaft*) sei in Folge einer eingekommenen Beschwerde bereits zu einer Berichterstattung aufgefordert worden. — Den 22 Abgeordneten, welche im Casino die Antwort erwarteten, wurde dieselbe im Laufe des Abends ertheilt.

---

*) Es mag an dieser Stelle von dem Verhältnisse der Staatsanwaltschaft zur Regierung überhaupt ein Wort gesprochen werden. Schon oben wurde bemerkt, daß einflußreiche Männer 1831 darauf hinarbeiteten, daß durch Verfassung und Gesetz der Regierungsrath so viel wie möglich eingeschränkt und zu einer bloßen Verwaltungs-Behörde gemacht werde. Die damals neu aufgestellte Staatsanwaltschaft war dem Regierungsrathe in so weit untergeordnet, daß sie Aufträge von ihm erhalten konnte; doch auch aus sich selbst konnte sie eine sehr bedeutende polizeiliche Befugniß ausüben und Klagen an die Gerichte bringen. Der Staatsanwalt — David Ulrich — selbst gehörte der äußersten Linken an, stand schon dadurch in einer gewissen Opposition gegen den Regierungsrath und wurde von Denjenigen, die in der Folge sich radical nannten, als der Bewacher des Regierungsrathes betrachtet und unterstützt. In der Regel wurden die Geschäfte der Staatsanwaltschaft geschickt und nach juristischen Grundsätzen geführt; allein das Verhältniß war so, daß, wenn in

Ich begab mich auf die Straße, als vom Kloster her die Schaaren durch die Stadt nach Hause zurückkehrten, und hörte neben gleichgültigen und fröhlichen auch ernste Stimmen, die sich aussprachen, sie werden den Eindruck, den dieser Tag auf sie gemacht habe, niemals vergessen. Hierauf ging ich in das Gesellschaftshaus, wo die Glieder der Tagsatzung sich gewöhnlich des Abends zusammenfanden. Es wurde in sehr ungleichem Sinne von dem Ereignisse des Tages, der ganzen Angelegenheit und der Stellung der Tagsatzung gesprochen, auch die Frage berührt, ob diese Bewegung nicht die Einmischung der anderen Eidgenossen [illegible] machen könne. Ich beschränkte mich auf die Versicherung, daß die Tagsatzungsgesandten persönlich von dem Volke des Kantons Zürich [illegible] es auch ungehört, nichts zu befürchten hätten, und daß ich hoffe und wünsche, unser Große Rath werde seine [illegible] zu lösen wissen; jede auswärtige Einmischung würde unser Uebel ärger machen und könnte die Eidgenossen selbst unter sich trennen. Uebrigens war kein anderes Mitglied zugegen als Hegetschweiler, der, so weit ich seine Worte vernahm, [illegible].

Noch an diesem Abend [illegible] der [illegible] des Bezirks- [illegible] der Regierungsänderung [illegible]. In dieser Mittheilung findet man die Ausdrücke: „Die [illegible] ist keineswegs befriedigend oder [illegible]. Nicht allein sind die [illegible] gegen uns nicht [illegible], ist die [illegible] Staatsanwaltschaft begangene [illegible] zur Berichterstattung [illegible] Statthalter- [illegible] vom 31. August hin- [illegible] welchen das [illegible] der heiligen Sache [illegible] neuer Freude

---

[illegible] des Regierungs- [illegible] theils von Furcht- [illegible] Widerstand [illegible] als Fehler. [illegible] zu dem fraglichen Falle [illegible]

übertrug, die sie demselben auf's festeste verpflichtete, nicht genügen. Ueberdies dauert der Aufenthalt der Truppen in Zürich noch fort. Womit das Volk, womit dessen Abgeordnete die neue Kränkung verdienten, wissen wir nicht." Der Erlaß schließt mit einer Aufforderung zu ernster und sorgfältigster Wachsamkeit. Eine Nachschrift sagt: „Soeben vernehmen wir, daß die Truppen abgedankt werden sollen."

Die letzten Tage vor dem bewaffneten Zuge gegen die Regierung.

Am 3. September wurde das einberufene Bataillon entlassen und die Einberufung des Großen Rathes auf den 9. beschlossen. Eine von Hürlimann-Landis in das Casino zu Zürich eingeladene Versammlung eines Theiles der Glieder des Großen Rathes zum Zwecke der Berathung dessen, was der Große Rath zu beschließen habe, war nicht zahlreich. Eine Zusammenkunft von etwas mehr als hundert Liberalen auf der Platte bei Zürich, wo diese sich wöchentlich am Donnerstag gesellschaftlich zu versammeln pflegten, hatte, wie ich von zuverläßigen Personen berichtet bin, außer allgemeinen Besprechungen kein Ergebniß, als die Uebereinkunft, die freisinnigen Glieder des Großen Rathes auf den nächsten Freitag, den 6., zu einer Berathung einzuladen und ihnen zu überlassen, einen oder mehrere Freunde mit sich zu bringen. Mittlerweile wurden von Männern der Bewegung Gerüchte verbreitet, die Regierung habe die Häupter des Vereines verhaftet; sie berufe bewaffnete Hülfe aus andern Kantonen; u. s. f. In wiefern dies absichtlich geschehen und von wem die Sagen ausgegangen seien, wird wohl nie zu ermitteln sein. Die Gerüchte selbst aber sind um so viel weniger befremdend, weil solche Maßregeln von Vielen befürchtet wurden, auch alle Erfahrungen zeigen, daß bei solchen allgemeinen Aufregungen die mannigfaltigsten Gerüchte entstehen und das Unglaubliche geglaubt wird. Der Arzt Dr. Konrad Rahn-Escher, der Actuar Spöndli und noch mehrere Andere konnten für ihre Personen beunruhigt sein; sie waren so weit gegangen, daß, ungeachtet sie einer günstigen Stimmung eines Theiles der Richter sicher waren, nicht nur die Klage der Staatsanwaltschaft, sondern noch Anderes ihnen Besorgnisse geben konnte.

Wie weit sich Mittheilungen und Einverständnisse zwischen Regierungsgliedern und der Gegenpartei erstreckt haben, kann ich nicht

sagen. Die Verbindung der Freimaurer wirkte stark auf Hegetschweiler; Bekanntschaften und Aehnlichkeit der Gesinnungen konnten auf Einzelne Einfluß haben. Doch bezweifle ich es, daß ein Mitglied der Regierung in einem gänzlichen Einverständnisse mit der Gegenpartei gestanden habe. Auffallend ist es, daß, wie ich jetzt aus sichern Quellen weiß schon am 4. September einige zürcherische Einwohner, die nicht zu den Häuptern der Eingeweihten gehörten, dem in Zürich wohnenden Bruder des Regierungsrathes Fierz, einem gemäßigten redlichen Manne, sagten, in wenigen Tagen werde eine provisorische Regierung aufgestellt sein, und ihm die meisten Namen nannten, wie sie sich nachher vorfanden: Hegetschweiler sei unter denselben gewesen, meines Namens hingegen nicht erwähnt worden. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß man mich am 6. nicht zum Eintritte in dieselbe aufgefordert hätte, wenn Hegetschweiler nicht wäre verwundet worden.

Am Morgen des 5. besuchte mich Bürgermeister Heß, und bald nach ihm trat Hegetschweiler in das Zimmer, beide, um über die Angelegenheit des Tages mit mir zu sprechen, vielleicht auch von mir zu vernehmen, wie weit ich zum Nachgeben gereift sei. Aber ich konnte vollständig wahrnehmen, daß sie nichts verabredet hatten, nicht einmal ganz einverstanden waren, und wir kamen überein, daß die Sitzung des Großen Rathes am 9. entscheiden müsse, was zu thun sei, und daß an eine unverzügliche Nachgiebigkeit der Regierung durchaus nicht gedacht werden könne. Ebenso waren wir übereinstimmend, daß keine auswärtige Hülfe angerufen werden solle. Von einer provisorischen Regierung war keine Rede. Ob Hegetschweiler oder Beide Mehreres wußten, und ob meine Aeußerungen einen aus ihnen abhielten, mir mehr zu sagen oder mehr zuzumuthen, kann ich nicht wissen; doch waren keine Anzeichen davon vorhanden.

An dem Abend dieses Tages wurde der Regierungsrath um fünf Uhr versammelt. Eine Zuschrift des Statthalters von Zürich rieth an, dem Volke Beruhigung zu geben, daß keine auswärtige Hülfe gesucht werde oder im Anzug sei. Eine andere des Statthalters von Winterthur enthielt Zusicherungen von Zuneigung und Ergebenheit des Volkes seines Bezirkes gegen die Regierung. Beide Zuschriften wurden angehört, ohne daß darüber näher eingetreten wurde. Hierauf legte der Bürgermeister Heß eine Zuschrift der sämmtlichen Tagsatzungsgesandten der im Concordate stehenden Kantone Bern, Luzern, Solothurn,

Aargau, St. Gallen und Thurgau von eben diesem Tage vor. Sie verlangten beförderlichen Aufschluß über den Stand der Bewegung, insbesondere über die Zulänglichkeit der Kraft und der Wirksamkeit der Regierung. Einige Regierungsglieder befremdeten sich, daß Tagsatzungsgesandte sich ohne Befugniß in die Angelegenheiten des Kantons mischen. Der Bürgermeister Heß und noch Andere suchten sie durch ihre gegenwärtige Stellung zu rechtfertigen. Bald wurde allgemein eingesehen, durch die Berathung über die Beantwortung würden die wichtigen Fragen, ob man Intervention nachsuchen wolle oder nicht, und ob man Kraftäußerungen machen wolle, zur Sprache kommen müssen, und man hörte daher gerne auf den Antrag, diese Berathung auf den künftigen Morgen zu verschieben.

Dieser Aufschub ist der beste Beweis, daß keine Majorität für gewaltsame Maßregeln vorhanden war, weil eine solche leicht hätte ermessen können, daß, wenn man etwas von dieser Art thun wolle, keine Minute zu verlieren sei. — Ich glaube, daß die nachfolgende Angabe, die man in dem „Beitrag zur Geschichte der Revolution vom 6. September 1839", von H. Weiß, gewesenem Mitglied des zürcherischen Regierungsrathes, Winterthur, S. 52, liest, die zuverläßigste Angabe über diesen Punkt enthalte. Er sagt: „Ich bin schuldig, zu bemerken, daß unser Sieben darüber einverstanden waren, im Nothfalle uns um eidgenössische oder Concordats-Hülfe umzusehen; allein bis zu dem Augenblicke, zu dem unsere Erzählung gelangt ist, hatten sich bereits drei derselben förmlich von dieser Ansicht zurückgezogen, und es wäre demnach höchst zweifelhaft gewesen, ob eine Minorität von auch nur vier Mitgliedern sich am Ende für eine solche Maßregel würde ergeben haben."

Vor sieben Uhr war die Sitzung beendigt, und aus dem Gesagten ergiebt es sich, wie unstatthaft die damals verbreiteten Berichte waren, die Sitzung habe bis nach neun Uhr gedauert und es sei sehr ernsthaft über die Frage der Anrufung des Concordates debattirt worden. Die Lenker der Bewegung waren mit jedem Worte, das in den Sitzungen des Regierungsrathes ausgesprochen, und mit dem größten Theile dessen, was vor- und nachher im Zimmer geredet wurde, bekannt. Der Staatsschreiber Hottinger und sein Sohn, der mit ihm die Canzleigeschäfte besorgte, waren der Opposition durchaus ergeben und sowohl mit den Führern derselben, als mit Mitgliedern des

Vereines in enger Verbindung. Für diesen waren keine sichern Gründe zur Furcht und ein dringendes Bedürfniß vorhanden, der Regierung zuvor zu kommen; aber man war von Unruhe und Besorgnissen erfüllt. Neben dem Schreckbilde des Anmarsches Bewaffneter aus Concordats-Kantonen waltete noch die Besorgniß, die Radicalen gingen mit einer Besetzung des Zeughauses um und veranstalteten eine bewaffnete Unterstützung des Großen Rathes bei dessen nächster Sitzung. Bekannt mit der weit überwiegenden Stärke ihrer Partei, hätten die Männer der Bewegung den 9. September erwarten können, und dies schien auch die Absicht der meisten gewesen zu sein. Der Verfasser der Schrift „Des Zürcher Volkes Kampf und Sieg" sagt, S. 76, auf den Montag sei nur eine ernstliche Demonstration beabsichtigt gewesen, um da, wo der bessere Sinn gewichen, Furcht vor Verlust der Volksgunst und des Stuhles einzuflößen. Es war demnach von Seiten der Vereine die Einleitung getroffen, daß der Große Rath am 9. durch eine große Volksmenge zur Nachgiebigkeit gezwungen werde.

Die Gemüther waren aber so aufgeregt und das Einverständniß der Vereine so groß, daß der leiseste Anstoß einen Ausbruch veranlassen konnte. Diesen gab Dr. Rahn-Escher in einem Augenblicke, wo er und Andere, von Unruhe erfüllt, ihren Ahnungen das Gewicht der Wirklichkeit gaben. Er schrieb an den Präsidenten des Comité's zu Pfäffikon folgende Zeilen: „Die Feinde drohen, das Vaterland mit fremden Truppen zu überziehen; Neuhaus bietet Bern auf, und Basel-Land rüstet sich. Ich ersuche Euch, Euch in Bereitschaft zu halten, damit, wenn die Glocken gehen, Alles zum Sturm bereit sei. Ein guter Theil kommt dann nach Zürich, und ein anderer bleibt bei Hause, zur Bewachung des eigenen Herdes. Zürich den 5. September 1839." — „Aehnliche Briefe" — sagt der Verfasser von „Kampf und Sieg", S. 79 — „gingen auf andere Seiten hin. In der Stadt legte der Sturm sich wieder, weil man bestimmt vernahm, daß das frühere, obschon nicht aus leerer Quelle gekommene Gerücht doch noch nicht zur Wahrheit geworden sei, und sofort wurden von Dr. Rahn Gegenberichte allenthalben hin gesandt, der aber nach Pfäffikon auffallend spät kam." — Der Pfarrer B. Hirzel von Pfäffikon berichtet in der Schrift: „Mein Antheil an den Ereignissen des 6. September 1839", S. 5, daß er um zwei Uhr, wie alle übrigen Präsidenten der Bezirks-Comité's, dieses Schreiben des Vicepräsidenten des Central-Comité's erhalten, lange

rüber nachgedacht und im Gefühle, daß man Andern zuvorkommen
üsse, die Sturmglocke habe anziehen lassen. Zugleich seien Expresse
Pferd an den See und nach Zürich abgegangen, um die Brüder
n dem Aufbruche in Kenntniß zu setzen.

Der sechste September.

Die Folgen dieses Aufbruches und die Ereignisse des 6. September
d bekannt und vielfach beschrieben worden. Ich werde mich daher
dem Nachfolgenden mit wenigen Ausnahmen auf meine Stellung
d auf meine persönlichen Wahrnehmungen beschränken.

Bei der Aufhebung der Rathssitzung war noch keine Kunde eines
fstandes vorhanden, obgleich man wußte, daß eine allgemeine Gährung
rsche. Ich suchte Niemand mehr auf, weil man in solchen Zeiten
: Ungewißheit durch stetes Haschen nach Gerüchten seine eigene Be-
menheit verliert, sondern kehrte nach Hause zurück. Während der
cht hörte man in meiner Wohnung im Fraumünsteramte bei dem
en Kornhause oft einzelne und mehrere Menschen auf den Straßen
hergehen, und wenn auch der Gedanke sich darbot, es könnte viel-
cht um irgend eine Unternehmung zu thun sein, so war ich doch
er alles Vorgegangene so mit Ekel erfüllt, daß ich glauben mußte,
r jetzt ohne bestimmten Grund Lärm mache, trage nur dazu bei,
s Uebel zu vergrößern: — es sei Sache der Polizei und des Kriegs-
hes, über die Ereignisse zu wachen und Anzeige davon zu machen,
ald ein Einschreiten der Regierung nöthig sei; in meiner Stellung
gegen liege es, jeden Ruf zu erwarten und einem solchen, wie es
Pflicht erfordere, sogleich zu entsprechen. Er blieb nicht aus.
ch vier Uhr Morgens des 6. September erhielt ich von dem Amts-
rgermeister die Einladung, mich in eine Sitzung des Regierungs-
hes nach dem Polizeihause zu begeben.

Sogleich eilte ich dahin und fand am linkseitigen Eingange der
ünsterbrücke eine Abtheilung der Militärschule (Infanterie) so auf-
tellt, daß man kaum zwischen der äußersten Rotte und dem Brücken-
änder durchgehen konnte. Der Regierungsrath war nicht vollständig,
il Hüni verreist, Hauser krank und die außerhalb der Stadt woh-
den Glieder nicht benachrichtigt waren. Es wurde angezeigt, es
eine Schaar von mehreren tausend Mann aus den oberen Landes-

gegenden von Pfäffikon her im Anzuge, die sich nähere und sich immer vermehre. Der Stadtpräsident Obrist Eduard Ziegler und der Stadtpolizeipräsident Gyfi wurden auf das Polizeihaus beschieden, um mit ihnen über das Polizeiliche eine Besprechung zu halten. Der Bürgermeister Heß, der Regierungsrath Eduard Sulzer und der Regierungsrath Weiß wurden dazu verordnet. Man kam überein, die bewaffneten Bürger sollten die größere Stadt, die Militärschule dagegen, die einzige bewaffnete Macht, welche der Regierung zu Gebote stand, die Zugänge zu den Zeughäusern bewachen. Unverhohlen sagte Ziegler, das zürcherische Militär sei angewiesen, die Landleute frei passiren zu lassen; möglich wäre es aber, daß sie sich bei der bekannten, auch in der Stadt herrschenden Stimmung mit jenen verbinden könnten. Die Wahrscheinlichkeit dieses letzteren Umstandes konnte kein Unbefangener sich verbergen; allein von dieser Aeußerung geschah bei der Berichterstattung keine Erwähnung. — Bald vernahm man, die angekündigte Schaar nähere sich von Schwamendingen her. Hegetschweiler und Eduard Sulzer wurden mit einem Weibel mit der Standesfarbe abgeordnet, um ihre Absichten zu vernehmen und zu trachten, sie zu beruhigen. Vor sechs Uhr ging man aus einander, mit der Verabredung, sich um halb acht Uhr auf dem neuen Postgebäude, dem Sitzungsorte während der Tagsatzung, also in der kleinen Stadt jenseits der Limmat, wieder zu versammeln, wenn der Bürgermeister nicht früher rufen lassen würde. Obrist Hirzel, der Befehlshaber des Militärs, hatte zwar berichtet, wenn die Regierung unter dem Schutze der Militärschule stehen wolle, so könne sie sich in den Löwenhof (das alte Zeughaus) begeben; allein man nahm dies nicht an, um nicht den Schein zu geben, man sehe sich in einen Kriegszustand versetzt.

Man hat fragen hören, warum die größere Stadt sogleich ganz aufgegeben und warum die Polizeiwache (die Landjäger) nicht zur Vertheidigung gebraucht worden seien. Das erste war durchaus nothwendig, wenn man die Zeughäuser auch nur nothdürftig beschützen wollte; denn auch auf der Seite der kleinen Stadt war ein Andrang möglich, und die geringe Zahl der Militärschule gestattete keine Vertheilung. Die Polizeiwache wurde nicht gebraucht, theils weil man sie nicht bloßstellen, theils weil man nicht durch ihr Auftreten reizen wollte, weil es allgemein bekannt war, daß das Volk sogleich sehr erbittert würde, wenn es dieses Corps, das es als eine Gensdarmerie

betrachtete, gegen sich aufgestellt sähe. Ein Theil der Regierung war entschlossen, Alles zu thun, um Gewalt und Blutvergießen zu verhüten, und hoffte den Sturm so weit stillen zu können, daß die Versammlung des Großen Rathes erwartet werde. Einige mochten die Lage der Sachen als ernster ansehen, und noch Andere betrachteten die aufgestandene Masse wie eine gewöhnliche Volksversammlung; denn als ich, ehe man aus einander ging, sagte: „Man wird auf die Verpflegung dieser Menschen denken müssen, wenn die Sache sich verzögert, damit sie nicht Brod und andere Nahrungsmittel fordern oder sich selbst verschaffen" —, antworteten mir mehrere Mitglieder: „Sie können selbst für sich sorgen" —, und ein anderer, ein Mitglied aus Zürich, lächelte ein wenig.

Als man auf das Postgebäude hinkam, fanden einige Mitglieder sich erst später ein, und Eduard Sulzer, den man zu wiederholten Malen rufen ließ, weil Einige bemerkten, er würde jeden Beschluß mißbilligen, bei dem er nicht zugegen gewesen wäre, ließ beinahe eine Stunde lang auf sich warten. Man konnte leicht begreifen, daß die seit gestern Abend in Bewegung befindliche Menge unschwer zum Vorrücken verleitet werden könnte, und daß man hinterher die Entschuldigung in der Zögerung des Regierungsrathes suchen und finden würde. Kostbare Zeit wurde verloren; ob aber freilich auch schnelle Beförderung die Ereignisse des Tages würde verhütet haben, ist sehr zweifelhaft. Denn schon vor neun Uhr soll die Schaar sich von Oberstraß her dem Blinden-Institut genähert haben. — Bald nach neun Uhr war in unserer Sitzung der Beschluß gefaßt, dem Volke anzuzeigen, daß weder fremde Truppen aufgeboten, noch sonst im Anmarsch seien, daß der Regierungsrath die ganze Angelegenheit in den Schooß des Großen Rathes gelegt habe, und daß er nicht daran zweifle, daß diese hohe Behörde Beschlüsse fassen werde, welche die Ruhe und den Frieden des Landes wieder herzustellen geeignet seien. Die Canzlei war mit der Redaction beschäftigt, und man wollte zu der Berathung einer Antwort auf das gestrige Schreiben jener zwölf Abgesandten hinübergehen, als gleich nach einander die Nachrichten eintrafen: in Neumünster erschalle die Sturmglocke; die Volkshaufen nähern sich den Brücken über die Limmat; u. s. f. Die Schilderung, die ein Weibel von ihrem Aussehen und ihrer Bewaffnung machte, veranlaßte mich, dem mir beinahe gegenüber sitzenden Hegetschweiler zuzuflüstern: „Denken

Sie nicht an Hudibras?" Der Ton, in dem er ein „Ja" aussprach, läßt mich glauben, daß, wenn er auch die Hauptabsichten der Mißvergnügten kannte, er doch weder in ihren ganzen Plan eingeweiht gewesen sei, noch ihr Verfahren gebilligt habe.

Unversehens hörte man vom nahen Münsterhofe her Flintenschüsse. Man veranstaltete schnelle Erkundigung, und als die Schüsse sich erneuerten, auch das Gewirre und der Kampf sich in die Postgasse bis vor das Sitzungslocal selbst ausdehnten, standen so viele Regierungsglieder von ihren Stühlen auf, daß die Berathung aufhörte, und ich kann daher nicht sagen, daß der Antrag Melchior Sulzer's: man solle die Klage der Staatsanwaltschaft gegen die Mitglieder des Comité's zurückziehen —, zu einem Beschlusse gediehen sei. Ebenso kann ich mich nicht erinnern, Eduard Sulzer sagen gehört zu haben: „Jetzt die Kanonen heraus!" Doch muß ich hinzusetzen, daß ich in jenen Minuten einige Worte an die gleich über mir sitzenden Bürgermeister richtete. Ein Theil der Glieder eilte an das Fenster, andere auf den Vorsaal, unter diesen auch Hegetschweiler, der bald wieder zurückkam; das Schießen erneuerte sich. Man sah, daß es auf die Beseitigung der Regierung und des ganzen bisherigen Systemes abgesehen sei. Die Sturmglocken der Stadt ertönten; die Stimmung der weit überwiegenden Mehrheit der Stadtbewohner, insbesondere der in den Waffen stehenden, mehr als 500 Mann starken Freiwilligen, war kein Geheimniß. Sah man gleich den Landsturm erschrocken die Flucht ergreifen, so wußte man doch, daß jeder längere Widerstand die Militärschule aufopfern oder einen Theil derselben zur Insubordination verleiten, die Lenker und Führer der bewaffneten Städter zu Ergreifung der Thätlichkeiten veranlassen, die bereits angekündigten Seebewohner noch mehr erbittern, neues Blutvergießen herbeiführen und die unseligsten Folgen hervorbringen würde.*) Allgemein sprach man im Sitzungszimmer sich dahin

---

*) Es ist bekannt, daß der Präsident des Kriegsrathes, Regierungsrath Weiß (vergl. „Beiträge zur Geschichte der Revolution vom 6. September", von H. Weiß, S. 56) am 5. September nach zehn Uhr Abends, nachdem man von dem Anzuge der Pfäffiker benachrichtigt war und bereits einzelne Stadtbewohner bewaffnet gesehen hatte, dem Obristen Hirzel die nachfolgende schriftliche Vollmacht zustellte: „Herr Obrist wird hiermit beauftragt und bevollmächtigt, zum Schutz und zur Sicherheit der Personen und des Eigenthums, sowie der verfassungsmäßigen Behörden, die ihm zweckmäßig scheinenden Maßregeln zu treffen." Zwischen vier und fünf Uhr

aus, diesem Kampfe müsse ein Ende gemacht werden, um so viel mehr, als durch den gefaßten Beschluß dem Begehren des Volkes entsprochen sei. Der Bürgermeister Heß schrieb den Befehl für Einstellung der Feindseligkeiten, mit welchem Hegetschweiler, ohne ein Wort zu sagen, davon eilte. „Was müssen wir nun thun?“ — fragten einige andere Glieder, und es wurde ihnen geantwortet: „Beisammenbleiben und den Erfolg des Befehles erwarten!“ — Ich ging in den Vorsaal, wohin auch vier oder fünf meiner Collegen kamen. Von den Weibeln vernahmen wir, Hegetschweiler sei bereits auf die Straße hinaus gegangen, nach ihm auch Weiß und Kaspar Hirzel: man sehe zwei Männer todt liegen, und Andere seien verwundet. Einigen Personen, die, durch das Geschrei und das Umherlaufen der Massen erschrocken, einen Zufluchtsort suchten, zeigte ich, weil ich die Einrichtung des Hauses kannte, einen solchen in einem Raume auf der Seite nach der Schule hin und ging in den Hof hinunter.

Soeben war Hegetschweiler verwundet in das Postgebäude getragen und in das Zimmer auf der Canal-Seite gebracht worden, das

---

Morgens war man mit den Vorstehern der Stadt übereingekommen, gemeinschaftlich auf Erhaltung der Sicherheit hinzuwirken. Wenige Bewohner Zürich's mochten bei der Nachricht vom Anzuge eines ungeregelten Haufens aus jenen Gegenden ohne Besorgnisse sein, weil man sich nicht nur des Brandes in Uster, sondern der Erscheinung vieler Bewohner jener Gegenden vor Zürich's Mauern im September 1802 und an Anderes mehr, erinnerte. Der Auftrag zur Bewachung der Zeughäuser war auch den Stadtvorstehern mitgetheilt worden. Im Zeughause selbst stand schon während der Nacht eine Anzahl bewaffneter Bürger, in der Absicht, dasselbe zu beschützen, woraus aber noch keineswegs hervorging, daß sie auch die Sache der Regierung zu vertheidigen gesinnt seien. In Obrist Hirzel's Brust mochten drückende Gefühle herrschen. Als bekannter Ehrenmann und alter Militär — Salomon Hirzel hatte seit 1806 in Spanien, 1812 in Rußland gekämpft — war er gesinnt, seinen Auftrag zu erfüllen: daher auch der Wink an die Regierung, sie könne im Zeughause Sicherheit finden. Politische Ansichten und viele Verbindungen mochten ihn dagegen mit Schauer an die Möglichkeit denken lassen, daß nicht nur eine Volksmasse, sondern auch Zürich's Bürger sich erheben werden. Doch folgte er der Pflicht und traf in diesem Sinne seine Anordnungen. — Wir wenden uns jetzt nach dem Beginn der Thätlichkeiten. Als der Volkshaufe beim Blinden-Institut angekommen war und diejenigen, die mit Gewehren versehen waren, anfingen, dieselben zu laden, blieb das Vorhandensein einer gewaltsamen Entscheidung Vielen kein Räthsel mehr, und der Landammann Schmid von Uri, der als Zuschauer zugegen war, kehrte als besonnener Mann in seine Wohnung im unteren Stocke des Hauses, wo ich

er nicht mehr verließ. Ich eilte dahin, und als ich bemerkte, daß er noch lebe, suchte ich sogleich oben den Regierungsrath Zehnder, den einzigen in der Nähe befindlichen Arzt, auf, der mir unverzüglich folgte. Die Leute, die Hegetschweiler gebracht hatten, waren nicht mehr zugegen und Zehnder und ich einige Zeit allein um ihn. Man bemerkte zuerst keine wichtige Verletzung, als die einer Arterie neben dem rechten Auge, die stark blutete, und ein reines weißes Taschentuch, das ich in der Tasche trug, war das einzige Mittel, das wir in jenen Minuten zur Stillung des Blutes hatten. Noch sah man eine kleine Streifwunde unter dem Munde und eine am rechten Auge. Vernehmlich sagte der Verwundete, während Zehnder an einem Tische beschäftigt war, einen Verband zuzubereiten, mit halb geöffneten Augen zu mir: „Venae sectio am Fuß!“ Ich theilte diese ersten Worte unseres Freundes unverzüglich Zehnder mit, der mir antwortete: „Am Arme, so nahe an der Wunde als möglich, sobald wir ein Instrument haben!“ Ich wiederholte diese Worte gegen Hegetschweiler, der durch eine kleine Kopfbewegung sie zu billigen schien und bald nachher das Wort: „Eis“ —

---

wohnte, zurück. — Ueber den Anfang des Schießens weiß ich aus dem Munde einer achtungswerthen Familie, die am Münsterhofe wohnte und den politischen Ansichten der großen Mehrheit der Stadtbewohner beipflichtete, daß sie die ersten Schüsse aus der Volksmasse herkommen sah. Einige Jungen, die in den Posthof gelaufen kamen, erzählten sogleich, sie hätten in der Nähe deutlich gesehen, wie zwei Jäger (Scharfschützen) aus dem Volke die ersten Schüsse gethan hätten. — So verhielt es sich mit dem Anfange der Thätlichkeiten, und es läßt sich sehr leicht begreifen, daß die Lenker der Bewegung fanden, sie seien so weit gegangen, daß sie nicht mehr stille stehen können; aber es war eine sehr ungerechte Zulage, als der Verein in seiner Kundmachung vom 6. September sagte: „Das Volk rückte friedlich, aber entschlossen ein, seine heiligen Rechte zu verlangen. Da wurde es plötzlich überfallen und angegriffen. Die wenigen Bewaffneten wehrten sich tapfer; aber sie mußten weichen.“ Der Major Uebel, der Commandant der Militärschule, der, immer durch Pflicht und Ehre geleitet, keine Furcht kannte und mit politischer Casuistik sich nie beschäftigte, konnte als Militär nicht anders handeln, und jeder Unbefangene muß zugeben, daß ein roher oder auch nur hitziger Mann an seiner Stelle noch weit größeres Blutvergießen würde angerichtet haben.

Zusatz des Herausgebers. Es ist hübsch, mit dieser Würdigung Uebel's die Beurtheilung des Verhaltens desselben durch Gust. Freytag, in „Karl Mathy“, S. 184 und 185, zu vergleichen (Mathy war während seines Aufenthaltes zu Grenchen, 1839 und 1840, mit Uebel, den der Kanton Solothurn anstellte, bekannt geworden).

gegen mich aussprach, was wieder ein Beweis von vorübergehendem Bewußtsein und Erkenntniß seines Zustandes war.

Sobald Menschen sich einfanden, stieg ich wieder in das Sitzungszimmer hinauf, wo der größere Theil der Mitglieder noch zugegen war. Nur Eine Stimme ließ noch das Wort: „Concordat?" — sachte und fragend vernehmen; aber Niemand achtete darauf. Man erzählte mir, es seien von den Bewaffneten der Stadt Aeußerungen erfolgt, man möchte jedem weiteren Widerstreben ein Ende machen, und man mußte sich überzeugen, es bleibe nichts übrig, als die Handhabung der öffentlichen Ordnung der Stadtpolizei und den Bewaffneten, die sich dazu bereit erklärt hatten, zu überlassen und den nächsten Montag, die Versammlung des Großen Rathes am 9. des Monates, zu erwarten. Der Amtsbürgermeister Heß stellte seinen letzten Befehl, die Zeughäuser der Bewachung des Stadtmilitärs zu übergeben, aus. Verschiedene Anschuldigungen über Gewaltsmaßregeln, die der Regierungsrath ergriffen haben soll, z. B. es sei dem Statthalter des Bezirkes Pfäffikon aufgetragen worden, die Anführer der Pfäffiker=Schaar aufzuhalten, sobald sie nach Hause kommen, sind also durchaus unbegründet.

Ich kehrte zu Hegetschweiler zurück. Mehrere Wundärzte waren eingetroffen, und man hatte die von den Haaren bedeckte tödtliche Wunde wahrgenommen, die durch eine kleine durch den Schädel gedrungene Kugel war veranlaßt worden. Regierungsrath Fierz war auch in das Zimmer gekommen, und weil ich den braven Mann, der ernst mit verschränkten Armen am anderen Ende des Zimmers auf und nieder ging, nicht stören und noch weniger neben dem Verwundeten Geräusch machen wollte, sprach ich nichts zu ihm, begab mich noch einmal in das Sitzungszimmer, fand aber dasselbe und den Vorsaal ganz leer. Ich stieg wieder hinunter und vernahm von den Postbedienten, sie hätten die Mitglieder weggehen gesehen: — es seien Winke gegeben worden, man möchte um seiner Sicherheit willen sich entfernen; Eduard Sulzer habe sich, von seinem Finanzweibel Schenkel geführt und von einem bewaffneten Bürger, dem Glaser Gimpert, begleitet, durch die Cappelergasse nach dem Stadthause begeben, und ebenso begleitet sei ihm der Regierungsrath Melchior Sulzer bald nachgefolgt. Zum letzten Male besuchte ich Hegetschweiler und entfernte mich, weil

hinlängliche Hülfe vorhanden war. *) Ich fand eine Bürgerwache am Eingange des Postgebäudes aufgestellt und kam, ohne viele Personen anzutreffen oder von Jemand angesprochen zu werden, in meine nahe gelegene Wohnung zurück.

Hier noch einige Worte über den Ausgang des Kampfes und dessen nächste Folgen. Die Bewaffneten der Regierung, vor allen der Major Uebel als Fremder, konnten, unbekannt mit der wahren Lage der Sachen, der entschiedenen Stimmung der Stadt, nach der Flucht der Schaaren aus Pfäffikon für den Augenblick glauben, der Sieg sei auf ihrer Seite. Daher ihre Haltung, und daher schossen sie auf diejenigen, die sich ihnen näherten. — Dem regellosen Haufen und dem Sinne des Zürcher Volkes gereicht es zur Ehre, daß es keine Excesse beging und keine Rache an Personen ausübte. Allein man sieht daraus eben so klar, daß es von keinen rohen Führern aus seiner Mitte, sondern von besonnenen Männern geleitet war, die das Mißliche und Ungesetzliche der Unternehmung begriffen und theils deßwegen, theils auch um ihrer künftigen Herrschaft eine festere Grundlage zu geben, Alles anwandten, um größere Störungen zu verhüten, und daß auch die bewaffneten Bürger durchaus in diesen Gesinnungen standen. — Ungerne vermißte man dieses Benehmen in der öffentlichen Ausstellung der Getödteten, die nicht zur Versöhnung beitragen konnte, von der vielfach gesprochen wurde. Allein wer kann sich verwundern, wenn in einer Zeit, wo alle Leidenschaften losgebunden waren, etwas von der Art geschieht?

Die Meinigen, denen ich nicht gesagt hatte, die letzte Sitzung werde im Postgebäude gehalten, glaubten, ich sei, wie am frühen Morgen, auf dem Polizeihause gewesen, und hatten mir nun Vieles zu erzählen. Ich konnte aus dem Fenster noch manche seltsame Scene betrachten; doch war eine der originellsten Begebenheiten, die in unserer Nähe sich zutrug, der Ausruf eines alten schwäbischen Fuhrmannes, der, die Fäuste an die Hüftknochen gestemmt, beim Anblick der mit Knütteln, Sensen und dergleichen Waffen versehenen Menge ausrief: „Das ist wieder einmal eine rechte Sauerei!"

---

*) Nach seinem Tode konnte ich im Gewirre meiner damaligen Verhältnisse zwei Stunden erübrigen, in denen ich einige zwar schnell hingeworfene Worte über den Mann aussprach, den ich lieb gewonnen hatte. Sie erschienen in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 13. September.

Während des Mittagessens erzählte Jemand, der in das Haus kam, es seien mehrere Regierungsglieder auf dem Stadthause beisammen. Einige Minuten lang beschäftigte mich der Gedanke, ob es nicht Pflicht sein sollte, sich mit seinen Collegen zu vereinigen, wenn sie versammelt seien. Aber ich mußte mir antworten: — „Von diesem Versammlungsorte war nie unter uns die Rede, und welche Regierungsräthe sind daselbst, und wer hat sie an diesen auffallenden Ort berufen? Ich entschloß mich demnach, zu Hause zu bleiben und einen Ruf zu erwarten. Bald nach ein Uhr fand sich bei mir der Bürgermeister Heß ein, von dem ich wußte, daß er vom Postgebäude nach Hause gegangen sei, und als er sich mir eröffnen wollte, folgte der Bürgermeister Frey von Basel, Tagsatzungs-Gesandter, der ihn aufsuchte, ihm nach. Wie billig, entfernte ich mich. Als aber nach kurzer Zeit Frey wegging und ich wieder in das Zimmer kam, richtete der Bürgermeister Heß an mich die Worte: „Wir sind in einem Zustande der Auflösung und allen Gefahren der Anarchie bloßgestellt. Das Volk begehrt dringend die Aufstellung einer provisorischen Regierung. Die beiden Sulzer, Hürlimann, als Vorsteher des Vereines, Bürgermeister Muralt und der Alt-Regierungsrath Escher-Schultheß sind auf dem Stadthause versammelt, um diesen Ruf zu erfüllen. Ich bin beauftragt, Sie aufzufordern, beizutreten. Auch der Tagsatzung ist man schuldig, den eidgenössischen Staatsrath zu vervollständigen. Sie sind Mitglied desselben. Hegetschweiler ist für uns verloren, Hüni verreist; von Hirzel kann keine Rede sein. Wir dürfen weder unser Volk, noch die Tagsatzung in Ungewißheit lassen!" — Ich verlangte, den Zweck zu kennen, und als er mich im Namen der genannten Männer versicherte, es sei um nichts Anderes zu thun, als den eidgenössischen Vorort nicht ohne Vertretung zu lassen, die Verfassung unangetastet zu erhalten und gesetzliche Ordnung zu handhaben, glaubte ich mich nicht entziehen zu sollen. Der Gedanke des Vaterlandes ließ mich die Parteien und die Verantwortlichkeit, die ich auf mich laden könnte, vergessen, um so viel mehr, da der Moment nicht ungefährlich war, und ich immer glaubte, in Zeiten der Gefahr müsse ein Mann, der an einer höheren Stelle sich befindet, nie dem Vorwurfe der Furchtsamkeit sich bloßstellen und lieber gewagt, als verzagt handeln, so weit es nur seine Person betrifft.

Ich folgte dem Bürgermeister auf das Stadthaus nach, und die sämmtlichen Mitglieder wiederholten ihre Versicherung, daß es nur um Handhabung der öffentlichen Ordnung mit Beobachtung der Verfassung und um Aufrechterhaltung des eidgenössischen Verbandes zu thun sei. Ich erklärte, zu diesem Zwecke werde ich mitwirken, nicht von der Verfassung abweichen, nichts desto weniger aber abtreten, so bald die öffentliche Ruhe hergestellt sei. Alle sprachen sich noch einmal über die ersten Punkte in diesem Sinne aus und äußerten sich, mit Ausnahme Melchior Sulzer's, über die letzte Erklärung mehr und weniger bestimmt ungefähr so, wie ich es gethan hatte.

Schon während der ersten Stunden unseres Beisammenseins ergab sich der Anlaß, seine Gesinnungen unverhohlen zu äußern. Einer der ersten Lenker der Bewegung trat in das Zimmer, gerade als Hürlimann abwesend war, und sagte, nachdem einige Worte waren gewechselt worden: „Es bleibt nichts übrig, als daß die provisorische Regierung gemeinschaftlich mit dem Comité handle und sich an dasselbe anschließe." Muralt, an den er diese Worte gerichtet hatte, antwortete mit Bewegung: „Das können wir nicht, wenn wir eine Regierung sein sollen; allein wir werden gewiß handeln, wie es die jetzige Lage der Sachen erfordert." Nun blickte jener Mann mich an, und mit kräftiger Stimme antwortete ich ihm: „Alles werde ich für Ruhe und Ordnung redlich thun; aber an das Comité können wir uns nie anschließen, insbesondere nach dessen Treiben in den letzten Tagen." Gelassen ging der Sprecher weg, ohne Zweifel in vollem Bewußtsein, daß die Macht bereits in seinen und in seiner Genossen Händen liege.

Dies wurde am folgenden Morgen, am 7. September, durch die große Volksversammlung, die auf dem Paradeplatze stattfand, außer Zweifel gesetzt; denn wenn auch eine bedeutende Anzahl theilnahmloser Zuschauer zugegen war, so mußten diese dennoch als zustimmend betrachtet werden, weil keine Einwendung laut wurde. Gleichwohl fuhr die provisorische Regierung fort, die Leitung der Geschäfte in ihrer Hand zu behalten. Wie weit einzelne Glieder sich ihr Votum außer der Sitzung bestimmen ließen, konnte ich nicht wissen, bald aber deutliche Spuren davon an Einzelnen wahrnehmen; dennoch hörte ich

Muralt sagen: „Man muß wenigstens machen, daß wir eine Regierung sein können."

Bis auf den 9. September waren wir beinahe den ganzen Tag auf dem Stadthause versammelt und wurden mehrere Male auch des Nachts durch blinden Lärm dahin gerufen. — Ununterbrochen werden unter solchen Verhältnissen die aufgestellten oder sich selbst aufstellenden Behörden mit Gerüchten, Berichten, Einfragen von militärischer und bürgerlicher Art bestürmt, so daß an ordentliche Berathungen oft nicht zu denken ist, weil Alles sich auf provisorische Weise durchkreuzt. Kaltblütigkeit und Unbefangenheit, die keine Anzeige von einiger Erheblichkeit verachtet und dennoch jede prüft, sind unter solchen Umständen das beste Aushülfsmittel, und ein guter kurz gefaßter Rath findet meistens Gehör. Als z. B. nach Mitternacht einmal eine Anzeige eintraf, es nähern sich von Baden her auf beiden Limmatufern feindliche Schaaren, mußte ich mich sogleich wieder an längst entschwundene frühere Zeiten erinnern. Ein Paar Tage lang war das Gewirre um so viel größer, weil die Menge alle andern Behörden als aufgelöst betrachtete und sich für Alles an die provisorische Regierung wandte. Anträge von bewaffneter Hülfe, Begehren von Dienstentlassung, Aufforderungen zu Arrestationen und gewaltsamen Maßregeln, Einfragen über alle Zweige der Verwaltung, sogar Polizei-Klagen und noch manches Andere folgten einander nach, und es blieb in der Regel nichts übrig, als die meisten Ankömmlinge mit freundlichen Worten zu verständigen. Ueber die meisten Angelegenheiten waren die Mitglieder der provisorischen Regierung bald einverstanden, und ich trug das Bewußtsein davon, daß es mir gelungen sei, einige Uebereilungen und überflüssige Maßregeln zu verhüten, wie z. B. eine oder zwei Arrestationen auf bloße Gerüchte hin, die Einberufung eines vierten Bataillons über die drei hinaus, die bereits unter den Waffen standen, die Erlassung von Schreiben an die Kantone, deren Gesandtschaften uns nicht anerkannten. Denn in diesem letzten Punkte war es leicht vorauszusehen, daß diese Kantone die Aufstellung gesetzlicher Behörden erwarten werden.

Nicht ohne bittere Gefühle sah man, sobald der Sieg entschieden war, Leute, die einst mit den Häuptern der gestürzten Partei in genauer Verbindung gestanden hatten, sich den jetzigen Machthabern nähern und von Proscriptionslisten erster und zweiter Classe, von einer in

Bereitschaft gehaltenen Guillotine u. dgl. erzählen. Ich hielt mich für verpflichtet, solchen Sagen zu widersprechen, und es wurde mir nicht verdacht. Hinterher ergab es sich, daß die lange vorher gemachte Anschaffung eines solchen Werkzeuges des Todes, weil man damals ungewiß war, ob eine Hinrichtung stattfinden werde, und sich nicht dem Vorwurfe der Nachläßigkeit bloßstellen konnte, jetzt als eine ganz neue Maßregel war dargestellt worden.

Die Versammlung des Großen Rathes am 9. September.

Der Verlegung der Sitzung des Großen Rathes in die Großmünsterkirche widersetzte ich mich nicht, weil man mit Gewißheit erwarten konnte, es würde auf dem Rathhause und vor demselben ein solcher Zudrang des Volkes entstehen und organisirt werden, daß tumultuarische Auftritte nicht ausbleiben könnten. Als der Große Rath am Montag den 9. September sich versammelte, trat ich vor der Sitzung mit vielen Mitgliedern desselben in Unterredung und gab ihnen die Versicherung, sie werden mich nie untreu an der Verfassung finden. Aber eben so bestimmt sagte ich ihnen, der Große Rath müsse sich auflösen, damit das Volk zeigen könne, wem es sein Vertrauen schenke; auch müsse ein neuer Regierungsrath gewählt werden, weil der bisherige das Vertrauen verloren habe. Mit Aengstlichkeit wurde ich von mehreren Seiten her gefragt, ob es nicht noch um andere Nachgiebigkeiten und Auflösung von Behörden zu thun sei, und ich durfte ihnen nach demjenigen, was in der provisorischen Regierung gesprochen worden war, die Antwort ertheilen, daß dies durchaus nicht in den Absichten derselben liege. Noch andere Glieder der provisorischen Regierung sprachen sich auf ähnliche Weise aus.

Gegen den versammelten Großen Rath wurden keine Schreckmittel angewandt; aber das Gebrüll einzelner roher Menschen, Beifallsäußerungen bei gewissen Voten und einzelne Zurufe, denen zwar die große Mehrheit der übrigen Zuhörer nicht zulächelte, zeugten von dem Zustande der politischen Auflösung. 140 Glieder des Großen Rathes stimmten für den Antrag der provisorischen Regierung: — erstens: Der am 6. September constituirte Staatsrath wird in dieser Eigenschaft für die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten als Regierungsrath und eidgenössischer Staatsrath bestätigt; derselbe wird beauftragt,

alle diesfälligen Verrichtungen nach Maßgabe der Verfassung und Gesetze auch noch ferner und so lange zu besorgen, bis der Regierungsrath völlig organisirt sein wird; — zweitens: Der gegenwärtig bestehende Große Rath löst sich auf; der Staatsrath ist beauftragt, unverzüglich für die verfassungsgemäßen Wahlen der Mitglieder des Großen Rathes zu sorgen, so daß derselbe längstens binnen vierzehn Tagen einberufen werden kann.

Der Kantonsrath Stuber von Wipkingen hatte beharrlich den folgenden Antrag zur Abstimmung gebracht, war aber ohne Unterstützung geblieben: „Es wird Amnestie über alles Vorgefallene ausgesprochen, und die vorörtlichen Geschäfte werden der Tagsatzung übertragen. — Aus der Mitte des Großen Rathes wird, mit Ausschluß der Mitglieder des jetzigen Regierungsrathes und des sogenannten provisorischen Staatsrathes, behufs der einstweiligen Leitung der Kantonal-Angelegenheiten, eine eigene Commission von sieben Mitgliedern ernannt und aufgestellt. — Dieser Commission wird anmit der Auftrag und Vollmacht ertheilt, unverweilt in allen politischen Gemeinden unseres Kantons eine geheime Abstimmung anzuordnen über die Frage: — Soll der jetzige Große Rath abtreten, ein neuer gewählt werden, und sollen dann von diesem neuen auch die Kantonal-Behörden neu, nach den Bestimmungen der jetzigen Staatsverfassung, ernannt werden oder nicht? — Die eingehenden Abstimmungsberichte sind von der Commission zu prüfen und dem jetzigen Großen Rathe vorzulegen, der, je nach dem Ergebnisse der Abstimmung, entweder abtritt, oder andere dannzumal erforderliche Verfügungen trifft. Im ersten Falle ist die Integral-Erneuerung nach den Beschlüssen desselben im Frühjahr 1842 vorzunehmen." — Diesem war noch beigefügt: „Die Commission sei bevollmächtigt, zu Handhabung dieses Beschlusses und der gesetzlichen Ordnung Kantonaltruppen aufzustellen, ohne Zuzug solcher aus anderen Kantonen. Doch werden Aargau, Thurgau und St. Gallen um freundeidgenössisches Aufsehen angesprochen."

Während dieser Versammlung des Großen Rathes, die kaum zwei Stunden dauerte, war eine große Volksmasse in der Stadt vereinigt. In der Fraumünsterkirche, die nicht weniger angefüllt war, als die Emporkirche des Großmünsters, sprachen Hürlimann, Dr. Rahn und der Pfarrer Usteri von Kilchberg zum Volke. Es wurde nicht vergessen, ihm anzuzeigen, man erhalte nach kurzen Zwischenräumen fortgesetzte

Nachrichten von den Verhandlungen des Großen Rathes, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn er seine Auflösung nicht beschließe, ein wirksamer Schritt für dessen Bewerkstelligung gethan werden müsse. — Dies war unnöthig, und ich bin jetzt noch überzeugt, der Große Rath habe wohl gethan, daß er sich aufzulösen beschloß. Ich erkenne an, daß es Fälle giebt, wo Vorsteher einer Republik das Aeußerste erwarten sollen, z. B. wenn ein fremder Feind droht, oder wenn die Mitbürger Unrecht und Unthaten von ihm fordern; aber dem ausgesprochenen Willen des Volkes entgegen darf er nicht an seine Stühle sich anklammern, insbesondere, wenn aus dem sich erhebenden Volke keine Stimme ihn laut dazu auffordert. Gleichwohl mußte ich Stuber achten, daß er seiner individuellen Ueberzeugung folgte. Bereits hatte er seinen persönlichen Muth dadurch bewiesen, daß er, obgleich allgemein als entschiedener Republikaner und Gegner der Bewegung bekannt, sich nicht nur schon in Oberstraß in die große Volksmasse gemischt, sondern auch, als in Zürich die Kugeln flogen, unbesorgt in das Postgebäude gekommen, wieder aus demselben herausgegangen und, nachdem der Kampf entschieden war, am Nachmittag unbefangen auf den Straßen Zürich's sich sehen ließ. — Noch vor Tisch hatte ich den Anlaß, eine der oft sich darbietenden Beobachtungen zu machen, wo man das Gefühl und die Unerschrockenheit des Weibes ehren muß, auch wenn die Besonnenheit des Mannes Anderes fordert. Eine ältere Person dieses Geschlechtes, die dem Radicalismus nicht beipflichtete und die Berufung von Strauß nicht gebilligt hatte, sprach, als Glieder des Großen Rathes erzählten, was derselbe beschlossen habe, in ihrer Gegenwart: „Es ist doch gut, daß noch ein Ehrenmann im Münster sich ausgesprochen hat!"

Durch den Beschluß des Großen Rathes war nun ein Regierungsrath aufgestellt, der die öffentlichen Geschäfte führte; aber die leitende Gewalt dauerte fort. Noch an demselben Tage traten mehrere Mitglieder der Comité's auf dem Musiksaal zusammen, um sich über die nächsten nothwendigen Maßnahmen zu berathen, und wir werden sehen, wie Alles, was später geschah, von dem engern Ausschuß ausging. Die Stockung in den eidgenössischen Angelegenheiten, die Unthätigkeit, in welche die Tagsatzung durch die Ereignisse des 6. September versetzt war, und die Unselbständigkeit unserer Behörde ließen mich die Abkürzung unserer Geschäftsführung wünschen. Ich trug an, die Wahlen des Großen Rathes auf den 13. und 14. und dessen Versammlung

auf den 16. September festzusetzen; allein man gab nicht undeutlich zu verstehen, diese kurze Zeit möchte nicht hinreichen, das Nöthige einzuleiten, d. h. die Wahlkreise so zu stimmen, um sicher zu sein, daß Alle, die man wählen lassen wollte, wirklich gewählt werden, und so wurden die Wahlen und die Einberufung des Großen Rathes um drei Tage weiter hinausgeschoben, was man nachher gerne zurückgenommen hätte. Neben der Regierung erließ auch das Comité eine Aufforderung für die Wahlen.

Letzte öffentliche Thätigkeit und Ablehnung der am 19. September erfolgten indirecten Wahl in den neuen Großen Rath.

Der von den Lenkern der Bewegung gemachten Forderung, daß die Plätze des Staatsanwaltes und seines Adjunctes bestellt werden möchten, konnte man sich nicht widersetzen, weil diese beiden Männer sich entfernt hatten, ohne von ihrem Aufenthalte, dem Zwecke oder der Dauer ihrer Abwesenheit Nachricht zu geben. Die wichtige Beamtung wurde provisorisch bestellt, wodurch dem Befinden des Großen Rathes nichts benommen war. Nicht nur ich, sondern auch Andere hatten geglaubt, daß nach den wiederholten Erklärungen, die Verfassung solle genau beobachtet werden, neue Begehren von dieser Art wenigstens für einmal unterbleiben würden. Allein am 13. wurde im Regierungsrathe eröffnet, nicht nur die Staatsanwaltschaft, sondern auch das Obergericht, das Criminalgericht, der Erziehungsrath und der Kirchenrath müssen erneuert werden, weil in denselben Männer sitzen, die das Volk nicht länger an diesen Stellen sehen wolle. Ich berief mich auf die Verheißungen, die Verfassung nicht zu verletzen, und auf die Zusicherungen, die man den Gliedern des aufgelösten Großen Rathes im Münster gegeben hatte. Nun wurden Versuche gemacht, Männer, welche mißfielen, zur Abtretung von ihren Stellen zu vermögen. Sie entsprachen nicht. Ich gab zu bedenken, daß die Oberrichter Füßli und Geßner und noch Andere ohne Tadel in ihren Behörden gesessen, daß sie an den meisten Reibungen keinen unmittelbaren Antheil gehabt, daß, wenn einer von ihnen in den bevorstehenden Wahlen gewählt würde, er nicht ausgeschlossen werden könne. Man antwortete, das Volk wolle diese Männer durchaus nicht mehr. Muralt gestand, er habe noch vor wenigen Tagen geglaubt, man könne das Obergericht

und die übrigen Behörden unberührt lassen; allein jetzt sei er von der Unmöglichkeit belehrt. Eine einläßliche Erörterung begann, und ich blieb in der Minderheit; doch stimmte Melchior Sulzer mir bei. Gerne hatte ich dem Antrag an den Großen Rath, daß eine Amnestie in Beziehung auf die vorgegangenen Bewegungen von demselben ausgesprochen werde, beigestimmt; aber sobald auch der Antrag, das Obergericht und die anderen genannten Behörden als aufgelöst zu erklären, entschieden gefaßt war, glaubte ich, den Sitzungen des Regierungsrathes nicht länger beiwohnen zu sollen, und wurde in diesem Entschlusse um so viel mehr bestärkt, als ich ein Mitglied erzählen hörte, wie mehrere Behörden und Stellen von dem künftigen Großen Rathe und Regierungsrathe werden bestellt werden. Mir mißfielen weniger die Namen, als daß man jetzt schon sie aufzählen könne.

Ich besuchte in den letzten Tagen die Sitzungen des Regierungsrathes nicht mehr, lehnte die Unterzeichnung des von mir widersprochenen Antrages an den Großen Rath ab, ließ mir angelegen sein, die sowohl von dieser neuen Stellung, als von meiner bisherigen Beamtung herrührenden Geschäfte in Ordnung zu bringen und, weil die Mitglieder als entlassen betrachtet werden mußten, den Departements-Secretarien die noch in meinen Händen liegenden Papiere zu übergeben. Mir war während des Provisoriums die Oberleitung des Bauwesens übertragen worden. Ich befliß mich, die während der Unruhen in Stockung gerathenen Bauten in der Caserne und in dem Regierungsgebäude (Obmannamt) in Thätigkeit zu setzen, was zugleich den Nutzen hatte, daß die von Einigen beabsichtigte Zusammenziehung noch mehrerer Bewaffneter in der Caserne unterbleiben mußte. Nicht weniger glaubte ich, auch noch für den künftigen Großen Rath Sorge tragen zu sollen. Das Sitzungszimmer desselben war für die Sitzungen der Tagsatzuug eingerichtet. Diese Vorrichtungen mußten mit Brettern überspannt werden; ich verwandte daher meine letzte öffentliche Thätigkeit darauf, daß diese politische Bühne die erforderliche Festigkeit erhalte, damit nicht etwa die neue oberste Landesbehörde einen Sturz erleide und dies vielleicht zu Argwohn und zu Mißdeutungen Anlaß gebe.

Am 19. September kurz vor zwölf Uhr erhielt ich von einem Weibel (Herrliberger) die mündliche Anzeige, ich sei soeben von dem neuen Großen Rathe an den fünften der von dieser Behörde selbst zu besetzenden Plätze gewählt worden. Ich erkannte, wie billig, seine

Beflissenheit an, verdeutete ihm aber, ich werde den Ruf nicht annehmen, und als er mich durch die Bemerkung ermuntern wollte, er werde, obgleich alter Mann, dennoch bleiben, sagte ich, an seiner Stelle würde ich vielleicht das Nämliche thun, und begann sogleich meine Ablehnung zu dictiren. Ich war gerade am Schlusse und besann mich, wie ich meine Unterschrift geben wolle, als ich die Ernennungsacte erhielt, die mich Doctor der Philosophie nannte. Nun war mir geholfen. Ich unterzeichnete als Dr. Phil., weil ich wirklich mit Vergnügen an diese Qualification denke, die ich von der zürcherischen Hochschule erhalten,*) ungeachtet ich mich derselben, um nicht Titel anzuhäufen, bisher nicht bedient hatte. Ich konnte der neuen Behörde dadurch zeigen, daß ich folgsam sei, und hatte zugleich die Freude wahrzunehmen, daß, ungeachtet der streng orthodoxen Richtung der Zeit, man von Staats wegen die Philosophie noch anerkenne.

Rückblick auf die Bewegung von 1839.

Es war unverkennbar, daß damals die weit überwiegende Mehrheit des Volkes der Bewegung theils eifrig zugethan war, theils wenigstens sie gut hieß; aber eben so wenig blieb es unbekannt, daß der größere Theil der Gebildeten und Einsichtigeren auf der Landschaft gegen dieselbe erbittert oder wenigstens mißtrauisch war. Doch bewiesen allerdings die 29,489 stimmfähigen Bürger, die bei den Wahlen des neuen Großen Rathes sich einfanden, daß die Theilnahme weit größer sei, als im verflossenen Jahre zur Zeit der Annahme der Verfassung. Das Ergebniß der Wahlen, durch welches alle bisherigen Volksmänner, welche die Bewegung lebhaft bekämpft hatten, beseitigt wurden und nur wenige bekannte Liberale eine Stimmenmehrheit auf

*) Anm. des Herausgebers. Das Ehrendiplom, datirt vom 29. April 1836 quo die ante hos tres annos academia Turicensis condita est, trägt als eigenhändige Unterschriften die Namen: Dr. F. Hitzig, pro rectore, und von der Facultät die Unterzeichnung des Decans J. G. Baiter, ferner von bekannteren Mitgliedern der Facultät, Namen besten Klanges, die eines Oken, Joh. Kaspar Orelli, Joh. Jak. Hottinger, J. C. Löwig, Osw. Heer. Die Würde ist ertheilt „viro humanissimo doctissimo, senatori Turicensi": „propter egregia de re publica et de scholis merita et propter historiam Helvetiæ vere et accurate sine ira et studio conscriptam.

sich vereinigten, während viele Zürcher in Wahlkreisen gewählt wurden, wo man sie nur wenig oder gar nicht kannte, bewies die Kraft des Einflusses des Comité's und den Zusammenhang der Vereine. Am 23. September erkannte die Mehrheit der Tagsatzung das Vorgegangene an, nahm die neue zürcherische Gesandtschaft in ihre Mitte auf, und keine auswärtige Diplomatie machte irgend eine Einwendung; sondern sie schien sich zu erfreuen, daß das ihr verhaßte radicale System eine solche Niederlage erlitten habe. Es war eine neue Lehre, wie übel es gethan ist, wenn der Republikaner unnöthiger Weise gegen die Fürstenstühle seine Fäuste ballt, während hinter und neben ihm gefährliche Gegner ihr Haupt erheben.

Der Sieg, den die Vereine und die mit ihnen Einverstandenen am 6. September erfochten hatten, war vollständig und legte die Herrschaft über den Kanton für den Augenblick in die Hände der Lenker der Bewegung; allein dieser Sieg wurde dennoch theuer erkauft. Von dem Volke wich der letzte Ueberrest des Glaubens, daß die Regierung auf einer höheren Stufe stehe. Es hatte zu klar gesehen, wie es mit einem Stoße eine solche niederwerfen und wie leicht es eine andere aufstellen könne. Die Mittel und Vorspiegelungen, deren man sich bedient hatte, machten zwar nicht im ersten Augenblicke, aber in der Folge und durch die Wirkungen des Kampfes der Parteien in den öffentlichen Blättern, daß bei einem großen Theile des Volkes eine Mißstimmung entstand, durch welche es nicht nur das Vertrauen und den Glauben an alle höher Stehenden verlor, sondern über die höchsten Angelegenheiten unschlüssig wurde und fragte: „Wem können wir vertrauen?" — Schon seit dem Frühling 1839 hatte ich mehrere Male zu meinen Collegen gesagt: „Wir können die Gegenpartei durch nichts mehr in Verlegenheit setzen, als wenn wir abtreten; denn sie kann im Wesentlichen nichts Anderes thun, als wir." Wirklich handelte die neue September-Regierung mit Umsicht und mit Schonung der Verhältnisse in dieser Weise, ausgenommen, wo sie glaubte, ihr System gebiete Anderes, und dann geschah es meistens zum Nachtheile ihres Credites. Hätte sie uns bis im Frühling 1842 bestehen lassen und ihre Opposition mit Umsicht und Popularität fortgesetzt, so wären wir genöthigt gewesen, entweder nur zu vegetiren und dadurch lächerlich zu werden, oder aber Mißgriffe zu machen und anzustoßen, und so wäre sie auch, zwar etwas später, aber auf eine rechtmäßige Weise.

zur Herrschaft gelangt, und die nachtheiligen Wirkungen, die der 6. September nicht nur auf den Kanton Zürich, sondern auf die ganze Schweiz hatte, wären unterblieben. Hätte Zürich das Benehmen, das es seit 1839 und dem 6. September gegen die Landschaft beobachtet, schon im Winter 1830, oder vielmehr noch früher, angenommen, und hätte die Stadt begriffen, daß die am 5. Februar 1798 der Landschaft gegebene Zusage unwiderruflich sei, so wäre unsägliches Uebel vermieden und manche Wunde nicht geschlagen worden, deren Heilung jetzt sehr schwer ist. Diejenigen, welche solches früher angerathen, waren übel angesehen worden. — Man darf indessen Zürich nicht allzu streng beurtheilen. Sein Verfahren ist die Wirkung einer allgemeinen zu allen Zeiten und bei allen Völkern herrschenden Erbsünde, welche Diejenigen, die im Besitze von Vorrechten sind, mit höchst seltenen Ausnahmen verleitet, diese unter allen Umständen, mithin auch da, wo sie nicht mehr haltbar sind, hartnäckig festzuhalten und dadurch oft Alles zu verlieren, wo hingegen durch Nachgiebigkeit und freundliches Entgegenkommen ein Vertrauen hätte erworben werden können, das mittelbar dasjenige ersetzt, was durch die Nachgiebigkeit geopfert wurde. Jede Geschichte lehrt, daß, wenn eine größere Anzahl Menschen, die neben einander wohnen, sich täglich die nämliche Sache in die Ohren rufen, man am Ende sich auf eine unbegreifliche Weise die sonderbarsten Dinge einprägt.

Neunter Abschnitt.

Rücktritt in das Privatleben und letzte Jahre.

1839—1841.

Rücktritt aus dem öffentlichen Leben und Genuß der gewonnenen Muße.

Nicht ohne Rührung vernahm ich seither von manchem rechtschaffenen Manne, er habe mein Abtreten nicht gerne gesehen; aber nicht weniger freute es mich, von noch mehreren eben so rechtschaffenen Leuten meinen Schritt gebilligt und gelobt zu sehen. Denjenigen entschiedenen Republikanern, die meinen Eintritt in die provisorische Regierung tadelten, kann ich es nicht verdenken, und es war mir angenehm, daß sie nach näherer Kenntniß der Verhältnisse und meines Benehmens ihren Tadel milderten oder zurücknahmen. Ich legte nachher auch den Beisitz in einer untergeordneten Behörde, wo geglaubt worden war, ich habe ihn beibehalten, schriftlich nieder, und verbat mir im Jahr 1841 den Eintritt in die Aufsichtscommission des Gymnasiums. Keineswegs glaubte ich, ungeachtet meines gänzlichen Rücktrittes von den öffentlichen Geschäften, dem Staate nichts mehr leisten zu sollen; denn ich halte dafür, daß, wenn gleich ein Bürger mit dem herrschenden politischen Systeme nicht einverstanden ist, es dennoch für ihn Pflicht sei, nach Kräften mitzuwirken, um das Wohl des Staates zu vermehren und Nachtheile von ihm abzuwenden. Zu mehreren Malen von der neuen Regierung eingeladen, über Grenzangelegenheiten und

Anderes Berichte oder Befinden zu geben, that ich dies mit möglichster Beflissenheit und übernahm auch die Besorgung eines eidgenössischen Geschäftes, wozu die vorörtliche Behörde mich aufforderte, weil ich fand, ich könne auch hier nützlich sein.

Gleich nach dem Umschwunge hatten Zeitungen, insbesondere die Bürkli'sche „Freitagszeitung", angekündigt, die Mitglieder der aufgelösten Regierung seien so übel angesehen und verhaßt, daß sie sich in ihre Wohnungen verbergen müssen. Am nämlichen Abend ging ich in das Dorf Wiedikon und durch alle Straßen desselben. Die schönen Septembertage benutzte ich zu größeren Spaziergängen, den ersten am linken Limmatufer hinunter und am rechten zurück, einen zweiten an den Greifensee, einen dritten nach Meilen und einen vierten über den Albis. Ich traf viele Menschen an, die mich kannten. Von Niemand erfuhr ich irgend etwas Unangenehmes, und die Meisten begrüßten mich mit Herzlichkeit.

Ein neues glückliches Leben begann für mich durch die Rückkehr in den Privatstand, und ich wiederholte auch dieses Mal eine frühere Erfahrung. Oft hatte ich geglaubt, nicht genug Kraft, Fähigkeit und Kenntnisse zu besitzen, um politischen oder wissenschaftlichen Aufforderungen Genüge leisten zu können, und wenn ich dann gleichsam dazu genöthigt oder in dieselben hineingedrängt wurde, so ging es besser, als ich geglaubt hatte. Gerade so ergab es sich nach dem Austritte aus einem beinahe fünfzigjährigen Geschäftsleben. Nicht nur bedauerte ich ihn keinen Augenblick; sondern ich muß mich immer dafür glücklich preisen. In den ersten Wochen fiel mir bisweilen das Abschneiden des Zopfes wieder ein. Ich hatte einst mich lange besonnen, ob ich mich seiner entledigen wolle, und kaum war es geschehen, so mußte ich mich wundern, daß ich diesen Anhängsel nicht schon längst beseitigt habe. Während der geschäftsvollen Periode der letzten neun Jahre waren Litteratur und Wissenschaft mir beinahe fremd geworden und für meine eigenen Angelegenheiten kaum einige Stunden übrig geblieben. Ich pries mein Schicksal, dankte der Vorsehung, daß sie frühe mich an Genügsamkeit und Sparsamkeit gewöhnt und dadurch in die Lage versetzt hatte, um einer Anstellung nicht durchaus zu bedürfen. Ich hörte auf, politischer Schauspieler zu sein, um endlich auch einmal einer der Zuschauer zu werden, die nach Gefallen klatschen oder pfeifen können; doch hatte ich gelernt, daß zum ersteren selten der Anlaß

vorhanden ist und daß man nicht leicht sich das letztere erlauben muß. Nun konnte ich wieder dem Gange der neuen Litteratur nachfolgen, in derselben einen sichern Blick gewinnen, bisweilen in die ältere zurückschauen und mein geliebtes classisches Alterthum heimsuchen. Ich unternahm wieder kleine litterarische Arbeiten, und die gegenwärtige Schilderung meines Lebens und eines Theiles meiner Beobachtungen ist eine Frucht meiner Freiwerdung. Gleichwohl muß ich oft glauben, ich sei nicht zur Freiheit bestimmt; denn ungeachtet ich sehr zurückgezogen lebe, selten Gesellschaft sehe und außer dem Umgang mit den Meinigen, einigen seltenen Besuchen und stärkenden Spaziergängen keine Zerstreuungen kenne, so fehlt mir immer Zeit. Denn es sprechen mich bereits so viele Gedanken über vorzunehmende Arbeiten an, und ich werde zu solchen von Anderen aufgefordert, so daß ich sicher weiß, mein Leben werde zu ihrer Ausführung nicht hinreichen; dennoch möchte ich die Spanne Zeit noch zu möglichst Vielem benutzen.

Die Familie: Tod der Gattin und Tochter; Schwiegertöchter; treue Dienerin.

Vom Jahre 1834 bis zum Jahre 1840 trugen sich mehrere Veränderungen zu, die für mich von großer Wichtigkeit waren und auf mein häusliches Leben einen bedeutenden Einfluß hatten.

Am 5. Mai 1834 verlor ich meine Gattin, Regula Lavater, mit der ich beinahe 38 Jahre verbunden gewesen war. Mit guten natürlichen Anlagen vereinigte sie viele weibliche Tugenden, unter diesen mehrere der wichtigsten. Sie war eine treue Gattin, sorgsam für ihre Kinder, warm liebende Mutter und eine unermüdete Hausfrau. Sie hatte in ihrer Jugend Vieles gelesen und verwandte auch später noch manche Stunde, um sich mit gründlichen und belehrenden Schriften bekannt zu machen. Selten und nur aus besonderen Veranlassungen fand sie an leichterer litterarischer Unterhaltung Geschmack. Sie wechselte nicht viele Briefe; aber wo dies geschah, insbesondere gegen Freundinnen und gegen die Ihrigen während längerer Abwesenheiten derselben, waren diese Briefe zwar meistens ernst, aber gut und mit Gefühl geschrieben. Wenn sie bisweilen etwas vorlas, so geschah dies mit vielem Ausdruck. Als sie jünger war, besaß sie Fertigkeit im Clavier, und wegen ihrer starken reinen Stimme und Taktfestigkeit suchte man sie mit Angelegenheit auf, um Chöre zu leiten oder leiten zu helfen. Diese Festigkeit

dehnte sich beinahe über ihr ganzes Benehmen aus. Personen, die sie schätzte und liebte, war sie ganz zugethan. Von solchen, die sie nicht achten konnte, entfernte sie sich, wo es nur möglich war, unbedingt. Was sie verrichtete, war pünktlich und vollendet. In ihrem Hauswesen herrschte eine Ordnung, die nicht zu übertreffen war; aber sie kostete ihr so viele Zeit und Anstrengung, daß sie während der letzten zwanzig Jahre ihres Lebens nicht nur wenig Gesellschaft besuchte, sondern sich auch beinahe keine Bewegung gab und dadurch ihre kräftige Gesundheit erschütterte. Ungeachtet dieser Häuslichkeit sprachen Litteratur und Kunst sie oft lebhaft an. Sie fand Freude an Anschaffung ausgewählter Bücher und einzelner guter Kupferstiche. Die Aufstellung und Besorgung einer kleinen Gemäldesammlung, die uns durch Erbschaft zugefallen war, beschäftigte sie sehr. Von ihrem Vater, der nicht gerne viel auf Andere verwandte, nicht mit moderneren oder schöneren Geräthschaften ausgestattet, fand sie, als unsere ökonomischen Verhältnisse sich verbesserten, ein großes Vergnügen in der Anschaffung von Gegenständen dieser Art und behandelte dieselben wie Schooßkinder. Nach der schweizerischen Reformationsfeier scheute sie keine Mühe und keinen beschwerlichen Briefwechsel, um eine vollständige Sammlung aller für und gegen sie erschienenen Schriften und der geprägten Denkmünzen anzulegen, auch über dieselben einen Katalog zu verfertigen. — Schon mehrere Jahre vor ihrem Tode äußerten sich Spuren der Brustwassersucht, die durch die Sorgfalt der Aerzte eine Zeit lang zurückgehalten wurde, dann aber vom Spätjahre 1833 an sich immer drohender entwickelte und schon zwei Monate vor ihrem Tode in unverkennbarer Größe sich zeigte. Sie ertrug ihre langen Leiden mit Standhaftigkeit und Ergebung, fand in den Unterhaltungen mit dem von ihr sehr geschätzten Diakon Wilhelm Fäsi Trost und Beruhigung und hatte das Glück, wie ihr Arzt Rahn ihr verheißen hatte, ohne Schmerz und Kampf ruhig zwischen halbem Bewußtsein und dem Phantasiespiele unschuldiger, freudiger Erinnerungen aus ihrer Kindheit, umgeben von den Ihrigen, in ein besseres Leben überzugehen.

Im Jahre 1835 verlor ich meine Tochter Wilhelmine Dorothea, das erste im October 1797 geborene Kind.*) Mit vielen Fähigkeiten

*) Ein zweites liebliches Mädchen, Henriette, das im Jahre 1800 geboren wurde, starb nach acht Monaten; von dem mir unvergeßlichen Gerold Ludwig, der am 2. März 1803 starb, ist oben (S. 156) gesprochen worden.

ausgerüstet, lernte sie leicht und faßte Alles schnell auf. Sie war kaum fünf Jahre alt, als ihr einige in tändelnder Kindersprache verfaßte Schriften in die Händchen fielen, und bald fragte sie mich: „Giebt es viele einfältige Kinder in Deutschland?" „Warum dies?" entgegnete ich. „Weil man so kindisch zu ihnen spricht", war ihre halb im Scherz, halb im Ernst gegebene Antwort. Sie war ein gutmüthiges, frohes Kind, das aber bald das Mißgeschick hatte, daß jede seiner beiden Großmütter sich bemühte, vorzugsweise seine Liebe zu besitzen, und dazu keine Liebkosung sparte. Glücklicher Weise verdarb dieser Wetteifer das Herz des Mädchens nicht; aber die beständigen Schmeicheleien konnten nicht ohne Nachtheil bleiben. Mannigfaltige Erzählungen, unter denen die Schilderungen eines Glückes, das man nur in der großen Welt, in weiten Reisen u. dgl. finde, keine geringe Stelle einnahmen, störten die Zufriedenheit, und so mußte das Gefallen an dem kleineren Schauplatze, auf dem wir lebten, den täuschenden Bildern weichen. Man wird mich vielleicht tadeln, daß ich nicht durchgegriffen habe. Ich that, was ich konnte; aber ich hätte zerreißen müssen, um den Sieg zu erhalten, und man würde mir dann die Liebe und das Vertrauen des Kindes zu seinem Vater ganz untergraben haben. — Daneben hatte Wilhelmine von Kindheit an oft Beweise von Furchtlosigkeit, selbst von Verwegenheit gegeben. Sie blieb auf den gefährlichsten Bergpfaden nie zurück, beschritt die äußersten Felswände und ging mit mehr Unbefangenheit über den morschen, nassen Brettersteg des Felsenschlundes zu Pfävers, als ihr Vater. Als kleines Kind war sie einst in einem hohen Gebäude außenher um die Fensterpfeiler geschritten, ging zwischen Pferden und Wagen hindurch, so daß ich einen väterlichen Wink, den ich ihr gab, mit dem ihr wohlbekannten Reime begann:

„Hedwig, groß zu ihren Jahren,
scheut zu wenig die Gefahren!"

Vorübergehende Mißstimmungen gaben noch keine stärkeren Beunruhigungen; doch wirkten sie dahin, daß mehreren sehr vortheilhaften Bewerbungen ausgewichen wurde. Mit einem Male verwandelte sich im Jahre 1816 der bisherige frohe Sinn in eine tiefe Niedergeschlagenheit, die zwar durch sorgfältige Behandlung binnen Jahresfrist größtentheils wieder gehoben wurde, aber für die ganze übrige Lebenszeit eine ernste Stimmung zurückließ, die sich immer vermehrte und in

Vermeidung aller größeren Gesellschaften überging, so daß sie zuletzt nur noch mit wenigen Jugendfreundinnen einzeln und selten Umgang pflog. Sie zeichnete nicht übel, führte beinahe alle weiblichen Arbeiten mit Genauigkeit, die künstlicheren mit Zierlichkeit und Geschmack aus. Nicht nur die französische Sprache, sondern auch die italienische und die englische hatte sie sehr wohl inne, sprach und schrieb sie ohne Schwierigkeit. Sie verstand Dante, Milton und Shakspeare. Ungeachtet ihres religiösen Sinnes war Lord Byron ihr Idol, so daß sie ihn nur den „Lord" nannte. Jean Paul war ein anderer ihrer Lieblings-Schriftsteller, erheiterte aber ihren Geist nicht. Allmälig begann sie nur so viel Speisen zu sich zu nehmen, als zur Fristung des Lebens unentbehrlich war. Bei aufmerksamer Beobachtung bemerkte man, daß sie sich ärgere, wenn Andere mit Eßlust Speise zu sich nahmen. Ich entdeckte bald, daß sie durch diese Enthaltung sich geistig zu stärken und zu veredeln hoffte. Väterlich bemerkte ich ihr einige Male, Geist und Körper seien so verbunden, daß, was den letztern ganz entkräfte, den erstern nicht stärken könne. Sie lächelte; aber meine Worte vermochten nichts. Ihre Devise war: La morte è fin' d'una prigion oscura. Ueber die Mutter, die gegen jede andere Person durchaus selbständig war, hatte sich die Tochter eine große Autorität erworben, und weil diese jeden ihrer wenigen Wünsche begünstigte, so konnte auch ich ihr, nachdem sie bereits ihr dreißigstes Jahr erreicht hatte, die Erfüllung von Wünschen nicht versagen. Sie liebte es, an schön gelegenen, einsamen Orten sich aufzuhalten, machte jährlich eine kleine Reise. So reiste sie zwei Male an den Comer See, wo sie die Villa Balbianello, in welcher Silvio Pellico sich aufgehalten hatte, mit Vorliebe besuchte. Da fand sie am 28. Mai des genannten Jahres zu Bellaggio durch einen Sturz von der Mauer der Terrasse, wo gerade einige Verbesserungen vorgenommen werden sollten, in den Gewässern des Sees ihren Tod.

Diesen Verlusten folgten bald erfreuliche Bescheerungen nach. Meine beiden bereits zur Reife der Jahre vorgeschrittenen Söhne verlobten sich im Anfang des Jahres 1837 und verehelichten sich im Sommer desselben. Zuerst der ältere, der zur nämlichen Zeit die Stelle eines Staatsarchivars erhalten hatte. Ihm wurde das Glück zu Theil, eine Gattin (Emerentia Meyer) zu finden, die mit richtigem Verstand,

schneller Auffassungskraft und vielen Fähigkeiten Gutmüthigkeit und Anhänglichkeit an ihren Gatten verbindet. Zu ihren Tugenden gehört auch die Bescheidenheit, die sich schon dadurch erweist, daß, ungeachtet sie schon als heranwachsendes Mädchen mehrere schöne Proben einer dichterischen Anlage gegeben hat, sie auf dieses Talent sich nichts zu gute thut und Jahre hat hingehen lassen, ohne einen neuen Gebrauch davon zu machen. — Dem Staatsschreiber schien ein ähnliches Glück zu lächeln. Er wählte ein Mädchen (Maria Kyburz), das mit gesundem Verstande, Offenheit und einem unschuldig frohen Gemüthe ein Aeußeres verband, das in den Kreisen, die man die höheren nennt, ungesucht sogleich die Ebenbürtigkeit behauptete. Bald mußte man auf dieses liebe Kind, das einige Male zu mir sagte: „Ich bin so glücklich" —, die Worte anwenden: Fata tantum ostenderunt. Die Verbindung war ein froher Traum gewesen. Denn nach sieben Monaten entriß ein heftiges Nervenfieber binnen wenigen Tagen die Geliebte ihrem Gatten und uns, nicht älter als achtzehn Jahre, zwei Monate und sechs Tage.

Beinahe zwei Jahre lang lebte der tief erschütterte Wittwer in Zurückgezogenheit und Niedergeschlagenheit, hatte aber das seltene Glück, durch eine neue Verbindung den großen Verlust vollständig zu ersetzen und eine Gattin (Karolina Schweizer) zu finden, die durch Anmuth, Gutmüthigkeit, Frohsinn, Herzlichkeit, Häuslichkeit und einen mit seltener Anspruchslosigkeit verbundenen richtigen Blick in die Welt sein Leben erfreut. Für mich waren und sind diese Kinder, die ich nicht mehr lieben könnte, wenn sie mir wären geboren worden, die Erquickung des Greisenalters und ich habe schon zu ihnen gesprochen: „Ihr seid auch mir die liebste Unterhaltung!" — Die Heirat meines jüngeren Sohnes mit seiner ersten Gattin, die, vom Lande gebürtig, aber das Kind rechtlicher Leute, wohl erzogen und von jedem Vorwurfe frei war, zog bei ihrer ersten Kundwerbung hin und wieder ein paar Augenbrauen zusammen. Mich fochten solche Bedenklichkeiten nicht an; denn immer war ich der Meinung, kaufmännische und stadtbürgerliche Geburts-Anmaßungen seien, wie der Stolz reicher Bauern, lächerlich und noch viel unberechtigter als der Adelsstolz.

Da ich als Wittwer mit meinem älteren Sohne lebe, muß es für mich von hohem Werthe sein, eine Schwiegertochter um mich zu

haben, deren häuslicher Sinn nichts zu wünschen übrig läßt und die mir zugleich eine geistreiche Gesellschafterin ist. *)

Noch soll ich einer Person gedenken, die in meinem Haushalt ein verdientes Ansehen erhalten hat, ohne irgend eine Anmaßung darauf zu gründen, und eine seltene Uneigennützigkeit bei eben so seltenen Leistungen bewährt. Schon im Jahre 1804 nahm meine Gattin ein Mädchen vom Lande (Verena Baldinger von Reckingen, bei Zurzach) in ihren Dienst, und obgleich dasselbe nur zwanzig Jahre alt war, zeigte es eine auffallende Reife des Verstandes, so daß meine Frau, obgleich sie selbst sehr viel leistete, auch an die Ihrigen keine geringen Forderungen machte, ihm dennoch ihr unbedingtes Vertrauen schenkte. Kein Schlüssel blieb der bewährt Erfundenen vorenthalten, und wenn man von Hause ging, so wurde sie die Bewahrerin derselben. Diese Person war bei allen Krankheiten, welche die Meinigen befielen, die einzige Wärterin, und meine Gattin wurde in ihrer letzten schweren Krankheit von der bereits älter gewordenen Dienerin mit solcher Treue und Sorgfalt gepflegt, daß, weil die Kranke von Niemand anderem besorgt sein wollte, sie in den letzten sieben Wochen nur während weniger einzelner Viertelstunden von ihrer Seite kam. Am letzten Lebenstage wurde sie meinen Kindern von der Mutter als bleibende Rathgeberin empfohlen. Gleich wie schon in der zartesten Kindheit, sind meine Söhne als Männer unveränderlich ihr so zugethan, daß sie dieselbe wie eine Mutter behandeln, ihres Rathes in Scherz und Ernst pflegen und so auf sie horchen, daß viele Tausende von Müttern sich einer solchen Aufmerksamkeit nicht erfreuen können. Zu diesem Ansehen trägt nicht wenig bei, daß sie über größere Begebenheiten, über das, was sie lesen hört oder zu lesen bekommt, ein sehr richtiges Urtheil ausspricht. — Das Merkwürdigste ist, daß die drei Schwiegertöchter ihr

---

*) Anm. des Herausgebers. In einem Briefe an Hegner vom 18. October 1887 steht: „Ich muß Ihnen noch sagen, daß das Siebenunddreißigerjahr mir zwei Kinderchen gebracht hat, die ich sehr liebe. Demjenigen, das mit mir unter einem Dache wohnt, haben die Musen bei seiner Geburt gelächelt, und was eben so schön ist, es thut sich nichts darauf zu gute, sondern es ist am liebsten Hausfräulein. Das andere ist ein gutmüthiges Naturkind, das durch einen schnellen Glückswechsel seine Kinderschuhe auf hartem, fremdem Pfade zertreten mußte und dadurch einen bei dieser Jugend seltenen sicheren Schritt auf der Bahn des Lebens erhalten hat, den es nie aufgeben möge."

eben so zugethan wurden und ihr unbedingtes Vertrauen schenken, und wirklich geht diese Neigung meiner ganzen Familie so weit, daß der Vater, wenn er thöricht sein wollte, Stoff hätte eifersüchtig zu werden, weil seine Worte in der Regel lange nicht so kanonisch sind, wie die der Adoptiv-Mutter und Vertrauten aller Kinder. *)

„Doch meiner Thätigkeit wurde ein früheres Ziel gesetzt."

Noch dachte ich an verschiedene Arbeiten. Eine neue Umarbeitung meines Handbuches wäre mir das Erwünschteste gewesen; allein ich beschränkte meinen Plan auf eine durchgehende Berichtigung einiger gewagter Angaben, einiger Unbestimmtheiten, Unrichtigkeiten, Druckfehler und mehrerer Sätze, die beim Abdrucke verunstaltet worden waren. — Ein anderer Lieblingsgedanke war die Herausgabe einer Grammatik der zürcherischen (alamannischen) Mundart, wo ich von dem bemerkenswerthen, oft von der deutschen Sprache ganz abweichenden Gebrauche mancher Wörter etwas sagen wollte. Wie z. B. „de (ausgesprochen wie das französische de) Ma": der Mann heißt, „de (gedehnt wie das englische day) Ma": dieser Mann bedeutet, und daß „diese" nicht: dieser, sondern: der Andere sagen will. So z. B.: „Es ist nüd de, sunder diese" heißt: es ist nicht dieser, sondern der andere, während das Wort: jener mit „de selb" oder „de dert" (der dort) bezeichnet wird; u. s. f.

Doch meiner Thätigkeit wurde ein früheres Ziel gesetzt.

---

*) Anm. des Herausgebers. Auch der Enkel des Verfassers gedenkt mit herzlicher Liebe dieser „Eurykleia des XIX. Jahrhunderts", wie sie auf der Aufschrift des Grabsteines (sie starb 1852) genannt ist, welche ihm im Elternhause die Großeltern ersetzte.

Wenn der Text hier ferner noch einiger anhänglicher Hausthiere gedenkt, intelligenter, schöner Hunde, „die gleichsam zur Familie gehörten" und dem halbblinden Manne bei seinen Spaziergängen und besonders beim Bade erwünschte treue Begleiter und Schützer waren, so glaubte doch der Herausgeber vom Abdrucke dieses zwar gleichfalls von wohlthuender Wärme erfüllten Absatzes absehen zu dürfen.

Schluß.

Lebensende; „Abschiedsworte an meine theuren Kantonsmitbürger.“

Als Ludwig Meyer von Knonau den letzten kurzen Abschnitt seiner Erinnerungen, über weitere Arbeitsprojecte, dictirte — es geschah am 13. September 1841, nur acht Tage vor seinem Tode —, war er von dem bald folgenden Abschlusse seines Lebens völlig überzeugt.

In einem Briefe an Hegner hatte er schon 1837, als er noch im Amte stand, in anmuthig anschaulicher Weise die Wohnung geschildert, in der er dann bei seinem älteren Sohne die letzten Jahre der Zurückgezogenheit zubrachte: „Meine jetzige Wohnung trägt ganz den älteren klösterlichen Charakter. Die zwei Zimmerchen, die ich bewohne, sind längliche Zellen, und jede derselben wird nur durch ein hohes Fenster beleuchtet. In unserem Speisezimmer zeigt die noch vorhandene Inschrift, daß es ein Gastzimmer der Aebtissin war, wo ohne Zweifel der Bischof von Constanz und andere Angesehene beherbergt wurden. Holz und Eisenwerk an Wänden und Thüren weisen auf ein viertes Jahrhundert zurück. Die langen schmalen Gänge führen den Freund und Liebhaber des Alterthums durch eiserne Thüren in die Räume des Staatsarchives, das bis innerhalb der Mauern der schönen Kirche sich erstreckt, ohne sie durch irgend eine Profanation zu ärgern; denn Gott gehört in derselben noch Alles, was Gottes ist. — Ohne Parteilichkeit darf ich sagen, daß das Archiv und das Merkwürdige, welches dasselbe enthält, jetzt besser geordnet zu werden beginnt und bald weit zugänglicher sein wird, als noch je. — Aus den vorderen Fenstern

haben wir eine Aussicht, wie auf einen schönen Golf: — Sie kennen die Zürcher! Täglich können wir zwei Male das Dampfschiff (in Triebkraft und Schnelligkeit das Sinnbild des Zeitalters) mit einem Kanonenschuß landen und meistens nach zwanzig Minuten unter Glöckchenklang und röchelndem Brummen wieder in den See gehen sehen, gewöhnlich mit einer Wolkensäule über sich, die in schöner Morgensonne bisweilen weiß wird und in eine Feuersäule überzugehen scheint. Blicke ich durch die Fenster meiner kleinen Vorhalle nach dem Innern, so liegt vor mir ein zwar bescheidener und beschränkter Friedhof, mit mancherlei Gewächsen und kleinen Denkmälern versehen. Würde ich es nicht schon lange von selbst thun, so müßte er mich an das schöne: Omnem crede diem tibi diluxisse supremum! erinnern." —

Gerade diese letzten Worte bezeugen von Neuem, daß der Gedanke an den Tod, „das Aufheben eines Vorhanges", wie er ihn einmal in seinen Erinnerungen genannt hatte, für den Verfasser des Briefes nichts Erschreckendes hatte. Aber andererseits folgte doch das Lebensende rascher, als es hatte vermuthet werden können. Im Frühjahr 1841 begannen die physischen Kräfte abzunehmen; im Sommer entwickelte sich die rasche Fortschritte machende Todeskrankheit. Am 21. September trat der Tod ein.

Die Gefühle der Seinen brachte wohl am schönsten ein Gedicht zum Ausdruck, in welchem die Gattin des älteren Sohnes den Schmerz der Hinterlassenen aussprach und aus dem einige Strophen hier eingefügt stehen mögen:

Vater war er uns durch's ganze Leben,
Vater noch im letzten Augenblick.
Eurer Kindheit Spiel und Jugendstreben
hat, Ihr Söhne, liebend er umgeben;
Euer Dasein ward sein Lebensglück.

Mit Euch theilt er seines Wissens Fülle,
lehrt' Euch ehren Gott und Vaterland.
Ernst und milde war sein Vaterwille;
Gott nur weiß, wie in des Herzens Stille
Euren Thatendank er froh empfand.

Heil ihm! Vatertreu konnt er beweisen.
Heil Euch! Sohnespflicht habt Ihr geübt.
Oh, wie oft hört' man den edlen Greisen
froh bewegt sein mildes Schicksal preisen:
„Glücklich bin ich; denn ich bin geliebt!"

Nicht die Söhne nur, die ihm geboren,
Töchter nicht, geehrt mit Kindesrecht,
auch das Vaterland hat ihn verloren,
das so oft den Edeln sich erkoren,
einen Streiter für sein heilig' Recht.

Liebte je ein großes Herz Dich treuer
von der Wiege bis zum Grabesrand?
Dich umfaßte er mit Jugendfeuer,
dient' als Mann Dir, und so schmerzlich theuer
warst dem Greisen Du, o Vaterland!

Ja, es rufet warnend Deinen Söhnen
aus dem Grabe noch der Edle zu:
„Haltet fest am Großen und am Schönen;
flieht den Hader; lasset Euch versöhnen;
wahrt vereint des freien Landes Ruh!“

Was sie fühlten, handelten, geschrieben,
die Heroenschaar im Alterthum:
jene Namen, die die Völker lieben,
waren flammend in sein Herz geschrieben:
ihre Tugend war sein Eigenthum;

— Jene Heldenseelen doch vor Allen,
die den Grund der Freiheit uns gelegt,
stark den Tod für's Vaterland gefallen,
deren Tapferkeit in Fürstenhallen
und im Mund des Volkes einst gelebt!

Was der Völker Gott in tausend Jahren
für das theure Vaterland gethan,
sollt' die Nachwelt noch durch ihn erfahren;
doch nur Wahrheit wollt er uns bewahren:
unbestochen ging er ihre Bahn.

Heil Geliebter, Du hast überwunden;
Deine Werke bleiben uns zurück!
Ja, selbst in des Todes bangen Stunden
blieb Dein starker Geist noch ungebunden,
bis er schied mit lächelnd klarem Blick.

Unter den letzten Arbeiten, die Ludwig Meyer von Knonau noch kurz vor seinem Tode vollendete, befand sich, da er in diesen letzten Monaten sich mit dem Gedanken getragen, für die Ersch und Gruber'sche Encyklopädie noch den Artikel „Genf“ abzuschließen, ein Aufsatz: „Ueber die sogeheißene goldene Bulle von Genf“, mit welchem dann 1843 die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz ihre erste Publication eröffnete. Ganz besonders aber hatte ferner der greise Staats-

mann nur neun Tage vor seinem Tode seinen nächsten Vaterlandsgenossen, die eben erst 1839 sich bekämpft und noch sich grollend gegenüber standen, jene Ermahnung gewidmet, als deren Grundton überall der Ruf: „Seid einig — einig — einig!“ durchklingt. Da durch nichts besser, als durch den Wiederabdruck dieser eigenthümlichen Abschiedsworte, die Sinnesart des Mannes, welcher hier sein Leben vorgeführt hat, geschildert werden könnte, möge die kleine Schrift hier noch am Ende folgen.

Abschiedsworte

an

meine theuren Cantonsmitbürger.

Von Jugend her habe ich mein Vaterland innig geliebt. Von ihm habe ich große Beweise des Zutrauens erhalten. Es sei mir daher vergönnt, in den letzten Tagen meines Lebens, wo man entweder ganz schweigen, oder die Wahrheit so reden muß, wie man sie fühlt, noch einige wohlgemeinte Worte auszusprechen. Wenn ich Jemand kränke, so bitte ich, es mir zu vergeben; aber wer das Ganze liebt und es wohl meint, darf nicht zurückhaltend sein.

Zürich, den 12. September 1841.

Die große Mehrheit meiner Cantonsmitbürger wünscht aus tiefem Herzen Wahrheit und Aufrichtigkeit; sie will aber auch Ruhe, einen gesetzlichen Zustand, Versöhnung, Friede, eine würdige Stellung gegen die Eidsgenossen und das Ausland. Ich darf hoffen, daß ein großer Theil dieser vaterländisch gesinnten Männer das Meiste, was ich hier auszusprechen gedenke, nicht mißbilligen werde, wenn es zu seiner Kenntniß gelangen sollte. — Neben diesen ist eine andere, nicht weniger wichtige Anzahl unserer Bevölkerung unter zwei verschiedenen Panieren einander gleichsam gegenüber gestellt. Viele Tausende aus ihnen suchen das Heil des Vaterlandes aus reinem Herzen; allein weil ihre Gemüther von bitteren Erinnerungen erfüllt sind und man sich tief verletzt und gekränkt findet, vermögen sie nicht immer die nöthige Besonnenheit und Ruhe beizubehalten. Unter diesen befinden sich viele talentvolle, kräftige und thätige Männer, die wahrscheinlich das, was hier gesagt werden wird, schwankend und vielleicht schwach finden werden. Dennoch richte ich meine Stimme, mit der Bitte um einige Aufmerksamkeit, auch an sie. Ich rechte mit Niemand. Ein ganz unbetheiligtes

Publicum und eine ruhigere, unparteiische Nachwelt, wenn diese Zeilen so weit reichen, mögen über den Werth derselben entscheiden.

Möchte eine höhere Leitung, oder ein aus der Brust der Söhne des Vaterlandes hervorgehendes Gefühl dem Parteienkampfe ein Ende machen! Doch, weil dieß mehr zu wünschen, als aber nächstens zu erwarten ist, so wird es um so viel nothwendiger, den Betheiligten und insbesondere ihren Häuptern zuzurufen: „Bleibet in Euerm Kampfe „innerhalb der Schranken der Verfassung und des Gesetzes und ver„abscheuet die Gewalt, deren verderbliche Eindrücke die Zeit nur lang„sam zu mildern vermag!"

Dringend möchte man die Wortführer beider Parteien beschwören, den gegenseitigen Tadel nicht bis zur höchsten Ungerechtigkeit auszudehnen und einander nicht in eine solche aufgereizte Verblendung zu versetzen, daß einzelne verleitet werden, mit Verkennung der großen Wohlthaten, die unser Zürich und viele andere Länder aus einer zweckmäßigen Umgestaltung der Klöster gezogen haben, alle diese veralteten, meistens übel mißbrauchten Einrichtungen als geheiligte Institute anzupreisen; daß Andere, deren Zahl man zwar für sehr gering halten soll, versucht werden, sich Leuten, die nicht unsere Freunde sind, in die Arme zu werfen, um bei ihnen Albaneser zu finden, durch welche man das eigene Volk bändigen könne, oder noch Andere sich so weit verirren, um zu Demagogenkünsten ihre Zuflucht zu nehmen, durch welche das Volk mehr als durch irgend etwas Anderes herabgewürdigt wird, den Staat und dessen Zwecke vergißt und zuletzt nur auf seine Privatvortheile bedacht gemacht wird, u. dgl. m.

An diese Männer seien nun folgende Fragen gerichtet:

Kämpft ihr über Regentenstühle?

Diese sind von langem her nicht nur von der jedesmaligen Oppositionspartei, sondern bisweilen auch von denen, die der Regierung näher standen so erschüttert und herumgestoßen worden, daß sie, in allen ihren Fugen gelockert, ohne Festigkeit sind und unter Jedem, der sich nur ein wenig fest auf sie zu setzen versucht, auseinander zu fallen drohen.

Ueber Regierungsgewalt?

Von einer solchen ist nur noch ein schwacher Schatten vorhanden, seit man das Volk, statt seine Wünsche aus sich selbst entwickeln zu lassen, von allen Seiten immer aufregt und weit mehr zur Kenntniß seiner rohen Kraft, als seiner edlern Bedürfnisse bringt; seit man es gelehrt hat, seine Regierungen wie ein altes Kleid wegzuwerfen und nach Belieben sich ein neues zu geben.

Ueber Vorrechte?

Diese sind seit dem Jahr 1798 durch freiwillige Entsagung dahin, und jeder Versuch, sie wieder herzustellen, ist immer von unglücklichen Folgen begleitet gewesen. Es kann nicht mehr die Frage sein, ob eine unbedingte Aufhebung wirklich gut war; sondern das gegebene Wort und der Buchstabe der Verfassung müssen befolgt werden.

Soll unser Vaterland nicht gänzlich politisch herabgewürdigt und zertreten werden, so müssen die Parteien sich allmälig einander nähern, sich ertragen lernen. Diejenigen Männer, die durch eine freie Wahl des Volkes in die obersten Behörden treten, müssen sich einverstehen, jenen lockern Stühlen wieder Festigkeit zu geben und an der Stelle eines Schattens von Regentengewalt wieder ein obrigkeitliches Ansehen aufleben zu lassen, das der Achtung des Volkes genieße.

Nur dadurch kann die unselige Mißstimmung eines großen Theiles des Volkes geheilt werden, welches jetzt häufig ausspricht: „Wir wissen „nicht mehr, wem wir trauen, wem und was wir glauben sollen!" Jeder Redliche und Jeder, in dessen Brust noch ein Fünkchen von Vaterlandsliebe glimmt, sollte jenen elenden Hader bei Seite setzen, um eine solche furchtbare Mißstimmung beschwichtigen zu helfen.

Vorrechte und Aristokratie sollen beseitigt bleiben, weil die einzige gute Aristokratie, die der Besten und Würdigsten, ein bloßer Traum ist; aber ein wenig Aristokratie scheint eine Art von Erbübel der Menschen und von ihren Verhältnissen unzertrennlich zu sein. Stürzte man eine frühere Aristokratie, so bildete sich eine andere. Beseitigte man die alten Aristokraten, so traten junge an ihre Stelle, die den

Regentenstab nicht weniger stark führten und führen. Machte man der Aristokratie einer Stadt ein Ende, so lebte eine andere auf der Landschaft wieder auf. Dem, der diese Worte ausspricht, sagten verständige Männer aus ganz verschiedenen Landestheilen, die einander nicht einmal kannten: „Wir haben jetzt die Herren und Junker mitten unter uns." Wirklich wird jeder Verständige zugeben müssen, daß kaum ein kleines Dörfchen ohne Aristokratie sei. Gleichwohl wird Jeder bald begreifen, daß zwischen einer auf einzelne Familien oder Gemeinden beschränkten Aristokratie und einer solchen, die sich über ein ganzes Land verbreitet und eine allgemeine Grundlage hat, auch durch freie Wahlen verbessert werden kann, ein mächtiger Unterschied sei; nur müssen die wahren Republikaner immer darauf achten, daß auch bei einer solchen unschuldig scheinenden Aristokratie nicht der sogeheißene untere Theil des Volkes das Mittel für die Zwecke der Höherstehenden werde.

Die Finanzen seien immer ein Hauptaugenmerk der obersten Behörden. Bisher ist jeder Staat, in welchem dieselben vernachlässigt oder zu hoch gespannt wurden, zu Grunde gegangen. Jede überflüssige Ausgabe werde vermieden; denn ein sehr großer Theil des Volkes mißt die Vortheile, welche ihm der Staatsverband gewährt, nach den Geldforderungen, die dieser Staat an seinen Beutel macht. Kann man ihm zeigen, daß diese Forderungen nothwendig und daß die Vertheilung der Abgaben auf die verschiedenen Klassen der Bürger billig sei, so trägt es dieselben williger; aber es gehört zur politischen Bildung des Volkes, daß es über diesen wichtigen Punkt belehrt werde. Nur eine gänzliche Unkenntniß des Volkes, oder eine rohe Verachtung desselben kann dieses wichtige Bedürfniß verkennen oder belächeln. Das Volk selbst muß sich sehr hüten, einer Idee Folge zu geben, die hin und wieder in einzelnen Köpfen spukt, daß nämlich die Staatsabgaben so viel wie möglich auf das größere Vermögen gewälzt werden. Denn ein solches Verfahren hätte immer die Folge, daß die größeren Vermögen aus dem Lande weggezogen würden und dieses verarmte; auch dasjenige, was in dem Lande zurückbleibt, wird, wenn man zu hart auf dasselbe losstürmt, entweder verheimlicht, oder auswärts angelegt, wo man es nicht leicht aufspüren kann. Ueberhaupt sollte es eine Hauptrücksicht der finanziellen Gesetzgebung sein, so viel als es möglich

ist, zu verhüten, daß der Bürger nicht versucht werde, am Staate selbst zum groben Betrüger zu werden.

Das Kriegswesen werde nie vernachlässigt, und gerne wende man auf dasselbe eine angemessene Geldsumme; denn sobald der Schweizer die Waffen aus der Hand legt, wird er vom Auslande verachtet und als wehrlos betrachtet werden. Man lasse daher den alten Grundsatz, jeder waffenfähige Schweizer sei Soldat und gehöre wenigstens zur Reserve, nie zu Grunde gehen. Niemals vertilge man diese Idee durch einen Act der Gesetzgebung. Nie lasse man sich durch das Blendwerk, stehende Truppen in der Schweiz zu errichten, irre führen; denn neben stehenden Truppen verliert ein großer Theil des Volkes nur zu leicht jeden kriegerischen Sinn. Die stehenden Truppen selbst sind ihrem Wesen nach Feinde oder doch Verächter der republikanischen Institute. Sie ehren und lieben Den- oder Diejenigen, welche sie den Degen gut führen sehen, und spotten Derjenigen, von denen sie glauben, daß sie nur mit der Feder und den Acten sich beschäftigen. Beinahe immer sind es die stehenden Truppen gewesen, welche die republikanischen Verfassungen umstürzten und einen beliebten Anführer an die Spitze des Staates stellten.

Das Rechtswesen werde wissenschaftlich und nach Grundsätzen behandelt; aber eben so nothwendig oder noch nothwendiger ist es, wenn nämlich dem Volke geholfen werden soll, alles Pedantische, alles Erkünstelte, insbesondere die Rabulisterei zu entfernen, durch welche das Recht den Kniffen preisgegeben wird. Mache man, daß das Volk nicht in dem Rechtsgange einen Irrgarten erblicke, in dem es durch seinen eigenen Verstand sich nicht zurecht finden, sondern unfehlbar sich verstricken muß. Möglichste Kürze des Proceßganges und mäßige Kosten sind die größte Wohlthat, die eine weise Civilgesetzgebung dem Volke zuwenden kann. Alles ist besser, als wenn der Aermere und Geringere, und neben ihm auch der Friedliebende und Berechnende, lieber sein Recht aufgiebt, als daß er sich in die unsichern Bahnen des Rechtsganges wagt, wie dieß in mehr als einem Lande nur zu oft zu geschehen pflegt.

Ueber den Jugendunterricht, diese Bildungsanstalt für bürgerliche Tugenden und nützliche bürgerliche Wirksamkeit, sollte nie gehadert werden, und wo Hader entstanden ist, derselbe bald bessern Einsichten weichen. Durch Hohn und Spott geschieht dies nicht, und die Herzen der Jugend leiden von den Stacheln derselben. Die Ansprüche aller Volksclassen auf Bildung und denjenigen Unterricht, dessen sie bedürfen, müssen gleich geachtet und berücksichtigt werden. Ferne sei der Wahn, daß die Schulen den Collegien nachgesetzt werden dürfen, und heilig sei den Behörden jede der wenigen, bald vorübergehenden Stunden, die dem Volksunterrichte zugemessen werden können. Die Kargheit oder die Rohigkeit unwissender Eltern und mercantilische Gewinnsucht sollen an den Kindern keinen geistigen Raub begehen dürfen; allein auch die Behörden sollen nicht dem Praktischen unentbehrliche Stunden entziehen, insbesondere, wo durch andere Anstalten für das Bedürfniß gesorgt werden kann. Ueber Methoden und Einrichtungen, an denen ein großer Theil des Volkes hängt, breche man nicht den Stab, sondern lasse die Erfahrung walten. Diese wird am besten lehren, was das Zweckmäßigste sei. Eine alte Erfahrung zeigt, daß die gelehrtesten Männer meistens bescheiden sind, daß sie nicht dem Traumbild sich ergeben, ihr besonderes Fach oder auch mehrere Fächer, die sie bearbeiten, seien die ersten und wichtigsten. Gerade diese Männer sind am meisten von Pedantismus frei, der der Wissenschaft immer schadet. Die Schullehrer müssen jene bescheidenen Männer nachahmen, weil sie nur auf diesem Wege das Vertrauen und die Achtung ihrer Gemeinden sich erwerben und wohlthätig auf ihre Schüler wirken können. Das Beispiel vieler ihrer Amtsbrüder kann Diejenigen, die einer solchen Erinnerung bedürfen, am leichtesten belehren. Wo das Vorurtheil waltet, durch Unterricht und einige höhere Bildung könne man sogleich reich werden, Anstellungen erhalten und werde nicht mehr arbeiten müssen, wird es höchst nöthig, den Irrenden zu zeigen, daß von langem her viele Gelehrte arm und Unterrichtete ohne gute Anstellungen geblieben sind und daß, je weiter der höhere Unterricht sich ausdehnt, die Erlangung ökonomischer Vortheile schwerer werden muß; daß aber ein gewisser Grad von Bildung immer ein großer Gewinn bleibt, den Menschen vor mancher Täuschung bewahrt, sein häusliches Leben veredelt, ihn vor vielen Mißbräuchen seiner freien Zeit sichern und ihm dadurch mittelbar ökonomische Vortheile bringen kann.

Die Religion, das ist der Glaube an einen lieben, gütigen Gott, an eine waltende Vorsehung und eine bessere Zukunft, der aber nicht todter Glaube bleiben darf, sondern mit den Werken verbunden sein muß, sollte am wenigsten ein Gegenstand des Unfriedens werden; denn er ist die Lehre des Friedens. Wir erfreuen uns, daß die große Mehrheit unsers Volkes immer noch von diesem Geiste durchdrungen wird, ohne den im Staate kein Heil ist. Aber die wohlgesinnten Menschen sollen friedlich neben einander das Höchste suchen, unter dem Panier des Glaubens, wie es unsere großen Reformatoren emporgehoben haben. Prüfet Alles und behaltet das Gute; aber vergesset nie, daß auch geschrieben steht: „Wehe dem, der Aergerniß gibt!" Es sind unselige Mißgriffe begangen und unzeitige Versuche gemacht worden, von sehr Vielen in guter Absicht; aber unser Vaterland ist dadurch zerrissen, mancher Bürger desselben den Gegnern unsers Glaubens in die Arme geworfen worden, und sehr viel Gutes, wenigstens für eine Zeit lang, verloren gegangen. Gott wende auch künftig solche einseitige Versuche von uns ab, die viele tausend Redliche beunruhigen und nicht weniger auch der Arglist gefährliche Waffen in die Hände geben. Vor dem Religionsverächter, dem Spötter, nicht weniger aber auch vor dem Gleißner und Heuchler darf und soll man sich hüten; denn sie sind übertünchte Gräber. Was aber zu verdammen sei, entscheide nicht der Mensch; sondern er überlasse dieß einer höhern Macht.

Nie sollen wir vergessen, daß unter unserer Geistlichkeit eine nicht geringe Zahl ganz ihrem edlen Berufe lebt und heilsam in demselben durch treue Lehre und im Geiste des Friedens wirkt. Einem andern Theile dürfen wir es nicht verdenken, wenn er durch manches geärgert und gekränkt wurde; ebenso müssen wir der menschlichen Schwäche Rechnung tragen, der es schwer fällt, aus einer auch nur ein wenig gebietenden Stellung in eine bloß belehrende versetzt zu werden. Sind noch Andere durch unedle Beweggründe und Leidenschaften ihrer Bestimmung entfremdet worden, so sollen wir zwar bedauern, daß diejenigen, welche die Palme des Friedens empor zu halten bestimmt sind, Fehden und Haß verbreiteten; aber wir müssen nicht vergessen, daß in Zeiten, wie die gegenwärtigen, keine Volksclasse ohne dergleichen Verirrungen ist. Der höchste Grad der Leidenschaft würde es aber sein, wenn das Volk oder Viele aus demselben einen ganzen Stand

verdammen wollten, wenn ein Theil desselben seine Bestimmung vergessen hat. Aller Geistlichkeit ist an das Herz zu legen, daß sie bei ihrem Berufe bleibe, sich nicht in die Politik einmische und daß, wenn sie, wie ihr Amt es fordert, Sünden und Laster straft, sie aus diesen Rügen keine Parteisache mache.

Noch manches Wichtige wäre zu sagen, z. B. daß der Republikanismus nicht nur in Worten, sondern auch in Werken bestehe, daß die fortwährende Beibehaltung scharfer Parteinamen die Ruhigen im Volke vor einer Annäherung zurückschrecke, u. dgl. m.

Hier nur noch Folgendes:

Liebe Mitbürger! seid bei den Wahlen, insbesondere bei den wichtigern, nicht gleichgültig; denn von denen, die Ihr wählet, hängt ein großer Theil Euers Wohles und Wehes ab. Nur zu oft wird in Republiken, wie in andern Staaten, der Würdige dem Unwürdigern nachgesetzt. Denkt nicht, daß Geschwätzigkeit, Schlauheit u. dgl. einen Mann zum tüchtigen Volksvertreter machen. Hütet Euch zu glauben, daß einer, den Ihr erkaufen könnet, Euch treu bleiben werde; denn er wird sich auch von Andern gewinnen lassen, und so müsset Ihr, wie es in mehrern andern Ländern der Fall ist, mit Geld und mit Dienstleistungen erkaufen, was Ihr umsonst hättet haben können. Sehet vor Allem aus auf rechtschaffene Männer und wählet vorzugsweise solche, die Ihr beim Scheiden aus dieser Welt mit ruhigem Herzen Euern Kindern zu Vögten und Vormündern zu geben wünschen würdet; denn der Staat selbst ist eine unglückliche Waise, wenn ihm rechtschaffene Vorsteher fehlen. Stoßet mit Abscheu jeden zurück, der Euere Wahlstimme mit Geld oder mit Dienstleistungen erkaufen will. Prüfet genau einen jeden, der sich Euch empfiehlt. Hütet Euch, so lange das Land in Parteien getheilt ist, einen jeden, der sich als einen entschiedenen Parteimann darstellt, um deßwillen auch für einen guten Stellvertreter des Volkes zu halten; sondern forschet zuerst nach, was und wer er sei. Richtet Euere Aufmerksamkeit insbesondere auch auf solche, die sich nicht zu den Stellen hervordrängen, sondern im Hintergrunde stehen bleiben; unter diesen könnet und werdet Ihr manchen Würdigen und Tauglichen finden, wenn Ihr sie wohl erforschet. Solche

Männer sind, wenn sie gewählt werden, es dem Vaterlande schuldig, demselben wenigstens eine Zeit lang ein Opfer zu bringen. Wenn die ungestümen Fuhrleute den Wagen umwerfen, müssen oft die Besonnenen ihn wieder aufrichten, und sie lernen daraus, daß sie besser gethan hätten, ihn führen zu helfen, ehe Fracht und Fuhrwerk geschädigt waren. Vergesset nie, bei der Auswahl von Beamten darauf zu sehen, ob sie die erforderlichen Kenntnisse besitzen; denn es wird immer nothwendiger, daß die Beamten unterrichtet seien. Diejenigen, welche in den Behörden, wo sie sitzen, nicht begreifen, warum es zu thun ist, helfen Euch und ihrem Amte nicht, und sind meistens das Werkzeug und Spielwerk der List. Ferne sei es aber, daß Ihr nicht auch dem richtigen Verstande und dem gesunden Sinne eines Biedermannes Euer Vertrauen schenken sollet, der in seiner einfachen Sprache oft so richtig urtheilt, als der Staatsmann und der Gelehrte, und im großen Rathe an der rechten Stelle steht.

Bezahlt Euere Beamten nicht kärglich. Sie sollen nicht zu Anwendung schlechter Mittel gereizt werden. Man muß durch angemessene Besoldungen verhüten, daß die Stellen nicht mit unfähigen Leuten bekleidet seien, die nichts Besseres zu erlangen fähig sind. Besoldet aber auch die Beamten nicht zu hoch, damit Ränkesucht und Habsucht nicht gereizt werden, bei jedem günstigen Anlaß einen Beamten zu verdrängen und einen andern in seine Stelle einzuschieben. Es ist höchst verderblich und ungerecht, getreue und tüchtige Beamte von ihren Stellen zu entfernen. Lieber besolde man sie mäßig und lasse sie an ihren Stellen, so lange sie dazu tauglich sind.

Ihr, die Ihr nach öffentlichen Stellen trachtet, oder die Ihr zu solchen berufen werdet, prüfet Euer Inneres, ob Ihr das Volk, dessen Wohl Ihr besorgen sollet, wirklich von Herzen liebet. Es ist nicht die Rede von jedem Einzelnen, der nicht immer dieser Liebe werth ist, sondern von dem Ganzen, von dem Größern, von dem Bilde des Vaterlandes. Für diese soll jeder gute Bürger mit Liebe erfüllt sein, und wem es an dieser Liebe fehlt, der erkenne, daß er nicht geeignet ist, ein guter Beamter zu werden, am wenigsten an höhern Plätzen zu stehen.

Glieder der Regierung und der Gesetzgebung! regiert nicht zu viel, nicht bloß nach Euern Ideen, sondern prüfet immer zuerst, was die Bedürfnisse des Volkes und dessen gerechte Wünsche fordern. Die Gesetzgebung beschränke sich auf das durchaus Nothwendige und Zweckmäßige und ermüde das Volk, welches nicht gern immer neue Vorschriften einstudirt, nicht durch unzeitige Vielthätigkeit. Es ist ein vielleicht zu hartes Wort eines Weisen des Alterthumes, wenn er sagt: „Je verdorbener der Staat, desto zahlreicher sind dessen Gesetze"; aber der Gedanke ist nichts desto weniger beherzigungswerth und zeigt, daß man nicht sogleich damit prunken müsse, wenn man eine Menge von Gesetzen aufstellt.

Nie sehe eine republikanische Regierung sich wie einen Anführer einer Kriegerschaar an, auf dessen Wort alles sogleich in einem Takte sich bewegen soll. Sie muß zwar, so viel wie möglich, darauf halten, daß ihre Verordnungen befolgt werden; aber sie soll desto bedachtsamer sein, ehe sie dergleichen trifft. Sie muß die Volksstimmung beherzigen und sich nicht dem Wahne hingeben, daß sich immer Theile des Volkes finden werden, durch welche man den Widerspruch Anderer sogleich niederschlagen kann.

Verkenne man nicht, daß der größere Theil des Volkes nicht wünscht, daß der Staatswagen wie durch ein rasches Pferdegespann geführt werde. Es hofft und erwartet, daß die Regierung für das Volk sorge. Man hat sich sehr geirrt, wenn man das sogeheißene väterliche System unbedingt verspottete. Allerdings taugt jenes anmaßende, väterlich sein sollende System nicht, in welchem man das Volk wie unmündige Kinder behandeln und gleichsam mit der Ruthe leiten will. Immer wird dagegen jenes System wohlthätig wirken, in welchem die Regierung einem klugen und erfahrenen Vater gleicht, der, von seinen erwachsenen Söhnen umgeben, die ihm ihr Vertrauen schenken, auf sie und auf ihr Bestes bedacht ist. Will man indeß von einem väterlichen Systeme nichts mehr hören, so walte wenigstens ein brüderliches, und niemals weder ein schulmeisterliches, noch dasjenige eines nur nach seiner Amtsvorschrift kurzweg verfahrenden Verwalters.

Die volle Freiheit der Verhandlungen und der Presse sollen uns heilig sein; aber trachten wir, daß sie so wenig als möglich ihrer schönen Bestimmung unwürdig werden. Verletzt das Ausland unsere Rechte und unser gerechtes Ehrgefühl, so darf der Republikaner nicht schweigen; aber er soll nie in seiner Sprache zur Gemeinheit herabsinken. Wenn unsere Ahnen die Kriegerschaaren der Fürsten darniederschmetterten, so führten sie dennoch gegen diese eine Sprache, die der größte Theil von uns allzudemüthig finden könnte. Vermeiden sollen wir aber jenen thörichten Trotz und jene beleidigenden Ausfälle gegen die Mächtigen der Erde, die zwar der Brust des Einzelnen aufrichtig entströmen können, nie aber gut sind, oft hingegen von andern nur geführt werden, um vor den Augen der Mitbürger als Kraftmänner zu prunken. Alle diese Ausfälle bringen die Mächtigen gegen Euch auf und geben Euern Gegnern, die ihnen oft niedrig schmeicheln, ein gewonnenes Spiel, um Euch als gefährliche Feinde jener Mächtigen zu schildern. Könnet Ihr Euch verwundern, daß Ihr unter solchen Umständen oft verkannt werdet und bei großen Krisen allein stehet, während daß diejenigen, welche in der Eidsgenossenschaft nicht nur nichts Gutes aufkeimen lassen wollen, sondern auch das vorhandene Gute zu zertreten suchen, sich öfterer Begünstigungen zu erfreuen haben? Sollen wir auch unter edeln Bestrebungen die Unklügern sein?

Bewohner der Zürichsee-, der Rhein-, Thur-, Töß-, Glatt-, Limmat-, der Gebirgs- und der Albisgegend! höret auf, um kurzer Verirrungen willen euch zu hassen und zu beleidigen; erkennet, daß Euer Wohl auf Euerer Eintracht beruhet!

Zürich, Winterthur, Landschaft! bedenket das Nämliche. Gewinnen werdet Ihr durch fortgesetzten Kampf nichts. Wunden könnet Ihr Euch schlagen und Einzelne von der Gegenpartei Euern Zorn fühlen lassen. Die einen von Euch können die andern politisch, diese letztern jene vielleicht ökonomisch in einem gewissen Grade aushungern; aber alles dieß fällt zermalmend auf das ganze Vaterland und auf jeden Einzelnen zurück, weil dadurch auch die letzten Ueberbleibsel von Wohlstand, Credit und Wohlwollen verschwinden müssen. Bedenkt das einstige Ansehen Zürich's! Soll es ganz verloren gehen? Bedenket aber noch mehr den

schmählichen Untergang manches Freistaates, den ähnlicher Hader zerstört hat, und vergeßt nicht, daß der Spott der Welt und die Verwünschungen der spätesten Enkel Diejenigen verfolgen, deren Egoismus die Schuld davon trägt!

Gott verhüte solche Verschuldigungen durch seine Gnade.



Nachträgliche Anmerkung des Herausgebers
zu S. 226.

Herrn Professor Dierauer verdanke ich folgende Notizen betreffend das Schriftchen: „Sargans und Utznach.“ Zürich, im November 1814. (16 S.) Müller-Friedberg schrieb an Paul Usteri am 11. November: « Je remercie le patriotisme de M. Meyer de Knonau, dont le mérite n'a jamais été douteux. Huber & Comp. se chargent du manuscrit et de la distribution et je vous enverrai des exemplaires pour l'auteur plus bénévole peut-être que le lecteur ». Am 19. November ging in ähnlicher Weise die Nachricht nach Zürich an Usteri: « Voici, mon cher ami, un petit tribut de Huber & Comp. pour M. Meyer de Knonau. Les idées de cette brochure sont bonnes, parcequ'elles sont vraies. Quant à l'effet, il peut être bon aussi pour faire ouvrir les yeux aux gouvernements suisses; dans les pays il sera de peu d'effet. Bien des assurances de mon estime à l'auteur! »











